UNIV. OF
TORONTO
LIBRARY

Geschichte

des

Ursprungs und der Entwickelung

des französischen Volkes.

Dritter Band.

Geschichte

der

Ursprünge und der Entwickelung

des französischen Volkes.

Dritter Band.

HF
A747g

Geschichte

des

Ursprungs und der Entwickelung

des

französischen Volkes,

oder

Darstellung der vornehmsten Ideen und Fakten, von denen die französische Nationalität vorbereitet worden und unter deren Einflusse sie sich ausgebildet hat.

Von

Eduard Arnd.

Fata nos ducunt, et quantum cuique restet, prima nascentium hora disposuit. Causa pendet ex causa, privata ac publica longus ordo rerum trahit.

SENECA *de Providentia c. V.*

Dritter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1846.

8702
20/11

Inhalt des dritten Bandes.

Sechstes Buch.

Gelangung der bourbonischen Linie auf den französischen Thron in der Person des bisherigen Königs von Navarra, als König von Frankreich Heinrich IV. genannt. — Schwierige Stellung dieses Fürsten bei seinem Regierungsantritt. Er stützt seine Ansprüche einzig auf sein Geburtsrecht, denn die Ligue und die Masse des katholischen Volkes verwerfen ihn als einen Hugenotten. Selbst seine Anhänger unter den Katholiken verlangen von ihm eine Religionsveränderung 6. — Verhalten Heinrich's IV. in dieser Beziehung. Versprechen, das er seinen katholischen Anhängern ausstellt. Charakter dieses Compromisses. Er befriedigt dadurch die Katholiken in seiner Partei nicht. Viele von ihnen verlassen ihn 10. — Mayenne, der Heinrich's IV. Vorschläge zu einem Vergleiche abgewiesen, läßt den Kardinal von Bourbon unter dem Namen Karl X. zum Könige ausrufen. Heinrich IV. wird von einigen seiner Vertrauten gerathen, den Kardinal von Bourbon zu seinem Mitkönige zu ernennen oder sich nach England zu wenden und der Königin Elisabeth Hülfe persönlich nachzusuchen. Er verwirft diese Vorschläge und bezieht ein festes Lager bei Dieppe. Nachdem er einige Verstärkungen an sich gezogen, rückt er auf Paris vor. Vertheidigung der pariser Bürger und Mönche. Plünderung der Vorstädte 13. — Große politische Klugheit Heinrich's IV. in der Art, wie er seine Religionsveränderung aufschiebt. Die Ligue. Ihre Schwäche und Uneinigkeit 14. — Schlacht von Ivry. Tod des Kardinals von Bourbon, von der Ligue König Karl X. genannt. Heinrich IV. belagert Paris. Großes Elend in dieser Stadt. Sie wird durch den Herzog Alexander Farnese entsetzt 17. — Stellung der Parteien. Intriguen zur Thronerhebung des Kardinals von Vendome. Heinrich IV. vereitelt sie und ruft das protestantische Ausland zu Hülfe. Innere Spaltungen unter der Ligue und deren Häuptern. Ihr Sinken 22. — Belagerung und Entsatz von Rouen 23. — Mayenne ruft in seiner Eigenschaft als Generallieutenant des Königreiches die Reichsstände zusammen. Ihre und des französischen Volkes Abneigung gegen Spanien und dessen Einmischung in die inneren Verhältnisse Frankreichs. Zunehmende Verwirrung im Lande. Stimmung für eine endliche Ausgleichung in den streitenden Parteien und der Mehrheit der Nation. Heinrich IV. tritt zur katholischen Kirche über 27. — Seine Macht und sein Ansehen nehmen rasch zu. Seine Krönung in Chartres. Er nimmt Paris ein 31. — Allmälige Unterwerfung der Ligue. Heinrich IV. erklärt Philipp II. den Krieg. Friede von Vervins, der dem Kriege zwischen Frankreich und Spanien ein Ende macht 37. — Heinrich's IV. innere Politik. Sein Mißtrauen gegen die Hugenotten. Edikt von Nantes 40. — Die friedliche Epoche seiner Regierung beginnt. Er ordnet die Großen der Krone mehr als bisher geschehen unter. Billigung dieses Systems von Seiten des Volkes 45. — Sully's

Bemühungen für Landeskultur und Industrie. Große innere Verbesserungen und Erhebung des nationalen Wohlstandes 47. — Heinrich's IV. Stellung zum Auslande. Unzufriedenheit einiger Großen mit ihm. Verbindungen derselben mit dem Herzoge von Savoyen. Kurzer Krieg gegen diesen Fürsten. Complot des Herzogs von Biron. Sein Proceß und seine Hinrichtung 52. — Heinrich's IV. Privatleben. Seine Vermählung mit Maria von Medicis. Seine Sittenlosigkeit 55. — Heinrich's IV. Plan gegen Spanien. Sein Wunsch, Frankreich zu vergrößern. Sein Streben, das Haus Oesterreich zu demüthigen. Seine Liebe zu Charlotte von Montmorency, vermählten Prinzessin von Condé. Er schickt sich zu einem Kampfe gegen Oesterreich an. Seine öffentliche und persönliche Stellung in diesem Moment. Seine Ermordung 60. — Rückblick auf seine Regierung. Versammlung der Notabeln in Rouen. Abnehmen des Gefühls der politischen Freiheit in der Nation. Großer Charakter dieses Fürsten. Bedeutung seiner Epoche 69. — Maria von Medicis wird zur Regentin während der Minderjährigkeit ihres Sohnes Ludwig's XIII. ernannt. Die Regentschaft gewinnt die Großen für sich. Ihre Politik im Innern und nach Außen 74. — Charakter der Königin Maria von Medicis, des Hofes, der Großen. Vergleichung zum Mittelalter. Die Parteien und ihre Führer. Streitigkeiten unter den Großen 78. — Maria von Medicis verläßt Heinrich's IV. Politik gegen Oesterreich 79. — Doppelter Vermählungsentwurf und Bündniß mit Spanien. Unzufriedenheit der Prinzen von Geblüt mit dem spanischen Bündniß 81. — Besorgnisse der Hugenotten. Schwäche und Schwanken der Regierung 84. — Maria's von Medicis Günstlinge. Concini. Seine Intriguen 85. — Der Prinz von Condé. Die Guisen. Epernon. Sinkendes Ansehen der Regierung unter der Regentschaft. Kühnheit und Ansprüche der Großen. — Ludwig XIII. wird für volljährig erklärt. Sein Charakter 89. — Zusammenberufung der Reichsstände. Das Parlament von Paris ergreift die Partei der Prinzen und Großen. Condé nähert sich den Hugenotten. Unterwerfung Condé's und seiner Anhänger. Seine Verhaftung 95. — Richelieu's erstes Ministerium. Ermordung Concini's, von den Franzosen gewöhnlich Marschall d'Ancre genannt. Verhaftung und Verweisung der Königin Mutter nach Blois 97. Luynes, Ludwig's XIII. Günstling. Versammlung der Notabeln zu Rouen 100. Intriguen zur Rückkehr Maria's von Medicis. Richelieu, ihr Rathgeber. Vertrag zu Angouleme 102. — Unruhen der Großen. Ihre Ursachen und Folgen. Unterdrückung der Konföderation der Großen 104. — Frankreichs fehlerhafte Politik nach Außen. Es versäumt, Neapel dem spanischen Joche zu entziehen und den Pfalzgrafen Friedrich V. auf dem böhmischen Throne zu erhalten 105. — Ludwig's XIII. Stellung zu den französischen Protestanten. Synode von La Rochelle. Der König zieht gegen die Hugenotten zu Felde. Ihre Besiegung. Vertrag von Montpellier 109. — Oesterreichs Pläne auf Unterwerfung Deutschlands und Italiens und die Erlangung einer entschiedenen Suprematie in Europa gerichtet. Streitigkeiten um das Veltlin. Nothwendigkeit für Frankreich, das Umsichgreifen Oesterreichs zu hindern 112. — Richelieu's Berufung in den Staatsrath 113. — Stellung der beiden Linien des Hauses Oesterreich. Charakter und Politik ihrer Souveraine 115. — Richelieu's Plan gegen Oesterreich. Bündnisse mit auswärtigen Mächten. Richelieu's Verhalten gegen die Hugenotten. Er täuscht alle Alliirten Frankreichs, indem er mit Spanien den Frieden von Monçon abschließt 120. — Richelieu's Stellung zu Ludwig XIII., zur königlichen Familie und zum Hofe. Sein Charakter und Talent. Intriguen und Complote wider ihn. Er bestraft die gegen ihn verschwornen Großen. Sein Entschluß zur Unterwerfung der Hugenotten. Schwäche dieser Partei 128. — Richelieu versammelt die Notabeln. Verhältniß zu England. Belagerung und Einnahme von La Rochelle. Friede von Alais 132. — Krieg in Italien wegen der mantuanischen Erbschaft. Theilnahme Frankreichs an diesem Kriege. Beendigung desselben. Vortheile für Frankreich 135. — Erstes Auftreten Mazarin's. Ludwig's XIII. Mutter und Gemahlin beschließen Richelieu's Sturz. Dessen Rache an den Theilnehmern dieses Complots 138. — Richelieu sucht dem Hause Oesterreich Feinde zu erwecken. Sein Bündniß mit Schweden. Seine Politik und deren allgemeine Bedeutung 141. — Gaston von Orleans, Bruder Ludwigs XIII.,

fällt in Frankreich ein. Der Herzog von Montmorency verbündet sich mit ihm. Mißlingen dieser Unternehmung. Montmorency wird gefangen und hingerichtet. Richelieu's Rache an seinen Feinden 145. — Protestantische Konföderation zu Heilbronn. Richelieu's Vorwand, Lothringen zu erobern. Richelieu arbeitet fortwährend dem Hause Oesterreich entgegen. Nothwendigkeit dieser Politik für Frankreich 149. — Ferdinand II. Katholicismus und Protestantismus 163. — Vergleich zwischen den beiden Linien des Hauses Oesterreich 166. — Stellung Frankreichs zum Auslande. Vorwand zum Kriege gegen Oesterreich. Vorbereitungen und erster Feldzug. Erfolglosigkeit desselben. Auffindung von Mitteln zur Fortsetzung des Krieges. — Erblichkeit und Käuflichkeit der Aemter 174. — Zweiter Feldzug gegen das Haus Oesterreich. Ergebnisse desselben 176. — Neues Complot gegen Richelieu, an dessen Spitze Gaston von Orleans und der Graf von Soissons standen. Erfolglosigkeit desselben 177. — Feldzug von 1637. Tod Kaiser Ferdinand's II., des Herzogs von Savoyen und des Herzogs von Mantua 178. — Intriguen in der Nähe des Königs gegen Richelieu. Die Gemahlin Ludwig's XIII., Anna von Oesterreich, nimmt an ihnen Theil. Richelieu weiß die Königin zu schrecken und zwingt sie zu einer schriftlichen Erklärung der Reue. Er söhnt sie hierauf mit ihrem Gemahle aus. Anna wird guter Hoffnung. Stiftung des Gelübdes „le voeu de Louis XIII." genannt. Gewaltsame Mittel, die Richelieu anwendet, um die zur Fortsetzung des Krieges nöthigen Mittel herbeizuschaffen 181. — Sieg Bernhard's von Sachsen-Weimar bei Rheinfelden. Tod des Herzogs von Rohan in Genf 182. — Der Krieg in den Niederlanden, in Italien, an den Pyrenäen. Trauriger Zustand Deutschlands 184. — Erfolglose Friedensversuche. Feldzug von 1639. Bernhard von Sachsen-Weimar stirbt 186. — Empörung Cataloniens gegen die spanische Regierung. Es stellt sich unter den Schutz Frankreichs. Portugal reißt sich um diese Zeit von Spanien ab 188. — Feldzug von 1640. Arras und Turin werden von den Franzosen eingenommen. Erstes Auftreten des Herzogs von Enghien, nachmals unter dem Namen des großen Condé berühmt 190. — Hohe Stellung Richelieu's im In- und Auslande. Empörung des Grafen von Soissons. Der Kaiser und der König von Spanien versprechen ihm Hülfe. Der Herzog von Bouillon und viele mißvergnügte Große treten dem Bunde gegen Richelieu bei. Schlacht von La Marfée. Soissons' Tod 193. — Feldzug von 1641. 194. — Sully's Tod. Gründe der Unzufriedenheit mit Richelieu's Verwaltung. Neue Verschwörung gegen ihn. Cinq-Mars, de Thou u. s. w. Ihre Absichten 197. — Feldzug von 1642. Entdeckung und Vereitelung der letzten Verschwörung. Hinrichtung Cinq-Mars' und de Thou's 199. — Richelieu's letzte Krankheit. Sein Tod 201. — Berufung Mazarins in das Ministerium. Erste Handlungen desselben. Ludwig's XIII. letztwillige Verfügung. Sein Tod. Sein Charakter. Rückblick auf seine Regierung 207. — Paris unter Heinrich IV. und Ludwig XIII. Sitten der Bevölkerung. Aeußeres Ansehen der Stadt. Gründung des Hospitals St. Louis. Vollendung des Pont neuf. Errichtung zweier Dominikanerklöster, das eine, wo jetzt der Marché St. Honoré ist und wo in der Revolution der Jakobinerklub seine Sitzungen hielt, das andere zwischen den Straßen Bac und St. Dominique, das in ein Artilleriemuseum umgewandelt worden. L'Eglise de l'Oratoire in der Straße St. Honoré, jetzt Temple de l'Oratoire genannt. Val de Grace. Soeurs grises im Faubourg St. Denis. St. Roch. Pallast Luxenburg. Palais royal. Stiftung der Academie française. Große königliche Druckerei. Jardin des Plantes 218.

Siebentes Buch.

Anna von Oesterreich, die Wittwe Ludwig's XIII., wird zur Regentin während der Minderjährigkeit ihres Sohnes, Ludwig's XIV., ernannt. Umstoßung des Testaments Ludwig's XIII. Mazarin, erster Minister. Widerstand gegen ihn. Der Herzog von Beaufort und die Importans. Mazarin's Sieg über sie 227. — Vergleichung zwischen Mazarin und Richelieu 229. — Mazarin setzt Richelieu's innere und auswärtige Politik fort. Feldzug von 1643. Sieg der Franzosen über die Spanier

bei Rocroy 230. — Mazarin's Finanzpläne. Seine Streitigkeiten mit dem Parlament 232. — Feldzug von 1644. Schlacht von Freiburg. Einnahme von Gravelingen, Mainz, Worms und Speier durch die Franzosen. In Catalonien sind sie im Nachtheil. Erhebung der französischen Nationalität in dieser Epoche. Zunehmendes Selbstgefühl der Franzosen in fast allen Ständen 234. — Feldzug von 1645. Schlacht von Nördlingen 235. — Innerer Zustand Frankreichs 239. — Mazarin's Stellung und Einfluß auf die Regentin 241. — Feldzug von 1646. Die Franzosen nehmen den Spaniern Courtray und Dünkirchen ab. Sie dringen unter Turenne, mit den Schweden vereinigt, in das Innere von Deutschland vor 242. — Streit Mazarin's mit Papst Innocenz X. 244. — Die Factionen Condé und Orleans streiten um den vorherrschenden Einfluß am Hofe und im Lande. Feldzug von 1647. Die Franzosen rücken immer weiter in Deutschland vor und zwingen den Kurfürsten von Baiern zu einem Waffenstillstande. Unternehmung des Herzogs von Guise gegen Neapel. Sie verunglückt, weil Mazarin den Herzog nachdrücklich zu unterstützen versäumt 247. — Feldzug von 1648. Sieg des Prinzen von Condé bei Lens über Spanier und Oesterreicher. Schlacht von Sommerhausen, in der Turenne die Oesterreicher schlägt 248. — Friedensunterhandlungen zu Münster und Osnabrück. Mazarin ist zur Fortsetzung des Krieges geneigt. Er schließt endlich mit dem Kaiser und dessen deutschen Verbündeten einen Vergleich ab, bleibt aber mit Spanien im Kriege 249. — Congreß von Münster und Osnabrück. Westphälischer Friede. Dessen Vortheile für Frankreich 253. — Innerer Zustand Frankreichs. Vergleich zwischen Anna von Oesterreich und Maria von Medicis, zwischen Richelieu und Mazarin. Frankreich und Italien im siebenzehnten Jahrhundert 260. — Mazarin und das pariser Parlament. Streit zwischen ihnen. Arrêt d'Union. Einfluß des Parlaments auf das Volk 264. — Die Fronde. Die sieben und zwanzig Fundamentalartikel. Aufstand des Pariser Volkes. Scheinbare Nachgiebigkeit des Hofes. Conferenzen zwischen den Abgeordneten des Hofes und des Parlaments. Charakter der von der Fronde ausgehenden Bewegung 273. — Das Parlament will eine Reform der Administration, aber keine Beschränkung des monarchischen Princips. Verhalten der Prinzen und Großen bei den Conferenzen zu St. Germain. Ihr Hang zu Gewalt und Intrigue 276. — Feindschaft zwischen Orleans und Condé. Gondi, unter dem Namen des Coadjutors und Kardinals von Retz berühmt 278. — Widerstand des Parlaments gegen die Regentin und Mazarin. Von beiden Seiten rüstet man sich zum Kriege. Widerspruchsvolle Grundsätze und schwierige Stellung des Parlaments. Der Adel bei dem Kampfe des Parlaments. Hervorragende Charaktere der Epoche: Condé, Molé, Gondi 283. — Mazarin's Maßregeln gegen das Parlament. Beide Theile sind zu einem Vergleiche geneigt. Vertrag von Ruel 288. — Der Krieg zwischen Frankreich und Spanien dauert an der belgischen Grenze, in Oberitalien und Catalonien, aber ohne entscheidende Resultate, fort. Condé söhnt sich mit den Häuptern der Fronde aus. Er will sich an die Spitze der Regierung stellen. Sein Streit mit Mazarin. Intriguen zwischen dem Prinzen und dem Kardinal. Condé entzweit sich mit den Großen und dem Adel. Sein rücksichtsloser Uebermuth. Condé's, Conti's und Longueville's Verhaftung 296. — Tragisches Geschick vieler Prinzen und Großen in Frankreich 297. — Aristokratie. Demokratie. Monarchie. Betrachtungen über diese politischen Formen 299. — Die neue Fronde. Der Adel mißbilligt das Verfahren der Regierung gegen Condé. Die Herzoginnen von Longueville und Bouillon. Stimmung und Sitten jener Zeit. Liebesabenteuer durchkreuzen sich mit politischen Plänen 304. — Die Prinzessin von Condé entflieht mit ihrem Sohne nach dem Süden. Ein großer Theil des Adels und das Parlament von Bordeaux nehmen ihre Partei. Mazarin geht mit einem Heere nach dem Süden. Vergleich mit der Prinzessin von Condé 308. Der Krieg gegen Spanien wird unterdessen, aber matt fortgeführt, zuletzt aber die Schlacht von Smide von den Franzosen unter dem Befehle des Marschalls du Plessis gewonnen 310. — Anstalten zu Condé's Befreiung. Das Parlament verbannt Mazarin aus Frankreich. Condé's Rückkehr. Mazarin hat Frankreich verlassen müssen. Gründe, warum die Fronde seine Abwesenheit nicht mehr benutzt. Innere Uneinigkeit in derselben. Die Regentin bleibt mit dem

Kardinal in steter Verbindung und handelt nur nach seinem Rathe. Sie zerfällt wiederum mit Condé. Feindschaft zwischen Condé und Gondi. Heftige Scenen im Parlament. Die Regentin schließt sich dem Parlament gegen die Prinzen und Großen an. Ludwig XIV. wird für volljährig erklärt 317. — Condé rüstet sich zum Kriege. Seine Partei. Seine Gegner. Er beginnt den Krieg in Guienne 320. — Molé wird zum Siegelbewahrer ernannt. Mazarin kehrt nach Frankreich zurück. Gondi's Intriguen. Er will den Herzog von Orleans an die Spitze einer eigenen Partei, zwischen der Königin und Condé ein Gleichgewicht zu halten bestimmt, stellen, aber Orleans' Schwäche verhindert die Ausführung dieses Plans 322. — Schlacht von Bleisnau zwischen Condé und Turenne ohne entscheidenden Erfolg. Condé erscheint in Paris. Verhalten des Parlaments. Stellung der Parteien. Kampf im Faubourg St. Antoine zwischen Condé und Turenne 325. — Condé's Benehmen nach dem Einrücken in Paris. Verlangen der Hauptstadt nach Frieden. Königliche Erklärung an das Parlament. Es unterwirft sich derselben. Die Bewegung der Fronde hört auf. Mazarin wird wieder Minister 328. — Condé wird des Hochverrathes schuldig erklärt. Er tritt in spanischen Dienst. Der spanisch-französische Krieg unter Condé und Turenne 330. — Demüthigung des Parlaments. Flucht Gondi's 332. — Mazarin's Politik gegen das Ausland. Seine Geneigtheit zum Frieden mit Spanien. Mazarin's innere Verwaltung. Der Krieg mit Spanien dauert unterdessen an der niederländischen Grenze, in Oberitalien und Catalonien, aber bis zur Schlacht bei Dünkirchen, in der Turenne Condé schlägt, ohne besondere Entscheidung fort 337. — Mazarin schlägt dem spanischen Hofe eine Verbindung zwischen dem jungen Könige von Frankreich und der Infantin Maria Theresia, Tochter Philipp's IV., vor. Dies wird angenommen und die übrigen einer endlichen Ausgleichung entgegenstehenden Schwierigkeiten werden ebenfalls beseitigt. Mazarin's Zusammenkunft mit dem spanischen Principalminister Luis de Haro in der Fasaneninsel. Pyrenäenfriede. Seine Bedingungen. Sie sind Frankreich günstig 339. — Ludwig XIV., seine Mutter und der Kardinal brachten den Winter in Südfrankreich zu. Condé stellt sich in Toulouse dem Könige vor und erhält seine Verzeihung. Gaston von Orleans, der Bruder Ludwig's XIII., stirbt. Zusammenkunft des französischen und spanischen Hofes an der Bidassoa und Vermählung Ludwig's XIV. Lage Europa's um diese Zeit. Beilegung fast aller bisherigen Kriege und streitigen Ansprüche und Aussicht auf einen langen Frieden 340. — Mazarin's Tod. Innerer Zustand Frankreichs in dieser Epoche. Ludwig XIV. Seine Erziehung. Geist und Persönlichkeit dieses Königs. Sein Entschluß, selbst zu regieren. Günstige Verhältnisse, die ihn umgeben. Seine Minister 364. — Sein Verhalten gegen Spanien und den Papst. Vergleich von Pisa 368. — Unterhandlungen mit Portugal und Lothringen. Verträge mit England und Schweden. Vermehrung und Verbesserung des stehenden Heeres 371. — Colbert. Sein System und seine Verwaltung 374. — Ludwig's XIV. Verhältniß zu den religiösen Interessen seines Volkes. Jansenisten. Jesuiten. Hugenotten 381. — Frankreich in den ersten Jahren seiner Regierung. Seine Sorge für Wissenschaft und Kunst. Errichtung neuer Akademien 383. — Ludwig's Verhältniß zu Spanien. Seine Absichten bei einem etwaigen Aussterben der österreichischen Dynastie in diesem Lande. Lyonne's Politik. Ludwig's XIV. Ansprüche auf die spanischen Niederlande 386. — Seine Politik in Bezug auf England und Holland 388. — Ludwig's XIV. Einfall in die spanischen Niederlande. Tripelallianz zwischen England, Holland und Schweden gegen Frankreichs Umsichgreifen. Eroberung der Franche-Comté durch den Prinzen von Condé. Friede von Aachen. Dessen Bedingungen 392. — Ludwig XIV. zieht immer mehr die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich. Seine Stellung als Souverain. Seine Vorzüge, seine Mängel. Seine Thätigkeit, seine Verschwendung. Druck, der auf den producirenden Klassen in Frankreich lastet. Bedeutung des Hofes unter Ludwig XIV. Persönliche Verhältnisse Ludwig's XIV. Seine Unsittlichkeit. Einfluß derselben 401. — Seine günstige Stellung zum Auslande. Sein Einfluß auf Karl II. von England. Seine politischen Grundsätze 405. — Ludwig's XIV. Verhältniß zu den Hugenotten. Lage des Protestantismus in Frankreich. Gründe, warum dieser König ihm abge-

neigt ist. Haß des Volkes gegen die Hugenotten. Schritte Ludwig's XIV. gegen dieselben. Er fängt sie, obwohl langsam, aber immer steigernd zu verfolgen an 412. — Ludwig's XIV. Stellung zu Holland. Zustand dieses Landes. Krieg gegen Holland. Volksaufstand im Haag. Folgen desselben. Die Franzosen erobern Mastricht 419. — Bruch der französisch-englischen Allianz. Hollands Verbündete. Wiedereroberung der Franche-Comté. Schlacht bei Senef. Turenne geht über den Rhein und verheert die Pfalz. Sein Tod. Turenne's Charakter 424. — Krieg gegen Spanien. Seeschlacht im Golf von Catanea. Die spanisch-holländische Flotte wird von der französischen fast vernichtet 427. — Ludwig XIV. sehnt sich nach Frieden. Geneigtheit seiner Feinde zur Fortsetzung des Kampfes. Erfolge der französischen Waffen 430. — Congreß von Nimwegen. Friede mit Holland und Spanien. Der Krieg mit dem Kaiser dauert fort. Crequi schlägt den österreichischen General Stahrenberg, die Truppen des Kurfürsten von Brandenburg und verheert die deutschen Besitzungen des Königs von Dänemark. Endlich allgemeiner Friede zwischen den kriegführenden Mächten 434. — Ludwig XIV. auf dem Gipfel seiner politischen Größe. Sein Regierungssystem, sein Hofleben, seine Verschwendung. Vermehrung der Abgaben. Druck der Verwaltung. Lage des Ackerbaues und der städtischen Industrie 437. — Moralischer Zustand der Nation. Uebler Einfluß der Großen und des Hofes auf dieselbe. Sittliche Verdorbenheit der höhern Klassen 442. — Ludwig's XIV. drohende Stellung gegen Außen nach dem Frieden. Reunionskammern. Wegnahme von Straßburg 444. — Ludwig's XIV. Streitigkeiten mit dem Papst Innocenz XI. Versammlung des französischen Klerus. Die vier Artikel der gallikanischen Kirche. Betrachtungen über dieselben 449. — Ludwig's XIV. Pläne auf Savoyen. Sein Angriff auf Spanien. Waffenstillstand unter Hollands Vermittelung. Bombardement von Genua 452. — Veränderung, die im Charakter dieses Königs vorgeht. Steigende Verhärtung und Selbstsucht. Bigotterie und Despotismus. Verfolgung der Hugenotten. Zurücknahme des Edikts von Nantes. Aufhebung des Protestantismus in Frankreich 457. — Aeußere Gegner Ludwig's XIV. Wilhelm von Oranien. Der Augsburger Bund. Zunehmender Einfluß der Jesuiten 460. — Streit wegen des Asylrechts in Rom mit Innocenz XI. 461. — Verfolgung des Quietismus 462. — Steitigkeiten über die Wahl des Kurfürsten von Köln. Ludwig XIV. bemächtigt sich, um sich an dem Papste zu rächen, Avignon's, und schickt unter seinem Sohne, dem Dauphin, ein Heer gegen Deutschland 464. — Englische Thronrevolution. Vertreibung Jakob's II. Aufnahme desselben in Frankreich. Der Prinz von Oranien wird unter dem Namen Wilhelm III. zum Könige von England erwählt. Allgemeiner Bund gegen Ludwig XIV. Gefährliche Lage Frankreichs. Die Franzosen in der Pfalz und in Piemont. Der Marschall von Lurenburg schlägt die Verbündeten bei Fleurus. Savoyen tritt dem Bunde gegen Frankreich bei. Erfolge der französischen Waffen in den Niederlanden. Tod des Marquis von Louvois. Vernichtung der französischen Flotte bei La Hogue. Grausamkeit der damaligen Kriegführung. Betrachtungen hierüber 476. — Frankreichs Erschöpfung macht Ludwig XIV. zum Frieden geneigt, aber die Verbündeten sind zur Fortsetzung des Krieges entschlossen. Schlacht von Neerwinden. Grausamkeit der Franzosen in Heidelberg. Ihr Raub- und Brandkrieg in Piemont 479. — Betrachtungen über den Charakter und das Schicksal des Bürgers und Landmannes in jener Epoche. Seine Leiden. Seine Hülflosigkeit 481. — Unterhandlungen mit Savoyen. Kopfsteuer in Frankreich. Gewaltsame Rekrutirungen 483. — Friede und Allianz mit Savoyen. Eröffnung des Friedenscongresses zu Ryswick. Bedingungen des ryswicker Friedens 486. — Innerer Zustand Frankreichs in dieser Epoche 490. — Tod Karl's II. von Spanien. Verwickelungen wegen der Erbfolge in Spanien. Rechte der Descendenz Ludwig's XIV. auf den spanischen Thron. Testament Karl's II. zu Gunsten des Kurprinzen von Baiern. Plan zur Zerstückelung der spanischen Monarchie. Oesterreichische und französische Partei in Spanien. Nach dem Tode des Kurprinzen von Baiern neuer Theilungsplan der spanischen Monarchie. Karl II. ernennt den Herzog von Anjou, zweiten Enkelsohn Ludwig's XIV., zum Erben seiner Staaten. Ludwig's XIV. Einwilligung und deren Gründe. Der Herzog von Anjou wird nach Karl's II. Tode

in Madrid, Neapel, Mailand und Brüssel unter dem Namen Philipp V. als König anerkannt. Er begibt sich nach Spanien 498. — Stellung Ludwig's XIV. bei Ausbruch des spanischen Erbfolgekrieges. Bildung einer großen Allianz gegen Frankreich, aus dem Kaiser, England, Holland, Dänemark, Preußen und Hannover bestehend. Der Krieg beginnt in Italien. Schlacht von Chiari, in welcher die Franzosen unter dem Marschall Villeroi von den Oesterreichern unter dem Prinzen Eugen von Savoyen geschlagen werden. Villeroi wird in Cremona gefangen genommen. Philipp V. erscheint in Italien. Marlborough commandirt die Alliirten in den Niederlanden. Operationen am Rhein und an der Mosel 504. Portugal und Savoyen treten dem Bunde gegen Frankreich bei. Schwierige Lage Ludwig's XIV., der fast gegen ganz Europa zu kämpfen hat. Feldzug Villars' und des Kurfürsten von Baiern, der sich auf französische Seite geschlagen hatte 507. — Haß der Völker und Fürsten gegen Ludwig XIV. Gründe desselben. Die Schattenseite von Ludwig's XIV. Regierungssystem und den französischen Zuständen überhaupt fängt jetzt an hervorzutreten 522. — Die Franzosen werden unter dem Marschall von Tallard bei Hochstädt von den Deutschen und Engländern gänzlich geschlagen. Aufruhr in den Cevennen 524. — Stellung Philipps V. in Spanien. Innere Verhältnisse dieses Landes 525. — Der Kaiser Leopold hat seine Rechte auf den spanischen Thron seinem zweiten Sohne, dem Erzherzoge Karl, abgetreten, der sich, von England und Holland unterstützt, nach Spanien begibt und den Namen Karl III. annimmt. Er findet in mehren Provinzen, besonders in Katalonien, Anhang, während Alt- und Neukastilien Philipp V. unverbrüchlich treu anhängen. Die Engländer überraschen Gibraltar und nehmen es in Besitz 526. — Der Kaiser Leopold stirbt. Sein ältester Sohn, der Erzherzog Joseph, folgt ihm auf dem Throne. Kampf in den Niederlanden, an der Mosel, am Rhein, in Italien, ohne entscheidende Schläge. Schlacht von Cassano, durch die Eugen von Savoyen von dem Marschall Vendôme zum Rückzuge gezwungen wird. Der Erzherzog Karl landet in Barcelona und wird in Katalonien und Valencia als König anerkannt. Schlacht von Ramillies, in der die Franzosen, unter Villeroi, geschlagen werden. Philipp V. belagert Barcelona. Eine englische Flotte erscheint mit Landungstruppen und zwingt ihn, die Belagerung aufzuheben. Er zieht sich nach Madrid zurück, das er nicht behaupten kann, und schlägt seine Residenz in Burgos auf 529. — Niederlage der Franzosen vor Turin. Zunehmende Schwierigkeit für Ludwig XIV., sich die Mittel zur Fortsetzung des Krieges zu verschaffen. Anleihen. Vermehrung der Steuern. Verkauf von Aemtern und Titeln. Seine Friedensvorschläge werden zurückgewiesen 531. — Auf Veranlassung der Engländer fallen die Alliirten in die Provence ein. Sie wollen die großen Marineetablissements in Toulon zerstören. Dieses Unternehmen mißglückt 532. — Der Herzog von Berwick, ein natürlicher Sohn Jakob's II., der die Franzosen und Spanier für Philipp V. befehligt, schlägt die Alliirten in der Schlacht von Almanza. Ludwig XIV. schickt seinen Neffen, den Herzog von Orleans, seinem Enkelsohn zu Hülfe 535. — Villars fällt in Deutschland ein. Niederlage der Franzosen bei Oudenarde. Die Alliirten überschreiten die französische Grenze. Lille geht an sie über. Trauer und Unzufriedenheit im französischen Volke über die vielen und großen Unfälle 538. — Ludwig XIV. fühlt das Bedürfniß des Friedens so sehr, daß er, um ihn zu erlangen, die Sache seines Enkelsohnes aufgeben will. Die Alliirten schlagen aber für ihn so harte Bedingungen vor, daß die Unterhandlungen abgebrochen werden. Schlacht von Malplaquet 540. — Unzufriedenheit des Volkes mit Ludwig XIV. Selbstsucht und Starrheit dieses Königs. Sein Haß gegen jede freie Regung und Selbstbestimmung. Die Jesuiten regen ihn von Neuem gegen die Jansenisten auf. Zerstörung von Port-royal, des Hauptsitzes des Jansenismus 545. — Friedensaussichten. Unterhandlungen in Gertruydenburg, die aber bald wieder abgebrochen werden. Der Marschall Vendôme gewinnt für Philipp V. die Schlacht von Villaviciosa 548. — Wechsel in der englischen Politik. Sturz des Whigministeriums. Tod Kaiser Joseph's I. Der Erzherzog Karl schifft sich in Barcelona ein, um die durch den Tod seines Brudes ihm zugefallenen Staaten in Besitz zu nehmen. Schlacht von Denain. England und Frankreich nähern sich einander. Congreß in Utrecht. Friede zwischen Frankreich, Spanien, England,

Holland, Savoyen. Seine Bedingungen 554. — Oesterreich und das deutsche Reich bleiben allein im Kriegsstande. Villars und der Prinz Eugen von Savoyen stehen einander am Rhein gegenüber. Die Franzosen nehmen Freiburg und Landau ein und verwüsten die Pfalz und den Breisgau. Vertrag zwischen Frankreich und dem Kaiser zu Rastadt. Bedingungen. Traité de la Barrière zwischen dem Kaiser und den Holländern. Friede zwischen Frankreich und dem deutschen Reich zu Baden in der Schweiz geschlossen. Bestätigung der frühern Traktate 555. — Ausbruch neuer Religionshändel in Frankreich. Die Jesuiten. Der Erzbischof Noailles von Paris und das Buch des P. Quesnel. Die Bulle Unigenitus. Streit, den sie hervorruft 560. — Familienverluste Ludwig's XIV. Legitimation seiner natürlichen Söhne. Sein Tod. Testament, das er zurückläßt. Bedeutung seiner Regierung für Frankreich 563. — Paris unter Ludwig XIV. Boulevards. Straßen. Quais. Volkszahl. Frères ignorantins. Seminarium von St. Sulpice. Hôtel des Invalides. Collège Mazarin. Champs Elysées. Observatorium. Bibliothèque royale. Tapeten- und Spiegelfabrik. Triumphbögen. Bedeutung des Theaters.

Achtes Buch.

Rückblick auf Ludwig's XIV. Regierung. Entwickelung des französischen Volkes unter derselben 583. — Philipp von Orleans, Regent von Frankreich, während der Minderjährigkeit Ludwig's XV., des Urenkels und Nachfolgers Ludwig's XIV. Sein Charakter 586. — Letztwillige Verfügungen Ludwig's XIV. Das Parlament hebt sie auf und erkennt dem Regenten eine unbeschränkte Gewalt zu 590. — Beginn seiner Verwaltung. Der Abbé und nachmalige Kardinal Dubois 593. — Verhältniß des Regenten zu Philipp V. von Spanien. Willkürliche Finanzmaßregeln. Das Law'sche Creditsystem. Dessen Folgen 599. — Frankreich und Spanien. Alberoni und Dubois. Bündniß zwischen England und Frankreich. Tripelallianz. Politik des Regenten gegen Spanien. Aufopferung der französischen Interessen. Engeres Anschließen an England und Oesterreich. Unzufriedenheit mit dem Systeme des Regenten. Quadrupelallianz, unter Dubois' Leitung geschlossen, durch welche die bisherigen Verhältnisse Frankreichs zum Auslande umgestoßen werden 606. — Spaniens Bedeutung für Frankreich. Sie wird von dem Regenten und Dubois absichtlich verkannt 609. — Cellamare'sche Verschwörung. Verhaftung des Herzoges von Maine. Krieg der Quadrupelallianz gegen Spanien. Alberoni's Sturz 613. — Verhältniß des Regenten zum Parlament. Dessen Stellung und Bedeutung. Streitigkeiten mit demselben. Maßregeln des Regenten gegen das Parlament. Eindruck, den sie auf das Volk machen. Veränderung in den höchsten Verwaltungsstellen 620. — Damaliger Zustand der Aristokratie in Frankreich. Betrachtungen über dieselbe. Abneigung des französischen Volkes gegen Aristokratie und Hierarchie 625. — Die Bulle Unigenitus. Erneuerung der Streitigkeiten über dieselbe. Das Parlament wird zur Annahme derselben gezwungen. Ludwig XV. wird für volljährig erklärt und in Reims gekrönt. Der Kardinal Dubois stirbt. Der Herzog von Orleans wird von dem jungen Könige zum ersten Minister ernannt. Orleans' Tod 632. — Der Herzog von Bourbon wird erster Minister. Fleury's, Ludwig's XV. ehemaligen Lehrers, Einfluß in der Verwaltung. Ludwig's XV. erste Regierungsjahre. Vergleich derselben mit denen seines Vorgängers 636. — Finanzverwirrung. Abgabendruck. Der Herzog von Bourbon wird durch eine Hofintrigue gestürzt. Fleury wird an die Spitze der Verwaltung gestellt. Sein Charakter 638. — Congreß zu Cambrai. Die pragmatische Sanction. Congreß von Soissons. Verträge von Sevilla und Wien 640. — Maßregeln der Regierung rücksichtlich der Bulle Unigenitus 642. — Stanislaus Lesczinski, vertriebener König von Polen und Schwiegervater Ludwig's XV., August II., Churfürst zu Sachsen und König von Polen. Der Kaiser Karl VI. hatte August II. gegen Stanislaus Lesczinski unterstützt. Ludwig XV. will seinen Schwiegervater rächen. Krieg am Rhein und in Oberitalien zwischen Oesterreich und Frankreich. Wiener Vertrag, der ihn beendigt. Seine Bedingungen 644. Sittlicher Verfall Frankreichs 646. — Karl's VI. Tod. Folgen desselben. Ein neuer Krieg

beginnt. Frankreich verbündet sich mit Baiern gegen Maria Theresia, die Erbin Karl's VI. Preußen und Sardinien erklären an Oesterreich den Krieg. Sardinien wird aber durch die Abtretung einiger mailändischen Landschaften und Preußen durch die Schlesiens befriedigt. Die Franzosen müssen sich zurückziehen 648. — Fleury's Tod. Fortsetzung des Krieges mit England und Oesterreich 650. — Große Verwandlung, die in dem Charakter und den Sitten Ludwig's XV. vorgeht. Seine Krankheit in Metz 651. — Der Kurfürst von Baiern, der unter dem Namen Karl VII. zum Kaiser gewählt worden, stirbt. Der Krieg, der, wenigstens dem Vorgeben nach, um seinetwillen unternommen worden, wird nach seinem Tode fortgesetzt. Schlacht von Fontenoy. Glück der französischen Waffen in den Niederlanden und in Italien. Der Großherzog von Toskana, Franz Stephan, Gemahl Maria Theresia's, wird zum deutschen Kaiser erwählt. Preußen schließt mit Oesterreich Friede 654. — Der Prinz Karl Eduard Stuart, Enkelsohn Jakob's II., landet in Schottland. Mißlingen dieser Unternehmung. Die Franzosen werden bei Piacenza geschlagen, sind aber in den österreichischen Niederlanden glücklich, die sie, mit Ausnahme der Festung Mastricht, fast ganz einnehmen 656. — Verfall der französischen Marine. Gleichgültigkeit der Regierung gegen ihre Kolonien. Sieg der Franzosen bei Lafeld in der Nähe von Mastricht. Vortheile der Engländer zur See. Friede von Aachen. Bedingungen desselben. Vermehrte Schuldenlast Frankreichs. Grund zu späteren Uneinigkeiten zwischen England und Frankreich durch die ungewissen Grenzbestimmungen in Amerika gelegt 659. — Stimmung in Frankreich. Neue politische Theorien. Deren Bedeutung. Opposition der Geistlichkeit gegen die Regierung. Streitigkeiten des Parlaments mit dem Erzbischofe von Paris. Verbannung und Zurückberufung des Parlaments. Mordanfall auf Ludwig XV. Streitigkeiten mit dem Parlament über die Sanctionirung neuer Steuern 667. — Grenzstreitigkeiten in Amerika mit den Engländern. Bund mit Oesterreich. England und Preußen verbünden sich. Der siebenjährige Krieg. Verkehrtheit der französischen Politik in demselben 670. — Bourbonischer Familienpakt. Frankreich zieht Spanien in den Seekrieg mit England. Pariser Friede. Bedingungen. Englands entschiedene Suprematie als Seemacht schreibt sich von diesem Frieden her. Betrachtungen über den verschiedenen Entwickelungsgang Frankreichs und Englands 673. — Der Jesuitenorden. Seine Stellung in Frankreich. Seine Aufhebung in Spanien und Portugal. Ursachen seines Sturzes in Frankreich. Ludwig XV. sucht ihn anfänglich zu halten, gibt ihn aber zuletzt auf 680. — Tod der Marquise von Pompadour. Die Gräfin Dubarry. Tod des Dauphin, der Dauphine, des Schwiegervaters Ludwig's XV. und der Königin. Lothringen wird mit Frankreich vereinigt. Eroberung von Corsica 682. — Innerer Zustand Frankreichs. Finanzen. Elend der niedern Klassen. Das Parlament von Bretagne. Streit desselben mit dem Herzoge von Aiguillon. Ludwig XV. nimmt Letztern in Schutz. Lit de Justice. Das Parlament von Paris stellt seine Functionen ein 687. — Die Oekonomisten oder Physiokraten. Choiseul's Entlassung 690. — Der Kanzler Maupeou. Reform der Parlamente. Veraltung dieses Instituts 693. — Finanzoperationen zur Deckung des Deficits. Ludwig's XV. Tod. Frankreichs Verfall unter seiner Herrschaft 695. — Ludwig XVI., Ludwig's XV. Enkelsohn, steigt auf den Thron. Seine Erziehung, seine Sitten, sein Charakter 698. — Maurepas wird erster Minister. Turgot. Seine Grundsätze und Pläne. Ludwig XVI. stellt die alten Parlamente wieder her. Unzweckmäßigkeit dieser Maßregel. Turgot's Entwürfe. Die privilegirten Klassen erheben sich gegen dieselben. Unruhen, von Turgot's Feinden erregt. Ludwig's XVI. Krönung. Malesherbes. Graf von St. Germain. Die Königin wird gegen Turgot's Reformen eingenommen. Malesherbes und Turgot ziehen sich zurück 708. — Clugny, Turgot's Nachfolger. Der französische Hof. Seine Pracht und Verschwendung. Maurepas. Seine Ansicht über die Lage Frankreichs. Necker, seine Berufung in die Finanzverwaltung. Vergleich zwischen Turgot und Necker. Necker's Grundsätze in Bezug auf Verwaltung. Sie sind mehr palliativer als radikaler Natur 718. — Moralische Stimmung in Frankreich. Voltaire und Rousseau 721. — Amerikanische Revolution. Handelsvertrag mit den Nordamerikanern. Bruch mit England. Fünfjähriger Land- und Seekrieg

gegen England. Spanien vereinigt sich mit Frankreich gegen England. Niederlage der französischen Flotte in den Gewässern von Martinique. Belagerung von Gibraltar. Gründe des übeln Ausganges des Krieges mit England 730. — Necker's Compterendu. Eindruck desselben im Publikum. Necker's angebotene Entlassung wird angenommen. Große und allgemeine Theilnahme an diesem Ereigniß 736. — Friede mit England. Bedingungen. Folgen des Krieges mit England 739. — Joly de Fleury und d'Ormesson folgen sich kurz nach einander in der Verwaltung des Finanzdepartements, an dessen Spitze endlich Calonne, Intendant von Metz, gesetzt wird. Calonne's Verwaltung. Frankreichs innere Zerrüttung. Schwäche in den Verhältnissen gegen das Ausland. Calonne's schwierige Stellung. Er beschließt endlich eine Zusammenberufung der Notabeln. Eröffnung ihrer Versammlung. Calonne's Vorschläge. Sie werden verworfen. Lomenie de Brienne, Erzbischof von Toulouse, wird an die Spitze der Verwaltung gestellt. Die Versammlung der Notabeln wird geschlossen. Ihre Resultate. Das Parlament weigert sich, die von den Notabeln angenommenen Vorschläge zu sanctioniren. Es verlangt die Zusammenberufung der Reichsstände. Verbannung des Parlaments nach Troyes. Rückberufung desselben. Es beharrt in seinem Widerstande 754. — Plan einer Umwandlung des Parlaments. Cour plenière. Protestation des Parlaments gegen diesen Plan. Suspendirung sämmtlicher Parlamente. Unruhen. Verhalten der höhern Stände. Gefühl allgemeinen Unbehagens. Schwäche Ludwig's XVI. Lomenie de Brienne zieht sich zurück. Necker wird wiederum mit der Leitung der Finanzen beauftragt. Unheilvolle Anhäufung von Gesindel in Paris. Tumulte 760. — Necker's Stellung beim Zusammentreten der Reichsstände. Die Frage über deren Zusammensetzung. Adel und Tiers-etat. Necker erklärt sich für die doppelte Repräsentation des Tiers-etats. Declaration Ludwig's XVI. in dieser Beziehung. Uebergewicht, das der Tiers-etat dadurch erhält 768. — Oeffentliche Stimmung während der Wahlen. Zahl der Repräsentanten. Graf von Mirabeau. Geist, der in den Cahiers oder den Instructionen der Wähler an ihre Deputirten vorwaltet. Die beiden privilegirten Stände und der Tiers-etat 772. — Der Tiers-etat erklärt sich als Nationalversammlung. Widerstand der Regierung. Feierliche Erklärung des Königs. Sie erreicht ihren Zweck nicht. Der Tiers-etat bleibt in der Stellung, die er genommen. Nachgiebigkeit des Königs. Mit der Aufhebung der alten Stände und deren Verschmelzung in eine Nationalversammlung beginnt die Revolution und eine vollkommen neue Epoche in der Geschichte und Entwickelung des französischen Volkes.

Sechstes Buch.

Erstes Kapitel.

Das Recht zur Krone kam auf den König von Navarra, der den Namen Heinrich IV. annahm, unter Umständen, die schwieriger waren als die, welche die Thronbesteigung selbst seiner unglücklichsten Vorfahren begleitet hatten. Der bourbonische Zweig war von dem herrschenden Stamme seit Jahrhunderten getrennt gewesen, so daß die ursprüngliche Einheit des kapetingischen Hauses nur in den Köpfen der Geschichtskundigen, aber nicht in dem Herzen des Volkes lebte. Die Bourbonen waren außerdem von der regierenden Linie in großer Entfernung und im Dunkel gehalten worden, und nur sehr wenige unter ihnen hatten Gelegenheit, sich bemerkbar zu machen, gefunden. In der letzten Zeit hatten sie, und dies trug am meisten dazu bei, sie der Mehrheit der Nation als Fremde erscheinen zu lassen, den neuen Glauben angenommen. Das Volk, von der Geistlichkeit erzogen und geleitet, konnte die Idee eines erstgebornen Sohnes der Kirche nicht von der Würde eines Königs von Frankreich trennen. Das Bekenntniß des Katholicismus schien ihm von dem Throne des heiligen Ludwig unzertrennlich und dessen Besitznahme durch einen Protestanten eine Art monstruosen Widerspruches zu sein. Es war dem Klerus seit der Reformation gelungen, dem katholischen Volke das Joch, das er ihm auflegte, nicht als ein solches, sondern als einen Vorzug und eine Auszeichnung erscheinen zu lassen, eine Gesinnung, die sich in Italien und Spanien noch großentheils erhalten hat. Die Idee der Kirche als einer gemeinsamen Mutter, die Gleichheit, in der Große und Kleine zu ihr standen, der Schutz und Segen, den sie versprach, ihre theils rührenden, theils erhebenden Gebräuche gefielen der Menge, die, von

der Feudalzeit her, an Druck und Erniedrigung gewöhnt, sich in dieser großen Gemeinschaft frei und gleich fühlte und die Willkür und Abhängigkeit nicht begriff, die über sie verhängt wurde. Alles, was dem Katholicismus überhaupt Größe und Kraft verleiht, war von der Kirchenspaltung an, welche die Hierarchie mit gänzlicher Vernichtung bedrohte, von dieser mit weit mehr Eifer, als in den nächst vorher gegangenen Zeiten gepflegt worden. Die Hugenotten, die sich von dem Allen, der Meinung des Volkes nach, trennten, wurden von ihm nicht nur als Irrgläubige, sondern als eine unwürdige, unreine Kaste angesehen, die den Boden befleckte, auf dem sie wandelte, und gegen welche jede Verfolgung erlaubt war. Daher die wilde Grausamkeit, zu der sich die Katholiken gegen die Protestanten für berechtigt hielten, die von diesen zuletzt erwidert wurde, von jenen aber immer zuerst ausgegangen war. Ein Fürst, der sich an der Spitze dieser verworfenen Partei befand, erschien als kein solcher mehr und seine Herrschaft über ein rechtgläubiges Volk wurde als die äußerste Schmach und Knechtschaft für dasselbe angesehen. Der Prinz von Bearn, wie die katholische Partei Heinrich IV. nach seinem Geburtslande nannte, war nicht nur von dem natürlichen Makel, im Protestantismus geboren und erzogen zu sein, befleckt, sondern in ihren Augen noch durch die Apostasie von dem herrschenden Glauben, nachdem er denselben angenommen, gebrandmarkt. Hätte auch das Volk etwas von der Abstammung des neuen Königs von Ludwig dem Heiligen und Hugo Kapet gewußt, oder an die unvertilgbaren Rechte einer von der Krone so lange getrennt gewesenen Linie geglaubt, sein Bekenntniß des Protestantismus würde ihm als ein hinlänglicher Grund zur Ausschließung von der Thronfolge erschienen sein. Ein Hugenott konnte in seinen Augen ebensowenig ein König von Frankreich wie ein Stummer oder Höckeriger ein Priester des wahren Glaubens werden. Dieser Meinung, welche die der Mehrheit aller Katholiken in ganz Europa war und unter der Geistlichkeit und den niedern Klassen in Frankreich tiefe Wurzeln geschlagen, hatten Heinrich IV. und seine hugenottischen Anhänger das Princip eines unverlierbaren Rechtes auf die Krone in der von den Gesetzen einmal bestimmten Erbfolge entgegengesetzt, dergestalt, daß weder die Person, noch der Charakter, noch selbst der Glaube des durch seine Geburt zum Throne berufenen Individuums, als ein Hinderniß zur Verwirklichung dieses Rechtes, betrachtet werden dürften. Heinrich IV. war durch seine Stellung zu dieser Uebertreibung des monarchischen Princips gezwungen worden, denn er konnte, von der Mehrheit des französischen Volkes durch

seine Religion getrennt, von den Gesetzen des Landes mehr als einmal geächtet, mit demselben von Jugend an im Kriege, zur Krone allerdings kein anderes Recht als das seiner Geburt in Anspruch nehmen. In einer der vielen für ihn von seiner Partei nach dem Tode des Herzogs von Anjou, des jüngern Bruders Heinrich's III., erlassenen politischen Streitschriften war die Ansicht ausgesprochen worden, daß es einem Volke nicht freistehe, einen Fürsten seines Glaubens wegen von der Thronfolge auszuschließen, denn es könne dann, einmal seinem Belieben folgend, auch dem Besitzer der Krone einen anderen, der ihm sonst besser gefalle, vorziehen. Diese Theorie eines mehr als orientalischen Despotismus, denn in diesem muß gewöhnlich wenigstens die Religion des Fürsten der der Nation folgen, stimmte übel mit den übrigen Grundsätzen einer Partei überein, welche die religiöse Freiheit zu ihrem Panier gewählt hatte. Aber die Hugenotten waren, wie schon früher bemerkt worden, bei ihrer Schwäche und geringen Zahl, genöthigt, um jeden Preis einen Schutz und Halt zu suchen, und konnten denselben nur in der Erhebung ihres bisherigen Hauptes auf den Thron finden. Die Grundsätze der bürgerlichen Freiheit, denen sie sonst angehangen, machten, wie natürlich, nur einen Theil ihres Daseins aus, sie opferten dieselben, um das Ganze zu retten. Aber weder das Beispiel der Hugenotten, noch die Rücksicht auf den Willen des verstorbenen Königs und auf die Erhaltung des Staates, der, mit der kapetingischen Dynastie entstanden, sich vermöge der Einheit, die er in ihr gefunden, im Innern befestigt und nach Außen zu erweitert hatte, vermochte die Royalisten oder Politiker, wie man, im Gegensatze zur Ligue, die katholischen Anhänger Heinrich's IV. und des von ihm repräsentirten Princips der ungestörten Erbfolge nannte, ihre religiösen Skrupel und Vorurtheile ihren politischen Meinungen zum Opfer zu bringen. Zu dieser Partei gehörte der bedeutendste Theil der Großen, die sich in der letzten Zeit um Heinrich III. und seinen Nachfolger versammelt hatten, und der Führer, die das königliche Heer vor Paris befehligten. Sie waren entschlossen, das Thronrecht Heinrich's IV. nur unter der Bedingung anzuerkennen, daß er ausdrücklich seine Verbindlichkeit, den katholischen Glauben anzunehmen, erklärte. Gleich nach der Ankunft des neuen Königs in St. Cloud war von ihnen der Ruf vernommen worden: „lieber sterben als einem protestantischen Könige gehorchen!" — Einer der Minister Heinrich's III. trug, von dem gesammten anwesenden royalistischen Adel begleitet, dem neuen Könige diese Gesinnung vor. Heinrich IV. wich diesem Ansinnen mehr aus, als daß er es ent-

schieden abgelehnt hätte. Schon seit längerer Zeit war es klar geworden, daß er, überhaupt ohne tiefe Ueberzeugung von irgend einer Religionsform, nur einen schicklichen Augenblick, der ihm aber noch nicht gekommen zu sein schien, zum Uebertritt suchte. Die Meinung der katholischen Geistlichkeit, die den Uebertritt Andersgläubiger zu ihren Grundsätzen als durch den heiligen Geist und eine innere Erleuchtung entstanden, betrachtete, gab ihm den Vorwand zu seinen Zögerungen, bei denen er jedoch von jeher seine Bereitwilligkeit, bald sich einem unparteiischen Concilium, bald den Belehrungen der Theologen zu unterwerfen, erklärt hatte. Er wollte nicht das Ansehen haben, dem Dringen seiner wirklichen Anhänger oder den Drohungen seiner zweideutigen Freunde gefolgt zu sein, und sich die Entscheidung dieses wichtigen Schrittes selbst vorbehalten. Sein Plan war, eine unerschütterliche Zuversicht in sein Recht zur Krone, als von jeder andern Bedingung unabhängig bestehend, zu zeigen, mit Hülfe der Hugenotten, die ihn noch zu den Ihrigen zählten und auf jeden Fall von ihm Begünstigungen erwarten konnten, und derjenigen Katholiken, die in ihm den rechtmäßigen Thronerben sahen und auf seine Bekehrung hofften, seine Feinde zu bezwingen und erst, nachdem er sich durch eigene Macht in den materiellen Besitz des Königreiches gesetzt, die ideale Bestätigung der Kirche durch den Uebertritt zu ihr nachzusuchen. Dieser letzte Act sollte seinem Werke die Krone aufsetzen, aber nicht ein Mittel zu demselben sein. Zu der Ausführung dieses kühnen und klugen Planes gehörte das Glück und die Kraft dieses außerordentlichen Mannes, dessen großartige Zuversicht in seine Bestimmung, obwohl langsam und immer kämpfend, an ihr Ziel kam.

Die Hugenotten, die Heinrich IV. umgaben, obgleich persönlich ihrem Glauben mit Eifer zugethan, schienen selbst zu begreifen, daß ihr bisheriger Führer ohne die Annahme des Katholicismus unmöglich in den ruhigen Besitz der Krone kommen könne, und sie waren mit ihm einverstanden, als er am Abend desselben Tages, wo er dem gebieterischen Dringen der katholischen Großen in Masse widerstanden, einigen ihrer Abgeordneten in einem besondern Gehör seine ausdrückliche Bereitwilligkeit zu einer Religionsveränderung erklärte, sich aber die Zeit zu deren Vollziehung vorbehielt. Er erklärte innerhalb sechs Monaten ein nationales oder provinciales Concil versammeln zu wollen und sich dessen Belehrungen zu unterwerfen, versprach während dieser Zeit den protestantischen Cultus nur da zu gestatten, wo er gegenwärtig bestand, sonst überall den katholischen aufrecht zu halten, die erledigten Statthalterschaften und Befehls-

haberstellen nur mit Katholiken zu besetzen und alle Beamten und Diener des verstorbenen Königs in ihren Würden und Gerechtsamen zu erhalten. Die Hugenotten mußten eine endliche Glaubensveränderung ihres Chefs als eine natürliche Folge dieser Erklärung ansehen, und diejenigen, welche mit der Lage des Königs und den Gesinnungen der Masse der Nation vertraut waren, versöhnten sich mit dieser Aussicht, während sie unter den eifriger Gesinnten große Besorgnisse erregte, gleichwohl sie aber nicht zum Abfall von einem Könige veranlaßte, den sie seit so langer Zeit als ihre vornehmste Stütze betrachteten.

Diese Erklärung Heinrich's IV. wurde von ihm, drei Tage nach dem Tode seines Vorgängers, in eine authentische und öffentliche Form gebracht und unterzeichnet, und die katholischen Großen, die sich Heinrich III. zur Belagerung von Paris angeschlossen, erkannten in einem ähnlichen Act den bisherigen König von Navarra, nach dem Grundgesetze des Königreiches als ihren gegenwärtigen Souverain, obwohl unter der Bedingung an, daß er die in jenem Compromiß enthaltene Zusage: die Annahme des katholischen Glaubens, erfülle. Beide Theile täuschten sich, wie dies gewöhnlich in solchen von der Noth und dem Interesse geschaffenen Vergleichen der Fall ist, wenn auch nicht über die Form ihrer Uebereinkunft, doch über den Sinn und die Grundsätze derselben. Heinrich IV., obgleich geneigt, die versprochenen Bedingungen zu erfüllen, hielt sein Erbrecht zur Krone für ein von denselben unabhängiges Factum, und die Hugenotten stimmten ihm hierin bei, während die Politiker, oder die nicht zur Ligue gehörigen Katholiken dasselbe für unzureichend und den Uebertritt zum Katholicismus als dessen nothwendige Ergänzung betrachteten. Es hing von dem Glücke und den Fähigkeiten des Königs ab, welche von beiden Ansichten die Oberhand gewinnen würde. Sobald Heinrich IV. den Thron seinem Uebertritt zum herrschenden Glauben und der ihm dadurch gewordenen Unterstützung der katholischen Großen verdankte, so fiel er in ihre Abhängigkeit und unter ihre Bevormundung, und ein Zustand, wie der unter den letzten Valois, wo die Statthalter und Befehlshaber, unter dem Scheine der königlichen Autorität, in ihren Provinzen und Städten fast unabhängig waren, erneuerte sich oder setzte sich fort; bezwang er aber seine Feinde durch eigene Kraft, eroberte er sein Königreich Schritt vor Schritt, so wurde seine Annahme des Katholicismus mehr zu einer von der Gewohnheit geheiligten Form, als eine wesentliche Bedingung, und sein persönliches Recht trat, wenn auch nicht ausschließend, doch überwiegend

hervor. Der Ausgang des von ihm begonnenen Kampfes verursachte die letztere Erscheinung und drückte der Monarchie der Bourbonen einen von der der beiden ältern Linien verschiedenen Charakter auf. Die Kirche hatte bis zur Reformation für die Grundlage des Staates gegolten und war diese, aller vorübergehenden Spaltungen und Angriffe ungeachtet geblieben. Die Reformation machte einen Augenblick lang das Dasein der Hierarchie selbst zweifelhaft und überzeugte diese zuletzt wenigstens davon, daß sie sich fortan nur mit Hülfe des weltlichen Armes behaupten könne. Der Uebertritt Heinrich's IV. erhielt den Katholicismus als Princip der französischen Monarchie aufrecht, das aber in der Anwendung den politischen Interessen durchaus untergeordnet wurde. Heinrich IV. war durch sein Erbrecht und die Schärfe seines Schwertes auf den Thron gestiegen. Die Weihe der Kirche, früher die Hauptsache, ward von jetzt an nur als Form und Zugabe betrachtet. Die Religion wurde, anstatt wie bisher die Trägerin der weltlichen Macht zu sein, auf diese sich zu stützen gezwungen. Die Bourbonen herrschten, noch mehr als die andern Kapetinger, durch ihr eigenes unabhängiges Recht, ohne Rücksicht auf andere Verhältnisse und Grundsätze, und unter ihnen mußte deshalb die absolute Monarchie zu ihrer größten Vollendung kommen. Ludwig XVI., der redlichste und gewissenhafteste Fürst dieses Hauses, leistete bei seiner Krönung den von der Kirche den Königen von Frankreich vorgeschriebenen Eid, in seinen Staaten keine Ketzer zu dulden, sondern sie zu bekämpfen und auszurotten, hielt sich aber durch diese Formel für so wenig gebunden, daß gerade er es war, der den Protestanten einige der ihnen von Ludwig XIV., hundert Jahre vorher, entrissenen Rechte zurückgab. Dies ist eines der vielen Beispiele, die angeführt werden könnten, um das Verhältniß der Kirche und des Staates, wie es unter dem Hause Bourbon, bei aller scheinbaren Herrschaft des katholischen Princips geworden, zu bezeichnen.

Heinrich IV. hatte gehofft, daß seine letzte Erklärung den katholischen Großen, die nicht zur Ligue gehörten, genügen und von ihnen für eine hinlängliche Garantie der Zukunft gehalten werden würde, gleichwohl aber empfand er sehr bald, wie wenig er auf ihre Treue und Anhänglichkeit rechnen konnte. Ein Theil von ihnen war von einer tief gewurzelten Abneigung gegen ihn erfüllt und hatte sich Heinrich III. nur aus politischem Interesse und aus Unzufriedenheit mit der priesterlichen und bürgerlichen Demokratie der Ligue angeschlossen. Sie hatten den gegenwärtigen König unter der vorigen Regierung nicht nur als einen Feind ihres Glaubens,

sondern auch als den Frankreichs, fast immer mit dem Auslande im Bunde gegen dasselbe betrachten gelernt. Andere hegten eine gewisse Geringschätzung gegen ihn, der vom Hofe Heinrich's III., an dem sie selbst eine so große Rolle gespielt, verfolgt, von dem Parlament verurtheilt worden, und konnten sich nicht an die Vorstellung gewöhnen, die königliche Majestät in seiner Person zu verehren. Manche zweifelten selbst an seinen kriegerischen Fähigkeiten, von denen er doch so unzweifelhafte Beweise gegeben, und er ward von ihnen, da sie ihn meist an der Spitze des plötzlichen Aufgebotes eines tapfern, aber wenig unterwürfigen Adels gesehen, eher für einen kühnen Bandenchef, als einen wirklichen Feldherrn gehalten. Sein Geburtsrecht wurde von ihnen nicht geradezu verworfen, doch wenig beachtet. Die eventuelle Thronfolge des Hauses Bourbon war bei seiner Entfernung und Feindschaft mit dem herrschenden Stamme früher nie in Betracht gekommen, denn Niemand hatte voraussehen können, daß die vier Söhne Heinrich's II. sämmtlich ohne Erben sterben würden. Die Ansprüche des „Bearners" hatten für sie etwas Unerwartetes und Improvisirtes, so daß sie sich in deren Anerkennung nicht sogleich zu finden vermochten. Auch war seine Armuth diesem Fürsten nicht nur bei Verfolgung seiner politischen Plane, sondern selbst in Rücksicht auf die Meinung, die man von seiner Person hegte, hinderlich. In frühern Zeiten, wo Mönche und Einsiedler, wie Peter der Eremit, Suger, Bernhard, vieler Andern nicht zu gedenken, so oft an der Spitze von Heeren und Staaten gestanden, wo Prinzen aus den ersten Häusern sich in Klöster zurückgezogen und Edle von dunkelm Namen und geringem Besitz plötzlich zu Macht und Ruhm gelangt, war Armuth weder als ein Hinderniß, noch als eine Erniedrigung angesehen worden. Seitdem aber die Kirche und das Feudalwesen gesunken, die politische Ordnung der Staaten sich erweitert hatte und gewisse größere Dynastien zu einer Alles überragenden Bedeutung gekommen, seitdem in Nachahmung des burgundischen Hofes, durch den Einfluß der aus der neuen Welt eingeführten Schätze und eines unbegrenzten Steuerrechtes in dem Leben der Fürsten und Großen ein glänzendes Schaugepränge und eine feierliche Pracht üblich geworden, erschien die Armuth und Einfachheit des neuen Königs als ein Mangel an Würde und Größe, und was ein Grund der Bewunderung und Ehrfurcht hätte sein sollen, ward zu einem Gegenstande des Tadels und der Verachtung. Bei der Zusammenkunft des gegenwärtigen und verstorbenen Königs, in der Nähe von Tours, war der erstere in einem so ärmlichen Anfzuge wie einer

seiner Reisigen erschienen; bei seiner Ankunft in St. Cloud, nach der Ermordung seines Vorgängers, war er genöthigt worden, in Ermangelung eines eigenen, von dessen hinterlassenem Kleidervorrathe Gebrauch zu machen. Die stolzen und prächtigen Günstlinge Heinrich's III. sahen ihn demnach nicht nur mit Mißtrauen, sondern mit Geringschätzung an. Der Herzog von Epernon, des ermordeten Königs vertrautester Rath und Liebling, gab das Zeichen des Abfalles und kehrte mit dem von ihm befehligten Kriegsvolke in seine Statthalterschaft zurück. Ein bedeutender Theil der Großen folgte diesem Beispiel, einige traten offen zur Ligue über, die meisten zogen sich in ihre festen Städte und Schlösser zurück. Die Soldaten, von einer großen Anzahl ihrer Führer verlassen, verliefen sich oder traten in den Dienst der Ligue über. Paris, das sich wenige Tage vorher in so großer Gefahr befunden, sah sich plötzlich von seinem Schrecken befreit. Heinrich IV., dessen Heer in kurzer Zeit um die Hälfte geschmolzen, ward genöthigt, seine drohende Stellung auf den Höhen von St. Cloud und Meudon zu verlassen. Er vertheilte die ihm übrig gebliebene Streitmacht unter verschiedenen Befehlshabern in die benachbarten Provinzen, um deren Unterhalt zu erleichtern, und zog mit dem besten Theile derselben nach der Normandie, um sich einiger festen Plätze, die ihm eine Verbindung mit England erleichterten, zu bemächtigen. Zu seinem Glücke befanden sich unter den ihm treu gebliebenen Großen die Fähigsten und Wohlgesinntesten derer, die sich für Heinrich III. gegen die Ligue erklärt hatten und die von dem gegenwärtigen Könige theils aus Anerkennung seines Rechts, theils aus persönlicher Bewunderung und Ergebenheit sich nicht zu trennen beschlossen.

Der Herzog von Mayenne, der nach der Ermordung seiner beiden Brüder in Blois an die Spitze der Ligue gestellt worden, hatte einige geheime Unterhandlungen, die Heinrich IV. gleich nach dem Tode des letzten Königs mit ihm einzuleiten versucht, mit Festigkeit, obwohl mit Achtung für die Person dessen, der sie vorschlug, abgewiesen. Seine Schwester, die verwitwete Herzogin von Montpensier, Heinrich's III. brennendste Feindin, die nach einem allgemein geglaubten Gerücht, das sie selbst nicht zu widerlegen suchte, den Dominikaner Jakob Clement zur Ermordung des Königs bewogen, rieth ihm, für sich selbst die Krone zu nehmen, und versprach ihm dabei die Zustimmung des pariser Volkes, auf das sie einen großen Einfluß ausübte. Sie machte ihn darauf aufmerksam, wie Spanien, Savoyen und Lothringen die gegenwärtigen Unruhen in Frankreich zu ihrem eigenen Vortheile zu benutzen dächten, und

ihm, wenn er zögere, entgegen sein, im Fall er aber rasch den Scepter ergriffe, ihn anerkennen würden. Die Gefangenschaft des Cardinals von Bourbon und des jungen Herzogs von Guise, deren sich Heinrich III. nach den Scenen in Blois bemächtigt, schien ebenfalls ein günstiger Umstand zu sein, denn beide würden, bei längerm Zögern, vielleicht befreit, in der Partei der Ligue als seine Nebenbuhler auftreten. Mayenne, der, obwohl einer der geschicktesten Feldherrn jener Zeit, den hochfliegenden Sinn seines Hauses nicht theilte und mehr durch die Umstände als durch eigene Wahl in seine gegenwärtige Stellung gekommen, beschloß, seinen beiden Räthen Villeroi und Jeannin, die später im Dienste Heinrich's IV. zu einer einflußreichen Stellung bestimmt waren, folgend, den Cardinal von Bourbon unter dem Namen Karl X. zum Könige von Frankreich ausrufen zu lassen. Dieser Fürst, der alt, beschränkten Geistes und außerdem gefangen war, aber dem Throne nahe stand und für einen eifrigen Katholiken galt, konnte dazu dienen, die Beschlüsse Mayenne's mit dem Scheine einer legitimen Autorität zu bekleiden und enthob ihn der gefährlichen Rolle, in seinem eigenen Namen zu handeln. Dieser sammelte zugleich mit römischem und spanischem Gelde rasch ein zahlreiches Heer, mit dem er sich gegen Heinrich IV. wandte. Die Macht, die diesem letztern treu geblieben, war im Verhältnisse zu der seines Gegners so gering, seine Lage in diesem Augenblicke, wo seine Feinde, nach dem Tode Heinrich's III., von der letzten Scheu vor einer rechtmäßigen Gewalt befreit, sich mit vermehrter Heftigkeit gegen ihn erklärten, so verzweifelt, daß einige seiner Vertrauten ihm den Cardinal von Bourbon zu seinem Mitkönige, um die Ligue zu theilen, zu ernennen, andere nach England zu flüchten und Elisabeth persönlich um Hülfe anzugehen riethen. Heinrich IV. folgte, zu seinem Glücke, diesen Eingebungen nicht, sondern bezog bei Dieppe ein befestigtes Lager und vertheidigte dasselbe mit solchem Erfolge, daß er die Ankunft Longueville's und Aumont's, die in der Picardie und Champagne seine Streitkräfte befehligten, erwarten und den Herzog von Mayenne zur Aufhebung der Belagerung zwingen konnte. Zugleich kam ein längst erwartetes, von widrigen Winden aber aufgehaltenes englisches Hülfscorps an und jetzt trat ein in dem Leben dieses Fürsten sich so oft wiederholender Wechsel der Lage und Stellung, die dasselbe zu einem der dramatisch bewegtesten in der modernen Geschichte machen, ein, der ihn der Erfüllung aller seiner Hoffnungen plötzlich nahe zu führen schien. Die Ligue verdankte den größten Theil ihrer Bedeutung dem Besitze der Hauptstadt, auf die schon damals wenigstens der gesammte Norden von

Frankreich blickte. Heinrich IV. beschloß jetzt auf dem kürzesten Wege unmittelbar auf Paris selbst loszugehen und sich desselben entweder zu bemächtigen, oder wenigstens seiner Bevölkerung einen für seine künftigen Plane heilsamen Schrecken einzujagen und ihr einen Beweis seiner Macht zu geben. Mayenne, weit davon entfernt, Heinrich IV., den er so eben eingeschlossen, eines so kühnen Unternehmens für fähig zu halten, hatte ihm die Straße nach der Hauptstadt nicht verlegt. Die Pariser, davon unterrichtet, daß ihr Feind am Ufer des Meeres von einem starken Heere eingeschlossen war, hatten jeden Augenblick die Nachricht von seiner Einschiffung nach England oder seiner Kapitulation erwartet und wurden von der lebhaftesten Bestürzung ergriffen, als sie ihn mit einem starken Heere vor ihren Mauern erscheinen sahen. Sie entschlossen sich jedoch zu einem tapfern Widerstande und die Mönche selbst bewaffneten sich. Neunhundert Bürger fielen in den Vorstädten, die sie zu vertheidigen suchten. Das königliche Heer plünderte diese nach einem im voraus entworfenen Plane, ohne die wehrlosen Einwohner persönlich zu beschädigen, regelmäßig und vollständig aus, vermochte aber die Verschanzungen der innern Stadt nicht einzunehmen. Dies geschah am Tage Allerheiligen und Heinrich IV. war schlau genug, diesen Umstand zu einer Darlegung seiner Duldsamkeit und Achtung vor dem katholischen Gottesdienste zu benutzen. Er gab den Kirchen so starke Schutzwachen, daß, während Alles von dem Tumult der Plünderung erfüllt war, in ihrer Nähe keine Unordnung vorfiel und die kirchliche Feier nicht unterbrochen wurde. Die gemachte Beute bereicherte die Soldaten, die von Allem entblößt gewesen, und vermehrte ihre Anhänglichkeit an einen König, der, wenn er sie nicht aus eigenen Mitteln bezahlen konnte, ihnen eine so glückliche Gelegenheit, sich selbst zu befriedigen, verschaffte. Die Feinde Heinrich's IV. suchten diesen Angriff auf Paris als einen bloßen Raub- und Plünderungszug und ihn selbst als einen Freibeuter darzustellen, es ist jedoch keinem Zweifel unterworfen, daß es bei diesem Unternehmen auf eine wirkliche Einnahme der Hauptstadt abgesehen war, aus der ihn, einmal in ihren Besitz gesetzt, so leicht Niemand mehr vertrieben hätte. Denn die Bevölkerung, damals auf ungefähr zweimalhunderttausend Seelen angegeben, hätte, ihres fanatischen Hasses gegen den König ungeachtet, sich der dreiundzwanzigtausend abgehärteten Soldaten und des zahlreichen Geschützes, das sie mit sich führten, nicht so leicht entledigen können. Erst als die Eroberung der innern Stadt unmöglich geworden, ward die Plünderung der Vorstädte angeordnet, eine nach damaligem Kriegsrecht

nicht nur erlaubte, sondern bei der Rücksicht für das Leben einer Bevölkerung, die in der Bartholomäusnacht und bei vielen andern Gelegenheiten einen besondern Hang zur Grausamkeit und Gewaltthätigkeit gezeigt, schonende Maßregel. Mayenne, über die Kühnheit Heinrich's IV. erstaunt, näherte sich jedoch in starken Märschen, und dieser vermied in einer so gefährlichen Lage, zwischen einer feindlichen Bevölkerung und einem feindlichen Heere, eine Schlacht, die, wäre sie unglücklich ausgefallen, ihn mit Vernichtung bedroht hätte. Er vertheilte sein Heer für den Winter in die nahe gelegenen Provinzen und begab sich nach Tours, das seit Heinrich's III. Flucht aus Paris die Hauptstadt der Royalisten geworden war.

Die Stellung Heinrich's IV. hatte sich durch die tapfere Vertheidigung gegen Mayenne bei Dieppe und den Ueberfall von Paris, obgleich seine Gegner dadurch zu keiner Annäherung gezwungen wurden, doch in so weit bedeutend verbessert, daß sie, was ihm im Augenblicke des Todes Heinrich's III. gefehlt, ein Heer zu seiner Verfügung gestellt hatten, von Zuversicht auf seinen Führer erfüllt und ihm überall hin zu folgen bereit. Seine große Geschicklichkeit, allerdings nicht von List und Verstellung frei, wußte den katholischen Theil seiner Anhänger durch das wiederholte Versprechen, sich in ihrer Religion unterrichten lassen zu wollen, und die Hugenotten durch die lebhafte Versicherung, daß er ihre Ueberzeugungen theile und sie nicht aufzugeben gedenke, an sich zu fesseln. Es hinderte ihn nichts, schon jetzt den versprochenen Act des Uebertritts zum Katholicismus, der am Ende unerläßlich war, zu vollziehen, aber sein Stolz und seine Klugheit riethen ihm gleicher Weise denselben noch aufzuschieben an. Dieser Schritt mußte, ehe er seinen Feinden größere Beweise seiner Unerschrockenheit gegeben, in deren Augen als ein Werk der Furcht und Schwäche, und in denen seiner katholischen Anhänger als ein Zugeständniß erscheinen, das sie zu jeder weitern Forderung berechtigen konnte. Vor Allem aber besorgte er dadurch die Hugenotten, noch ehe er stark genug geworden, um ihrer Hülfe entbehren zu können, von sich zu entfernen. Die schwere Aufgabe war, die Ungeduld der Einen zu beschwichtigen und die Besorgnisse der Andern zu zerstreuen, was von ihm mit bewundernswürdiger Ausdauer und Klugheit, bei einer von Natur so reizbaren und zu raschen Entschlüssen gestimmten Sinnesart, durchgeführt wurde. Denn seine ganze Stärke bestand damals noch fast ausschließend in seinem Heere, und er fühlte, daß er den Thron erobern oder ihm für immer entsagen müsse. Er wußte, daß seine Gegner nur der Gewalt weichen würden, daß an eine friedliche Uebereinkunft mit ihnen nicht

zu denken war. Er wurde nur da als König anerkannt, wo seine Waffen zum Eingeständniß seiner Rechte zwangen, oder wo von denselben abhängige Hoffnungen ihm Anhänger gewannen. Die Masse des Volkes, besonders der Landmann, unter dem Einflusse der Geistlichkeit stehend, hielt ihn für einen Feind seines Landes, und die Städte, in denen er keine Besatzungen hatte, fragten nichts nach seinen Befehlen, zahlten keine Abgaben und gehörten entweder zur Ligue oder verwalteten sich wie kleine unabhängige Republiken. In den Augen des Papstes, des Kaisers, des Königs von Spanien war er nicht nur ein Irrgläubiger, ein unberechtigter Prätendent, sondern ein zum Untergange bestimmter Abtrünniger und Empörer. Venedig war der einzige katholische Staat, der ihn als König anerkannt und einen Gesandten bei ihm beglaubigt hatte. — Die Ligue befand sich jedoch in einem noch ungünstigern Zustande als Heinrich IV. Obgleich über fast ganz Frankreich verbreitet und mit den mächtigsten Staaten des Auslandes im Bunde, konnte sie von diesen großen Mitteln keinen Gebrauch machen. Sie stand mit sich selbst, und ihre Verbündeten unter sich, in mannichfaltigem Widerstreite. Mayenne, ihr Haupt und von ihr zum Generallieutenant des Königreiches gemacht, schien seine Mäßigung, der Krone für sich entsagt zu haben, zu bereuen und sich auf deren Besitznahme, bei dem bald vorauszusehenden Tode des Cardinals von Bourbon, vorzubereiten. Der Adel seiner Partei war seiner Erhebung nicht abgeneigt, aber die Magistratur verlangte einen katholischen Prinzen aus dem regierenden Hause. Der Adel war auf die Bedeutung der demokratisch gesinnten Bürgerschaft von Paris und anderer großen Städte eifersüchtig, die wiederum unter dem Einflusse der Priester und Mönche stand. Er fürchtete, bei dem Uebergewicht dieses halb republikanischen, halb klerikalen Geistes, den größten Theil seines Einflusses zu verlieren. Der Papst war aus leicht begreiflichen Gründen zwar Heinrich IV. abgeneigt, wollte aber zugleich Spanien nicht zu sehr begünstigen. Philipp II. hatte den Plan genährt, seine eigene Tochter Isabella, eine Enkelin Heinrich's II., auf den französischen Thron zu setzen, und der fanatisch gesinnte Theil der Ligue war dieser Combination nicht abhold. Der Herzog von Lothringen dachte die Krone für seinen Sohn, der Herzog von Savoyen für sich selbst in Anspruch zu nehmen, denn beide stammten durch Frauen von den Valois ab. Die Herzöge von Mercoeur, dem Hause Lothringen, von Nemours dem von Savoyen, von Nevers dem von Gonzaga angehörig, waren bereit, nach Besiegung oder Beseitigung Heinrich's IV., sich in ihren Statthalterschaften zu

unabhängigen und erblichen Fürsten zu machen. Frankreich, schon damals das mächtigste Erbreich in Europa, setzte die ehrgeizigen Leidenschaften derer, die es zu vertheidigen vorgaben, in Bewegung, und die daraus hervorgehende Uneinigkeit der Ligue und ihrer Verbündeten leistete Heinrich IV., der sonst einer solchen Ueberlegenheit an Macht nur einen kurzen und zwecklosen Widerstand hätte entgegensetzen können, größere Dienste, als er von seiner eigenen Partei erwarten konnte.

Eine neue Unterhandlung, die Heinrich IV. mit Mayenne begonnen, war ohne Erfolg geblieben. Der Herzog suchte den Fanatismus der Sechszehn und ihres Anhanges in Paris zu beschränken, berief die Reichsstände für das folgende Jahr (1591) zusammen, war aber so wenig zum Frieden geneigt, daß er, durch spanisches und deutsches Kriegsvolk verstärkt, Heinrich IV., der ihn in der Ebene von Ivry erwartete, angriff. Das Heer der Ligue war noch einmal so stark als das des Königs. Die begeisterte Tapferkeit der Royalisten erfocht aber einen glänzenden Sieg (14. März 1590), der auf die Nation einen großen moralischen Eindruck zu Gunsten Heinrich's IV. hervorbrachte. Es war dies eine der letzten Schlachten, die, obgleich alle Hülfsmittel der modernen Kriegskunst in ihr angewandt wurden, an die Kämpfe des Mittelalters erinnerte, denn sie wurde durch die Reiterei entschieden, die im königlichen Heere fast einzig aus Adel bestand. Die Schlacht von Ivry war der große Ehrentag Heinrich's IV., der in ihr durch sein Beispiel und seine Reden seine Anhänger mit einem unwiderstehlichen Muthe erfüllte. Er wandte sich jedoch nicht sogleich nach diesem Siege, wie man hätte erwarten sollen, gegen Paris, sondern brachte einige Zeit damit hin, sich mehrer festen Punkte in den Umgebungen, welche die Straße, die zur Hauptstadt führte, beherrschten, zu bemächtigen. Die Schlacht von Ivry hatte die Bevölkerung der Hauptstadt, die durch ihre Führer über die Lage der Dinge in Unwissenheit gehalten wurde, um so mehr in Schrecken gesetzt, je unerwarteter dieser Schlag kam. Sie wurde jedoch sehr bald wieder durch die vom glühendsten Fanatismus eingegebene Beredsamkeit ihrer Priester und Mönche ermuthigt und bereitete sich zu einem hartnäckigen Widerstande vor, sobald der Feind, wie zu erwarten war, vor ihren Mauern erscheinen würde. Die Häupter der Ligue wünschten Zeit zu gewinnen, um die von Philipp II. versprochene Hülfe erwarten zu können, und suchten den König durch die Aussicht auf einen Vergleich in seinen kriegerischen Unternehmungen aufzuhalten. Dieser wies jeden Vorschlag zu einem Waffenstillstande entschieden ab, ließ

jedoch seine Bereitwilligkeit zu einer spätern Religionsveränderung, die seine Gegner zur ersten Bedingung einer Anerkennung seiner Rechte machten, wie schon früher, zu erkennen geben. Um jedoch nicht das Ansehen zu haben, als sei ihm diese Erklärung abgedrungen worden, bezwang er alle festen Punkte in der Umgegend von Paris, so daß die nöthige Zufuhr nur sparsam und heimlich in die Stadt gelangte, deren Bevölkerung schon im Anfange der Belagerung sich großen Entbehrungen ausgesetzt sah.

Während dieser Zeit starb der Cardinal von Bourbon, von seiner Partei König Karl X. genannt, und sein Tod sollte dem Ehrgeize der mit der Ligue in Verbindung stehenden fremden Fürsten und einheimischen Großen einen noch freiern Spielraum, als bisher geschehen war, eröffnen. Für den Augenblick jedoch nahm die Belagerung der Hauptstadt und das in ihr rasch steigende Elend die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch. Heinrich IV. hatte Paris nicht enge eingeschlossen, sondern sich blos aller die Stadt dominirenden Plätze bemächtigt, so aber, daß zuletzt gar keine Lebensmittel hineinkommen konnten. Sei es, daß das Belagerungsheer zu schwach war, oder daß der König eine Stadt, die er als ihm zugehörig betrachtete und von wo aus er sein Reich zu beherrschen dachte, nicht den Greueln eines Sturmes aussetzen wollte, es wurde kein Versuch dieser Art auf dieselbe unternommen. Diese Milde oder dieses Unvermögen Heinrich's IV. gab seinen Feinden Gelegenheit, Paris, in dem der Mangel aufs Höchste gestiegen war und dessen baldige Uebergabe zu erwarten stand, zu entsetzen. Philipp II. fürchtete mit Recht, daß der Fall von Paris den der Ligue nach sich ziehen und Heinrich IV. zum Herrn von Frankreich machen würde. Er befahl deshalb dem Herzoge Alexander Farnese von Parma, der mit dem Kriege gegen die Niederlande beauftragt war, diesen für einen Augenblick zu unterbrechen und zum Entsatze von Paris herbeizueilen. Als Entschädigung verlangte er von der Ligue die Abschaffung des salischen Gesetzes und die Erklärung, seine Tochter Isabella als Königin anzuerkennen. Alexander Farnese, der für den größten Meister der Kriegskunst in jener Zeit galt, konnte jedoch nur mit Aufgebot aller seiner Kräfte einem Talente ähnlicher Art, dem Prinzen Moritz von Nassau, der an der Spitze der Niederlande focht, widerstehen, und brauchte mehre Monate, um sich zu dem neuen Feldzuge in Frankreich zu rüsten. Während dieser Zeit näherte sich Heinrich IV. den Mauern von Paris selbst, erstürmte die Vorstädte und verwandelte die bisher stattgefundene Belagerung in eine Blokade. Von diesem Augenblicke an stieg die Noth der

Pariser auf einen Grad, der, wenigstens in einer so großen Stadt, nicht leicht so wieder erlebt worden ist. Aber alle Mittel, den Muth der Bevölkerung aufrecht zu erhalten, wurden besonders von der Geistlichkeit mit solchem Erfolge in Bewegung gesetzt, daß die Ankunft des Herzogs von Parma erwartet werden konnte. Die Tapferkeit, welche die Pariser bei dieser Belagerung bewiesen, besonders aber ihre Standhaftigkeit in Ertragung der schwersten Drangsale, sind von den nationalen Schriftstellern nicht so, wie sie es verdienten, gepriesen worden. Nach dem endlichen Siege Heinrich's IV. und unter der Herrschaft seiner Nachfolger galt der heldenmüthige Widerstand der Hauptstadt für eine Empörung, und die Pariser selbst suchten die Geschichte desselben in Vergessenheit zu begraben.

Endlich zwang Alexander Farnese (im September 1590) durch eine Reihe geschickter Angriffe und Märsche Heinrich IV. die Belagerung, die vier Monate gedauert, aufzuheben und sich von Paris zu entfernen. Die Befreiung der Hauptstadt verschlimmerte die bisher günstige Stellung des Königs und schob eine Herstellung des innern Friedens in unbestimmte Ferne hinaus. Er fuhr damit fort, in der Umgegend von Paris verschiedene feste Plätze und Städte einzunehmen, deren Eroberung jedoch dem Kriege keine entscheidende Wendung zu geben vermochte. In den Provinzen bekriegten sich die Ligue und die Royalisten ebenfalls mit wechselndem Erfolge, und es war nicht wohl vorauszusehen, welchen Ausgang ein überall verbreiteter und sich unaufhörlich erneuernder, aber seit der Aufhebung der Belagerung der Hauptstadt nirgends concentrirter Kampf endlich nehmen würde. Die schrecklichste Verwüstung des Landes und eine alle sittlichen Bande lösende Anarchie war jedoch die Folge dieses wilden und bewegten Zustandes, der jetzt mit geringen Unterbrechungen seit dreißig Jahren dauerte und alle Kräfte des Landes ohne irgend ein bestimmtes Resultat verzehrte. Der Krieg schien wie um seiner selbst willen und als Zweck geführt zu werden, und entschied nichts, denn beide Parteien standen sich nie mit ihrer ganzen Macht gegenüber, so daß kein entscheidender Schlag geführt werden konnte. Ein endlicher Ausgang mußte mehr von einem Wechsel der öffentlichen Meinung, einer Veränderung in den Gesinnungen der Großen, von der Art, wie die Fraktionen der verschiedenen Parteien sich zu einander stellten, als von jenen blutigen, aber resultatlosen Kämpfen abhängen. Die treuesten und entschiedensten Anhänger Heinrich's IV. waren die Hugenotten, die aber, durch den langen Streit an Zahl und Kraft geschwächt, unver-

mögend geworden, die Last dieses Krieges, wie in frühern Zeiten, fast allein zu tragen. Sie sahen sich zuletzt von dem Könige, für den sie so viel gethan, in ihren Hoffnungen getäuscht. Heinrich IV. begünstigte die Katholiken seiner Partei, denn seiner Glaubensgenossen schien er ohnedies gewiß zu sein. Diese, ohne tiefe Wurzeln in dem weiten großen Lande, das von ihren Feinden bedeckt wurde, allein da stehend und durch eine lange und traurige Erfahrung über ihre wahre Lage belehrt, hatten längst die Hoffnung aufgegeben, eine entscheidende Stimme im Rathe ihrer Nation zu führen. Ihre Wünsche beschränkten sich darauf, im Schatten einer ihnen nicht feindlichen Autorität ihre frühern Wunden zu heilen. Die Katholiken in der Partei Heinrich's IV. oder die Politiker, wie sie gewöhnlich genannt wurden, waren entweder solche, die selbst heimlich sich zu den Grundsätzen des Protestantismus neigten, denselben aber nicht für stark genug hielten, um sich öffentlich zu ihm zu schlagen, oder eifrige Katholiken, welche die Bekehrung Heinrich's IV. hofften, denen aber das Streben der Ligue und der Einfluß Spaniens als eine Erniedrigung für Frankreich erschien. Sie betrachteten die ununterbrochene Thronfolge als die erste Garantie der Unabhängigkeit ihres Landes und waren Heinrich IV. mehr aus politischer Ueberzeugung als aus persönlicher Gunst zugethan. Die Kriegsleute und die Legisten in dieser Partei bekannten die Grundsätze der unumschränkten Königsmacht, deren sich die Hugenotten nur mit Widerstreben unterwarfen, weil sie deren Früchte zu theilen hofften. In dieser Partei der Politiker hatte sich aber eine besondere, Heinrich IV. fast ebenso sehr wie der Ligue feindliche Fraktion gebildet, welche den König als Ketzer und Apostaten von der Krone ausschließen, dieselbe aber in dem regierenden Hause erhalten wollte. Sie bestimmte für dieselbe den Cardinal von Bourbon, der, so lange der Cardinal desselben Namens, von der Ligue König Karl X. genannt, gelebt hatte, den Titel eines Cardinals von Vendome geführt hatte. Dieser jüngere Cardinal von Bourbon war der vierte Sohn des Prinzen von Condé, der für die Sache des Protestantismus bei Jarnac gefallen war, und demnach ein naher Verwandter des Königs. Zu dieser Fraktion der Königlichgesinnten gehörten sämmtliche Prinzen von Geblüt, die auf Heinrich IV. eifersüchtig waren und ihre Sache von der seinigen trennen wollten, und die alten Günstlinge Heinrich's III., die seinem Nachfolger abgeneigt waren und durch diese neue Combination sich mit der Ligue zu versöhnen hofften. Dem Papste, der die ausschließende Herrschaft des Katholicismus in Frankreich, aber nicht den politischen Triumph der Ligue,

der zugleich der Spaniens werden mußte, wollte, wurde die Erhebung eines katholischen Bourbons auf den Thron als das beste Mittel, die religiösen und politischen Interessen Frankreichs auszugleichen, vorgeschlagen. Dieser Plan wurde Heinrich IV. bekannt, der den Cardinal und seine Brüder in seine Nähe berief und sie so gut zu beaufsichtigen wußte, daß sie nichts gegen ihn zu unternehmen wagten. In der Ligue gab es zwar keine so bestimmt getrennten Fraktionen wie unter den Royalisten, aber der Geist der verschiedenen Stände, aus denen sie bestand, die verschiedenen Interessen der fremden Mächte, die sie unterstützten, rief in ihr so viele Spaltungen hervor, daß, im Ganzen genommen, in der Partei Heinrich's IV. doch noch mehr Einheit als in der seiner Gegner bestand. Auch hatte er außer dem Umstande, daß er nicht nur das nominelle Haupt, sondern auch die größte Persönlichkeit in seiner Partei war, den Vortheil für sich, daß die protestantischen Mächte, wie England und die deutschen Fürsten desselben Glaubens, ohne ihren eigenen Vortheil zu suchen, die Unterstützungen, die sie ihm sandten, unmittelbar zu seiner Verfügung stellten, während der Papst, Spanien, Savoyen u. s. w. die Ligue nur als ein Mittel zur Erreichung ihrer besondern Zwecke ansahen.

Heinrich IV. beschloß, da ihm seine eigene Partei nicht die Mittel lieferte, um den Krieg mit Nachdruck zu führen, sich von Neuem an das protestantische Ausland zu wenden. Elisabeth sandte ihm Geld und Kriegsvolk, und die protestantischen Stände Deutschlands rüsteten für ihn auf ihre Kosten eine für jene Zeit bedeutende Streitmacht mit einer ansehnlichen Zahl Geschütze aus. Indem er so mit den fremden Protestanten in eine enge Verbindung trat, hielt er es für nöthig, die Hugenotten von der Last der gegen sie unter Karl IX. und Heinrich III. gegebenen Gesetze, die durch das Edit d'Union noch geschärft waren, zu befreien. Heinrich III. hatte diese Verordnungen selbst nach seiner Aussöhnung mit seinem Nachfolger nicht abgeschafft und, was noch auffallender ist, Heinrich IV. dieses selbst, obwohl er schon seit zwei Jahren regierte, wahrscheinlich um den Katholiken seiner Partei zu gefallen, nicht gethan. Er wählte jedoch, immer mit der Zukunft und einer wahrscheinlichen Aussöhnung mit dem herrschenden Glauben beschäftigt, diejenigen Toleranzedikte, die den Hugenotten, zu denen er selbst noch gehörte, am wenigsten Freiheit gewährten.

Während die Angelegenheiten Heinrich's IV. in dieser Zeit eine günstigere Wendung nahmen, litt die Ligue an großen innern Spaltungen und Mayenne behauptete sich nur mit Mühe auf der von

ihm eingenommenen Stelle. Der Herzog von Lothringen sah mit Neid das Ansehen, das ein Mitglied der jüngern Linie seines Hauses in Frankreich ausübte. Außerdem lag Mayenne mit seinem Halbbruder, dem Herzoge von Nemours, der Paris gegen Heinrich IV. vertheidigt hatte, in Streit, und sein Neffe, der junge Herzog von Guise, der aus dem Gefängniß, in welchem er seit der Ermordung seines Vaters gehalten worden, entkommen, drohte ihm die Gunst des pariser Volkes und die Leitung der Ligue zu entreißen. Die Bundesgenossen der Ligue, Spanien, Savoyen, Lothringen, verhehlten ihre Absichten auf eine Besitznahme von ganz Frankreich oder einzelner Theile desselben nicht, und Mayenne, der noch immer an die Möglichkeit seiner Erhebung auf den Thron durch die Stimme der französischen Nation selbst glaubte, wollte das Land, das er einst zu beherrschen hoffte, nicht zerstückelt wissen. Aus demselben Grunde widersetzte er sich den Ansprüchen mehrer einheimischen Großen, wie z. B. denen des Herzogs von Mercoeur, seines Verwandten, auf die Bretagne, die das Königreich unter dem Protektorat Spaniens unter sich zu theilen dachten. Der Einfluß Philipp's II. auf die Ligue ward immer größer, besonders seitdem eine neapolitanische Besatzung in die Hauptstadt aufgenommen worden war. Die Verwirrung zu vermehren, ließ der Papst Gregor XIV. ein auf seine Kosten geworbenes Heer in Frankreich einrücken und publicirte ein in so maßlosen Ausdrücken abgefaßtes Monitorium gegen Heinrich IV., daß der Nationalstolz der Franzosen aller Parteien durch dessen Bekanntmachung, die der Herzog von Mayenne vergebens zu hindern gesucht, verletzt wurde. Noch mehr Hindernisse, als der Ehrgeiz und die Rivalität der auswärtigen und einheimischen Großen, stellte der Kern der Ligue, der von dem Mönchs- und Priesterstande geleitete Theil der pariser Bevölkerung, der von dem Rathe der Sechszehn repräsentirt wurde, den Absichten Mayenne's, an seiner eigenen Größe zu arbeiten oder in seine Partei Einheit zu bringen, entgegen. Diese Fanatiker wollten um jeden Preis die Ausrottung der Hugenotten und den Untergang Heinrich's IV. und waren der Herrschaft eines fremden Fürsten oder der Theilung des Königreiches geneigt, sobald ihr Lieblingswunsch, die Einführung der Inquisition, dadurch erleichtert wurde. Das Gerücht, daß Heinrich IV. nahe daran sei, den Protestantismus zu verlassen, versetzte sie in Wuth, und die Prediger dieser Partei erschöpften sich in Schimpfreden, Vergleichungen und Beleidigungen aller Art über den „Bearner," die heute seltsam und lächerlich erscheinen, aber dem Geschmacke jener Zeit entsprachen und von großer

Wirkung auf das Volk waren. Das Parlament der Ligue, das jetzt im Stillen den Sieg Heinrich's IV. aber unter der Bedingung seiner Religionsveränderung zu wünschen anfing, wurde bald der Gegenstand der Angriffe der exaltirten Partei. Der erste Parlamentspräsident Barnabas Brisson und die Räthe Claudius Larcher und Johann Tardif wurden ungehört zum Tode verurtheilt und als Verräther und Ketzer in dem Parlamentspalaste aufgehängt. Diese verwegene That schien nur der Anfang zu noch größern Gewaltthätigkeiten zu sein. Der niedrigste Theil des Volkes begann, von einzelnen Demagogen gehetzt, sich zu regen und das Vermögen und Leben der reichern Klassen zu bedrohen. Der Plan einer Reform in der Verwaltung ward von den Sechszehn an Mayenne, der bei Laon an der Spitze des Heeres den König und Turenne im Schach zu halten stand, geschickt, demgemäß alle öffentliche Macht an einen von der Bürgerschaft gewählten Rath übergehen sollte, der, unter dem Einflusse des fanatischen Theiles der Bevölkerung stehend, eine blutige Anarchie, noch ärger als bisher erschienen, hervorbringen mußte. Der Herzog erfuhr zugleich, daß die Sechszehn Philipp II. ausdrücklich aufgefordert hatten, über Frankreich nach seinem Gutbefinden zu verfügen und die Krone selbst an sich zu nehmen oder sie Jemanden aus seiner Familie zu überlassen. Mayenne, auf die Unterstützung und Zustimmung des reichern Theiles der Bürgerschaft und des Parlaments sich verlassend, begab sich mit einer starken Abtheilung Reiterei auf den Weg nach Paris, benutzte die Stimmung der höhern Klassen, die um keinen Preis die Herrschaft des Pöbels und seiner Führer dulden wollten, und setzte alle von den Sechszehn entlassenen Befehlshaber der städtischen Miliz wieder ein. Nachdem er sich mit ihrer Hülfe der wichtigsten Punkte der Hauptstadt bemächtigt, ließ er vier von den Gefährlichsten unter den Sechszehn in eben der Eile, wie sie drei Wochen vorher an den Parlamentsgliedern gethan, hinrichten. Diese Maßregel und deren Folgen verhinderten allerdings die Anarchie, welche die Ligue bedrohte, schwächten aber zugleich ihre Kraft, denn es ist in der Natur solcher, das Maß der Ordnung und des Rechts überschreitenden Parteien, daß ihre Energie mit ihrer Exaltation zugleich erlischt. Die Pariser hatten die Entbehrungen und Drangsale der langen Belagerung mit einer bewundernswürdigen Standhaftigkeit ertragen, bei allen Gefechten gegen das geübteste und abgehärteste Kriegsvolk die größte Tapferkeit gezeigt und jeden Gedanken einer Aussöhnung mit dem ihnen so verhaßten „Apostaten und Gaskogner," der sich ihnen zum Herrn aufdringen wollte, mit Ver-

achtung verworfen. Diese Gesinnung veränderte sich jetzt nicht auf einmal, aber es fingen ihr die Führer zu fehlen an, die sie bisher in Bewegung gesetzt hatten. Nach der Reaktion zu Gunsten der Ordnung, die im Parlament und in den höhern Klassen der Bürgerschaft begonnen und die den Herzog von Mayenne zur Hinrichtung eines Theiles der Sechszehn ermuthigt, ergriffen Einige unter den Exaltirtesten die Flucht, Andere zogen sich zurück, die Reden der fanatischen Prediger und Mönche wurden seltener und verstummten zuletzt. Die Menge, deren Leidenschaft, wenn sie nicht von ihren Häuptern immer wieder in Bewegung gesetzt wird, wie eine Flamme ohne Luft, erlischt, warf einen ruhigern Blick auf Gegenwart und Zukunft und fühlte allmälig, daß sie im Grunde für Andere und nicht für sich selbst geduldet und gehandelt, und daß ihre Opfer mit keinem verhältnißmäßigen Lohne für sie verbunden waren. Die Möglichkeit einer Aussöhnung mit ihren Feinden erschien ihr nicht mehr als das größte aller Uebel. Die Unsicherheit und die Gefahr für die Reichern bei einer Fortsetzung des bisherigen anarchischen Zustandes, der Stillstand des Handels für die Wohlhabendern, die Unterbrechung aller Arbeit für die Aermern ward nach dem Taumel, der eine Zeit lang Alle ergriffen, auf das Lebhafteste gefühlt. Von dieser Zeit an (am Ende des Jahres 1591) ging die Ligue, die mächtigste und leidenschaftlichste Partei, die bisher in der Geschichte dieses Landes aufgetreten war, ihrer Auflösung entgegen. Sie blieb zwar noch eine Zeit lang der Form nach bestehen, aber ihre frühere Kraft war verschwunden.

Das Sinken der Ligue in Paris, das auf den Geist dieser ganzen Partei in Frankreich einen großen Einfluß äußern sollte, war allerdings ein für Heinrich IV. überaus glückliches Ereigniß, das ihn endlichen Sieg hoffen lassen konnte; indessen trat dieser Wechsel in der Stimmung und Gesinnung seiner Feinde nicht sogleich fühlbar ein und seine Fortschritte in der nächsten Zeit standen in keinem Verhältnisse zu der bedeutenden Macht, die ihm vom In- und Auslande zugeführt worden war. Er unternahm mit einem zahlreichern Heere, als er je befehligt, die Belagerung von Rouen, theils um sich einer so bedeutenden Provinz, wie der Normandie, zu bemächtigen, theils um der Königin Elisabeth zu gefallen, welche den Einfluß der Ligue besonders in dieser Gegend ausgerottet wissen wollte, denn die Normandie war es, durch welche die englischen Katholiken, welche die Herrschaft einer protestantischen Königin nur mit Widerwillen ertrugen, mit Frankreich und überhaupt mit dem katholischen Süden in Verbindung blieben. Heinrich IV. sah sich

genöthigt, etwas für die Königin von England, der er so viel schuldig war und die von ihm so wenig empfangen, zu thun. Aber auch hier trat ihm, wie bei der Belagerung von Paris, der größte Feldherr jenes Jahrhunderts, Alexander Farnese, störend entgegen. Der König war allen seinen einheimischen Gegnern, wie Mayenne, Mercoeur u. s. w. an Geschicklichkeit und Erfahrung überlegen. Sein großes Talent im Kriege bestand in einer Alles mit sich fortreißenden persönlichen Tapferkeit und in dem Augenblicke angemessenen treffenden Reden, die seine heroische und geistreiche Natur zugleich bewiesen und den beweglichen und empfänglichen Geist seiner Landsleute entzündeten. Er besaß aber nichts von der Ruhe der Betrachtung, dem Reichthume an Erfindung, der berechneten und überlegten Kühnheit, die dem spanischen Feldherrn eigen waren. Auch hatte er weniger als dieser alle Schwierigkeiten des Krieges und dessen regelmäßige Führung, besonders im Angriffe und der Vertheidigung fester Plätze, worin die Spanier damals allen Nationen voranstanden, kennen zu lernen Gelegenheit gehabt. Seine großartige Persönlichkeit, seine Freimüthigkeit und Einfachheit, selbst auf seine Gegner unter den Franzosen nicht ohne Einfluß, verfehlten auf Fremde, wie Spanier und Italiener, an andere Naturen und Charaktere gewöhnt, ihre Wirkung. Auch hat Heinrich IV., wenn man sich seine ganze Regierung vergegenwärtigt, noch mehr im friedlichen als kriegerischen Theile derselben geglänzt, denn, obgleich ein bedeutender Feldherr, hat er in den politischen Verhältnissen dennoch mehr Einsicht, Ueberlegenheit und Festigkeit als in seinen kriegerischen Unternehmungen entwickelt. Er führte letztere, nach der Schule, in der er erzogen, den frühern Religionskriegen, wo leidenschaftliche Tapferkeit Alles entschied, mehr mit der Faust als mit dem Kopfe. — Nachdem er sich bei dieser Belagerung unnützer Weise mehrmals der augenscheinlichsten Gefahr, gefangen oder getödtet zu werden, ausgesetzt, ward er durch die kriegerischen Künste des Herzogs von Parma, nach dem Verluste einer kostbaren Zeit von fünf Monaten und eines großen Theiles seines Heeres, zum Abzuge genöthigt. Zum größten Glücke für Heinrich IV. ward Alexander Farnese, der gefährlichste seiner Gegner, bei der Belagerung von Caudebec, die er, um den Bewohnern von Rouen die Schifffahrt auf der Seine zu eröffnen, unternommen, so schwer verwundet, daß er dem Oberbefehl entsagen mußte und am Ende des Jahres (1592) starb. Das spanische Heer zog sich, da die Absicht seines Einschreitens, der Entsatz von Rouen, erfüllt war, nach den Niederlanden, von dem Könige nur schwach verfolgt, zurück. —

Sobald die militairischen Operationen an Leben und Wichtigkeit verloren, so fingen, wie gewöhnlich, die Unterhandlungen von Neuem an. Heinrich IV. suchte das gemäßigte Haupt der Ligue, Mayenne, zu gewinnen. Dieser, der seit drei Jahren über einen großen Theil Frankreichs in der Eigenschaft eines Generallieutenants des Königreiches regierte und an die Ausübung der Herrschaft gewöhnt, fand es schwer, sich einen Herrn zu geben, und knüpfte seine Anerkennung Heinrich's IV. an für diesen so harte oder unmögliche Bedingungen, daß die Unterhandlung ohne Erfolg blieb. Er hatte unter Anderm Burgund, Lyon und seine Umgegend für sich, die Champagne für seinen Neffen, den Herzog von Guise, die Bretagne für Mercoeur, die Pikardie für Aumale nicht als Statthalterschaften, sondern als erbliche Fürstenthümer verlangt. Die lothringischen Prinzen hätten auf diese Art ein Drittheil von Frankreich besessen. Heinrich IV., dem schon so Vieles gelungen und der fühlte, wie seine Macht im Ganzen zu wachsen und die seiner Gegner sich aufzulösen begann, verwarf diese Bedingungen, die Mayenne wahrscheinlich nicht einmal im Ernst vorgeschlagen hatte. Dieser, ehrgeizig, aber ungewiß in seinen Planen, hatte die Reichsstände zusammenberufen, und hoffte bei dem zu erwartenden Konflikte der Parteien, der, zu welcher er sich selbst schlagen würde, ein Uebergewicht zu geben und so für sich einen größern Vortheil als aus einer einzelnen Unterhandlung zu ziehen. Heinrich IV. schien ihm immer noch nicht mächtig genug zu sein, um für ihn den Papst, den König von Spanien und die ganze katholische Partei, auf die er sich so lange gestützt, zu verlassen. Auch schien er nicht an den Uebertritt Heinrich's IV. glauben zu wollen und es gegen seine Ehre zu halten, sich, der so lange der Verfechter des Katholicismus in Frankreich gewesen, einem hugenottischen Prinzen zu unterwerfen. Er hatte die Wahlen zu dem Reichstage in seinem und seiner Freunde Sinne zu leiten und die eifrigsten Anhänger Spaniens auszuschließen gewußt. Heinrich IV., auf der andern Seite, hatte durch die Venetianer und den Großherzog von Toskana, die beide das Haus Oesterreich und dessen überwiegenden Einfluß, wenn Frankreich seine politische Unabhängigkeit verlieren sollte, fürchteten, mit dem römischen Hofe Verbindungen anzuknüpfen gesucht, um gewiß zu sein, daß seine Abschwörung des Protestantismus den Papst bewegen würde, die Excommunication und Unfähigkeit zur Thronfolge, die Sixtus V. gegen ihn ausgesprochen, zurückzunehmen. Der gegenwärtige Papst, Clemens VIII., galt für einen gemäßigten Fürsten und als den Ansprüchen Heinrich's IV. an und für sich nicht ab-

geneigt, aber seine Besorgnisse, Philipp II. zu verletzen, veranlaßten ihn, die Eröffnungen des Königs mit scheinbarer Kälte und Gleichgültigkeit aufzunehmen.

Die Reichsstände versammelten sich diesmal unter Umständen, die von ihrer Zusammenberufung keine bedeutenden Resultate erwarten ließen. In der herrschenden Anarchie war keine Partei stark genug, um ihre Ansprüche durchzusetzen. Ein Theil der Royalisten, an den Uebertritt Heinrich's IV. nicht glaubend, oder die Feindschaft Philipp's II. und der ganzen katholischen Partei fürchtend, wünschten einen der katholischen Prinzen von Geblüt auf den Thron gesetzt und diesen mit einer Tochter des Königs von Spanien vermählt zu sehen. Sie hofften auf diese Art die Krone in dem regierenden Hause zu erhalten und zugleich Rom und Spanien zu gewinnen. Die Partei der Guisen dachte durch die Erhebung eines lothringischen Prinzen auf den Thron und dessen Vermählung mit der Infantin Isabella ihre Größe in Frankreich für immer zu befestigen und zugleich aus den bestehenden Wirren und Drangsalen einen endlichen Ausgang zu finden. Der Krieg schien jetzt keine Entscheidung mehr herbeiführen zu können. Kein großer Schlag ward geführt und war nicht sobald vorauszusehen. Im Grunde fand der Kampf nur zwischen Heinrich IV. und Philipp II. und den von ihnen repräsentirten Interessen, d. h. der Erhaltung der rechtmäßigen Thronfolge und der Herrschaft des katholischen Glaubens statt. Alle andern Parteien mußten, was auch ihre Stellung und ihre Absichten sein mochten, sich zuletzt einem dieser beiden Gegner anschließen. Aber Philipp II. war alt, sein Reich durch den religiösen und politischen Despotismus, den er als ein Mittel für seine Größe betrachtet, die immerwährenden Kriege, die Abnahme der Bevölkerung erschöpft und keiner großen Anstrengungen fähig. Der Kampf gegen die Holländer verzehrte seine Kräfte, die italienischen Fürsten und selbst der Papst waren seinem Einflusse heimlich abgeneigt. Heinrich IV. hatte seine Religion und die Feindschaft der Ligue gegen sich. Es erwachte aber in diesem kritischen Augenblicke, wo es sich für Frankreich um nichts weniger als um die Wahl eines Königs außerhalb dem bestehenden Erbfolgerecht handelte, in der Mehrheit des französischen Volkes seine alte tief gefühlte Abneigung gegen Spanien und die Besorgniß, mit einer fremden Dynastie zugleich seine politische Unabhängigkeit zu verlieren. Die spanischen Bevollmächtigten schlugen in der Versammlung der Reichsstände auf ungeschickte Art einen Erzherzog von Oesterreich, dem Philipp II. seine Tochter zur Frau geben wollte, als König vor. Dieser An-

trag erregte einen allgemeinen Unwillen. Seine Folgen, wenn er durchgehen sollte, leuchteten auch dem Beschränktesten ein. Das älteste und berühmteste Königreich in Europa wäre eine Provinz des Hauses Oesterreich geworden. Ein zweiter etwas modificirter Vorschlag, die Erhebung des Herzogs von Guise auf den Thron und seine Vermählung mit der Infantin, der, gleich anfangs gethan, denn Guise wurde als ein Kind des Landes betrachtet, weniger angestoßen haben würde, konnte den übeln Eindruck des ersten nicht auslöschen. Man sah im Hintergrunde immer die spanische Herrschaft, die dem Adel und dem Parlamente als eine Erniedrigung und nur dem fanatischen Theile der Geistlichkeit und des Bürgerstandes wünschenswerth erschien. Die Stimmung der Hauptstadt, in deren Mitte die Reichsstände berathschlagten, konnte auf diese nicht ohne Einfluß bleiben. Heinrich IV. hatte durch seine Besitznahme mehrer festen Plätze und Schlösser in der Umgegend von Paris die Zufuhr und den Handel aufs Neue unterbrochen. Vergebens hatten, bei der Nachricht von den Unterhandlungen zwischen dem Könige und Mayenne, wiederum einige der fanatischen Prediger das niedrige Volk gegen den „Bearner" in Bewegung gesetzt. Der wohlhabende und einsichtsvolle Theil der Bevölkerung wünschte den Frieden und diesen konnte im Grunde Niemand anders als Heinrich IV. gewähren. Seine Feldherren hatten in fast allen Provinzen wenn auch nicht entscheidende, doch erhebliche Vortheile davongetragen. Man fing an zu begreifen, daß, wenn er auch sein Königreich nicht durch Gewalt zu erobern vermöge, eine endliche Beruhigung desselben gegen seinen Willen und ohne eine Anerkennung seines Rechtes unmöglich sei. Die religiösen Interessen, der Form nach noch immer vorangestellt, schienen der Rücksicht auf die politische Unabhängigkeit und Größe Frankreichs weichen zu müssen. Die Gemäßigten der Ligue wie der Hugenotten sahen eine Ausgleichung des innern Streites und eine Abweisung des ausländischen Einflusses nur in der Unterwerfung unter Heinrich IV. und dessen Uebertritt zum Katholicismus. Dies war der Augenblick, den der König lange erwartet hatte. Glück und Klugheit hatten ihm wunderbar gut gedient. Eine frühere Annahme des herrschenden Glaubens, ehe sie durch eine unausbleibliche Nothwendigkeit entschuldigt werden konnte, würde ihn um alle Gunst bei seinen alten Glaubensgenossen gebracht und, bevor er sich furchtbar gemacht, bei der Ligue nicht gefördert haben. Die sich durch die Einmischung Philipp's II. steigernde Verwirrung der öffentlichen Verhältnisse in Frankreich, die Unmöglichkeit des Reichstages, eine selbstständige

Entscheidung herbeizuführen, die Furcht vor dem spanischen Einflusse, führten den König endlich an das Ziel seiner lang gehegten Wünsche. Er hatte die Verwickelung aller Umstände so weit kommen lassen, daß er allein zu deren Lösung fähig schien. Nach einigen auf seine Veranlassung in Surennes bei Paris zwischen den Katholiken beider Parteien gehaltenen Conferenzen, in denen die Bereitwilligkeit des Königs, sich in den katholischen Religionsgrundsätzen unterrichten zu lassen, außer Zweifel gestellt worden, berief dieser zu Mantes eine Versammlung von Prälaten und Theologen, erklärte sich nach Anhörung ihrer Lehren und Predigten von den Wahrheiten der herrschenden Kirche überzeugt, trat, einige Tage nachher, in St. Denis unter großen Feierlichkeiten in den üblichen Formen über und vollzog ihre Gebräuche an demselben Tage. — Die Excommunication des Papstes schwebte noch immer über dem Haupte Heinrich's IV., denn die Prälaten seiner Partei hatten, nach den ersten vergeblichen Versuchen, den römischen Hof milder zu stimmen, nicht nur keinen weitern Schritt in dieser Beziehung gethan, sondern der Erzbischof von Bourges, als Primas von Gallien, sogar erklärt, daß der Papst kein Recht habe, den König, sobald dieser sich der Kirche zu unterwerfen bereit sei, von derselben ferner auszuschließen. Die besondere Disciplin und die Ansprüche der gallikanischen Kirche gaben dem Erzbischofe einen hinreichenden Vorwand, in diesem Falle die mangelnde Zustimmung des Papstes durch seine eigene Autorität zu ersetzen. Durch den Uebertritt Heinrich's IV. schien endlich der größte Stein des Anstoßes, der so lange der Ausgleichung der Erbrechte des Königs und der Unabhängigkeit des Staates mit der Religion der großen Mehrheit des Volkes im Wege gelegen hatte, gehoben zu sein. Eine endliche Versöhnung der streitenden Parteien und eine Beruhigung des Landes war nur durch diese Religionsveränderung des Königs, deren sittliche Natur, da das Innere der Menschen schwer zu erforschen und die Wahrheit ihrer Ueberzeugungen streitig verschiedenartig beurtheilt worden ist, die aber, als politischer Act betrachtet, von den glücklichsten Folgen war, möglich geworden.

Zweites Kapitel.

Obgleich ein Theil der Hugenotten und der Ligue, aus Ueberzeugung oder Fanatismus, die Berechtigung oder Aufrichtigkeit der Religionsveränderung Heinrich's IV. in Zweifel zog und sie verwarf, so erschien sie der Mehrheit der Nation, die an sie die einzige Hoffnung des Friedens knüpfte, als das erwünschte Mittel einer endlichen Aussöhnung der kämpfenden Parteien. Eine solche ward in der That durch den Waffenstillstand vorbereitet, der einige Tage nach der Abschwörung des Königs unterzeichnet wurde. Vermöge desselben sollten nicht nur alle Feindseligkeiten für die Zeit von drei Monaten eingestellt, sondern auch die Freiheit des Handels erlaubt und die Reisenden und selbst die Soldaten beider Heere in alle Städte und Plätze zugelassen werden, sobald ihre Zahl und Haltung nicht feindliche Absichten verriethe. Außerdem sollte Jeder, ungeachtet aller bisher erlassenen Verordnungen und Erkenntnisse, in den ungestörten Genuß seiner Einkünfte und Rechte wieder eingesetzt werden. Selbst die Zeit, in welche diese Waffenruhe fiel, schien darauf berechnet, die Gemüther auf den Frieden vorzubereiten und sie einen Vorgeschmack seiner Früchte genießen zu lassen. Der größte Theil der Heere war entlassen worden und die Kriegsleute kehrten in einem Augenblicke in ihre Heimath zurück, wo die Ernte und die Weinlese ihnen das seit Jahren entbehrte Glück eines ruhigen Aufenthaltes in ihren Wohnungen und ein Bild der Zustände gewährte, die zugleich ein Gegenstand des Vergnügens und der Grund ihres Wohlstandes waren. Denn fast alle Eigenthümer, größere und kleinere, hatten in dieser letzten Zeit von ihren Besitzungen entfernt gelebt. Der Kern des Heeres, die gesammte Reiterei und die Hauptleute des Fußvolkes bestanden großentheils aus solchen und eine Beruhigung des Landes mußte ihnen aus öffentlichen wie besondern Rücksichten wünschenswerth sein. Die fremden Söldner, für die der Krieg ein Broterwerb war, und die niedern Klassen der städtischen Bevölkerungen allein konnten zu dessen Fortsetzung geneigt sein. Erstere waren ohne Wurzel im Lande und nicht zahlreich genug, um sich dessen Forderungen entgegenzustellen, und letztere nur in einigen großen Städten von Bedeutung. Vergebens suchte der

Herzog von Mayenne den Reichstag zu einem weitern Widerstande gegen den König aufzumuntern, vergebens erneuerten einige Prälaten und Mönche ihre Versuche, die Menge in Paris durch ihre Predigten und Processionen zu erregen. Die Stände verließen die Hauptstadt und verbreiteten in den Provinzen die dort herrschende Stimmung für den Frieden, die vom Parlament und den höhern Klassen der Bevölkerung allgemein gehegt wurde. Ein Theil der royalistischen Großen kehrte nach Paris unter dem Vorwande häuslicher Geschäfte zurück und wandte diesen Aufenthalt dazu an, mit den einflußreichsten Mitgliedern der Ligue Unterhandlungen anzuknüpfen. Der König, der eine Zeit lang in St. Denis blieb, benutzte jede Gelegenheit, sich den Parisern, die in Masse herbeiströmten, zu zeigen, und seine mit dem Charakter seines Volkes so lebhaft sympathisirende Stimmung der Heiterkeit und Offenheit verfehlte auf die Neugierigen ihre Wirkung nicht. Seine gewinnende, zugleich erhabene und herablassende Persönlichkeit zerstreute immer mehr die Vorurtheile, die sich früher mit so großer Leidenschaft gegen ihn erhoben hatten. Die Anhänger des Königs verbreiteten sich in allen Theilen des Landes, um in einem ihm günstigen Sinne zu wirken.

Ein erneuerter Versuch Heinrich's IV., sich mit Clemens VIII. auszusöhnen, wurde nicht durch die Gesinnungen des Papstes, sondern die Drohungen Philipp's II. vereitelt, der in diesem Falle mit einer gänzlichen Handelssperre des Kirchenstaates, ja selbst mit einem Kriege drohte. Dieser verfehlte Versuch wurde jedoch durch die Verlängerung des Waffenstillstandes auf den Rest des Jahres und den Fortschritt, den die königliche Sache in den Gesinnungen des Volkes machte, mehr als aufgewogen. Ein großes und günstiges Ereigniß in dieser Beziehung war die Anerkennung Heinrich's IV. von Seite Lyons, der zweiten Stadt des Königreiches, dessen Bürger die Autoritäten der Ligue verjagten und die weißen Binden und Fahnen, das Zeichen der Königlichgesinnten, aufpflanzten. Als der Waffenstillstand endlich zu Ende ging, glaubten sich die Häupter der Ligue, die der immer mehr um sich greifenden Sehnsucht nach Frieden gewahr wurden, zu einer letzten großen Anstrengung gezwungen, um der öffentlichen Stimmung wo möglich eine andere Richtung zu geben. In Hoffnung auf ein Heer, das ihnen der König von Spanien versprochen, erneuerten sie ihren Bund unter allen bisher bestandenen Bedingungen, unter denen die vornehmste die unabänderliche Ausschließung des Hauptes der bourbonischen Linie vom französischen Throne war. Sobald aber der Kampf wieder

begann, zeigte es sich, wie sehr Heinrich IV. seit seiner Abschwörung gewonnen, wie wenig seine Gegner auf sich selbst zählen konnten. Die Befehlshaber der Ligue übergaben im Laufe weniger Wochen nicht nur Meaux, Orleans, Bourges, Pontoise, sondern traten mit den Besatzungen sogleich in den Dienst des Königs. Es versteht sich von selbst, daß die Besitznahme dieser festen Plätze die Herrschaft des Königs auf die sie umgebenden Landschaften ausdehnte. — Eine ähnliche Veränderung trug sich in derselben Zeit in der Provence zu, wo die Ligue vorher so viele Anhänger gezählt hatte. Das ganze Land, Marseille ausgenommen, erkannte Heinrich IV. als rechtmäßigen Herrn an, und das Parlament von Aix, früher der größte Feind des Königs und der Hugenotten, erklärte, durch seinen Uebertritt über die Rechte der katholischen Kirche beruhigt, jeden weitern Widerstand gegen ihn für Rebellion. Von diesem Augenblicke an erschien Heinrich IV., selbst in den Augen seiner Feinde, nicht mehr als das Haupt einer Partei und der Führer eines freiwilligen Adelsaufgebotes, sondern als der Gebieter des größten Theiles des Landes, und er beschloß durch seine Krönung, diese erhöhte Stellung allgemein sichtbar zu machen. Reims war in den Händen der Guisen. Heinrich IV. empfing, sich auf das Beispiel der meisten Karolinger und eines Kapetingers stützend, die nicht in Reims gekrönt worden, die Weihe und Salbung in der Kathedrale von Chartres, von den Händen des Bischofes dieser Stadt. Von den geistlichen Pairs erschien diesmal nur der Bischof von Chalons. Von den großen weltlichen Vasallen der Feudalzeit war Niemand mehr vorhanden, sie wurden, wie schon früher bei ähnlichen Gelegenheiten, durch die Prinzen von Geblüt und selbst durch einige andere große Herren, die dem königlichen Hause fremd waren, repräsentirt. Die Krönung, die schon unter den Valois, mit Ausnahme der Karl's VII., viel von ihrer Bedeutung verloren, ward unter den Bourbonen vollends zu einer leeren Ceremonie und die Erhaltung einiger alten Gebräuche und die Auslassung anderer früher ebenso wichtiger bewies, wie wenig sie mehr mit dem Geiste der Zeit und den bestehenden Verhältnissen übereinstimmte. Für Heinrich IV., dem man so lange den Thron bestritten, hatte sie jedoch insofern einige Wichtigkeit, als er, das Haupt einer neuen Linie, durch sie der Menge als der rechtmäßige Nachfolger der Valois und der Erbe aller ihrer Rechte erschien.

Es fehlte dem Könige jetzt nichts weiter mehr als der Besitz seiner Hauptstadt, um seine Gegner von der Zwecklosigkeit alles weitern Widerstandes zu überzeugen und den Rest des Landes unter

seine Autorität zu bringen. Die Umstände waren ihm hierbei, wie seit langer Zeit in Allem, was er that, günstig. In den Gesinnungen des Parlaments von Paris, früher so feindlich gegen ihn gestimmt, war in der letzten Zeit eine noch größere und ihm günstigere Veränderung als in der übrigen Bevölkerung vorgegangen. Es hatte jedoch aus Furcht vor Mayenne und der spanischen Garnison mehre die Anerkennung des Königs betreffende Beschlüsse nur in geheimer Berathung gefaßt und deren Bekanntmachung nicht gewagt. Seine Neigung für den Frieden und die Unterwerfung war dessen ungeachtet nicht weniger ruchbar geworden. Außerdem nahmen der Haß und das Mißtrauen gegen die spanische Besatzung unter der Bürgerschaft mit jedem Tage zu. Belin, der gemäßigt gesinnte Befehlshaber der Stadt, war von Mayenne entlassen und der Graf von Brissac, früher ein eifriger Theilnehmer der Ligue und der am Tage der Barrikaden das Signal zum Widerstande gegen Heinrich III. gegeben, an seine Stelle gesetzt worden. Mayenne suchte umsonst den frühern Eifer der Sechszehn und ihrer Anhänger zu entflammen, die fanatischen Prediger, die er hierzu anwandte, wurden nicht mehr gehört. Er selbst fühlte sich in der Stadt nicht mehr sicher und verließ dieselbe mit seiner Familie, unter dem Vorwande, einem spanischen Heere, das zur Hülfe der Hauptstadt heranrückte, entgegenzugehen, um dessen Marsch zu beschleunigen. Diese Abwesenheit benutzte Brissac, der in Uebereinstimmung mit dem Prevot des Marchands und einigen einflußreichen Schöffen, am Morgen des 22. März (1594), noch ehe der Tag anbrach, Heinrich IV. in die Stadt einließ, die am Tage darauf von dem fremden Kriegsvolke geräumt wurde. Die Bürger nahmen den König willig, aber ohne große Freudenbezeigungen auf, denn sie waren ungewiß, welche Folgen ihr langer und hartnäckiger Widerstand für sie nach sich ziehen konnte. Bald nachher erhielten die fanatischen Prediger und Mitglieder, die noch nicht die Flucht genommen, den Befehl, die Stadt zu verlassen. Sonst nahm Heinrich IV. keine weitere Rache an seinen Feinden, und die Amnestie, die er schon von Tours aus erlassen, ward von ihm gewissenhaft beobachtet. Die Einnahme von Paris war für ihn ein so wichtiges Ereigniß, daß seine ganze Stellung, obgleich schon seit langer Zeit in fortwährendem Steigen begriffen, durch dieselbe vollkommen verändert wurde. Die Ligue hatte sich nur durch den Besitz von Paris so lange gegen ihn behaupten können. Die Idee der Monarchie, das Bild der Souverainetät, schien einem großen Theile des Landes an die Herrschaft über die Hauptstadt gefesselt zu sein. Nicht nur die königs-

liche Gewalt hatte von dort aus seit Jahrhunderten ihr Walten fühlbar gemacht, sondern auch das Parlament und die Sorbonne, die beiden Orakel des politischen und intellektuellen Lebens in Frankreich, hatten von dort aus so lange ihre Stimme vernehmen lassen. Der höhere Bürgerstand von Paris galt für den reichsten und unterrichtetsten Theil des französischen Tiers-etat, das niedrige Volk für den verwegensten und unruhigsten Pöbel des Landes. Heinrich IV. hatte dies Alles so lange gegen sich gehabt, welchen Vortheil mußte ihm nicht die Unterwerfung dieser ihm bisher feindlichen Kräfte gewähren! Von jetzt an sollten noch einige Gefechte und Belagerungen seiner warten, aber kein großer Widerstand mehr sich gegen seine Macht erheben.

Das Erste, was in Paris nach seiner Einnahme geschah, war die Entfernung oder Vertilgung aller Acte, Schriften, Denkmale jeder Art, die das Andenken des letzten Königs oder den Charakter des gegenwärtigen in den Augen der Menge gehässig oder verächtlich gemacht hatten. Das Parlament von Paris zeigte sich Heinrich IV. so ergeben, war zur Ausführung aller seiner Befehle so bereit, daß es alsbald in volle Gunst bei ihm trat. Der einzige Nachtheil, der seine Mitglieder traf, war, daß sie nach der Wiedervereinigung denjenigen ihrer Amtsgenossen, die der königlichen Autorität treu geblieben und derselben nach Tours oder Chalons gefolgt waren, den Vortritt lassen mußten, auch wenn sie sich seit längerer Zeit als diese im Besitze ihrer Würden befanden. Da ihnen viel zur Last gelegt werden konnte, so wußte der König, daß sie Alles thun würden, um die Vergangenheit vergessen zu machen, und er zog sie häufig den ihm treu gebliebenen Räthen vor, eine Politik, die, obwohl mehr klug als edel und dankbar, von ihm in Bezug auf die meisten seiner alten Freunde und die sich ihm unterworfenen Gegner ausgedehnt wurde. Erstere konnten ihre bewiesene Anhänglichkeit sich zum Verdienste anrechnen und auf Belohnungen Ansprüche machen, letztere glaubten nicht Eifer und Unterwürfigkeit genug an den Tag legen zu können, um nicht an ihre frühern Fehltritte zu erinnern. Jene wurden von jetzt an von dem Könige häufig für unbequem, diese für nützlich erachtet. Ein königliches Edikt wurde wenige Tage nach dem Einzuge Heinrich's IV. von dem Parlamente einregistrirt, dessen Hauptbestimmungen, außer der Wiederholung der Amnestie, das Verbot des protestantischen Gottesdienstes in Paris und zehn Stunden im Umkreise und die Bestätigung aller Rechte und Freiheiten der Stadt und der Universität enthielt. Das Parlament erklärte sich jetzt gegen die Ligue,

die es so lange unterstützt und anerkannt hatte. Er stellte, wenige Tage nach der Einnahme der Stadt, den Grundsatz auf, daß Alles, was seit dem Tage der Barrikaden gegen die königliche Autorität unternommen worden, null und nichtig gewesen sei. Er nahm die dem Herzog von Mayenne übertragene Würde eines Generallieutenants des Königreiches zurück, er hob alle Beschlüsse der letzten Reichsstände auf, verbot ihnen, sich wieder zu versammeln, und erklärte jeden Widerstand gegen den König, von wem, wo und unter welchen Umständen er auch ausgehen mochte, für Hochverrath. Die Universität und Sorbonne folgten diesem Beispiel und alle Heinrich IV. früher so feindlichen Autoritäten der Hauptstadt wetteiferten in Zeichen des Gehorsams und der Ergebenheit. Einige der fanatischten Prediger warfen sich zu seinen Füßen und wurden von ihm begnadigt.

Sobald die Nachricht von der Einnahme von Paris, der Unterwerfung des Parlaments und der Sorbonne sich in den Provinzen verbreitete, erregte sie dort bald eine ebenso große Veränderung wie in der Hauptstadt selbst. Rouen ging mit der ganzen Normandie an den König über. Heinrich IV. opferte mehrmals, um die Statthalter und Befehlshaber, die ihm lange widerstanden hatten und sich jetzt erst unterwarfen, zu belohnen, alte und geprüfte Freunde auf, oder setzte diese wenigstens jenen nach. Der Herzog von Elbeuf, der in Poitou für die Ligue befehligt hatte, war der erste der lothringischen Prinzen, der ihn anerkannte, ein Beispiel, das von seinen Verwandten bald nachgeahmt werden sollte. Die letzte schwierige Unternehmung, die dem Könige auf diesem Wege der allmäligen Befriedigung seines Reiches entgegentrat, war die Eroberung von Laon. Mayenne hatte, als er Paris verlassen, seine Familie und seine Schätze in diese stark befestigte Stadt in Sicherheit gebracht und einen seiner Söhne darin als Befehlshaber zurückgelassen. Laon war auf diese Art, wie einst der Vertheidigungspunkt der letzten Karolinger, so jetzt der der Ueberreste der Ligue geworden. Mayenne, obgleich ein tapferer und geschickter Feldherr, war jedoch ungewissen und trägen Geistes und verabscheute das spanische Joch, konnte es aber dennoch nicht über sich gewinnen, Heinrich IV. eher anzuerkennen, als bis er vom Papste wieder in die Kirchengemeinschaft aufgenommen worden wäre. Er entschloß sich demnach zur Fortsetzung des Krieges, obgleich das Haupt seiner Familie, der Herzog von Lothringen, für den Frieden stimmte und das Ansehn seines Neffen, des Herzogs von Guise, in der Champagne sehr gesunken war. Mayenne ging selbst nach Brüssel, um bei den Spaniern

Hülfe zu suchen. Es ward entschieden, daß er mit dem Grafen von Mannsfeld, einem von Philipp's II. Feldherren, das spanische Heer zugleich befehligen sollte, das schon in der Pikardie eingefallen war. Nach einem tapfern Widerstande ging indessen Laon an Heinrich IV. über, der zu dessen Belagerung vorzüglich den Herzog von Biron, einen seiner fähigsten und treuesten Gefährten, brauchte (Juli 1594).

In der Bretagne, die während dieser innern Kriege durch ihre entlegene Lage außerhalb dem Schauplatze der eigentlichen Entscheidung geblieben, hatte der Herzog von Mercoeur, mit spanischer Hülfe, eine eigene Herrschaft zu gründen gesucht. Der Kampf war hier mit wechselndem Erfolge geführt worden, bis endlich der Marschall d'Aumont, der Feldherr Heinrich's IV., mit englischem Kriegsvolk verstärkt, eine so entscheidende Ueberlegenheit gewann, daß Mercoeur zwar nicht für den Augenblick gänzlich bezwungen, aber doch so bedrängt wurde, daß ihm ein Vergleich mit dem Könige selbst wünschenswerth werden mußte. In Languedoc dauerten die Feindseligkeiten zwischen der Ligue, an deren Spitze hier der Herzog von Joyeuse stand, und den Royalisten, die Montmorency befehligte, fort. Aber auch hier, wie in der Provence und Dauphiné, gewann die königliche Autorität täglich mehr Raum, obgleich die royalistischen Befehlshaber mehr an ihr eigenes Interesse, als an das der Krone dachten. Der Sieg des Königthums war vollkommen entschieden und die Ligue vernichtet, wenn es Heinrich IV. gelang, die lothringischen Prinzen, deren einer, der Herzog von Elbeuf, ihn schon anerkannte, zu unterwerfen oder zu gewinnen. Diese mächtigsten unter seinen innern Widersachern auf einmal zu bezwingen, war dem Könige, der noch mit dem römischen Hofe und Spanien in Feindschaft lag, nicht möglich. Er zog sie deshalb, Einen nach dem Andern, mit großen Opfern, die indessen seine Souverainetätsrechte und die Integrität des Reiches nicht verletzten, zu sich hinüber. Der einzige Herzog von Mayenne suchte noch zu widerstehen und hatte sich in seine Statthalterschaft Burgund zurückgezogen. Hier von den Spaniern, denen Heinrich IV. förmlich den Krieg erklärt (Januar 1595), denn bisher schien Philipp II. nur als ein Bundesgenosse der Ligue und nicht als ein Feind Frankreichs zu handeln, wenig und übel unterstützt, unterwarf er sich endlich ebenfalls, nachdem der Papst die Excommunication, die früher über den König ausgesprochen worden, aufgehoben hatte, unter Bedingungen, die Heinrich IV. allen seinen bedeutendern Gegnern, d. h. Sicherheitsplätze, Geldbewilligungen, Vergessen alles Geschehenen u. s. w.

zugestanden hatte. In den Frieden mit Mayenne, denn alle diese Großen hatten, obgleich, dem Princip nach, die Autorität des Königs anerkennend, bei den Vergleichen mit ihm, auf dem Fuße einer unabhängigen Macht unterhandelt, wurden Joyeuse und die Statthalter von Languedoc und Guienne für die Ligue und überhaupt alle Befehlshaber der letztern eingeschlossen. Außerdem wurden ausdrücklich alle weitern Untersuchungen über die Ermordung des vorigen Königs für aufgehoben erklärt, und deren spätere Aufnahme in jedem Falle verboten (1596). Mit diesen Unterwerfungen war die Ligue, nachdem sie ungefähr zwanzig Jahre bestanden und seit acht Jahren der Hebel alles Widerstandes gegen die königliche Macht gewesen, für immer erloschen.

Der Entschluß Heinrich's IV., Spanien direkt zu bekriegen, wurde von dem größten Theile der Franzosen gebilligt, denn diese Macht war es vorzüglich, die das Feuer der innern Zwietracht unterhalten und, wenn es schwächer zu brennen anfing, dasselbe immer von Neuem angeschürt hatte. Deshalb vereinigten sich alle Parteien gegen dasselbe. Dieser Entschluß schien jedoch mehr von der Leidenschaft als Politik eingegeben zu sein. Denn Philipp II. war als Bundesgenosse der Ligue zu einiger Rücksicht gegen Frankreich genöthigt gewesen, und, so thätig er sie auch unterstützt, gewissermaßen immer im Hintergrunde geblieben. Jetzt, wo er selbstständig und allein aufzutreten gezwungen wurde, hatte er ein Recht und die Gelegenheit, seine feindseligen Absichten mit größerm Nachdruck zu äußern, erlangt. Zugleich ward es Heinrich IV., bei der durch die langen und blutigen Kriege hervorgebrachten tiefen Erschöpfung seines Landes, bei den außerordentlichen Opfern, mit denen er die Unterwerfung seiner Feinde erkauft hatte, schwer, ein bedeutendes Heer aufzubringen. Außerdem war er, so lange Mayenne in Burgund noch widerstand, seine Macht zu theilen und die Spanier sowohl hier als an der belgischen Grenze zu bekämpfen genöthigt. Die Pikardie wurde von den Spaniern in der That auf das Grausamste verwüstet und mehre der bedeutendsten Plätze wurden von ihnen eingenommen; aber nach Mayenne's Unterwerfung beschränkte sich der Krieg auf diese einzige Linie, denn die Pyrenäen waren von beiden Seiten so befestigt worden, daß weder Frankreich noch Spanien auf dieser Grenze, während dieser ganzen Zeit, einen ernsten Einfall wagten. Zugleich hatten die Schweizer, ihrer eigenen Sicherheit wegen, die Neutralität der Franche-Comté erlangt, so daß es den Spaniern, ungeachtet sie Herren dieses Landes waren und die Lombardei ebenfalls unter ihrer Botmäßigkeit stand, schwer ge-

macht wurde, schnell ein Heer in das Innere Frankreichs, selbst wenn dasselbe ihnen offen lag, zu führen. Ueberhaupt waren die Kriege mit Philipp II., obwohl die spanische Monarchie unter ihm mehr Einheit, geschicktere Feldherren und ein geübteres Kriegsvolk als unter seinem Vater besaß, für Frankreich dennoch weniger gefährlich als früher geworden. Einmal hatte Karl V., als deutscher Kaiser, Gelegenheit gehabt, Frankreich auf seinem schwächsten Punkte, der Ostgrenze, anzugreifen und dessen innere Provinzen zu bedrohen. Dann hatte dieser Fürst sich meist selbst an die Spitze seiner Heere gestellt. Philipp II., in mancher Beziehung beharrlichern, planvollern Geistes als sein Vater, aber durchaus kein Kriegsmann, verließ, nachdem er die Regierung angetreten, Spanien nie mehr, und diese seine ferne Leitung konnte, so viel Ordnung und Disciplin er auch in die Kriegsführung und Verwaltung gebracht, den Mangel der entscheidenden und belebenden Gegenwart des obersten Gebieters nicht ersetzen. Auch nagte der fortgesetzte Krieg gegen die Niederlande an dem großen, aber bewegungslosen Körper der spanischen Monarchie. Ein spanisches Heer, das von Belgien aus in Frankreich einfiel, zog die holländische Macht, von einem so fähigen Feldherrn wie Moritz von Nassau geleitet und von deutschen und englischen Söldnern unterstützt, sich sogleich nach. Unter solchen Umständen konnte der Krieg auf dieser einzigen Grenze Frankreich keiner großen Gefahr aussetzen. Nachdem Heinrich IV. sich mit dem Papste ausgesöhnt, nachdem die Ligue verschwunden und alle innern Feinde bezwungen worden, hatte Philipp II. bei diesem Kriege weder einen Vorwand noch einen Zweck, setzte aber denselben dennoch eine Zeit lang fort. Sein vorgerücktes Alter, die Jugend seines Sohnes, dem er nicht die Führung eines so großen Krieges hinterlassen wollte, die endliche Ueberzeugung der Unmöglichkeit eines entscheidenden Vortheiles über seinen Gegner machten ihn geneigt, die Vermittlung des Papstes Clemens VIII. zur Abschließung eines Friedens mit Frankreich anzunehmen. Philipp II., früher mit dem römischen Hofe, dem Hause Lothringen, der Ligue, allen Mißvergnügten in Frankreich alliirt, hatte diese Verbündeten, einen nach dem andern, verloren. Mercoeur, der sich seit so langer Zeit gegen Heinrich IV. in der Bretagne behauptet, und der Herzog von Savoyen, der die Royalisten in der Dauphiné unaufhörlich bekriegt, waren ihm allein übrig geblieben. Mercoeur unterwarf sich, sobald er den Frieden mit Spanien voraussah, und versprach seine Tochter, eine unermeßlich reiche Erbin, einem natürlichen Sohne Heinrich's IV., Cäsar Vendome, den dieser von Gabriele d'Etrées hatte. Heinrich IV.

war mit England und Holland, besonders mit ersterm, dem er so viel verdankte, enge und dergestalt verbunden, daß es ihm, den bestehenden Verträgen gemäß, nicht frei stand, ohne sie, mit ihrem gemeinschaftlichen Feinde sich zu vergleichen. Aber sein Wunsch, in den vollkommen friedlichen Besitz seines Reiches zu kommen und diesen Brand zu löschen, überwog jede andere Bedenklichkeit, und er begann die Unterhandlungen, ohne seine Verbündeten zu deren Theilnahme aufzufordern. Als Grundlage des Friedens ward der Vertrag von Cateau-Cambresis (1559), zur Zeit Heinrich's II., festgestellt. Die beiderseitigen Bevollmächtigten kamen in Vervins, einer kleinen Stadt in der Pikardie, zusammen und die Bedingungen, die einen so langen Krieg beendigten, standen in der That mit dessen früherm Zwecke in keinem Verhältnisse. Beide Theile hatten sich zu vernichten gestrebt und gingen aus diesem Kampfe ohne eine wesentliche Veränderung ihrer Macht und Stellung hervor. Spanien erstattete einige eroberte Plätze in der Pikardie und Bretagne, und Frankreich gab die Grafschaft Charolais, die von dem Herzogthume Burgund umgeben war, und die Spanien in einem Kriege nicht vertheidigen konnte, zurück. Heinrich IV. überließ es den englischen und holländischen Bevollmächtigten, die auf die Nachricht von den stattfindenden Unterhandlungen herbeigeeilt waren, sich auf eigene Hand mit ihrem Feinde zu vergleichen. Er gab dem Herzoge von Savoyen einige eroberte Landschaften von geringem Belange, ohne sich um das Schicksal der daselbst wohnenden Protestanten, die den Franzosen deren Eroberung erleichtert, zu bekümmern, heraus. Genf allein, das für Frankreich durch seine Lage wichtig war, wurde von ihm in Schutz genommen und als ein Theil der Eidgenossenschaft anerkannt. Dieser Friede von Vervins (1598), der in der Stellung der kriegführenden Mächte so wenig veränderte, erweckt, wie so mancher andere ähnlicher Art, die Betrachtung, für wie geringe Resultate oft große Mittel in Bewegung gesetzt werden und wie wenig der Ausgang den gehegten Erwartungen und Absichten entspricht. Man begreift das Ringen religiöser oder politischer Kräfte, die, ihrer Natur nach einander entgegengesetzt, nicht neben einander bestehen zu können glauben und sich zu vernichten streben, sobald sie im Besitze der Mittel sind, diesen Zweck wirklich zu erreichen. Philipp II. hatte auf seinem Standpunkte eines Despoten ein Recht, die Freiheit des Glaubens und Gedankens in seinen eigenen Staaten auszurotten. Sein Streben aber, dies überall und unter Umständen, die ein endliches Gelingen unmöglich machten, zu erreichen, beweist, wie sehr der Fanatismus sein Urtheil verfinstert

hatte und wie wenig seine kräftige und ausdauernde, aber beschränkte und selbstsüchtige Natur der großen Rolle gewachsen war, die ihm das Schicksal zugetheilt hatte. Er starb wenige Monate nach der Unterzeichnung des letzten Friedens und hinterließ Spanien in einer Erschöpfung, die der große Umfang und alte Glanz dieser Monarchie eine Zeit lang verhüllte, die unter seinen Nachfolgern immer sichtbarer wurde. Vom Frieden von Vervins aus nimmt das Geschick der beiden großen Reiche, die sich so lange bekämpft hatten, eine sich in Allem fast entgegengesetzte Richtung. Frankreich, unter einem großen und thätigen Fürsten wie Heinrich IV., begann sich von seinen langen Drangsalen zu erholen und in seine Regierung immer mehr Kraft und Einheit zu bringen. Die Freiheit, die, in ihrer politischen und äußern Form, dieses Streben nach Macht und Concentration damals aufgehalten haben würde, ward ihm aufgeopfert, in ihrem intellektuellen Kern aber, in Bezug auf Urtheil und Betrachtung, und demnach ihr Wesen erhalten, und die Nation sah sich einige Generationen nachher an die Spitze Europas gestellt, während Spanien, von weltlicher und kirchlicher Tyrannei erdrückt, in ein hoffnungsloses politisches und moralisches Joch fiel, von dem das ganze Dasein des Volkes gebrochen wurde.

Während der Vertrag von Vervins die äußern Verhältnisse Frankreichs feststellte, ward die innere Befriedigung des Landes durch das zu Gunsten der Hugenotten erlassene Edikt von Nantes vollendet. Nur ein kleiner Theil der französischen Protestanten hatte sich dem Religionswechsel Heinrich's IV. widersetzt, die große Mehrheit dagegen begriffen, daß ohne diesen Act keine Aussöhnung der kämpfenden Parteien möglich war. Sie konnten aber mit Recht von dem Könige, für den sie so viel gethan, der ihnen einen großen Theil seiner Erfolge verdankte, eine Sicherstellung ihrer religiösen Freiheit verlangen. Heinrich hatte, wie oben bemerkt worden, fast von dem Augenblicke seiner Regierung an seine Glaubensgenossen vernachlässigt und sich unter den Katholiken neue Freunde zu gewinnen getrachtet. Es war ihm dies auch in der That gelungen und der gemäßigte Theil dieser letztern hatte, als die stärkste Partei im Lande, das Meiste dazu beigetragen, ihn in den Besitz seines Reiches zu setzen. Heinrich IV., der, seinem Charakter und seinen Ueberzeugnugen nach, wahrscheinlich keiner positiven Kultusform anhing, der von jeher durchaus in der Außenwelt gelebt und bei großer Thatkraft und rascher Auffassung, keine Art Tiefe, weder des Gefühls noch des Geistes, besaß, hatte sich mit dem Katholicismus, wie es scheint, nach seinem Uebertritte wirklich befreundet und in

ihm ein großes Instrument, die Menschen zu regieren, das vornehmste Rad in der politischen Maschine seiner Zeit erkannt. Jedoch ist kein Zweifel darüber vorhanden, daß er gegen den Protestantismus keine Art von Abneigung fühlte und denselben unter andern Umständen wahrscheinlich nie verlassen haben würde. Das Mißtrauen, der Undank, selbst die Bitterkeit, die er zuweilen gegen die Hugenotten blicken ließ, lag, wie seine Annahme des Katholicismus, in den Verhältnissen und ging mehr aus diesen, als aus dem leicht beweglichen, der Gegenwart ergebenen, der Vergangenheit leicht vergessenden Charakter dieses Fürsten hervor. Die Hugenotten, als solche, wären Heinrich IV. wahrscheinlich immer wenigstens ebenso angenehm als die Katholiken gewesen. Sie bildeten aber nicht nur eine religiöse, sondern auch eine politische Partei im Staate. Sie besaßen besondere Anführer, feste Plätze, eine eigene Organisation und waren, so zu sagen, ein Staat im Staate. Dies konnte, da sie sich ihre Existenz mit den Waffen in der Hand errungen hatten, nicht anders sein, erregte gleichwohl aber oft das Mißtrauen und die Eifersucht des Königs. Er erinnerte sich des Geistes der Unabhängigkeit, der sich in dem Adel und den Städten dieser Religion so oft geregt hatte, und begriff die demokratische Richtung ihrer Geistlichkeit, die, wie der Calvinismus überhaupt, sich in Kirche und Staat republikanischen Formen zuneigte. Er kannte aus eigener Erfahrung, wie sehr die Hugenotten mit dem protestantischen Auslande, mit England, Holland, der Schweiz, den deutschen Fürsten zusammenhingen, und er fürchtete, daß diese ihre Gewohnheit, sich auf die fremden Mächte ihres Glaubens zu stützen, ihm selbst gefährlich werden könne. Von ihren Großen, die an der Spitze einer von der Masse der Nation in gewisser Beziehung getrennten Partei standen, wurde auf ihre Anhänger ein größerer Einfluß, als von den Katholiken in derselben Richtung ausgeübt und sie nahmen eine von der Krone unabhängigere Haltung an. Der Ehrgeiz des hohen hugenottischen Adels, der Turenne, Chatillon, La Tremouille, La Rochefoucauld u. s. w. war ihm wohl bekannt. Sie hatten so lange eine unabhängige Rolle gespielt und mit der Regierung als einer Macht unterhandelt, daß er ihrer Unterwerfung weniger als der seiner frühern Feinde gewiß war, die ihn mit Leidenschaft bekämpft, aber sich endlich ergeben hatten. Er entfernte sie demnach aus seinem Rathe, den einzigen Sully ausgenommen, der während der Religionskriege noch sehr jung gewesen und nie unter ihre Großen und Führer gezählt worden, und bediente sich ihrer nur im Kriege, wenn er ihrer militairischen Talente bedurfte. Dies Alles

veranlaßte Heinrich IV., den Hugenotten, die er nicht unterdrücken, denen er aber auch kein ganz freies Walten zugestehen wollte, eine bestimmte Organisation zu verleihen, die ihre rechtmäßigen Ansprüche befriedigen, ihre Beaufsichtigung ihm aber auch erleichtern konnte. Er gestand ihnen, da sie sich nicht auf die Unparteilichkeit seiner katholischen Minister und Statthalter verlassen konnten, nach der Sitte jener Zeit, wo die Parteien im Staate gewissermaßen als verschiedene Mächte mit einander unterhandelten, eine Menge fester Plätze, obgleich wenige darunter bedeutend waren, als Sicherheit zu, und ebenso das Recht, ein ungefähr viertausend Mann starkes Heer als Besatzung in denselben zu halten, das einzig aus Hugenotten zusammengesetzt sein sollte. Es wurde ihnen überall vollständige Gewissensfreiheit, aber das Recht, ihren Cultus zu begehen, nur den protestantischen Herren im Umkreise ihrer Besitzungen zugestanden. In den Städten behielten die Hugenotten ihre Kirchen, wenn sie dieselben seit drei Jahren besaßen, durften aber keine neuen bauen. Es wurden ihnen in den Parlamenten von Paris, Bordeaux, Toulouse und Grenoble eigene Kammern, mit der Ausübung der Justiz über sie, verstattet. Ihre Consistorien und Synoden wurden anerkannt, ihnen aber alle politischen Unterhandlungen und Verbindungen unter sich und dem Auslande untersagt. Sie wurden zur Bekleidung aller Aemter und Würden für fähig erklärt. Im Wesentlichsten ward dieser Vergleich, in die Form eines königlichen Ediktes gebracht und zu Nantes unterzeichnet, eine Bestätigung des Ediktes von Poitiers, das Heinrich III. (1577) erlassen, aber von der Ligue bald nachher zu brechen gezwungen worden war. Das Parlament von Paris weigerte sich eine Zeit lang, diesen Religionsfrieden, das Edikt von Nantes genannt, zu sanktioniren, ward aber vom Könige dazu gezwungen (1599). Dieser Vertrag mit den Hugenotten beendigte endlich die großen innern Kämpfe, die vierzig Jahre lang gedauert hatten und von denen die Religion oft der Grund, noch öfters aber der Vorwand gewesen war. Man hat oft für Frankreich, und nicht ohne Unrecht, das Mittelalter bis zum Ende des sechszehnten Jahrhunderts ausgedehnt. Der wahre Charakter jener Epoche, die lokale Unabhängigkeit eines in seinen Besitzungen unabhängigen Herrenstandes, der an der Spitze des weltlichen Lebens stand, und die ausschließende Herrschaft des klerikalen und monastischen Princips über die moralischen Interessen der Gesellschaft, war zwar längst zu Grunde gegangen, aber die Religionskriege hatten in vieler Beziehung das Recht der Stärke und Fehde, die Zersplitterung des Staates in viele kleine Mächte, das Sinken

der obersten Autorität, kurz, einen Schatten der Feudalzeit wieder hervorgerufen. Von dem Frieden von Vervins und mit dem Edikt von Nantes beginnt aber eine neue Epoche. Das Königthum wird von dieser Zeit an noch unumschränkter, als es früher gewesen. Die Verwaltung concentrirt sich noch mehr als sonst und alle besondern Kreise des Daseins bewegen sich von jetzt an enger um den gemeinschaftlichen Mittelpunkt. Zugleich waren, um dieses Anbrechen einer neuen Epoche noch besser zu bezeichnen, die meisten Individualitäten, die in den Religions- und Bürgerkriegen eine Rolle gespielt, von dem Schauplatze abgetreten. Heinrich IV. begann den friedlichen Theil seiner Regierung mit neuen Personen, und die alten, die er brauchte, erscheinen in der veränderten Umgebung und Stellung von einem andern Geiste als früher beseelt. Mayenne lebte noch einige Jahre lang, trat aber nicht mehr hervor. Nemours, d'Aumont, Villars und viele Andere, die entweder für oder gegen Heinrich IV. gekämpft, erlebten den Anfang des neuen Jahrhunderts nicht, und Manche, die früher an der Ligue einen thätigen Theil genommen, wie Villeroi, Jeannin u. s. w. schienen den halb theokratischen, halb demokratischen Geist jenes Bundes vollkommen abgestreift zu haben. Unter den Hugenotten blieb im Grunde nur Bouillon von den Großen und Führern übrig, die im Anfange der innern Kriege thätig gewesen. Die andern Häupter der Hugenotten waren meist zu jung gewesen, um nicht vom Geiste jener Epoche in vielfacher Beziehung entfernt zu sein.

Nach dem doppelten, religiösen und politischen Frieden, der in Vervins und Nantes abgeschlossen worden, fing Frankreich, seit vielen Jahren zum ersten Male, wieder frei zu athmen an, denn die frühern Friedensschlüsse zwischen den streitenden Parteien waren nur Waffenstillstände, während welcher ein neuer Kampf vorbereitet wurde, gewesen und Jeder hatte damals gefühlt, daß das Ungewitter, das über seinem Haupte gerollt, sich nicht zertheilt, sondern nur für einen Augenblick entfernt hatte. Das Bedürfniß der Ruhe war nach so langen Drangsalen allgemein und zu einer Art Leidenschaft geworden. Das Volk verlangte von dem Könige, der jetzt erst eigentlich zu regieren anfangen konnte, denn bisher war er mehr Feldherr als König gewesen, vor allen Dingen die Erhaltung der innern Ruhe und eine Verwaltung, welche die Wiederkehr der vierzigjährigen Anarchie, denn so kann man die Zeit von Heinrich's II. Tode an nennen, unmöglich machte. Heinrich IV., der ebenso große Fähigkeiten für die Künste des Friedens als des Krieges besaß, war durch die lange und harte Schule, durch die er gegangen, hierzu be-

sonders geeignet. Er war mit einer großen Thätigkeit, einem durchdringenden Scharfblicke ausgerüstet und besaß, obgleich als Mensch und in seinem rein persönlichen Walten oberflächlich und leichtsinnig, als Regent die Kraft, einen festen Plan unabänderlich zu verfolgen und sich in seiner Ausführung durch keine Schwierigkeiten abwendig machen zu lassen. Diese Eigenschaft war ihm unentbehrlich, denn die Umstände, unter denen er jetzt zu herrschen anfing, stellten der vollkommenen Beruhigung des Landes, der Errichtung einer festen und durchgreifenden Autorität, der Herstellung einer überall fühlbaren Einheit des Willens und der Gesinnung, ohne die kein dauernder innerer Friedensstand möglich war, große Hindernisse entgegen.

Heinrich IV. hatte seine Gegner allerdings in vielen Gefechten und Belagerungen überwunden, den größten Theil derselben aber dennoch durch Geld, durch Verleihung von Aemtern und Würden gewinnen müssen. Es hätte, wäre ihm auch das Glück immer treu gewesen, mehr als ein Menschenalter dazu gehört, sich Alle durch das Schwert zu unterwerfen. Er hatte, so zu sagen, das Land an seine alten Feinde, die so lange gegen ihn gekämpft, oder an seine frühern Gefährten, die ihn so oft bedürftig, verfolgt, zuweilen hülflos, gekannt hatten, vertheilen müssen, und die schwierige Aufgabe war, jene von sich abhängig zu machen und in diesen die Erinnerung an die frühere Gleichheit auszulöschen. Die Statthalter und Kriegsobersten waren seit mehr als einem Menschenalter an die Unabhängigkeit von Territorialsouverainen gewöhnt, die nur dem Namen nach ihre Abhängigkeit von einem allgemeinen meist machtlosen Oberhaupte, wie die drei letzten Valois und so lange Heinrich IV. selbst gewesen, anerkannten. Die Mitglieder der Ligue hatten von ihm entweder die Verwaltung großer Provinzen oder die einzelnen Theile derselben und den Besitz von Städten und festen Plätzen erhalten. Die „Politiker," wie Montmorency und Epernon, waren in ihrer Stellung und Haltung bedeutenden Fürsten gleich. Die Hugenotten zählten in ihrer Mitte einen wirklich souverainen Herrn, den Herzog von Bouillon, der durch seine zahlreichen Lehne in Südfrankreich zugleich im Innern des Landes mächtig war, und eine Menge Personen vom höchsten Adel, wie die Rohan, La Tremouille u. s. w. Diese Alle, obgleich unter sich uneinig und durch feindliche Erinnerungen, Ueberzeugungen und Interessen von einander getrennt, kamen doch alle darin überein, sich im Innern ihrer Besitzungen möglichst unabhängig zu erhalten und der königlichen Autorität, so viel von ihnen abhängen würde, Hindernisse in den Weg zu legen. Die Stellung Heinrich's IV. sollte demnach im

Frieden fast nicht weniger schwierig als im Kriege sein, und seine Fähigkeit und Kraft hätten allein ihn nicht an sein Ziel geführt. Es kam ihm aber bei seinem Streben, diese isolirten und widerstrebenden Mächte seiner allgemeinen Leitung und Aufsicht zu unterwerfen und sie allmälig ganz aufzuheben, der Wunsch des Volkes entgegen, das in diesem unabhängigen Walten der Großen die immer drohende Möglichkeit neuer Kämpfe sah, von denen es aus Erfahrung wußte, daß es ihnen immer als Werkzeug eines einzelnen Ehrgeizes aufgeopfert wurde. Die Masse der Nation wollte unmittelbar unter die Herrschaft des Königs kommen und erklärte sich gegen die Rechte und Ansprüche jener lokalen Gewalthaber, die nicht, wie in England, von einem politischen, mit den allgemeinen Interessen des Landes übereinstimmenden Geiste, sondern von den Gesinnungen der Feudalwelt beseelt waren, wo jeder Mächtigere, ohne Rücksicht auf das Schicksal des Landes, nur auf die Ausdehnung seiner persönlichen Rechte und sein und seiner Familie Vergrößerung bedacht gewesen war. Diesen neuen Herrenstand, der sich nicht, wie der des alten Lehnssystems, auf seine eigene Kraft stützte und einer ererbten Größe genoß, sondern der Provinzen, Städte und Schlösser von der Regierung zu temporairer Verwaltung überkommen hatte, in ihnen aber, bei der Schwäche der obersten Autorität nach Belieben schaltete und die Bewohner als seine Unterthanen behandelte, zu demüthigen, zu beschränken und in Abhängigkeit zu halten, wurde die Aufgabe dieser zweiten Epoche der Herrschaft Heinrich's IV., nachdem er, wenigstens der Form nach, vom In- und Auslande als König anerkannt worden. Es gelang diesem Könige, so weit sein persönlicher Einfluß reichte, jene nach Unabhängigkeit strebenden Großen sich durchaus unterzuordnen und jede in ihnen von Zeit zu Zeit erwachende Lust zum Widerstande zu erdrücken, aber er veränderte mehr ihre Stellung als ihre Gesinnung und flößte ihnen für das unumschränkte Königthum mehr Furcht als Liebe ein, wie der Verfolg dieser Geschichte und die letzten Reaktionen des Feudalgeistes unter Richelieu's und Mazarin's Ministerien beweisen werden.

Zur Zeit Heinrich's IV., mitten unter der politischen und moralischen Anarchie, welche die Religions- und Bürgerkriege hervorgebracht, war die Bezähmung der größern und kleinern Gewalthaber, die, vom Könige ernannt und zum Schutze des Volkes bestimmt, sich als selbstständige Herren betrugen und dasselbe unterdrückten, das Recht und die Pflicht der Krone und die unerläßliche Bedingung ihrer eigenen Sicherheit und der Beruhigung des Landes.

Was Heinrich IV. dabei vorgeworfen werden kann, ist, daß er den ständischen Geist des Mittelalters und die politischen Traditionen der Feudalwelt nicht von dem, was in ihnen veraltet oder überhaupt verwerflich war, reinigte und das Brauchbare der Gegenwart anpaßte, sondern daß er sie zu zerstören und auf ihren Trümmern das Gebäude einer unbedingten und unbeschränkten Herrschaft zu errichten suchte, die wol ausnahmsweise das Attribut eines außerordentlichen Mannes, wie er selbst war, aber nicht das beständige Recht eines erblichen Geschlechts sein kann und, wie alle Geschichte lehrt, über kurz oder lang zur Erniedrigung des Volkes und damit zum Sinken des Staates oder zum Widerstande des Volkes und damit zum Untergange der Dynastie führt, die für sich selbst und nach willkürlichem Ermessen walten will. Die Ansprüche der Großen auf eine unbedingte und außerdem unregelmäßige Theilnahme an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten, ihre Neigung, sich an die Spitze von Parteien zu stellen und das Königthum und Volk zu Instrumenten ihres Ehrgeizes zu machen, der aus dem Mittelalter auf sie überkommene Hang zu Verschwörungen und Meutereien, einer selbstsüchtigen und unregelmäßigen Thätigkeit überhaupt, die ihnen als Freiheit erschien; ihre Gleichgültigkeit für das öffentliche Wohl, ihr böser Wille oder ihre Unfähigkeit, dasselbe zu begreifen; die rohe und ungezähmte Selbstsucht, die in ihrem Charakter, ihren Sitten und ihrer Erziehung lag, erschienen diesem Könige als das größte aller Uebel und er beschloß, sie um jeden Preis zu demüthigen und von der Krone durchaus abhängig zu machen. Indem Heinrich IV. aber damit anfing, unter den Großen das Gefühl ihrer Unabhängigkeit zu brechen, zerstörte er zugleich die Keime des politischen Geistes in denselben, ohne den eine Aristokratie, wenn sie bestehen bleibt, eine Last für das Königthum, das sie beschäftigen und unterhalten muß, und ein Werkzeug zur Unterdrückung des Volkes wird, das zu keinem Bewußtsein seiner Rechte, zu keinem ruhigen Genusse seiner natürlichen Würde kommt. Es hätte von Heinrich IV., dem Stifter einer neuen Dynastie, dem Ueberwinder seiner Feinde, dem Fürsten, der an der Spitze einer neuen Epoche steht, abgehangen, die politische Stellung aller Klassen der Nation zu ordnen und zu verbessern, den Zustand Frankreichs durch eine regelmäßige Theilnahme des Volkes an den öffentlichen Angelegenheiten zu fixiren und vielleicht spätere Stürme, die besonders sein eignes Haus treffen sollten, zu beschwören, er zog es aber vor, die Umstände zur Ausdehnung und Consolidirung seiner eigenen Gewalt, deren Ausübung allerdings auf das Wohl seines Volkes gerichtet

war, mit dessen Willen und Gesinnung aber in keinem bestimmten Zusammenhange stand und nach dessen Zustimmung nicht fragte, zu benutzen. Er sah den Grund der langen bürgerlichen Kriege und der Anarchie, die sie begleiteten, einzig in dem Sinken der königlichen Autorität, anstatt sie vielmehr in der zu großen Ausdehnung, zu unregelmäßigen Aeußerung derselben und in der Rathlosigkeit und Zerrissenheit der Nation zu suchen, die, von keiner gemeinsamen politischen Form beherrscht und so oft unwürdigen Fürsten und noch unwürdigern Günstlingen derselben preisgegeben, sich in keiner entschiedenen Richtung bewegte und sich darum in Parteien auflösen und in innere Kämpfe verwickeln mußte. Dieser Irrthum Heinrich's IV. war indessen der seiner ganzen Zeit. Die unruhigen und selbstsüchtigen Kräfte, die er zu bezähmen suchte, waren keineswegs geneigt, ihre Rechte mit dem Volke zu theilen und dieses zu sich heraufzuziehen. Ihr Streben war vielmehr, dasselbe auszubeuten, und das Volk, das in sich selbst kein Mittel des Widerstandes gegen das Joch seiner Dränger fand, warf sich dem Königthum unbedingt in die Arme. Die unumschränkte Monarchie wurde so von ihren beiden Enden, dem Könige und dem Volke, für gleich nothwendig erachtet, und noch mehr, als in frühern Zeiten, der herrschende Grundsatz und die einzige Form des öffentlichen Lebens. Indessen verlor durch sie die Nation vielleicht noch mehr als das Königthum gewann, denn dem Einflusse der unumschränkten Monarchie, wie sie vom sechszehnten Jahrhundert an sich gebildet, die, anstatt das Mittelalter umzubilden, dasselbe zerstörte, ist ein Theil der sittlichen Entartung zuzuschreiben, die, in den höhern Klassen beginnend, allmälig immer tiefer herabstieg und in einem großen Theile Europas heute als ein unheilbares, aller Versuche der Rettung spottendes Uebel erscheint.

Heinrich IV. ergriff, sobald er durch den letzten Frieden freie Hand bekommen, sogleich kräftige Mittel, die durch die langen Kriege begünstigte Unordnung im Innern zu beschränken, und unterwarf das Kriegsvolk, das Freund und Feind geplündert und für den Bürger und Landmann die furchtbarste Geißel gewesen, einer regelmäßigern Disciplin als bisher, befahl die Auflösung aller nicht nothwendigen Besatzungen, und verhängte die Todesstrafe gegen jeden Versuch, die bisherigen Erpressungen und Räubereien fortzusetzen. Auf der andern Seite war er der erste König von Frankreich, der einige Sorgfalt für das Schicksal der verstümmelten oder alt gewordenen Soldaten an den Tag legte. Die Hospitale wurden angewiesen für ihren Unterhalt zu sorgen. In frühern Zeiten hatte

man sie gänzlich dem Zufall überlassen. Die von ihnen, welche kein Eigenthum besaßen, kein Unterkommen fanden, wurden, wenn sie nicht Hungers sterben wollten, zum Räuberleben gezwungen und dann wie wilde Thiere verfolgt und ausgerottet. — Der König hatte zwei seiner frühern Gegner, Villeroi und Jeannin, die unter der Ligue eine Rolle gespielt, in seinen Dienst genommen und brauchte sie besonders bei schwierigen und verwickelten Unterhandlungen mit dem Auslande, Verhältnisse, in denen sie eine große Kenntniß und Erfahrung besaßen. Der berühmteste und einflußreichste seiner Diener war jedoch Maximilian von Bethune, später Marquis von Rosny und Herzog von Sully, unter welchem letztern Namen er berühmt geworden ist. Ihm wurde die Verwaltung der Finanzen in ihrem weitesten Sinne mit dem Titel eines „Surintendant des Finances" aufgetragen. Sully, dessen Name fast so populär wie der seines Gebieters geworden ist, besaß die wesentlichsten Eigenschaften, die zu einem Amte gehörten, dessen Führung nach den Verheerungen eines vierzigjährigen Krieges von großen Schwierigkeiten umgeben war: eine strenge Ordnungsliebe und unermüdliche Bewachung aller Theile der innern Staatsmaschine. Die Abgaben wurden unter ihm nicht herabgesetzt, sondern sogar erhöht, die Rechte derer, welche an den Staat Ansprüche hatten, keineswegs gewissenhaft anerkannt, die Verschwendung des Königs, seiner Umgebungen, der meisten Großen, die alle auf Kosten des Landes lebten, war in fortwährendem Steigen begriffen, gleichwohl erholte sich das Land unter Sully's Verwaltung auf schnelle und überraschende Art. Mit der Rückkehr der innern Ruhe war in einer von Natur thätigen und geschickten Bevölkerung ein lebhafter Eifer, sich von den empfundenen Drangsalen zu erholen, die Verluste aller Art, die man erfahren, durch eine vermehrte Thätigkeit zu ersetzen, entstanden. Ueberall ward von Großen und Kleinen auf ihren Besitzungen zu bauen und zu pflanzen angefangen. Wälder wurden ausgerodet, Sümpfe ausgetrocknet, lange wüst gelegenes Land wiederum bestellt. Die Wohnungen, die Geräthschaften aller Art wurden erneuert, und dies in einer von der Natur begünstigten Gegend und nach einem großen Maßstabe getrieben, mußte ein lebendiger Quell des Wohlstandes werden und sehr bald die Wunden des Krieges heilen. Sully errichtete Fabriken, besonders solche, die Frankreich von dem Tribute befreiten, den es an das Ausland für Alles, was zur Bekleidung nöthig war, bei der Pracht, mit der damals alle Reichen erschienen, ein sehr wichtiger Artikel, zahlte, und man sieht ihn als den ersten Gründer der Seiden-, Gold- und Silbermanufakturen an, die später

in diesem Lande zur größten Vollkommenheit gebracht wurden und ihm keine geringen Vortheile gewährten. Er verbesserte die innern Communikationen durch Anlegung neuer Straßen, die alten waren beinahe überall verfallen, richtete einen neuen Münzfuß ein, in welchem früher eine grenzenlose Verwirrung und Unordnung geherrscht, und legte den Grund zu der administrativen Einheit Frankreichs, durch die es allen andern Staaten voranzuleuchten bestimmt war. Eine klare und feste Verwaltung der öffentlichen Einkünfte muß über kurz oder lang eine größere Einheit in alle Zweige des öffentlichen Dienstes bringen. Ein glücklicher Umstand, der außer Sully's Macht und Berechnung lag, trug viel zur Verbesserung der Lage der niedern Klassen und damit zu der des gesammten Zustandes bei. Der Werth des Geldes war, was man während der langen innern Anarchie, wo kein regelmäßiger Tarif in keinem Verhältnisse des Handels und der Gewerbe Wurzel geschlagen, nicht gewahr worden, im Vergleiche zu den nothwendigen Bedürfnissen des Lebens sehr gesunken. In einem Lande, dessen Abgabenfuß im Ganzen derselbe wie in frühern Zeiten geblieben, das, von Alters her, mit Zinsen und Gefällen aller Art belastet war, kam eine Verminderung des Geldwerthes einer theilweisen Erlassung der Schulden gleich. Mit einem gewissen Maß Getreide oder mit einer gewissen Zahl von Arbeitstagen leistete und bezahlte man jetzt mehr, als früher geschehen war. Ungeachtet der unermeßlichen Opfer, mit denen der König die Unterwerfung seiner mächtigern Gegner erkauft hatte, die Prinzen des Hauses Lothringen allein hatten sechszehn Millionen Franken, der einzige Villars für die Uebergabe von Rouen vier Millionen bekommen, ungeachtet der Bezahlung der englischen, deutschen und schweizerischen Hülfstruppen, ungeachtet der vierzigjährigen Kämpfe und ihrer zerstörenden Folgen, ließ Heinrich IV. Frankreich reicher, als er es überkommen hatte, und sogar einen für die Zeit großen Schatz zurück, den Sully aufgespart hatte. Dies glänzende Resultat wurde außerdem in einer zwölfjährigen Verwaltung erreicht. Denn man kann Heinrich IV. als wirklichen König, als mit der Regierung und Verbesserung seines Landes beschäftigt, nur von dem Frieden von Vervins an rechnen, früher war er nur ein mehr oder weniger glücklicher Feldherr gewesen.

In Bezug auf das Ausland befand sich Heinrich IV. ebenfalls in einer vortheilhaften Stellung, denn England war ihm befreundet, und sein großer Feind, Philipp II., nicht nur todt, sondern sein Nachfolger hatte keinen Funken seiner Klugheit und Thätigkeit geerbt. Philipp II. hatte aber nicht nur die innere Kraft, sondern

auch den äußern Umfang der spanischen Monarchie geschwächt. Er hatte seinem Vetter, dem Erzherzoge Albert von Oesterreich, den er mit seiner Tochter Isabella, der er früher die französische Krone zu verschaffen versucht, vermählt, die Niederlande und die Franche-Comté, als unabhängige Staaten abgetreten. Diese neuen Souveraine setzten nur mit Mühe den Krieg gegen die Holländer fort und Heinrich IV. hatte demnach von der Linie des Hauses Oesterreich nichts zu fürchten. Auf dem deutschen Throne saß Rudolph II., der sich der Türken kaum erwehren konnte, und obgleich der König von ihm nichts zu besorgen hatte, so suchte er dennoch das Mißtrauen zwischen ihm und den protestantischen Ständen zu erhalten. Der einzige Feind, den Frankreich jetzt besaß, war der Herzog von Savoyen, dessen Stellung, so wenig er an und für sich vermochte, durch die innern Verhältnisse des Königreiches, Heinrich IV. gefährlich werden konnte.

Durch den Vertrag von Vervins war die Entscheidung über den zwischen Frankreich und Savoyen streitigen Besitz der Markgrafschaft Saluzzo dem Papst Clemens VIII. überlassen worden, der aber aus Besorgniß, sich in jedem Falle mit einem der beiden Fürsten zu verfeinden, seine Erklärung hinausschob. Der Herzog von Savoyen, Karl Emanuel, der einer der fähigsten und unternehmendsten Fürsten seiner Zeit war und dem nur eine größere Macht, um seine Talente zu entwickeln, fehlte, begab sich nach Mailand zu Fuentes, dem spanischen Statthalter der Lombardei, der früher von den Niederlanden aus Heinrich IV. mit Nachdruck bekämpft hatte. Dieser, der Krieg wünschte und den beginnenden Verfall der spanischen Monarchie nicht gewahrte, stellte ihm vor, daß der Thron Heinrich's IV. keineswegs so befestigt sei, wie es den Anschein habe, daß der Haß der Großen gegen ihn, die ihre frühere Unabhängigkeit verloren, die Unzufriedenheit des Volkes, das von Abgaben erdrückt werde, das Mißtrauen der Anhänger der Ligue und die Besorgnisse der Hugenotten unfehlbar zu einem neuen Bürgerkriege führen müßten. Karl Emanuel beschloß sich von der Wahrheit dieser Ansichten in Frankreich selbst zu unterrichten. Er unterzeichnete mit Heinrich IV. einen neuen Vertrag, in welchem er versprach, innerhalb drei Monaten dem Könige entweder die Markgrafschaft Saluzzo oder die Grafschaft Bresse abzutreten. Als dieser Termin verflossen war, dachte er aber nicht daran, weder die eine noch die andere dieser Verpflichtungen zu erfüllen. Er glaubte in seinen Unterhandlungen mit den französischen Großen die Keime einer tief liegenden und bald ausbrechenden allgemeinen Gährung

bemerkt zu haben und rechnete auf diese für seine eigene Vergrößerung. Die pariser Bevölkerung verhehlte ihre Unzufriedenheit mit der Höhe der Abgaben und dem Mangel an freier Bewegung nicht, denn Heinrich IV. hatte eine viel strengere innere Ordnung, als früher bestanden, eingeführt. Die hugenottischen Großen hielten sich von dem Hofe entfernt und wurden von dem Könige mit Argwohn, als aufgegebene und verlorne Freunde betrachtet. Die Partei jedoch, die dem Könige am meisten abgeneigt war und ihre feindselige Stimmung am wenigsten verhehlte, war die der Politiker, oder der Katholiken, die sich gegen die Ligue erklärt hatten. Unter diesen standen drei Herzöge, Montmorency, Epernon und Biron, oben an. Montmorency, Connetable und Statthalter von Languedoc, war, aus Mißtrauen gegen die Absichten Heinrich's IV., wider ihn schon längst in eine geheime Verbindung mit dem Herzoge von Savoyen getreten. Epernon, einst der vertraute Günstling Heinrich's III., hatte sich nie an seinen Nachfolger gewöhnen können und verhehlte nicht die geringe Neigung, die er ihm einflößte. Biron, der, wie sein Vater, dem Könige die größten Dienste geleistet und der für den ersten Kriegsmann seiner Partei galt, war von Heinrich IV. mit der Statthalterschaft von Burgund, mit der Würde eines Herzoges und Pairs belohnt worden, glaubte aber dennoch seine Verdienste nicht nach Gebühr anerkannt. — Dieser letztere, obgleich von Natur bessern Sinnes als vielleicht alle andern Großen seiner Partei, war aber eitel, leichtgläubig, ruhmredig und besaß die Art von Mangel an Ueberlegung und Klugheit, welche in hohen Stellungen und unter schwierigen Umständen diejenigen, die an ihm leiden, den größten Gefahren, mehr als mit Absicht verbundene Schlechtigkeit oder wirkliche Verbrechen, aussetzt. — Der Herzog von Savoyen, der Biron's Charakterschwäche durchschaute, wandte sich bei seinem Streben, gegen den König eine Partei zu bilden, vorzüglich an ihn. Er bot ihm zuerst eine natürliche Schwester und, da dieser Vorschlag Biron nicht gefiel, seine eigene Tochter mit einer großen Aussteuer, zur Frau an. Karl Emanuel war mit einer Infantin von Spanien vermählt gewesen, und Biron, obgleich aus einer alten Familie, die aber früher außerhalb ihrer Provinz wenig genannt worden, wäre durch eine solche Verbindung der Verwandte der beiden Häupter des österreichischen Hauses, des Kaisers von Deutschland und des Königs von Spanien, geworden. Biron's Eitelkeit vermochte einer solchen Versuchung nicht zu widerstehen. Außerdem verlangte der Herzog von Savoyen seine Zustimmung für einen Plan, dessen Verwirklichung ihm, wie allen Großen, nicht nur

wünschenswerth, sondern sogar rechtmäßig erschien. Die strenge Selbstherrschaft, der Heinrich IV. alle öffentlichen Verhältnisse zu unterwerfen suchte, erschien seinen großen Vasallen als eine Usurpation über ihre eigenen Rechte und eine Erniedrigung ihrer Personen. Sie erkannten die unumschränkte Monarchie ihren allgemeinen Grundsätzen nach, die ihnen überhaupt gleichgültig waren, an, wollten sich aber deren Anwendung nicht unterwerfen. Der Anfang einer neuen Dynastie, die so große Schwierigkeiten, sich festzusetzen, gefunden, schien den Großen eine schickliche Gelegenheit zur Erlangung einer größern Unabhängigkeit zu sein. Sie wurden hierzu besonders durch das Beispiel der vielen kleinen deutschen und italienischen Fürsten verleitet, die, wenn auch in politischer Beziehung vom Kaiser oder dem Könige von Spanien abhängig, dennoch im Innern ihrer Besitzungen als wirkliche Souveraine walteten. Die Idee, sich an die Spitze der Nation zu stellen und mit deren Hülfe der unumschränkten Gewalt des Königs Grenzen zu setzen, überhaupt einen politischen Stand zu bilden, lag ihrer Fassungskraft zu fern und war ihrem Ehrgeiz zu niedrig. Denn sie hätten in diesem Falle ihre Rechte mit dem Volke theilen müssen. Sie wollten aber Unterthanen und nicht Mitbürger haben, und machten den Anspruch, über ihr Gebiet ebenso unbeschränkt, wie der König über das Ganze zu walten. Dieses Streben schien dem damaligen großen Adel in Frankreich rühmlich, natürlich und erlaubt. In der That konnte in einem Lande, das vierzig Jahre lang von innern Kriegen zerrissen worden, wo jede Partei mit dem Auslande in Verbindung gestanden, bei ihm Rath und Hülfe gesucht hatte, die Vorstellung einer unbedingten Anerkennung der obersten Autorität in den privilegirten Ständen keine tiefen Wurzeln haben. Hatten nicht Alle den gegenwärtigen Souverain in langem Kampfe gegen seinen rechtmäßigen Oberherrn gesehen, und wußten nicht Alle, daß er sich ihm erst dann unterworfen, als sein eigener Vortheil ihn dazu aufforderte? — Der Herzog von Savoyen fand demnach mit seinem Plane, die Großen gegen den König zu bewaffnen, bei ihnen ein williges Gehör. Er wußte außerdem Biron noch persönlich mit dem Könige zu entzweien. Heinrich IV. hatte die großen Dienste dieses fähigsten seiner Feldherren reichlich belohnt, sich aber häufig über dessen Eitelkeit und Leichtsinn beklagt und den übertriebenen Ansprüchen, die dieser zu machen gewohnt war, eine ungerechte, aber, als Mittel des Widerstandes, natürliche Herabsetzung seines Verdienstes entgegengestellt. Bei der Offenheit, die Heinrich IV. überhaupt natürlich war, bei dem Mangel an geselliger Verfeinerung

und der Rücksichtslosigkeit, mit der sich der höher Gestellte, eine der charakteristischen Wirkungen des Lehnswesens auf die Sitten, gegen seinen Untergebenen betrug, waren Biron eine Menge theils beleidigender, theils verdächtiger Aeußerungen des Königs über ihn zu Ohren gekommen, die ihn demselben immer mehr entfremdeten. Er fürchtete von ihm verfolgt zu werden und dachte deshalb im Ernst daran, sich in seiner Statthalterschaft Burgund von der königlichen Autorität unabhängig zu machen. Mayenne hatte kurze Zeit vorher dasselbe gewollt. Er ging aber noch weiter und suchte die andern Großen für seinen Plan zu gewinnen. Der Graf d'Auvergne, ein natürlicher Sohn Karl's IX., der sich als den letzten Repräsentanten der Dynastie der Valois betrachtete, kam ihm hierbei entgegen und zog seinen Schwiegervater, den Connetable Montmorency, in das Complot hinein. Epernon, obgleich dem Könige mehr als alle andern Großen abgeneigt, besaß Klugheit genug, um an einem so verwegenen Unternehmen nicht offen Theil zu nehmen. Die Hugenotten im Westen und Süden, obgleich mit Heinrich IV. unzufrieden, lehnten alle hierauf Bezug habenden Eröffnungen ab.

Karl Emanuel, der hoffte, den König bald genug bei sich selbst beschäftigt zu sehen, weigerte sich, den letzt geschlossenen Vertrag zu erfüllen, und Heinrich IV., der von seiner Verbindung mit den unzufriedenen Großen eine, wenn auch nur ungewisse Kunde hatte, beschloß, ihm keine Zeit zur Ausführung seiner Intriguen zu lassen und ihn sogleich mit Krieg zu überziehen. Er übergab, so wichtig war ihm Biron's militairisches Talent, diesem eine der ersten Befehlshaberstellen bei dem zu eröffnenden Feldzuge. In wenigen Wochen wurden alle überalpischen Besitzungen des Hauses Savoyen von dem französischen Heere besetzt und der Herzog wurde zu einem Frieden gezwungen, in welchem er die Grafschaft Bresse und Alles, was er auf dem rechten Rhoneufer besaß, zurückgeben mußte. Dies war die letzte kriegerische That Heinrich's IV. gewesen (1600), der die letzten zehn Jahre seines Lebens vollkommen der Ausführung seiner politischen und administrativen Plane zu widmen Zeit hatte. Während dieses Feldzuges gegen Savoyen, zu dessen glücklicher und rascher Beendigung Biron das Meiste gethan, waren seine übertriebenen Ansprüche und die Weigerung des Königs, ihm noch mehr Macht, als er schon besaß, in die Hände zu geben, abermals zum Ausbruch gekommen. Gleichwohl sandte ihn Heinrich IV., glaubte er ihn noch gewinnen zu können, oder wollte er ihn in Sicherheit wiegen, an der Spitze einer glänzenden Gesandtschaft an Elisabeth, bei welcher Gelegenheit Biron mit Gunst und Ehrenbezeigungen

überhäuft wurde. Der König, der überall die drohenden Elemente einer weit verbreiteten Opposition sah, der sich von den alten Anhängern der Ligue im Geheimen gehaßt wußte und weder den Hugenotten noch den Politikern vertrauen zu können glaubte, ließ alle ihm verdächtige Großen auf das Genaueste beobachten und gelangte endlich zu einer ziemlich vollständigen Kenntniß ihrer Plane und Ränke. Biron hatte zu seinen Unterhandlungen mit dem Herzoge von Savoyen einen schon längst übel berüchtigten und treulosen, aber feinen und verschlagenen Mann, Jakob Lasin, gebraucht und diesem, nach seiner leichtsinnigen Art, ein unbedingtes Vertrauen geschenkt. Lasin befand sich im Besitze mehrer von Biron eigenhändig geschriebener Papiere, namentlich eines Planes, die savoyischen Grenzfestungen gegen Frankreich zu vertheidigen. Er übergab sie dem Könige und wußte während dieser Zeit seine Verbindung mit Biron fortzusetzen und sich in dessen Gunst zu erhalten. Dieser schien von dem Ungewitter, das sich über seinem Haupte zusammenzog, keine Ahnung zu haben. Er folgte der Einladung des Königs an den Hof, wies dessen ausdrückliches Versprechen, ihm bei einem aufrichtigen Geständnisse alles Vorgefallenen eine vollkommne Verzeihung angedeihen zu lassen, mit einer unerklärbaren Vermessenheit zurück, ward verhaftet, von dem Parlament zum Tode verurtheilt und hingerichtet.

Diese Strenge des Königs gegen Biron, dessen Vater für ihn gestorben, der selbst sich bei allen Gelegenheiten durch Muth und Talent ausgezeichnet und unter den traurigsten Umständen an Heinrich IV. gehangen, der dreißig Wunden in seinem Dienste empfangen hatte, ist häufig als ein Beweis des Undankes und der Herzlosigkeit getadelt worden. Allerdings wäre es menschlicher, größer und schöner gewesen, wenn Heinrich IV. die letzte Verirrung seines alten Waffengefährten mit den Erinnerungen seines frühern Verdienstes bedeckt hätte. Auf der andern Seite befand sich der König in einer so schwierigen Lage, daß ihm die Anwendung eines großen Beispiels als das einzige Mittel erschien, aus derselben hervorgehen zu können. Selbst in Bürgerkriegen und unter den Bewegungen der Parteien auferzogen, wußte er, wie wenig auf einem entzündbaren Boden dazu gehört, daß ein Funke plötzlich zur Flamme auflodert und einen Alles verzehrenden Brand erregt. Er war so viele Jahre lang Zeuge des furchtbaren Elendes gewesen, das der Ehrgeiz der Großen über Frankreich verbreitet, und er glaubte mit Recht, es seinem Volke schuldig zu sein, dem Augenblick zuvorkommen zu müssen, wo sie ihr altes Spiel von Neuem beginnen wollten.

Er konnte und durfte den so theuer erkauften Frieden nicht wieder auf das Spiel gesetzt sehen. Man hat behauptet, daß es ihm zu seiner Sicherheit genügt haben würde, Biron im Gefängnisse zu halten. Wahrscheinlich aber würde eine solche Milde, in jener treulosen und phantastischen Zeit, die empörten Großen mehr gereizt als versöhnt haben. Das Beispiel der Hinrichtung eines der Ihrigen aber schlug ihre Hoffnungen für den Augenblick gänzlich nieder und Heinrich IV. hatte, während des Restes seiner Regierung, von ihnen nichts mehr zu besorgen. Ob das Gefühl einer persönlichen Erbitterung oder Sorge für das öffentliche Wohl bei diesen und einigen andern Akten strenger Gerechtigkeit im Gemüthe des Königs vorgewaltet, ist, bei der Unmöglichkeit, die innere Stimmung des Menschen zu erforschen, unmöglich zu entscheiden. Als politische Maßregel erreichte die Verurtheilung Biron's ihren Zweck, und als moralische Handlung kann sie angefochten, aber nicht verworfen werden, denn die Schuld des Herzogs war außer allem Zweifel, und nur eine, das erlaubte Maß menschlicher Selbstsucht überschreitende Hochherzigkeit hätte deren Folgen übersehen lassen können.

Heinrich IV. lenkte, nachdem er diesen drohenden Sturm im Innern beschworen, obgleich er, und nicht ohne Grund, wie später sein Tod bewies, sich wenig auf die scheinbare Ruhe und Unterwerfung der Parteien verließ, dabei nur seine Gegner oft da, wo es deren keine, wenigstens nicht entschiedene und thätige gab, unter den Hugenotten und nicht unter den Anhängern der ehemaligen Ligue und den Politikern suchte, seine Aufmerksamkeit wiederum auf das Ausland. Er hatte seine Schwester, Katharina von Bourbon, mit dem Herzoge von Bar, dem Erben von Lothringen, verheirathet, um dieses mächtige Haus näher an das französische Interesse zu fesseln, und suchte seine alte Verbindung mit den protestantischen Fürsten Deutschlands zu erhalten. Der Tod der Königin Elisabeth (1603) veranlaßte ihn, Sully an ihren Nachfolger, Jakob I., abzusenden, um ihm ein enges Bündniß zwischen den beiden Reichen und eine kräftige Unterstützung der Holländer in ihrem Kampfe gegen Spanien vorzuschlagen. Jakob I., der mit Philipp III. im Kriege war, sollte den „Vereinigten Provinzen" englisches Kriegsvolk zu Hülfe schicken, dafür aber von Frankreich Subsidien empfangen. Obgleich Heinrich IV. den Frieden von Vervins nicht, wenigstens jetzt schon, brechen wollte, so sah er Spanien doch immer als seinen natürlichen Feind an und suchte ihm auf jede Art zu schaden. Seine Politik neigte sich überhaupt, seines Religionswechsels ungeachtet, immer den Protestanten zu. Er wollte für

das politische Haupt dieser Partei in Europa und den Gegner Spaniens und des Hauses Oesterreich angesehen werden. Die Eifersucht der Päpste und der kleinern italienischen Fürsten auf den spanischen Einfluß in Italien, die Besorgniß Venedigs, vom Hause Oesterreich, das sein Gebiet fast auf allen Punkten einschloß, verschlungen zu werden, die Verbindung, die er mit den Schweizern, den Holländern und den protestantischen Ständen Deutschlands unterhielt, begünstigten diese Stellung und ließen ihn als den natürlichen Vertheidiger der kleinern Staaten und das einzige Gegengewicht gegen die Größe des Hauses Oesterreich erscheinen. In dem Staatsrathe gab es allerdings noch einige und zwar fähige Vertheidiger der spanischen Allianz, wie Villeroi und Jeannin, die früher der Ligue gedient, aber hier war Sully ihr natürlicher Widersacher, und Heinrich IV. hing überhaupt keineswegs von seinen Ministern ab. Er hörte, verglich und prüfte ihre Vorschläge, entschied sich aber fast immer selbstständig, und diese Autorität war ein natürliches und persönliches Recht, das er ausübte, denn er war, so geschickt und erfahren einige seiner Räthe auch sein mochten, ihnen dennoch an Einsicht in die Gesammtleitung des Staates bei weitem überlegen und nahm nicht nur dem Range nach die erste Stelle ein, sondern war wirklich die Seele seiner Regierung.

Drittes Kapitel.

So großes Lob, so ungetheilte Bewunderung Heinrich IV. als Regent verdiente, so tadelnswerth erscheint er im wesentlichsten Theile seines Privatlebens. Er hatte, noch sehr jung, Margarethe von Valois, die Schwester Heinrich's III., geheirathet und deren Unordnungen, theils aus natürlichem Leichtsinn und um selbst um so mehr Freiheit zu haben, theils aus Rücksicht auf den König, seinen Schwager, ertragen. Nachdem er auf den Thron gestiegen, lebte er von ihr getrennt, ohne sie jedoch zu verfolgen oder ihr irgend einen Zwang aufzulegen. Seine Leidenschaft hatte sich in einer Unzahl meist sehr flüchtiger Verbindungen befriedigt, die, wie

es scheint, meist ohne Gefühl, allein vom Sinnenreize geschlossen wurden. Die einzige Gabriele d'Etrées, die ihm mehre Kinder gab, hatte ihm eine dauernde Neigung eingeflößt. Nachdem er durch den Frieden mit Spanien in seiner Stellung befestigt war, dachte er an eine neue Vermählung, von der er einen Erben, da seine Herrschaft, so lange er ganz allein dastand, immer schwankend blieb, hoffen konnte. Er war dem Großherzog von Toskana, der ihm vielfältigen Beistand geleistet, große Verpflichtungen schuldig und vermählte sich, nachdem seine Ehe mit Margarethe von Valois vom Papste getrennt worden, mit Maria von Medicis, einer Nichte des toskanischen Fürsten. Sein persönliches Verhältniß zu ihr war, obgleich sie ihn zum Vater mehrer Kinder und darunter des Dauphins, nachmals Ludwig XIII., machte (1601), nicht glücklich. Kurz vor dieser zweiten Vermählung hatte er, nach dem Tode Gabrielens d'Etrées, eine andere Geliebte, Henriette d'Entragues, die er zur Marquise von Verneuil machte, gewählt und ihr sogar ein schriftliches Versprechen, sie zu heirathen, übergeben. Diese war geneigt, sich für die rechtmäßige Gemahlin zu halten, und legte sich in ihrer Verbindung mit Heinrich IV. nicht den geringsten Zwang an. Der König hatte außerdem fast immer mehre Freundinnen zu derselben Zeit. Maria von Medicis, von italienischen und französischen Hofleuten umgeben, vergalt ihm Gleiches mit Gleichem, obgleich mit einiger Rücksicht auf ihre Würde als Königin und Frau. Dieser Theil im Leben Heinrich's IV. ist voller Unwürdigkeiten und wenige Fürsten haben die ihnen verstattete Freiheit mit mehr Zügellosigkeit als er gemißbraucht. Die unter den Valois herrschend gewordenen Verdorbenheit, denn die Könige der ältern Linie der Kapetinger hatten fast alle in ihrem Privatleben mehr Sitte und Zartgefühl bewiesen, wurde von Heinrich IV., die verächtlichen unnatürlichen Laster Heinrich's III. ausgenommen, fortgesetzt und sogar noch überboten. Diese Sittenlosigkeit erniedrigte Heinrich IV. nicht nur als Menschen, denn es gehört sein übriges großes Verdienst und die allgemeine Stimmung seiner Zeit dazu, um ihn einigermaßen entschuldigen zu können, sondern wurde ihm auch als Regenten gefährlich. Maria von Medicis, ohne Neigung für ihren Gemahl und fremdem Einflusse ausgesetzt, war Spanien und dessen Anhange ergeben, und die Diener und Kundschafter dieser Macht fanden bei der Königin Eintritt. Bei der Geliebten des Königs, der Marquise von Verneuil, geschah dasselbe. Philipp III. ließ der Marquise, im Fall des Todes Heinrich's IV., seinen Schutz und einen Aufenthalt in seinen Staaten anbieten. Er kannte das Eheversprechen, das ihr königlicher Lieb-

haber ihr ausgestellt, und er hegte den Plan, die Kinder, die Henriette d'Entragues vom Könige gehabt, einst denen der Königin entgegenzustellen und sich auf diese Art in die innern Angelegenheiten Frankreichs zu mischen. Der Graf d'Auvergne, schon früher in die Verschwörung Biron's verwickelt, ging auf diesen Plan ein. Zum Glück bekam Heinrich IV. hiervon Nachricht und ließ d'Auvergne und den Vater der Marquise verhaften. Das Parlament verurtheilte beide zum Tode, eine Strafe, die von dem Könige in die eines immerwährenden Gefängnisses verwandelt wurde. Die Gefahr, in der sich indessen d'Entragues, der Vater der Geliebten, befand, bewog diese, das ausgestellte Eheversprechen dem Könige zurückzugeben. Dieser begann wiederum sein früheres Verhältniß zu ihr, was ihn aber an andern ähnlichen Verbindungen nicht hinderte.

Heinrich IV. ging fortwährend mit dem Plane, Spanien, von dessen fortgesetzter Feindschaft er mehr als einen Beweis erhielt, zu demüthigen, um. Sully, der ihn hierin bestärkte, häufte zu diesem Zwecke Geld und Geschütz auf, die beiden einzigen Dinge, die im Falle eines Krieges nicht sogleich herbeizuschaffen waren. Im Innern flößten die Hugenotten durch ihre Versammlungen, zu denen sie übrigens nach dem Edikt von Nantes ein Recht hatten, dem Könige Mißtrauen ein. Er suchte dabei dem Einflusse der protestantischen Großen, so viel er vermochte, entgegenzuarbeiten, und zwang unter Anderm den Herzog von Bouillon, den Ersten unter den Hugenotten an Macht und Würde, in seine Festung Sedan eine königliche Besatzung einzunehmen.

In seinen auswärtigen Verhältnissen bewies er, wie die Valois, die ihre deutschen und italienischen Verbündeten bei jeder Gelegenheit im Stiche zu lassen gewohnt gewesen waren, eine geringe Achtung gegen die bestehenden Verträge und schien einzig und ausschließlich auf seinen Vortheil bedacht zu sein. Er hatte bei dem Frieden von Vervins seine Verpflichtungen gegen England und Holland außer Augen gesetzt und empfand es dennoch übel, als Jakob I. sich endlich mit Spanien aussöhnte (1604), und versäumte es, die Schweizer und Venetianer, bei ihren Streitigkeiten mit dem spanischen Statthalter der Lombardei und dem römischen Hofe, zu unterstützen. Er wünschte die Fortsetzung des Krieges zwischen den Spaniern und Holländern und wußte den Frieden, zu dem beide Theile geneigt waren, durch seine Unterhändler zu verhindern. Sein Verhältniß zu Rom und Spanien war, obgleich er mit beiden in Frieden stand, nie von gegenseitigem Argwohn und Mißtrauen frei.

Ueberhaupt war sein ganzes Dasein, häusliches und öffentliches, gegen die gewöhnliche Meinung, die seinen Hang zum Vergnügen und seine natürliche Offenheit als einen Ausdruck des Glückes angesehen, von Unruhen und Schwankungen aller Art erfüllt. Sein Glück und seine Kraft hatten ihm den Thron erobert. Die Parteien waren zum Schweigen gebracht und, dem Anschein nach, herrschte vollkommener Friede. Aber der Fanatismus der Ligue war noch in vielen ihrer alten Anhänger wach. Das gemeine Volk und ein Theil der Geistlichkeit sahen den König noch immer als einen geheimen Hugenotten an, und diese letztern unterhielten in ihrer Mitte einen Keim des Mißtrauens und der Unzufriedenheit gegen ihn, der ihren Glauben verlassen hatte und seine alten Waffengefährten vernachlässigte. Ein Theil seines Hofes, manche seiner nächsten Vertrauten, waren seine heimlichen Gegner und neigten sich seinen Feinden zu. In ihm selbst erwachten in dieser Beziehung mehr als einmal ernste Besorgnisse, die er durch den ihm bei aller Klugheit und Thätigkeit eigenen Leichtsinn zu ersticken suchte. Sein Hang zu Zerstreuungen und die Befriedigung, die er ihm gewährte, konnte seine Befürchtungen vor den Anschlägen seiner Feinde, deren Dasein er mehr ahnte, als daß er sie kannte, und deren Anschläge er mehr fürchtete, als daß er sie zu enthüllen wußte, nie ganz verscheuchen. Er erschien leichtsinnig und schwermüthig, offen und mißtrauisch zugleich. Der Eindruck der Verschwörungen, Ueberfälle, Gewaltthaten aller Art, die er von Jugend an gesehen und von denen er später so oft selbst das Ziel gewesen, kehrte ihm mitten in den Geschäften und Zerstreuungen seiner Regierung zurück, und es war oft, als suche er sich über die möglichen, ihm selbst noch drohenden Gefahren eher zu täuschen als ihnen zu entgehen.

Heinrich IV. war indessen mit zu großer Thatkraft, mit zu viel wirklichem Herrschergeiste geboren, um sich weder durch seine Vergnügungen, noch seine Besorgnisse in der Leitung der innern und äußern Verhältnisse seines Landes aufhalten zu lassen. Erstere konnte er großentheils seinen alten und erfahrnen Räthen überlassen, in Bezug auf letztere war er aber geneigt, Alles selbst zu hören, vorzubereiten und zu entscheiden. Er hegte den Wunsch, Frankreich zu vergrößern, namentlich Lothringen und Savoyen mit ihm zu vereinigen und schien mit dem Plane der Ausführung großer Veränderungen in Europa umzugehen, für die er vielleicht die Kraft besaß, für welche aber die Umstände nicht geeignet waren und zu deren Unternehmung das vom Schicksal ihm gesteckte Lebensziel keine Zeit ließ. Man hat ihm den Plan untergelegt, ganz Europa in

funfzehn beinahe gleiche Staaten zu theilen und durch dieses Gleichgewicht der politischen Macht einen dauernden Frieden zu begründen, gewollt zu haben. Es findet sich jedoch hierüber kein anderer Beweis als die Aeußerungen einiger Zeitgenossen vor, und die Idee selbst scheint zu sehr ein Hirngespinst zu sein, um in dem Geiste eines so erfahrnen, deren Unmöglichkeit so leicht durchschauenden Fürsten entstanden zu sein. Was aber gewiß ist, war sein steter Gedanke, das Haus Oesterreich zu demüthigen und gegen dasselbe einen entscheidenden Schlag zu führen. Von der Ausführung dieses Vorhabens, das allerdings weniger phantastisch, aber immer noch sehr schwierig war, war er durch die innern und äußern Schwierigkeiten seiner Lage eher aufgehalten als davon abgebracht worden. Es war sein Lieblingsplan, mit dessen Verwirklichung er unaufhörlich beschäftigt war. Ein an sich unbedeutendes Ereigniß in Deutschland schien ihm den Vorwand zu einem Bruche zu geben, auf den er sich so lange vorbereitet hatte. Der letzte Herzog von Cleve und Jülich war gestorben und mehre protestantische und katholische Fürsten machten auf dieses Reichslehen Anspruch. Die protestantischen Stände vereinigten sich in einer Versammlung, die Union von Halle genannt, zur Vertheidigung ihrer Gerechtsame und schlossen mit Frankreich, das ihnen Hülfe versprach, einen Vertrag ab. Die geistlichen Kurfürsten und der Kurfürst von Baiern gingen zu Würzburg einen Bund ein, der sich die heilige Ligue nannte. Zu gleicher Zeit schloß Heinrich IV. mit dem Herzoge von Savoyen einen Vergleich, dessen Zweck war, den Spaniern die Lombardei zu entreißen und dieselbe mit dem Königstitel an Karl Emanuel zu geben, der dagegen seine überalpischen Besitzungen an Frankreich abtreten sollte. Heinrich IV. wollte, obgleich schon im siebenundfunfzigsten Lebensjahre stehend, einen entscheidenden Kampf unternehmen, dessen Folgen, selbst im glücklichsten Falle, weit hinaus gelegen wären.

Wenn der König bei seinen Planen gegen das Haus Oesterreich überhaupt mehr, wie es scheint, von einer leidenschaftlichen Abneigung gegen dasselbe und dem Gefühl der Rache für die durch dasselbe von Jugend an widerfahrnen Unbilden, als von politischen Beweggründen geleitet wurde, so ging der endliche Entschluß, dasselbe jetzt angreifen zu wollen, noch mehr aus rein persönlichen Motiven, und zwar, in Rücksicht auf das Alter und die Stellung Heinrich's IV., der sonderbarsten Art hervor.

Der Prinz von Condé, der nach dem Tode seines Vaters, der von seinem Haushofmeister vergiftet worden, geboren war, hatte Charlotte Montmorency, die dritte Tochter des Connetable, gehei-

rathet, die durch ihre Schönheit allgemeine Bewunderung erregte. Heinrich IV. war ungefähr vierzig Jahre älter als sie, was ihn jedoch nicht hinderte, sich für die junge Prinzessin mit dem Feuer der ersten Liebe zu entflammen. Er war zugleich unedel genug, auf die Armuth des Prinzen, der um den größten Theil des Erbes seiner Väter gekommen, seine Hoffnung, von demselben weniger Widerstand zu finden, zu gründen. Condé war jedoch nicht geneigt, dem Könige zu willfahren, und führte seine Frau nach einem seiner Schlösser, und Heinrich IV. vergaß sich so sehr, daß er, um die Prinzessin zu sehen, alle möglichen Mittel und sogar die seltsamsten Verkleidungen anwandte. Condé, endlich auf das Aeußerste gebracht, verließ Frankreich mit seiner Gemahlin und flüchtete sich an den Hof von Brüssel, von wo er nach der Lombardei, zu dem Heinrich IV. besonders feindlichen spanischen Statthalter Fuentes, ging, während die Prinzessin in Belgien blieb. Diesen Umstand benutzte der König, um den Krieg gegen die Niederlande, der ein solcher gegen Spanien und Oesterreich und, bei der Lage Europas, ein allgemeiner Kampf aller Continentalmächte werden mußte, zu eröffnen. Er brach alle Unterhandlungen in Bezug auf die clevische Erbschaft, die schon ziemlich weit gediehen waren, ab und erklärte dem Erzherzoge Albert, daß er, um seinen Bundesgenossen in Deutschland Hülfe zu leisten, seine Staaten durchziehen müsse, und fragte ihn, ob er von ihm als Freund oder Feind aufgenommen werden würde. Zugleich gab er seinem Heere vorzurücken Befehl. Dasselbe war fast ausschließend von Hugenotten befehligt und Moritz von Nassau hatte versprochen, die Holländer zum Bruche des neulich mit Spanien abgeschlossenen Waffenstillstandes zu vermögen. Die politische Leidenschaft des Königs, das Haus Oesterreich zu schwächen, und die persönliche, die Prinzessin von Condé in seine Gewalt zu bringen, drohten ein neues Kriegsfeuer zu entzünden und den durch den Frieden von Vervins gelöschten Brand wieder anzufachen. Heinrich IV. hatte beschlossen, sich selbst an die Spitze seiner Streitmacht zu stellen und, um die Ruhe des Landes zu sichern, die Königin, seine Gemahlin, während der Zeit seiner Abwesenheit zur Regentin ernannt und sie in solcher Eigenschaft in St. Denis krönen lassen. Eine Menge von Umständen vereinigten sich, um ihn in dieser Zeit mehr als jemals zu isoliren und von denen zu trennen, die über ihn hätten wachen können, während das Ausland von seinem Entschlusse, einen allgemeinen Krieg zu beginnen, auf das Aeußerste bewegt war und sich den bängsten Erwartungen hingab. Condé, der erste Prinz von Geblüt, war außer Landes; Soissons, mit dem Könige unzu-

frieden, hatte den Hof verlassen, Sully, der einzige seiner Minister, der persönliche Ergebenheit für ihn besaß, lag krank, seine Gemahlin, Maria von Medicis, war ihm immer fremder geworden und ihr gegenseitiges Mißtrauen so weit gegangen, daß sie von ihm vergiftet, er von ihren Anhängern ermordet zu werden fürchtete; seine Freundin, die Marquise von Verneuil hatte andere Verhältnisse angeknüpft. Alle Parteien im Innern, die Ultrakatholiken, die Politiker und die Hugenotten waren mit dem Könige unzufrieden. Im Auslande wurde er von England, Holland, der Schweiz und Venedig als ein selbstsüchtiger und treuloser Bundesgenosse, von dem Papste, dem Kaiser und Spanien als ein mehr oder weniger gefährlicher Gegner angesehen. Der Krieg, den Heinrich IV. gegen das Haus Oesterreich zu unternehmen im Begriff war, wurde von der ganzen katholischen Partei, in und außer Frankreich, die dieses Haus als die vornehmste weltliche Stütze der Kirche ansah, als ein Angriff auf die Religion selbst betrachtet. Es lag eine trübe und schwere Stimmung, wie eine gewitterschwangere Luft in allen Gemüthern, als stehe ein großes und unheilvolles Ereigniß bevor. Der König selbst ward von der Gewalt dieser Ahnung mit ergriffen und ein Vorgefühl seines nahen Endes stieg in ihm auf. Unter diesen Umständen wurde er (14. Mai 1610), als er, mit Sully wie gewöhnlich über öffentliche Angelegenheiten Rücksprache zu nehmen, nach dessen Wohnung fuhr, in seinem Wagen, in Gegenwart mehrer seiner Hofleute, vor einem Hause der Straße Laferroniere, durch Franz Ravaillac, einen Schulmeister aus Angouleme, mit zwei Messerstichen, von denen der eine das Herz durchbohrt hatte, ermordet. So fielen innerhalb einundzwanzig Jahren zwei Könige von Frankreich, der eine, der schlechteste und der letzte, der andere, der beste und der erste seines Stammes, von Mördershand.

Die Regierung Heinrich's IV. ist in Bezug auf das politische Schicksal des französischen Volkes besonders dadurch einflußreich geworden, daß unter ihr die Formen der unumschränkten Monarchie einen großen Schritt zu ihrer vollkommenen Ausbildung gethan und sich der Autokratie, die in manchen wesentlichen Verhältnissen von dem absoluten Königthum noch verschieden ist, genähert haben. Man konnte von einem Könige, der, nach vieljährigem Kampfe, sein Reich, Provinz für Provinz, erobert, allerdings nicht erwarten, daß er seinen Unterthanen, die er sich großentheils mit den Waffen in der Hand unterworfen hatte, mehr Rechte und Freiheiten gewähren würde, als sie unter frühern Königen, denen sie friedlich gehorcht, genossen hatten. Die Stellung des ersten Bourbon ähnelte etwas

der eines Eroberers und er ward von einem Theile der Nation auch immer als ein solcher angesehen, wie denn auch auf der andern Seite in ihm das Mißtrauen und die Vorsicht eines solchen nie ganz erloschen. Es herrschte unter ihm, wie gewöhnlich unter Regenten, die eine ihnen feindliche Anarchie besiegt haben, ein größeres Bedürfniß der Ordnung als der Freiheit, und er zwang Alle, die sich ihm anschlossen, streng die von ihm gewählte Bahn einzuschlagen. Der Cardinal d'Ossat, sein Botschafter in Rom, hatte, in hohem Alter stehend und sonst als ein treuer Anhänger des Königs bekannt, sich, nach der Katastrophe mit Biron, die Heinrich IV. äußerst hart und mißtrauisch gemacht, einigen Tadel gegen dessen persönliche Lebensweise und den Druck der Abgaben, unter dem das Volk seufzte, erlaubt. Er wurde hierüber von Sully, der nichts als des Königs ausführende Hand war, auf das Strengste getadelt und sogar seiner Gehalte und Einnahmen beraubt. Heinrich IV. hatte sich daran gewöhnt, die langen innern Kriege und Unordnungen aller Art, die Drangsale, die Frankreich erlitten, nicht sowohl aus der Abnahme des Gefühls für Recht und Sitte in dem Fürsten und dem Volke, sondern vielmehr aus dem Mangel an Macht bei dem erstern, zu begreifen, und die Concentration aller öffentlichen Autorität in den Händen des Souverains schien ihm das einzige Mittel zu sein, die Wiederkehr ähnlicher Zustände zu hindern. — Einige Jahre, nachdem er in den anerkannten Besitz des Thrones gekommen, berief er nach Rouen, weil in Paris eine pestartige Krankheit wüthete (1594), vielleicht um das Volk durch den Schatten einer Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten zu täuschen, eine Versammlung von Notabeln, die er selbst ernannte und von denen übrigens nur ein Theil sich an den Ort ihrer Bestimmung begab. Seine Absicht war, sie über die Erhebung neuer Abgaben und die Verwaltung der bestehenden zu Rathe zu ziehen. Diese Notabeln schlugen ihm einige Veränderungen, wie z. B. die Ernennung eines „Conseil de raison" vor, um die Finanzetats zu untersuchen, die Unterschleife der Staatspächter zu bestrafen und die Freigebigkeit des Königs an seine Hofleute zu verhindern. Sie wollten hieran eine gewisse Beschränkung der königlichen Macht knüpfen, indem die eine Hälfte der öffentlichen Einnahmen dem Könige zu seinem Unterhalte, dem des Hofes, der Bestreitung der Kriegskosten, die andere zur Auszahlung aller Gehalte, der Zinsen der Staatsschuld, zu den öffentlichen Arbeiten, dem Conseil de raison übergeben werden solle. Außerdem schlugen sie eine Steuer auf alle zu verkaufenden Gegenstände vor. Die Räthe des Königs äußerten

über den Anspruch einer Controle eines Theiles der Abgaben die lebhafteste Unzufriedenheit und beschuldigten die Versammlung eines Eingriffes in die Rechte des Königs. Sully aber, der die Unfähigkeit der Mitglieder dieser Versammlung kannte, war der Meinung, ihren Wünschen zu gewähren, und hoffte, daß sie ihren Planen von selbst entsagen würden. In der That wußte dieser Conseil de raison, der noch einige Monate nach der Auflösung der Notabeln versammelt blieb, sich keinen Rath, kam zu keinem Entschluß und gab seine Vollmacht in die Hände des Königs mit der Erklärung zurück, daß er unrecht gethan, sich eine Aufsicht über einen Theil der Staatsgelder anmaßen zu wollen, und daß der König nach seiner Weisheit und seinen Bedürfnissen über dieselben gebieten möge. Dies ist während der Regierung Heinrich's IV. der einzige Versuch, die Nation zu einer Einsicht oder Theilnahme an ihren Angelegenheiten zuzuziehen, und ein Vorspiel davon gewesen, daß die Nation sehr bald von ihnen gänzlich ausgeschlossen werden würde. Diese Versammlung der Notabeln, die aus einigen siebenzig Mitgliedern bestand, konnte allerdings keinen vollständigen Beweis für die politische Unfähigkeit einer Nation von zwanzig Millionen geben; indessen wäre bei der Art, wie die französischen Reichsstände zusammengesetzt waren, bei der tiefen Abneigung und lebhaften Spannung, die unter den verschiedenen Parteien aus den Bürgerkriegen zurückgeblieben, auch aus den Berathungen eines Reichstages wahrscheinlich kein größeres Resultat, als aus denen der Notabeln hervorgegangen. — Indem die längst vorbereitete Schwächung der ständischen Rechte des Mittelalters unter Heinrich IV. immer sichtbarer wurde, die Nation im Ganzen sich immer mehr unter den unumschränkten Willen des Königs und unter Maßregeln, deren Gründe nur Wenigen bewußt waren, deren Ausführung nur Wenigen anvertraut wurde, beugte, war es natürlich, daß die Rechte der besondern städtischen Korporationen noch weniger Schonung und Anerkennung fanden. Heinrich IV. hatte nicht vergessen, daß es vor Allem die Pariser gewesen, die ihm am längsten und hartnäckigsten widerstanden hatten, und er hielt sie entwaffnet unter strenger Aufsicht und ernannte ihre municipalen Beamten entweder selbst, oder wußte wenigstens deren Wahlen durchaus zu leiten. In den übrigen Städten geschah ungefähr dasselbe. Die Macht der Statthalter, Befehlshaber und Beamten sank zwar im Verhältnisse zur königlichen Autorität, stieg aber in ihren Berührungen zum Volke, und die Regierung dieses Königs bildete den Anfang zu dem übergroßen Einflusse der Civil- und Militairbeamten der Krone, der die abso-

lute Monarchie charakterisirt. Heinrich IV. fürchtete vor Allem die Rückkehr der alten Anarchie und suchte darum besonders die großen städtischen Mittelpunkte in eine größere Abhängigkeit, als früher der Fall gewesen, zu bringen, denn von diesen allein, deren Bürger zur Zeit der innern Kriege alle an die Führung der Waffen gewöhnt gewesen, konnte damals eine feindliche Bewegung gegen ihn ausgehen. An seinem Hofe und unter dem Adel konnten Complote und Verschwörungen gegen sein Leben, aber kein ernster Widerstand mehr gegen seine Regierung entstehen. — Die Magistratur war diesem Könige, um ihre frühere Opposition und ihre Anhänglichkeit an die Ligue vergessen zu machen, mit noch mehr scheinbarem als wirklichem Eifer ergeben. Die parlamentarischen Richter ergriffen jede Gelegenheit, um größere und kleinere Herren, im Falle entdeckter Verschwörungen oder anderer Vergehen, zu den grausamsten Todesstrafen zu verurtheilen, und kannten bei der Untersuchung über geringere Verbrechen, die das königliche Ansehn bedrohten, keine Grenzen. Eine Menge Individuen sind unter der Regierung dieses sonst edelmüthigen Fürsten, auf bloße Verdachtsgründe hin, ohne daß ihre wirklichen oder vermeintlichen bösen Anschläge einen Anfang der Ausführung genommen, hingerichtet worden. Die Parlamente, die im alten Frankreich eine in mancher Beziehung ihrer Bestimmung fremde Rolle gespielt, die sich ebenso viel um politische Händel als um die Verwaltung der Gerechtigkeit bekümmert, die aber dennoch im Ganzen der Nation große Dienste geleistet, vollendeten unter der Regierung dieses Königs ihr längst gehegtes Streben nach Erblichkeit ihrer Stellen. Für eine bestimmte Abgabe, die jeder Inhaber einer Magistratur dem Staate, nach Maßgabe des Werthes derselben, zahlte, wurde er für den Besitzer derselben geachtet und ihm, obwohl unter gewissen Beschränkungen, erlaubt, dieselbe wie ein Privateigenthum durch Heirathen, Schenkungen und Vermächtnisse Andern, vorausgesetzt, daß diese gewisse, unentbehrliche in der Natur der Dinge liegende Bedingungen dabei erfüllten, zu überlassen. In der Gesetzgebung selbst ward unter diesem Könige wenig oder nichts geändert, einzelne Verordnungen, wie über die Jagdfrevel, die immer zunehmende Wuth der Duelle u. s. w. ausgenommen, die in ihren einzelnen Bestimmungen, besonders durch ihre übergroße Strenge, die Neigung der königlichen Autorität zum Despotismus beweisen. Die große Ordonnanz von Moulins, des Kanzlers L'Hopital galt bis zu Ludwig's XIV. Zeit, fast ohne eine Modifikation zu erfahren.

Heinrich IV. ist in der langen Reihe der französischen Könige

derjenige, welcher die lebendigste Erinnerung zurückgelassen, dessen Bild als Mensch und Fürst sich, ungeachtet des Wandels der Zeiten und der Gesinnungen, die seine Erscheinung der Gegenwart zum Theil so fern stellen, dennoch am treuesten erhalten hat. Der Grund davon liegt sowohl in der Bedeutung, welche die Epoche gehabt, in der er gelebt, als in seiner Persönlichkeit, die, wie immer bei außerordentlichen Männern, mit den Forderungen und Bedürfnissen seiner Zeit in Uebereinstimmung stand und deshalb auf dieselbe einen großen Einfluß zu äußern im Stande war. Selbst seine Mängel, obgleich an und für sich erheblich genug, haben, da sie seine großen Eigenschaften nicht zerstörten, deren Glanz, wie tiefe Schatten in einer sonst klaren Landschaft, erhöhen helfen. Sein Leben ist eins der bewegtesten, das die Geschichte kennt, gewesen, und er hat die Stellung, die er in dieser einnimmt, mehr als einer seiner Vorgänger oder Nachfolger, großen und ausdauernden Anstrengungen verdankt und zuletzt seine so schwer errungene Größe mit einem tragischen Ausgange gebüßt. Sein Dasein war von Jugend an eins der arbeitsvollsten und gefährlichsten, und nicht nur seine großen Fähigkeiten, sondern selbst seine Fehler haben dazu beigetragen, daß er sich in demselben behaupten konnte. Ein weniger beweglicher, leichtsinniger, dem Genusse des Augenblickes weniger ergebener Charakter würde wahrscheinlich unter einer solchen Last erlegen sein.

Er hatte, noch in den Knabenjahren stehend, seinen Vater, Anton von Bourbon, König von Navarra, der anfangs die Partei der Hugenotten, später die der Katholiken ergriffen, verloren und war Zeuge der letzten Kämpfe Coligny's und des bewundernswerthen, aber unglücklichen Heroismus gewesen, mit welchem die französischen Protestanten unter diesem und andern großen Führern ihre Rechte vertheidigt hatten. Später mit einer sittenlosen Frau vermählt, hatte wenig gefehlt, daß er nicht in das Blutbad der Bartholomäusnacht mit verwickelt worden wäre. An dem verdorbensten aller Höfe, in der Nähe Heinrich's III. und seiner Mutter lebend, von Gefahren aller Art umringt, Zeuge der Wollust, der Heuchelei und Grausamkeit, von der fast alle hervorragenden Personen seiner Umgebung befleckt waren, mußte, mit einem kräftigen Geiste begabt, sich sein Charakter allerdings früh entwickeln, aber auch etwas von der allgemeinen Farbe jener Zeit und dem in ihr herrschenden Verderben annehmen. Es kann für einen Beweis seiner von Hause aus trefflichen Natur gelten, daß die entartete Welt, in der er großentheils aufgewachsen war, keinen größern Einfluß auf ihn ausgeübt und daß das verlockende Beispiel so viel äußerer Größe, bei

solcher innern Verworfenheit, sein Wesen nicht tiefer ergriffen hatte. Später vom Hofe entfliehend, stellte er sich an die Spitze der Hugenotten und entwickelte die größten kriegerischen Fähigkeiten, die hinreißendste persönliche Tapferkeit, die seltenste Standhaftigkeit in den schwersten und verzweifeltsten Lagen, die sich bei ihm selten im Ausdruck einer tragischen Größe, wie bei antiken Helden, als vielmehr in einem leichten und heitern, dem Drucke der Umstände überlegenen Humor äußerte, obgleich er in großen Momenten, wie bei Coutras und Ivry, seine erhabene Gesinnung in angemessen äußern Zeichen zu erkennen zu geben verstand. Ohne tiefe Anhänglichkeit an den Glauben, in dem er erzogen war, die Anerkennung seines Rechtes auf den Thron, das ihm als ein Theil seiner Persönlichkeit selbst und als das einzige Mittel der Befriedung seines Landes erschien, um jeden Preis verfolgend, bewies er in der Art, wie er dem Ansinnen einer nothwendig gewordenen Religionsveränderung erst im rechten Augenblicke nachgab, wo diese Willfährigkeit ihre vollen Früchte tragen konnte, eine seltene Ueberlegung und Einsicht in sein und seiner Gegner Stellung. Seine Großmuth und Menschlichkeit zeigte sich überall, wo sein persönliches Gefühl nicht von den Forderungen seiner Politik beherrscht wurde, wo das wichtigste Werk seines Lebens, die endliche Beruhigung Frankreichs, nicht bedroht wurde und er, ohne Gefahr für das Ganze, den Eingebungen der Milde folgen konnte. Man kann Niemanden, der auf irgend eine Weise bedeutend geworden, wie eine geometrische Figur, ohne Leben und Bewegung, von der Zeit und Lage, in die ihn sein Geschick gestellt, getrennt beurtheilen. Heinrich IV. war in der Mitte religiöser und bürgerlicher Kriege, bei dem Anblicke beständiger Bewegungen, Parteiungen, Complote und Kämpfe, wie sie fast kein anderer Theil der modernen Geschichte kennt, groß geworden. Gewaltthätigkeiten aller Art, Verrath und Mord, Treulosigkeit und Verstellung, verbunden mit dem blutigsten Fanatismus und der wildesten Sinnenlust, waren nicht vorübergehende Auswüchse, sondern ein ganzes Menschenalter hindurch die tägliche Erscheinung in Frankreich gewesen und er war von dieser berauschten und vergifteten Welt nicht nur umgeben, sondern genöthigt gewesen, mit und gegen sie zu streiten, an ihrer Spitze zu stehen und mit ihr in die nächste Berührung zu treten. Wie könnte man von einer Individualität, die unter solchen Umständen sich gebildet und gewaltet, die ideale Hoheit und sittliche Würde der bessern Heroen des Alterthums, die Unschuld und Heiligkeit mancher großen Erscheinungen des Mittelalters, oder die von einer intellektuell auf das Höchste

entwickelten Zeit gebotene Mäßigung und Selbstbeherrschung der Gegenwart verlangen? — Am Ende des sechszehnten Jahrhunderts vereinigten sich in Frankreich in den Charakteren, Sitten und Zuständen alle natürliche Roheit des Mittelalters mit der künstlichen Verdorbenheit späterer Zeiten, und diese Epoche tritt, ihrer großen intellektuellen Wichtigkeit ungeachtet, in moralischer Beziehung als eine der unsittlichsten hervor, die es je gegeben hat. Mit welchem seiner hervorragenden Zeitgenossen man Heinrich IV. vergleichen mag, man wird in ihm alle Vorzüge jener Zeit, eine rastlose Thätigkeit, ein vom wildesten Wirbel stets wechselnder Lagen und Umstände nie betäubtes Bewußtsein, eine unerschöpfliche Kraft, den Schlägen des Schicksals zu widerstehen, in höherm Maße als in Philipp II., Elisabeth u. s. w. und weniger Härte, Selbstsucht und Heuchelei als in den übrigen Großen finden, und dennoch hat keiner von Allen sich in so drangvollen Lagen wie er befunden.

Die funfzig Jahre von dem Tode Heinrich's II. bis zu dem Heinrich's IV. ist eine der unglücklichsten, aber durch die Fülle großer tief eingreifender Ereignisse und außerordentlicher origineller Charaktere merkwürdigsten Epochen in der Geschichte dieses Landes. Alle Elemente, die sonst getrennt und weit auseinander liegend das Leben eines Volkes bewegen, fluthen hier dicht gedrängt und mit einander vermischt, die einen mit den andern ringend, einher. Die beiden großen Cultusformen des christlichen Glaubens, deren Annahme oder Verwerfung über den sittlichen Gehalt der modernen Nationen entschieden, bekämpften sich mit einer Kraft und Ausdauer, die bei den Einen aus der Ueberzeugung entstand, daß sie für das bisherige Dasein, das an den Katholicismus gebunden gewesen, für den Kern der alten Sitten und Traditionen, für die Bewahrung des Erbtheiles aller nachfolgenden Generationen fochten, während die Andern sich mit derselben Begeisterung dafür erhoben, den in den Formen der römischen Kirche welkenden Geist des Christenthums durch die moralische Freiheit des Protestantismus zu beleben und zu erneuern. Beide Parteien stritten im Grunde, was auch die persönlichen Absichten ihrer Führer waren, nicht für die Erhaltung oder Umwandelung dieses oder jenes übersinnlichen Princips, das an und für sich ohne Einfluß auf die sichtbare und natürliche Welt, erst wenn es schon viel von seiner Wahrheit und Reinheit verloren, von dieser anerkannt und nach ihren Zwecken umgeformt wird, sondern für das lebendige Geschick der gegenwärtigen und zukünftigen Generationen, das, unter der Herrschaft der einen oder der andern Kirchenform, sich sehr verschiedenartig gestalten

mußte. — Auf der einen Seite steht die Ligue, dieser demokratisch-priesterliche Bund, mit einigen Großen an der Spitze, die selbst nach der Krone trachten, von der Masse des altgläubigen Landmannes der Ebenen Nord- und Ostfrankreichs und dem unruhigen Pöbel der größern Städte getragen — auf der andern das freiwillige Adelsaufgebot der hugenottischen Ritterschaft, die, dem neuen Glauben einmal zugethan, ihn als ein persönliches Gut, mit wenigstens ebenso vielem Stolze als Eifer vertheidigte und an der Spitze der Pächter, Jäger und Hirten der Alpen, Cevennen und Pyrenäen sich um die erleuchtetsten ihrer Führer versammelte. In der Mitte erscheinen die unglücklichen Gestalten zugleich gehässiger und verächtlicher Könige, über und über mit dem Blute ihrer eigenen Unterthanen befleckt und das fremdartige unheimliche Bild ihrer ränkevollen und grausamen Mutter. Dies Alles sinkt endlich in Staub und Asche und über diesen Ruinen erhebt sich die Heldengestalt Heinrich's IV., wie von einem Adler getragen. Welche Fülle erschütternder Begebenheiten und hervorragender Persönlichkeiten! Die Bartholomäusnacht, der Tag der Barrikaden, die Ermordung der Guisen in Blois, Heinrich's III. in St. Cloud, die Schlacht von Ivry, Heinrich's IV. Einzug in Paris, Biron's Hinrichtung und endlich Heinrich's IV. Tod! — Man fühlt übrigens, wenn man sich die Gestalten Karl's IX., Heinrich's III., Katharina's von Medicis, des Balafré, Heinrich's IV., des ältern Condé, Coligny's, Biron's, des katholischen Rathes der Sechszehn und der protestantischen Municipalität von Rochelle vergegenwärtigt, daß allerdings nicht mehr die Zustände und Verhältnisse, aber noch immer die Charaktere, Sitten und Physiognomien jener Zeit der Welt des Mittelalters angehörten. Die vielen aus jener Epoche erhaltenen Bildnisse merkwürdiger Individualitäten beweisen meist, wie gut ihre äußere Erscheinung, der in ihnen waltenden energischen, oft verwerflichen, selten aber von allem Verdienst entblößten Natur ihres Wesens entsprochen hat. Der weite Raum, auf dem die Führer des damaligen öffentlichen Lebens sich bewegen, wird außerdem von einer unglaublich reichen Mannichfaltigkeit untergeordneter, aber immer charakteristischer und interessanter Personen ausgefüllt. Eine wunderbar bewegte, bald offne und verständliche, bald verhüllte und zu errathende Welt geht wie ein Maskenzug an dem vorüber, der diese Zeit zu durchdringen versucht. Feste wechseln unaufhörlich mit Gefechten, Prozessionen mit Belagerungen und Ausfällen ab. Die übermüthigste und ausgelassenste Lebenslust endigt plötzlich unter dem Dolchstoß eines Feindes oder Nebenbuhlers. Bei einer der

Friedensverhandlungen Katharina's von Medicis mit dem Könige von Navarra (in Nerac) werden gewisse Distrikte für neutral erklärt, während in andern der Krieg fortdauert, so daß oft die, welche am Abend in derselben Reihe getanzt oder an derselben Tafel getrunken haben, sich den andern Morgen mit den Waffen in der Hand als Feinde begegnen, sich umbringen oder gefangen nehmen. Die Sitten haben, bei vieler Roheit im Einzelnen, im Ganzen ein Gepräge von Würde und Größe, das aus den, im Vergleiche zu spätern Zeiten, freiern Verhältnissen hervorging. Mitten unter dem Hange zu Gewalt und Grausamkeit, dem wilden und blutigen Geiste jener Zeit glänzt die Liebe zu den Künsten und dringt bis in die Einzelnheiten des Privatlebens, wie die edle Darstellung der äußern Persönlichkeit in dieser merkwürdigen Epoche, der Geschmack in Geräthschaften, Kleidungen u. s. w. beweisen, hinein, hierin spätern erleuchtetern Zeiten so überlegen. Als Rahmen zu diesem reichen Gemälde des damaligen französischen Lebens dienen, im Süden, der Papst mit seinem Heer von Mönchen und Priestern, die überall das Volk zur Vertheidigung des um sein Dasein kämpfenden Katholicismus entflammen; Philipp II. in seinem einsamen Eskurial, von harten und erfahrnen Kriegsleuten und diesen, in einer andern Richtung, ähnlichen Inquisitoren, umgeben, und im Norden glänzt das kalte und stolze Bild der Königin Elisabeth, das Blut ihrer Nebenbuhlerin vergießend und ihr Volk zum Kampfe gegen die Armada begeisternd. Kein französischer Dichter hat die Strahlen dieser im höchsten Grade merkwürdigen, gährenden und reichen Zeit, im Brennspiegel seiner Phantasie zu vereinigen und, wie einen Reflex, auf die Nachwelt zu werfen verstanden. Denn ein so leeres rhetorisches Prunkstück, wie Voltaire's Henriade, kann nicht für eine poetische Reproduktion jener Epoche gelten. Dies Gedicht, das gleichwohl die Darstellung jener Zeit sich zur Aufgabe gesetzt, ist nichts als eine historisch oberflächliche und poetisch armselige Nomenklatur der merkwürdigsten und ergreifendsten Individualitäten und Fakten, die in dieser Epoche erschienen sind. Die Franzosen haben in einer großen Menge oft unsicherer, oft bestimmt unwahrer Denkschriften jene große Zeit theils für die Neugierde auszubeuten, theils zu Parteizwecken zu entstellen versucht. Der Mangel an einer offnen, geraden und freien Auffassung der Natur und Geschichte hat dieses Volk, vielleicht noch mehr als sein Mangel an schaffender Phantasie und einer dichterischen Sprache, ihre eigene Geschichte durch die Poesie zu versinnlichen und zu verklären abgehalten. Man bekommt keine vortheilhafte Idee von dem innern Leben dieser Nation,

wenn man die Art betrachtet, mit der Voltaire, ihr größtes Talent, die beiden hervorragendsten Epochen im Leben des französischen Volkes, den auswärtigen Krieg gegen die Engländer im funfzehnten Jahrhundert und den innern, am Ende des sechszehnten, in der „Pucelle" und „Henriade" behandelt hat. Welche Verdorbenheit des Geschmackes in dem einen, welche Armuth der Phantasie in dem andern dieser Gedichte! — — Indessen muß man diese Nation, will man sich nicht über ihren Werth und ihre Kraft täuschen, nicht nach dem, was sie empfunden und gedacht, sondern nach dem, was sie gethan, beurtheilen. Ihre Literatur, selbst ihre Kunst, hat mehr materiellen und realistischen Zwecken gedient, als ihr inneres Dasein offenbart. Dies hat sich, im Gegensatze zu den meisten andern Nationen, mehr durch Thaten als Gedanken, mehr durch den Charakter als die Idee verherrlicht.

Viertes Kapitel.

Der Krieg, mit dem Heinrich IV. das Haus Oesterreich, das in ganz Europa für den Vertheidiger des Katholicismus galt, bedrohte, die Anwesenheit des dem Könige verdächtigen und feindlichen Herzogs von Epernon im Augenblicke seiner Ermordung, einige besondere Umstände, wie die theils unvollständig aufbewahrt, theils unleserlich abgefaßt gewesenen Verhöre Ravaillac's und das spätere Verschwinden dieses ganzen Processes in einer, wie man glaubte, absichtlich angelegten Feuersbrunst, erregten schon damals den später nie ganz verschwundenen Verdacht, als sei dieser Mord das Resultat eines Complots mächtiger, Heinrich IV. nahe gestellter Personen und Ravaillac nur deren Werkzeug gewesen. Obgleich es vielleicht unmöglich sein würde, diese Meinung vollkommen zu widerlegen und hier der Ort nicht ist, auf alle Gründe dafür und dagegen einzugehen, so würde eine lebhafte Vergegenwärtigung aller Umstände dieses tragischen Ereignisses wenigstens die Unwahrscheinlichkeit einer bestehenden Verschwörung und der Mitwissenschaft der Königin, Epernon's u. s. w. bei diesem Verbrechen nachweisen können. Die

Ermordung Heinrich's IV. kann aber auf der andern Seite nicht als die vollkommen isolirte That eines einzelnen Fanatikers angesehen werden. Sie war vielmehr der letzte Ausbruch des in einem Theile des Volkes und der Geistlichkeit nie erloschenen Hasses wegen der Siege, die der König über die Ligue und, nach der Meinung der exaltirten Partei, über den herrschenden Glauben selbst davongetragen hatte, und der Zweifel an der Wahrheit seiner Bekehrung, die durch seinen Entschluß der Bekämpfung der größten katholischen Macht vermehrt wurde. Wie so oft jedoch unter ähnlichen Umständen wurden diejenigen der Theilnahme an dem Verbrechen angeklagt, die durch die Verübung desselben am meisten gewannen.

Heinrich IV. hinterließ, außer seinen unrechtmäßigen Kindern, drei Söhne und drei Töchter. Der Dauphin, der unter dem Namen Ludwig's XIII. zum Könige proklamirt wurde, zählte im Moment des Ablebens seines Vaters erst neun Jahre. Wie über so viele andere öffentlichen Verhältnisse, so waren auch über die Führung der Regierung während der Minderjährigkeit eines Königs von dem französischen Staatsrecht keine durchgreifenden und vollständigen Grundsätze ausgesprochen worden. Zuweilen war sie der Königin Mutter, zuweilen dem ältesten Prinzen von Geblüt, zuweilen andern Verwandten übertragen oder von diesen wenigstens in Anspruch genommen worden. Es hatten sich im Laufe der Zeit und besonders seit der Thronbesteigung des Hauses Valois im Bewußtsein der Mehrheit des Volkes im Grunde nur zwei politische Ideen ausgebildet: die eine von der Unzerstörbarkeit der Erbfolge in den verschiedenen Zweigen des kapetingischen Stammes, die andere von einer dem Königthume einwohnenden, allgemeinen, untheilbaren und der Person des jedesmaligen rechtmäßigen Besitzers zustehenden Gewalt. Selbst diese Vorstellungen waren, obgleich in der Theorie anerkannt, in ihrer Anwendung häufig bestritten worden. Alle andern politischen Fragen lagen im Dunkeln und konnten, den Umständen nach, zu Gunsten dieser oder jener Meinung und Partei und dann meist nur durch Gewalt entschieden werden. Beim Tode Heinrich's IV., der für diesen Fall keine Bestimmungen getroffen, denn er hatte Maria von Medicis zur Regentin während seiner Abwesenheit bei dem bevorstehenden Feldzuge, aber nicht während der Minderjährigkeit seines Sohnes ernannt, wären hierüber wahrscheinlich Streitigkeiten zwischen der Königin und den Prinzen entstanden. Aber der Herzog von Epernon, ein kräftiger und entschlossener Mann, der bei der Ermordung des Königs gegenwärtig gewesen, ergriff sogleich, in seiner Eigenschaft als militairischer Be-

fehlshaber von Paris, die nöthigen Maßregeln, um das Volk in Zaum zu halten, und zwang dem Parlament die Anerkennung der Königin-Witwe als Regentin des Königreiches ab, ohne daß ihm Zeit gelassen wurde, deren Rechte auf diese Stellung zu untersuchen. Die Prinzen von Geblüt waren von Paris entfernt, die Minister Heinrich's IV., Sully ausgenommen, die größten und mächtigsten Würdenträger, wie der Herzog von Guise, Bassompierre, Bellegarde u. s. w. der Königin geneigt und die höhern Klassen der Hauptstadt fürchteten überhaupt eine Krise und wünschten derselben vorzubeugen. Maria von Medicis ward demnach alsbald, ohne allen Widerstand, noch an demselben Tage, wo sie ihren Gemahl verloren, als Regentin anerkannt. Sully, der die Bastille und das Arsenal befehligte, hatte im ersten Augenblicke Miene gemacht, widerstehen zu wollen, unterwarf sich aber am folgenden Tage. In einer feierlichen Sitzung des Parlaments, wenn der König in ihr anwesend war, Lit de Justice genannt, ward die Regierung des Reiches der Königin-Witwe, in Gegenwart des neunjährigen Ludwig's XIII. bis zu dessen Volljährigkeit übergeben. Es ward ihr kein Rath, sie zu leiten, beigegeben, sondern ihr eine unbeschränkte Macht gelassen. Sie bestätigte, um keinen Widerstand und keine Unruhen zu erregen, die Minister, Statthalter und Befehlshaber, die Heinrich IV. ernannt hatte.

Von den Prinzen von Geblüt war Condé im Moment des Todes Heinrich's IV. in Mailand, der Graf von Soissons lebte auf seinen Besitzungen in der Nähe von Paris, der Prinz von Conti, stammelnd, kränklich und halb blödsinnig, kam in keinen Betracht. Soissons kehrte einige Tage nach der Ermordung des Königs in die Hauptstadt zurück und machte den Anspruch, zum Generallieutenant des Königreiches, eine, im Falle einer Regentschaft schwankende Würde, deren Attribute nicht genau bestimmt waren, mit der aber gewöhnlich der Oberbefehl des Heeres und die Beaufsichtigung der festen Plätze verbunden gewesen, ernannt zu werden. Er ließ sich jedoch mit der Statthalterschaft der Normandie und einer großen Geldsumme für seine zurückgewiesene Forderung einer Theilnahme an der Regierung entschädigen. Condé hatte sich inzwischen von Mailand nach Brüssel begeben und war von den spanischen Machthabern aufgefordert worden, die Krone unter dem Vorwande, daß die Scheidung des letzten Königs von Margarethe von Valois ungültig gewesen und die Kinder der Maria von Medicis demnach unehelich seien, für sich in Anspruch zu nehmen. Spanien konnte an und für sich kein Interesse haben, lieber diesen

als jenen Bourbon auf dem französischen Throne zu sehen. Es hoffte aber, im Falle Condé auf diese Eingebungen einging, daß Frankreich sich von Neuem durch innere Kriege und Unruhen schwächen werde. Der Prinz, dem, als er sich Paris näherte, ein großer Theil des dort anwesenden Adels entgegenging, folgte jedoch dem Rathe der spanischen Machthaber nicht. Auch er ward von der Regentin durch Ertheilung großer Gunstbezeigungen, Geschenke und Pensionen gewonnen. Unter den Ministern Heinrich's IV., die von der gegenwärtigen Regierung beibehalten, waren Sillery und Villeroi schon sehr bejahrt, Jeannin und Sully noch in der Kraft des Lebens. Sie alle hatten Einsicht und Fähigkeit bewiesen, ihren Impuls aber durchaus von ihrem verstorbenen Gebieter bekommen. Unter seiner Leitung waren ihre glänzenden Eigenschaften hervorgetreten; allein stehend, wurden ihre Mängel fühlbar. Sie waren nicht im Stande, das, was Maria von Medicis an Kraft und Erfahrung fehlte, zu ersetzen und noch weniger eine selbstständige Bahn einzuschlagen. Unter den übrigen Großen erschien keine einzige hervorragende, das gewöhnliche Maß von Befähigung überschreitende Gestalt. Mit den Bürgerkriegen schien zugleich die Energie des Willens und Geistes, besonders in den höhern Klassen, erloschen zu sein. Die Guisen, unter denen mehre Generationen hindurch Feldherrntalent, persönliche Kühnheit und ein, wenn auch tadelnswerther, doch großartiger Ehrgeiz erblich gewesen, die Chatillon, die Coligny und mehre andere Helden, die Montmorency, die einen so eisernen Charakter, wie den achtzigjährigen Connetable, der in der Schlacht von St. Denis fiel, hervorgebracht, die Tremouille, Biron, La Rochefoucauld und viele andere, die früher ein mehr oder weniger selbstständiges und freies Walten für sich in Anspruch genommen und ihre Interessen oder Ueberzeugungen, nach Art der Feudalherren des Mittelalters, rücksichtslos, aber mit Kraft und Aufopferung vertheidigt hatten, stellten nach Beendigung der innern Kämpfe nichts Aehnliches mehr dar, oder zeigten sich unter ihnen hier und da einige ausgezeichnete Individualitäten, so konnten sich dieselben nur auf einer beschränkten Bahn und mit dem Aufgeben des größten Theiles ihrer Selbstständigkeit geltend machen. Das Geschlecht, mit dem das siebenzehnte Jahrhundert in Frankreich anfing, stand seinen Vorgängern an Kraft und Charakter bei weitem nach. Im Volke fand die neue Regierung ebenfalls eine bereitwillige Aufnahme, denn der Entschluß Heinrich's IV., einen neuen großen Krieg zu beginnen, hatte, da man seit zwölf Jahren eines tiefen Friedens genossen, allgemeine Besorgnisse erregt. Von Maria von Medicis

und ihren Umgebungen, wußte man, war keine ähnliche Kühnheit zu besorgen. Außerdem erließ die Regentin bei Gelegenheit der am Ende des Jahres (1610) stattfindenden Krönung des jungen Königs eine ausdrückliche Erklärung, durch welche die Beobachtung des Edikts von Nantes bestätigt wurde. Wenn sie sich hierdurch den Hugenotten gefällig zu machen wußte, so gewann sie durch die Aufhebung einiger dem Volke besonders verhaßter Steuern und durch die Herabsetzung des Salzpreises die Gunst der niedern Klassen. Alle, die durch Macht und Talent hervorragten und sich der neuen Regierung zuneigten, wurden durch Ertheilung von Aemtern, Würden und Pensionen belohnt. Heinrich IV. hatte einen Schatz von vierzig Millionen Franken, eine für jene Zeit und nach den langen Kriegen große Summe, zurückgelassen und unter Sully's Verwaltung gestellt. Dieser Schatz ward für Maria von Medicis ein Brunnen, aus dem sie mit vollen Händen und zwar dergestalt schöpfte, daß er im Laufe eines einzigen Jahres bis auf fünf Millionen herunter-sank. Sully suchte dieser Vergeudung zu steuern, machte sich aber bei den Großen so verhaßt, daß er im folgenden Jahre (1611) seine Stelle im Rathe der Königin und die Aufsicht über die Bastille und das Arsenal verlor und nur das Großmeisteramt der Artillerie und die Statthalterschaft von Poitou behielt.

Das erste Jahr der Regierung Maria's von Medicis ging, indem sie sich vor jeder Neuerung und Entscheidung hütete und, den gegen das Haus Oesterreich beschlossenen Krieg ausgenommen, auf dem von Heinrich IV. betretenen Wege fortschritt, ohne Erschütterung vorüber. Das Bedürfniß des Friedens schien allgemein zu sein und weder die Nachbarstaaten, noch die Parteien im Innern, weder die Prinzen von Geblüt, noch die Hugenotten wagten ihn zu stören. Die Regentin verminderte das Heer, das Heinrich IV. in der letzten Zeit ansehnlich verstärkt hatte, was sie jedoch nicht hinderte, den von dem verstorbenen Könige eingegangenen Verpflichtungen treu, unter dem protestantischen Herzoge von Rohan, dem Schwiegersohne Sully's, Kriegsvolk zur Eroberung von Jülich abzusenden. Obgleich Maria von Medicis demnach den zwischen der protestantischen Union von Halle und Heinrich IV. geschlossenen Bund nicht auflöste und den Fürsten von Brandenburg und Pfalz-Neuburg zu ihren Rechten verhalf, so waren Oesterreich und die katholischen Stände Deutschlands dennoch nicht geneigt, dies als einen Act offenbarer Feindseligkeit zu betrachten.

Diese ruhige und gewissermaßen unentschiedene Politik, vermöge deren Maria von Medicis, die Räthe Heinrich's IV. beibehaltend,

dessen kriegerische Plane aufgab, ohne jedoch die von ihm unterhaltenen Allianzen zu brechen, durch die sie die Hugenotten zu befriedigen dachte, ohne den Katholiken Mißtrauen einzuflößen und, den Ehrgeiz der Prinzen von Geblüt und anderer Großen fürchtend, die Einen durch die Andern zu beschränken suchte, hätte sich unter andern sachlichen und persönlichen Bedingungen vielleicht lange behaupten und zu einem dauernden Friedensstande führen können. Zur Durchführung eines solchen Systems hätte aber vor allen Dingen von Seite dessen, der dasselbe leiten wollte, eine große Kraft und Unabhängigkeit des Charakters, und von Seite derer, die ihm nahe standen und auf die er sich stützen mußte, ein lebendiges Gefühl des Rechts, eine stete Rücksicht auf die Erhaltung des Ganzen, eine große Mäßigung und Beschränkung ihrer Ansprüche und Wünsche gehört. Von diesem Allen fand aber das größte Gegentheil statt. Maria von Medicis war, obgleich über die Jugendjahre hinaus, schwach und leidenschaftlich zugleich, von fremden und einheimischen Günstlingen beherrscht, welche sie der Nation verdächtig und geringschätzig machten. In ihrer großen Zeitgenossin, der Königin Elisabeth, war die Frau und Fürstin getrennt gewesen und letztere von ersterer nicht beherrscht worden. In der Witwe Heinrich's IV. theilten sich alle Schwächen ihrer besondern Existenz ihrem Leben als Regentin mit und verwickelten sie in ein Labyrinth von Intriguen und Widersprüchen, die sowohl ihr eigenes Glück, als das des ihr anvertrauten Landes bedrohten. Die Großen und Günstlinge, von denen sie umgeben war, die auf sie den meisten Einfluß ausübten, besaßen wol den Willen, aber nicht die Kraft, an der Spitze der öffentlichen Verhältnisse zu stehen, und kannten kein Gesetz und kein Recht, als die Befriedigung ihrer persönlichen Interessen. Sie waren meist verdorben, noch mehr an Charakter als Sitten, und wurden von keinem guten Gefühle irgend einer Art, sogar nicht einmal von dem der Dankbarkeit gegen ihre Gebieterin, selbst wenn sie die größten Verpflichtungen gegen sie hatten, beseelt. Es schwebte ihnen außerdem bei ihrem ganzen Walten kein großes, wenn auch unerlaubtes oder selbstsüchtiges Ziel vor. Die starken und mächtigen Leidenschaften, die am Ende des vorhergehenden Jahrhunderts die Ligue und die Hugenotten zu so wilden und blutigen Kämpfen entflammt hatten, schienen erschöpft zu sein und einem engen kleinlichen Treiben Platz gemacht zu haben. Der unruhige Ehrgeiz der Großen unter der Regentschaft beschränkte sich meist darauf, in dieser oder jener Provinz zu einem überwiegenden Einflusse zu kommen, einige feste Schlösser mehr zu besetzen, eine ihrem

Gegner vortheilhafte Vermählung zu hindern, oder eine solche für sich zu erlangen, besonders aber von den Einkünften des Landes sich einen so bedeutenden Theil als möglich anzueignen. Dies Alles diente ihnen aber nicht etwa als Mittel, wie in andern Zeiten, sondern war ihr Zweck selbst. Zugleich besaßen sie noch mehr Ehrgeiz als Herrschsucht und wiederum mehr Unruhe als Ehrgeiz. Sie verließen zuweilen plötzlich mit ihren Anhängern den Hof und zogen sich in ihre Statthalterschaften und Festungen, als wollten sie einen Krieg beginnen, zurück, ließen sich dann einzeln gewinnen und unterwarfen sich ebenso unerwartet wieder, als sie sich vorher plötzlich erhoben hatten. Sie verbanden oder trennten sich von einander auf eine planlose, willkürliche Weise, verriethen sich gegenseitig und drohten und schmeichelten der Regentin abwechselnd. In dem Grade, wie die Macht und der Unabhängigkeitssinn der damaligen Großen gesunken und ihr natürlicher Stolz sich gemindert hatte, war aber ihre Eitelkeit, die Werthlegung auf wesenlose Auszeichnungen, auf eine scheinbare Ueberlegenheit über ihres Gleichen oder die, welche ihnen nahe standen, gestiegen. Im Mittelalter war das Streben der Großen vor allen Dingen auf Erlangung von Macht und Ruhm gerichtet gewesen, da ihnen mit diesen alles Andere zufiel. In dieser Carikatur der Feudalwelt aber, deren Schatten in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts sich hier und da zu beleben suchte, war es die Befriedigung der Eitelkeit und Habsucht, welche sich in den höhern Verhältnissen des Lebens besonders geltend machte. Das moderne Hofleben sollte in dieser Epoche zu seiner vollkommenen Entwickelung kommen. Es lebte im eigentlichen Mittelalter, so verderblich und zerstörend sich der in ihm wohnende Genius auch oft regen mochte, ein edlerer und großartigerer Sinn als in der Zeit, die uns hier beschäftigt und welche den Uebergang zu der gegenwärtigen Gestalt der Welt bildete. Die Religion selbst, die erst ein Menschenalter vorher, das Geschick der Nation zu entscheiden, den Anspruch gemacht hatte, war in beiden Parteien an Kraft und Einfluß gesunken. Unter den Katholiken war die im Augenblicke des Kampfes gegen die Hugenotten erloschene oder wenigstens sehr verminderte Abneigung der Parlamente, Legisten und Magistrate gegen den Klerus und die gesammte Hierarchie von Neuem erwacht, und unter den französischen Protestanten schien die frühere Begeisterung mit seltenen Ausnahmen gänzlich verschwunden zu sein. Nur in den niedern Klassen beider Parteien glimmte hier und da das Feuer des frühern Fanatismus fort. In den Herzen der Mächtigen war dieser allerdings erloschen, aber mit ihm, da keine andere edlere

Leidenschaft ihn ersetzte, auch jede Kraft und Erhebung des Gemüthes. Die Kenntniß des moralischen Zustandes nach dem Aufhören der langen Religions- und Bürgerkriege, und während der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts, erklärt allein den politischen Geist der Epoche Ludwig's XIV., und wie der Despotismus sich da vollkommen ausbilden und so tiefe Wurzeln schlagen konnte, wo man vorher keine Art von Zügel zu dulden geneigt gewesen war. Unter den Katholiken neigte sich der Prinz von Condé, nicht aus religiösen, sondern aus politischen Gründen und um dem Grafen von Soissons das Gleichgewicht zu halten, den Hugenotten zu, und unter diesen suchte Bouillon im Sinne des Hofes zu wirken, um Sully's und Rohan's Ansehn zu schmälern. Selbstsucht und Ehrgeiz, ohne Grundsätze und Ueberzeugung, einige Menschenalter später die herrschende Gesinnung in Frankreich und dem moralischen Zustande der Nation so verderblich, begannen während der Regentschaft der Königin Maria von Medicis sich allgemein geltend zu machen, während sie früher nur in einzelnen Individuen und unter besondern Umständen zum Vorschein gekommen waren. Neben dieser Herrschaft der äußern Interessen in den höhern Klassen, dem Mangel an Glauben und Begeisterung und einer daraus allmälig hervorgehenden Verflachung der Charaktere, dauerte der wilde unruhige Geist, der sich in den langen innern Kriegen gebildet, die Neigung zur Selbsthülfe, die zügellosesten Ausbrüche des Hasses, der Rache, die verwegenste Verachtung aller Gesetze und Rechte fort. Bei jeder Gelegenheit griffen die Großen zum Schwert oder verleiteten ihre Diener dazu. Zweikämpfe zwischen ganzen Trupps von Gegnern, die Gefechten ähnlich sahen, Ueberfälle, Ermordungen, unter Heinrich IV. etwas zurückgedrängt, wurden bald wieder ebenso wie unter den letzten Valois üblich. Die Eitelkeit war jetzt die gewöhnlichste Veranlassung zu den blutigen Reibungen geworden, die unter den Edeln entstanden. Im Mittelalter, während der Herrschaft des Lehnssystems, hatte sich der Herrenstand durch seinen rohen und zerstörenden Hang zu Fehden und Gewaltthätigkeiten hervorgethan, indessen waren diese fast immer auf ein, wenn auch oft ungerechtes, für die Parteien aber immer wichtiges Ziel gerichtet gewesen. Es handelte sich damals fast immer um Besitz und Macht, der Rang, die äußere Stellung, hatte einzig von jener abgehangen. Seitdem aber das Feudalwesen, seinem wahren Charakter nach, verschwunden war und es im Grunde nur einen eigentlichen Herrn, den König gab, der seine Vasallen durch Ertheilung von Aemtern und Würden oder deren Versagung und Verlust willkürlich erhöhen

oder erniedrigen konnte, fing die Vorstellung des Ranges, als eines von der Macht unabhängigen Faktums, das Streben nach ihm und damit die Leidenschaft der Eitelkeit, statt der des Stolzes, zu herrschen an. Die Hierarchie des Lehnssystems war der Theil der mittelalterthümlichen Organisation, der im Laufe der Zeit am meisten gelitten hatte. Sie war im siebenzehnten Jahrhundert nur noch in einigen verworrenen Trümmern und als eine kaum mehr verständliche Tradition vorhanden. Es gab in dem jetzigen Herrenstande kein festes Maß mehr für seine persönlichen Verhältnisse, die von der Laune, der Willkür und dem Zufalle abhingen und eine Menge vager und contradiktorischer Prätentionen erregten, welche die vornehmste Veranlassung zu den zahllosen Fehden und Händeln dieser Zeit wurden. Dieser oder jener Große machte auf diesen oder jenen Umstand, wie einen Titel oder ein Amt gestützt, den Anspruch eines höhern Ranges über seinen Nachbar, der ihm, nach den Grundsätzen des Lehnsrechtes, vollkommen gleichstand und jene Vorrechte entweder nicht anerkannte oder ihnen ähnliche entgegenstellte. So verließ z. B. der Graf von Soissons den Hof, weil die Königin Maria von Medicis, bei ihrer Krönung in St. Denis, einen mit Lilien gestickten Mantel trug, was, nach seiner Meinung, nur den gebornen Mitgliedern des königlichen Hauses zukam. Der Herzog von Guise wohnte nicht der Krönung Ludwig's XIII. bei, weil der Herzog von Nevers, man weiß nicht recht warum, den Vortritt vor ihm verlangte. Beide stammten aus zwei souverainen Häusern, Lothringen und Gonzaga, und standen sich im Wesentlichen vollkommen gleich. Diese Selbstsucht, auf kleinliche Verhältnisse angewandt, wurde, wie natürlich, da die Ersten und Größten das Beispiel dazu gaben, auch auf untergeordnetern Stufen sehr bald nachgeahmt. Die Kanzler von Frankreich, die ersten Parlamentspräsidenten, der Adel zweiter Klasse, die Senechaux und Baillis, alle auf irgend eine Art bevorrechteten Personen überhaupt geriethen von jetzt an bei jeder möglichen Gelegenheit mit andern ihnen nahe stehenden Körperschaften und Individuen in solche Streitigkeiten des Ranges und der Etikette. Das Mittelalter hatte, wie gesagt, diesen Grund der Uneinigkeit und Fehde nicht gekannt. Die persönlichen Verhältnisse waren damals in der Welt ebenso bestimmt wie in der Kirche, und die äußere Stellung in dem herrschenden Stande von der Natur des Besitzes abhängig gewesen. — Dieses Streben nach einem Scheine der Größe, an die Stelle ihres Wesens gesetzt, das sich in den immer häufiger werdenden Rangstreitigkeiten und dem Werthe, der auf Ceremonien und Etikette gelegt wird, zeigt,

ist ein charakteristischer Zug des siebenzehnten Jahrhunderts, hat auf die Gesinnung und den Charakter der folgenden Zeit einen großen Einfluß ausgeübt und dazu beigetragen, in so vielen Dingen der Form eine willkürliche, von der Natur und Wahrheit ihres Inhalts unabhängige Bedeutung zu geben. Diese um sich greifende Neigung begann die Naturen und Charaktere von einer Menge unwesentlicher Aeußerlichkeiten abhängig zu machen und dieselben in ihrer freien Entwickelung zu hindern. Während die Zustände sich immer mehr erweiterten, schienen die Individuen enger und kleiner zu werden. Die meisten Gewaltthätigkeiten waren sonst und noch während der letzten Bürger- und Religionskriege, aus Fanatismus, Habsucht, Rache, überhaupt um irgend einer, wenn auch schlechten, doch kräftigen und natürlichen Leidenschaft begangen worden. Der größte Theil der jetzt verübten hatte in den von den Einen gemachten, von den Andern bestrittenen oder verworfenen Ansprüchen auf Rang und Würde seinen Grund, dergestalt allerdings, daß zwar Macht und Einfluß als mit ihnen verbunden gedacht, ihnen jedoch auch ohne diese, ihrer bloßen Form, eine große Bedeutung beigelegt wurde. Dies wäre an und für sich schon eine merkwürdige Erscheinung in den Sitten jener Zeit, sie blieb aber zugleich nicht ohne Einfluß auf die politischen Verhältnisse selbst. So glaubten z. B. der Herzog von Retz und der Graf von Brissac, jeder, daß ihm der erste Platz bei der Ständeversammlung der Bretagne gebühre. Hiermit war indessen keine Art eigentlicher Macht verbunden. Dennoch konnten sie ihre gegenseitigen Ansprüche nicht vereinigen, und bald nahm der Adel nicht nur dieser Provinz, sondern sogar der der Normandie, Poitou und Saintonge an diesem Streite Theil und schlug sich zu einem der beiden Nebenbuhler. Maria von Medicis fürchtete einen Augenblick lang das Feuer der bürgerlichen Kriege, um eines so nichtigen Motivs willen, von Neuem entbrannt zu sehen. Am Hofe war Alles voller Uneinigkeit. Der Ehrgeiz und die Habsucht des florentinischen Günstlings Concini, die Rivalität Soissons' und Condé's, die Parteiungen, Intriguen, Interessen aller Art führten fast immer zu blutigen Streitigkeiten und erfüllten Alles mit Unruhe und Verwirrung. Maria von Medicis hatte sich bald davon überzeugen können, daß sie die von ihr im Anfange beobachtete neutrale Politik, den Einfluß und die Ansprüche der Einen durch die der Andern aufzuwiegen und zu beschränken, auf die Dauer nicht behaupten könne, und daß sie sich zu irgend einem festen System, das für sie zugleich eine Stütze werden könne, entschließen müsse.

Gleich nach dem Tode Heinrich's IV. hatte die neue Regierung zwischen dem von diesem Könige beobachteten System oder einem Bündnisse mit Spanien zu wählen gehabt. Heinrich IV. hatte die Staaten zweiten Ranges, wie die protestantischen Stände Deutschlands, Holland, die Schweiz, Venedig und Savoyen, gegen die Uebermacht des Hauses Oesterreich, das durch seine spanischen, italienischen, niederländischen und deutschen Besitzungen die größte Macht in Europa geworden, zu vereinigen gewußt. Die Masse der französischen Nation, die seit hundert Jahren in der österreichischen Dynastie ihren natürlichen Feind gesehen, hatte sich dieser Politik mehr aus Instinkt als Bewußtsein geneigt gezeigt, der protestantische Theil derselben sich ihr aber nicht nur aus Rücksicht auf den Staat, sondern auch aus religiösem Eifer und um seiner eigenen Erhaltung willen angeschlossen. Die Hugenotten sahen in Spanien — und das Haus Oesterreich hatte im Grunde dort seine Wurzel und Kraft, denn die deutsche Linie desselben, obwol von denselben Grundsätzen des religiösen und politischen Despotismus beseelt, konnte diesen Geist, bei der Rücksicht, die es auf die deutsche Verfassung zu nehmen gezwungen war, nur unvollständig darstellen — ihren entschiedensten und gefährlichsten Gegner und waren immer zum Kampfe gegen ihn bereit. Diese Politik Heinrich's IV. war übrigens nicht nur zur Sicherheit Frankreichs nothwendig und ein Beweis seiner großen Einsicht in dessen Lage und Bedürfnisse gewesen, sondern sie war auch von dem Beifalle aller derer unterstützt worden, die überall das spanische System als das größte Hinderniß eines wahren Fortschrittes der Menschheit, die ohne einen gewissen Grad von Freiheit verkümmern muß, betrachteten. Maria von Medicis, die durch ihre Erziehung und ihre Erinnerungen an Spanien hing, die mit ihm und seinen Anhängern in steter Verbindung geblieben, mit ihrem Gemahl in Unfrieden gelebt hatte, hätte sich dieser Macht gern sogleich genähert, war aber von den Folgen einer plötzlichen Veränderung aller bestehenden Verhältnisse zurückgeschreckt und deshalb in der von der vorigen Regierung eingeschlagenen Bahn erhalten worden. Als sie aber bei den steigenden Unruhen, Spaltungen und Verschwörungen an ihrem Hofe gewahrte, daß ihre eigene Macht und Stellung ihr keine hinreichende Sicherheit gewährte, daß sie, mit einer vorübergehenden und erborgten Autorität bekleidet, in einem von innern Kriegen so lange zerrissen gewesenen Lande auswärtiger Verbindungen nöthig habe, um ihren innern Gegnern widerstehen zu können, so ward von ihr endlich eine Allianz mit der spanischen Linie des Hauses Oesterreich den von Heinrich IV.

unterhaltenen Bündnissen vorgezogen. — Philipp III. verlobte seine Tochter Anna dem jungen Könige Ludwig XIII., und empfing dafür Elisabeth, die Tochter Heinrich's IV., für seinen Sohn, den Prinzen von Asturien. An diesen Vermählungsentwurf knüpfte sich zugleich ein politischer Bund. Beide Regierungen versprachen sich, im Falle eines Krieges, die Stellung einer bestimmten Hülfsmacht und die Auslieferung aller politischen Flüchtlinge und Rebellen, die vor den Verfolgungen des einen Staates in dem Gebiete des andern Schutz suchen würden. Dieser Vertrag, der später insofern in der Geschichte von Wichtigkeit geworden, als er der erste Grund der Erhebung des Hauses Bourbon auf den spanischen Thron wurde, war damals sowohl den Interessen der französischen Krone, die nur durch ihre Opposition gegen die Macht des Hauses Oesterreich und ihre Verbindung mit den Staaten zweiten Ranges ihren Einfluß und vielleicht selbst ihre Unabhängigkeit bewahrt hatte, als auch der Stimmung der Nation zuwider, in der, die vorübergehende Epoche der Ligue ausgenommen, sich seit Franz I. eine tiefe Eifersucht gegen Spanien und dessen Uebermacht gebildet hatte, ein Gefühl, das Europa unter Karl V. und Philipp II. vor dem doppelten Joche des geistlichen und weltlichen Despotismus bewahrt hatte. Selbst für den Augenblick gewährte der Bund mit Spanien der Regentin nicht die Vortheile, die sie von ihm erwartet hatte. Die Intriguen und Complote am Hofe und unter den Großen dauerten nach wie vor fort, und in der Folge trug diese gegen die Interessen des Landes und die Gesinnungen der Nation eingegangene Allianz viel dazu bei, die Lage der Königin-Witwe zu verschlimmern und ihr das unglückliche Geschick zu bereiten, unter dessen Druck ein großer Theil ihres Lebens verfließen sollte. Die beiden Prinzen von Geblüt, Condé und Soissons, verließen den Hof aus Unzufriedenheit über den Traktat mit Spanien und begaben sich in ihre Statthalterschaften, was seit Heinrich II. nicht das Zeichen des Aufgebens einer politischen Thätigkeit, sondern im Gegentheil das der Vorbereitung zu einem bewaffneten Widerstande gewesen war. Denn in den Provinzen besaßen die Großen ihre festen Plätze, die sie in Vertheidigungszustand setzten, und dort war es, wo sie, von jeder Aufsicht und Gewalt befreit, ihre Anhänger bewaffneten. Zu gleicher Zeit dauerten die Ränke am Hofe unter den Großen um den Besitz dieser oder jener einflußreichen Würde oder reichen Statthalterschaft fort und ließen der Regentin keinen ruhigen Augenblick. Der Vertrag mit Spanien gab ihnen den Vorwand, sich wiederum in Parteien zu theilen und sich entweder zur Vertheidigung der von den

Regentin gewählten Politik bereit zu erklären oder dieselbe zu bestreiten. Maria von Medicis besaß nichts von dem Verstande und dem Charakter der Königin Katharina, aus demselben Hause, und war in keiner Beziehung der ihr aufgegebenen Rolle gewachsen. Sie näherte sich bald dieser, bald jener Partei, änderte häufig aus persönlicher Gunst und Leidenschaft, oft aus Noth, und unfähig in der Verlegenheit, in der sie sich gerade befand, einen andern Ausweg zu wählen, ihre Entwürfe und Umgebungen in wenigen Augenblicken und ließ überhaupt, der sicherste Beweis eines schwachen Naturells, und bei dem, der eine öffentliche Macht bekleidet, der größte Fehler, fühlen, daß es nützlicher sei, von ihr gefürchtet als geliebt zu werden. Die Minister, die unter der vorigen Regierung dem Staate große Dienste geleistet, bewiesen, als die kräftige Hand Heinrich's IV. sie nicht mehr leitete, daß sie nur geschickte Werkzeuge jenes großen Königs gewesen und nichts aus sich selbst hervorgebracht hatten. Sie vermochten es nicht, sich zwischen den kämpfenden Parteien der Großen unabhängig zu erhalten und schienen, statt die Rechte der Krone und die Interessen des Landes zu repräsentiren, sich vielmehr, je nach den Umständen, in dem Dienste bald dieser, bald jener Partei zu befinden.

Die Prinzen von Geblüt und ihr Anhang hatten ihre Unzufriedenheit mit der spanischen Allianz nur zu einem Vorwande ihrer Opposition genommen, in deren Ermangelung sie ohne Zweifel andere Motive gefunden haben würden, denn sie konnten durch dieselbe im Grunde weder gewinnen noch verlieren. Die Hugenotten aber waren die Partei, die sich durch dies neue Verhältniß, in das die Regierung ihres Landes trat, wesentlich bedroht fühlen konnte. Die Regentin, die Machthaber, die Masse des Volkes nährten in ihrem Innern noch immer den unter den Katholiken zu einer Art Tradition gewordenen Haß gegen die protestantischen Grundsätze, ohne sich um deren Werth und Prüfung zu bekümmern. Allen aber waren die Verheerungen und Leiden der langen Religionskriege noch im Gedächtniß und sie schienen nicht zu ihrer Erneuerung geneigt zu sein. Maria von Medicis hatte, so weit dies von ihr abhing, das Edikt von Nantes und die den Hugenotten gewährten Garantien beobachten lassen. Diese fürchteten aber, daß jetzt der spanische Einfluß in diesen friedlichen Gesinnungen eine ihnen feindliche Veränderung hervorbringen könne. Zugleich hatte die, im Vergleiche zu frühern Zeiten, lange Ruhe und günstige Stellung in den französischen Protestanten über ihre eigene Lage und Stärke Täuschungen, die ihnen gefährlich werden und sogar den Grund zum Unter-

gange ihrer Partei legen sollten, hervorgebracht. Kriege, Hinrichtungen, Auswanderungen, erzwungener oder freiwilliger Abfall hatten ihre Zahl sehr vermindert. Aber ihre innere Organisation, die vom Edikt von Nantes bestätigt war, ihre allgemeinen Versammlungen und besondern Synoden, ihre Unterhandlungen mit der Regierung hatten ihnen den Schein einer öffentlichen Macht verliehen, sie nach einem gemeinsamen Plane und in Uebereinstimmung zu handeln gewöhnt. Während ihre Gegner, zehnmal stärker als sie, sich in viele Parteien mit widerstreitenden Interessen theilten, hatte ihre Vereinzelung und Schwäche sie zur Einigkeit gezwungen. Auch war ihnen im Nothfalle immer die Hoffnung auf den Beistand ihrer auswärtigen Glaubensbrüder geblieben. Hierzu kam die Schwankung und Ohnmacht, deren sie in der Regierung während der Minderjährigkeit Ludwig's XIII. gewahr wurden. Eine richtigere Würdigung ihrer Lage hätte die Hugenotten veranlassen müssen, als politische Partei möglichst zu verschwinden und nur durch treue Bewahrung ihrer religiösen und sittlichen Grundsätze das Vertrauen der Mächtigen und die Achtung des Volkes zu gewinnen, denn ihre numerische Schwäche mußte bei einem Kampfe, sobald die Leitung des Staates, wie dies später unter Richelieu geschah, in eine kräftige Hand fiel, augenscheinlich hervortreten und ihre Existenz selbst bedrohen. Statt dessen ließen sie sich von der Schwäche der gegenwärtigen Regierung und dem Ehrgeize einiger ihrer Großen zu einem neuen Auftreten als politische Partei, und dies zwar ohne Noth und dringende Umstände, bewegen. Auf einer Versammlung zu Privas in Languedoc, einem ihrer festen Plätze, unterzeichneten ihre Abgeordneten einen Vergleich, „Acte d'Union" genannt (1612), durch den sie sich zu einer gemeinsamen Vertheidigung, im Falle ihre Interessen es verlangten, enger als früher vereinigten. Lesdiguières, der einige Jahre später, um den Stab des Connetable zu empfangen, den Protestantismus verließ, und Sully, der sich unter Heinrich IV. um seine Glaubensgenossen wenig oder gar nicht bekümmert hatte, traten diesem Vergleiche, um sich dem Hofe furchtbar zu machen, bei. Sein einflußreichster Führer war jedoch der Herzog von Rohan, der durch die Frauen von dem Hause d'Albret, zu dem die Mutter Heinrich's IV. gehört hatte, abstammte und der, durch das Bewußtsein großer Fähigkeiten und einen rühmlichen, aber den Umständen nicht angemessenen Thatendurst gereizt, in die Spuren Coligny's zu treten dachte. Duplessis-Mornay, einst der vertraute Rath Heinrich's IV., so lange er König von Navarra war, der vom Beginn der Religionskriege an die protestantische

Sache in Frankreich verfochten und alle Phasen derselben durchlaufen war, kannte die wahre Lage der Parteien besser und hatte der seinigen immer zu Ruhe und Unterwerfung in Allem, was nicht ihr Gewissen verletzte, gerathen.

Die Entscheidung der wichtigsten politischen und religiösen Fragen wurde aber jetzt mehr als jemals von den Launen und Ränken des Hofes abhängig, der mit einer vorher nie gesehenen Wandelbarkeit seine Plane und Beschlüsse veränderte. Im Mittelalter war die Gesellschaft von gewissen, in ihrer Anwendung oft schwankenden, in ihren Grundsätzen aber unveränderlichen geistlichen und weltlichen Gesetzen beherrscht worden, die, bei aller Beweglichkeit im Einzelnen, dem Leben des Ganzen einen festen und entschiedenen Charakter aufgedrückt hatten. Als später der Einfluß des Lehnswesens und der Hierarchie sich verminderte, die Idee der Einheit des Staates unter der Form des Königthums in den Vordergrund trat und das öffentliche Leben überhaupt eine mehr politische und administrative Gestalt statt der kirchlichen und feudalen, die es früher gehabt, annahm, lag den innern und äußern Kriegen, den Kämpfen der Könige mit ihren Nachbarn oder den großen Vasallen, immer ein bestimmter Plan, eine, wenn auch oft nur mehr gefühlte, als klar begriffene Nothwendigkeit zu Grunde. Die erste Hälfte der Regierung Ludwig's XI. ist eine der bewegtesten und verwickeltsten, gleichwohl erkennt man immer ihre hervorstechendsten Züge, die Absicht der Krone, die Unabhängigkeit der Großen zu brechen und den Widerstand derselben, mitten unter dem übrigen, oft fremdartigen und verwirrenden Treiben heraus. Die Kriege des sechszehnten Jahrhunderts gegen das Haus Oesterreich, wie die Kämpfe zwischen den Katholiken und Hugenotten, sind ebenfalls mit einer eigenthümlichen Physiognomie versehen, und ihr Grund und Ziel liegt vor Augen. Alle einzelnen Leidenschaften und Interessen waren gewissen großen, wahren oder falschen Zwecken untergeordnet und Laune und Willkür konnte sich nur in dem Beiwerk, nicht aber in dem Wesen dieser Verhältnisse selbst geltend machen. Aber unter der Regentschaft der Königin Maria von Medicis und bis Richelieu sich der Regierung bemächtigte, ist kein fester Plan, kein klares Ziel in dem Treiben und Drängen, dem immerwährenden Wechsel der Personen und Zustände in Frankreich sichtbar. Die Wünsche eines Günstlings, die Forderungen einer Partei, Gewalt und Ueberredung lassen heute zurücknehmen, was gestern beschlossen worden, und sowohl die Ausübung einer unumschränkten Gewalt in so schwachen Händen, wie die der Witwe Heinrich's IV., als die Art, wie die Großen dieselbe

zu beschränken suchen, treten für das Ganze gleich nachtheilig hervor. Der verkehrteste aller politischen Zustände, der Ordnung und Freiheit gleich verderblich, ist eine der Theorie nach absolute Gewalt, die aber bei ihrer Ausübung unaufhörlich auf Hindernisse stößt, zu deren Ueberwindung sie sich jedoch nicht auf die Nation selbst, sondern auf die in derselben sich bildenden Parteien stützt. Denn auf diese Art herrscht nicht das Königthum, das selbst in schwachen Händen, wenn es nicht zu Grunde gehen will, sich nie ganz von den Interessen des Volkes trennen kann, sondern eine Partei, die in seinem Namen Unterwerfung verlangt, aber, um den Zustand des Ganzen unbekümmert, keinen andern Zweck, als ihren besondern Vortheil vor Augen hat. Eine solche Zeit war aber die Regentschaft der Mutter Ludwig's XIII. Maria von Medicis war mit der vollkommenen und unbeschränkten Gewalt der Krone ausgestattet und jeder Widerstand gegen sie wurde als ein Verbrechen gegen den Staat selbst gedacht; gleichwohl vermochte sie nichts durch sich selbst, sondern fiel immer in die Hände einer der das Land ausbeutenden Parteien, die in ihrem Namen so lange nach Willkür waltete, bis ihr eine andere, von ähnlichen Gesinnungen beseelte, das Heft aus den Händen rang. Hätte die Regierung dieser Fürstin länger gedauert, oder wäre auf sie nicht ein Mann wie Richelieu gefolgt, so wäre Frankreich von Neuem in Anarchie, oder, was noch schlimmer ist, in einen Zustand gänzlicher Schwäche und Auflösung gesunken. Die Königin war schon während des Lebens ihres Gemahls von verschiedenen Günstlingen beherrscht gewesen, unter denen sich zuletzt Concini, ihr Landsmann, und mit ihrer vertrauten Kammerfrau, Leonora Galigai, verheirathet, allein in seiner Stellung erhalten hatte. Concini hätte, bei mehr Charakter und Talent, an die Spitze der Regierung treten und den Platz einnehmen können, den wenige Decennien nach ihm Mazarin, ein anderer Italiener, so lange behauptete. Aber er war, von allen bedeutenden Eigenschaften entblößt, einzig auf Befriedigung seiner Habsucht bedacht und Frankreich ihm immer ein fremdes Land geblieben. Der Neid der Großen und der Haß des Volkes war allmälig gegen ihn laut geworden und er dachte auf Mittel, sich gegen deren Ausbruch durch den Besitz einer bestimmten politischen Macht zu waffnen. Der Baron de Luz, einer seiner Freunde, stellte ihm vor, daß die persönliche Gunst der Fürsten, großer Reichthum und selbst die ersten Hofstellen in Frankreich noch keine dauernde Sicherheit gewährten, sondern daß er, bei möglichen Stürmen, sich nur durch den Besitz einer Statthalterschaft, fester Plätze und den Befehl eines damit verbun-

denen Kriegsvolkes retten könne. Er führte ihm das Beispiel vieler Großen, namentlich des Herzogs von Epernon an, der, von der Ligue zur Zeit ihrer größten Macht geächtet, von Heinrich IV. gehaßt, von der Regentin mit Mißtrauen betrachtet, allen diesen drohenden Gefahren durch seine Befehlshaberstellen und festen Plätze getrotzt hatte. De Luz vergaß hierbei nur, daß Epernon ein fähiger, thätiger und kriegserfahrner Mann, Concini aber nichts als ein Spieler und Wüstling von schöner Gestalt ohne Kopf und Herz war. De Luz war Lieutenant des Herzogs von Bellegarde, des Statthalters von Burgund. Die Verwaltung einer so großen Provinz einem der ersten französischen Edeln zu entreißen und sie dem florentinischen Abenteurer, der von der dunkelsten Herkunft war und sich durch keine Art von Verdienst auszeichnete, zu verleihen, erschien selbst der Regentin, ungeachtet ihrer Neigung für Concini, unmöglich. Es ward aber der Plan entworfen, Bellegarde unter einem Vorwande nach Paris zu locken, ihn zur Abtretung von Burgund zu zwingen und dessen Verwaltung dem Herzoge von Mayenne unter der Bedingung zu ertheilen, daß er sich zur Vertheidigung Concini's, bei allen vorkommenden Gelegenheiten, durch eine förmliche Zusicherung bereit erkläre. Concini's Stellung sollte außerdem durch die Ertheilung von Amiens und einiger andern festen Plätze gesichert werden. Zugleich hatte die Regentin beschlossen, die Guisen und den Herzog von Epernon zu demüthigen, wo möglich sich ihrer Personen zu bemächtigen und ihre bisherigen Minister Sillery und Villeroi zu entlassen. Letztere gaben aber den betheiligten Großen von diesem Plane Nachricht, die sich gegen ihn in Vertheidigungszustand zu setzen, zuerst sich aber an dessen Urheber, dem Baron de Luz, zu rächen beschlossen. Der jüngste der vier lothringischen Prinzen, Chevalier de Guise genannt, griff unter dem Vorwande, daß derselbe bei dem Tode seines Vaters, des Balafré, thätig gewesen, denselben am hellen Tage in der Straße St. Honoré an und ermordete ihn (1613). Die Königin, über diese an einem ihrer ältesten und treuesten Diener verübte Gewaltthat erbittert, war im ersten Augenblicke geneigt, die Guisen und Epernon von ihrer Leibwache niedermachen zu lassen, befahl dann aber dem Kanzler den lothringischen Prinzen vor dem Parlamente anklagen zu lassen. Concini, der, nachdem er das Marquisat Ancre in der Pikardie gekauft, den Titel desselben angenommen, und Condé unterhielten den Zorn der Regentin gegen die Guisen, ersterer aus Furcht, daß das Beispiel der Ungestraftheit eines solchen Verbrechens auch ihm gefährlich werden könne, letzterer um den Bruch der Kö-

nigin mit der ihm feindlichen Partei der Guisen zu vergrößern und sie dadurch zu nöthigen, sich in seine Arme zu werfen. Den Abend der an dem Baron de Luz begangenen Gewaltthat beschloß die Königin in Uebereinstimmung mit Condé, Bouillon und Andern, den Kanzler, der sich meist schwach und saumselig zeigte, zu entlassen und Epernon in die Bastille zu schicken. Der Prinz Condé, der ehrgeizigste und habsüchtigste unter den Großen, der der Regierung sich bald angeschlossen, bald sie wieder verlassen, aber immer die Absicht, sie zu beherrschen, verrathen hatte, verdarb diesen Plan. Er verlangte nämlich außer der Statthalterschaft von Guienne, die er schon besaß, auch den Oberbefehl über Bordeaux und die Citadelle Trompette, die unter der unmittelbaren Verwaltung der Krone standen. Ihr Besitz hätte den Statthalter jener entlegenen Provinz zu deren unabhängigen Herrn gemacht. Maria von Medicis widersetzte sich diesem Ansinnen, aber Concini verband seine Bitten mit denen des Prinzen. Die Regentin, schwach und heftig zugleich, änderte, von dem Zudringen ihrer beiden Vertrauten beleidigt, sogleich ihren ganzen Plan und wandte sich denen wieder zu, deren Untergang sie einige Tage vorher beschlossen hatte. Sie ließ durch Bassompierre, der in seinen Denkwürdigkeiten diese Intrigue mit der ihm eigenen Lebendigkeit und Natürlichkeit erzählt, den Guisen große Vortheile anbieten, sobald sie ihre Opposition gegen sie aufgeben wollten. Der Herzog von Guise erhielt eine bedeutende Geldsumme, seine Schwester eine Abtei und der Mörder des Baron de Luz wurde zum Generallieutenant oder Vicestatthalter der Provence ernannt. Während dieser Unterhandlung forderte der junge de Luz den, der seinen Vater umgebracht, zu einem Zweikampfe heraus, in welchem auch er auf dem Platze blieb. Die Regentin, die den Mörder des Vaters hatte gerichtlich verfolgen lassen wollen, ließ sich, als er auch noch den Mord des Sohnes hinzugefügt, nach seinem Befinden erkundigen und ertheilte ihm eine der ersten Stellen des Landes. Innerhalb acht Tagen hatte sie nicht nur gänzlich ihre Meinung und ihre Verbündeten gewechselt, sondern selbst ihr Liebling Concini und ihre Vertraute, dessen Frau, schienen beide plötzlich ihre Gunst verloren zu haben. Diese Intrigue, eine unter vielen, die sich aber alle ähnlich sind und bei denen nur Personen und Verhältnisse, aber nie Gesinnungen und Interessen wechselten, kann eine Vorstellung von den damaligen Sitten überhaupt und besonders von der Schwäche der Regentin geben, die sich zur Behauptung ihrer hohen Stellung durchaus unfähig erwies. Concini, seiner Gebieterin ähnlich, versöhnte sich jetzt mit denselben Ministern,

an deren Sturze er vorher gearbeitet, und beschloß seine Tochter einem Enkelsohne Villeroi's zu geben. Ein in Italien aufsteigendes Ungewitter, das später einen langen Krieg verursachen sollte, der Tod des Herzogs Franz Gonzaga, der über Mantua regierte, und die Ansprüche des Herzogs von Savoyen auf Montferrat, einen Theil der Besitzungen des Hauses Gonzaga, ließen der Königin eine Versöhnung mit der von ihr entfernten Partei Condé wünschenswerth erscheinen. Zugleich war Maria von Medicis in kurzer Zeit ihrer neuen Freunde, der Guisen und Epernon's, überdrüßig geworden, und sehnte sich nach ihren frühern Günstlingen zurück. Der Marquis d'Ancre war nach Amiens, einem seiner festen Plätze, abgegangen, um nicht die Aufmerksamkeit seiner Gegner auf die ihm im Geheimen schon zugesagte Rückkehr seiner Gunst zu früh zu leiten. Er ward von hier aus, sobald die Unterhandlungen mit Condé, Bouillon und deren Anhängern weit genug gediehen waren, zurückberufen und die Regentin ernannte ihn, der nicht nur nie im Kriege befehligt, sondern überhaupt nie in demselben gedient hatte, zum Marschall von Frankreich. Er ward von jetzt an gewöhnlich der Marschall d'Ancre genannt.

Unterdessen war eine, wenigstens der Form nach entscheidende Epoche, die Volljährigkeitserklärung des jungen Königs, herangekommen. Es war der Regentin geglückt, sich ihr ohne große Erschütterungen zu nähern, aber die Mittel, die sie, die Ruhe zu erhalten, angewandt, hatten ihre Autorität untergraben. Sie hatte die Schätze Heinrich's IV., die Habsucht der Großen zu befriedigen, verschwendet und ihrem unruhigen Ehrgeize bei der Ertheilung von Stellen und Würden so sehr nachgegeben, daß die Ausübung der öffentlichen Macht abwechselnd in die Hände der um sie kämpfenden Parteien übergegangen war. D'Ancre, der, obwohl ohne bestimmten Titel, einen großen geheimen Einfluß auf sie ausübte und immer in ihrem Namen zu handeln schien, hatte sich mit Epernon und den Guisen überworfen und seine Gebieterin diese sonst wichtigen Stützen verlieren lassen. Die beiden einflußreichsten Minister, Sillery und Villeroi, waren unter sich und mit dem Günstlinge uneins und die Regierung blieb aller Kraft und Einheit beraubt. Die Regentin hatte während der drei Jahre seit dem Tode ihres Gemahls ihren Einfluß und ihre Thätigkeit so ganz auf ihren Hof und dessen Intriguen beschränkt, daß sie der Nation nicht nur fremd, sondern, bei dem Mangel an Kraft in ihrer Verwaltung, an Würde und Reinheit in ihrem Privatleben, verhaßt und verächtlich geworden war. Ihre Eigenschaft als Fremde und ihr erhabener Rang hatten

den Argwohn und Tadel der Menge in höherm Grade, als bei einer eingebornen Fürstin oder einer Frau geringern Standes der Fall gewesen wäre, erregt. Obgleich die Sitten der Vornehmen in Frankreich damals nicht besser als in Italien waren, so besaß die Masse des Volkes dennoch mehr sittlichen Werth, und übrigens tadelte man, wie gewöhnlich, bei einer Person in so hoher Stellung, was Jeder sich selbst und seines Gleichen ohne Bedenken erlaubt hätte. Denn die Lage der Herrscher hat bei vielen Vorzügen den Uebelstand, daß die Menge an ihr Thun einen strengen Maßstab anlegt und, wenn sie nicht gezwungen wird, dieselben zu fürchten oder zu bewundern, zu ihrer Geringschätzung geneigt ist. — Die Schwäche der Regierung flößte den Faktionen immer mehr Kühnheit ein. Es war der Regentin, aller ihrer Concessionen ungeachtet, nicht gelungen, den Ehrgeiz und die Habsucht der Großen zu befriedigen. Diese wünschten, ehe Ludwig XIII., dem Scheine nach, die Regierung antrete, sich die größtmöglichsten Vortheile zu sichern, da später jede Verletzung der in seinem Namen erlassenen Verordnungen, bei der in dem Parlamente und dem Volke herrschenden Ehrfurcht vor den Rechten der Krone, gefährlichere Folgen als der Widerstand gegen die Regentin nach sich ziehen konnte. Sie hegten übrigens keine politischen Plane, hatten keine auf irgend eine Art mit dem öffentlichen Wohle zusammenhängenden Combinationen entworfen, sondern wollten die letzte Zeit der Regentschaft zur Sicherheit und Vergrößerung ihrer besondern Stellung anwenden. In dieser Absicht verließen sie plötzlich im Anfange des Jahres 1614 den Hof und eilten in ihre Statthalterschaften und Provinzen, um einen neuen Krieg zu erregen. Die Minister schlugen der Regentin rasche und energische Maßregeln gegen die Mißvergnügten vor und riethen ihr, den Herzog von Guise, der an dieser Bewegung keinen Theil genommen, an die Spitze des Heeres zu stellen. Maria von Medicis fürchtete aber, dem Herzoge zu viel Macht einzuräumen und schlug den Weg der Unterhandlungen vor. Beide Theile hatten das Publikum für sich zu gewinnen gesucht und in ihren Manifesten ihre Gegner angeklagt und sich vertheidigt, auf das Volk aber keinen Eindruck hervorgebracht. Diese plötzliche Schilderhebung veranlaßte einige Monate nachher den Vertrag von St. Menehould, dessen vornehmste Bedingung die Zusammenberufung der Reichsstände für den August desselben Jahres war. Die Regentin versprach wie gewöhnlich den Häuptern des Complots: Condé, Mayenne und Longueville, große Geldsummen und anderweitige Vortheile. Die Großen, durch diese Nachgiebigkeit nur immer kühner gemacht, empfingen

das Geld, erfüllten aber die von ihrer Seite übernommenen Verpflichtungen nicht. Maria von Medicis griff endlich zu dem Mittel, das sie sogleich hätte anwenden sollen, und setzte sich mit einigem Kriegsvolke gegen die Empörer, die sich in die westlichen Provinzen Poitou und Bretagne zurückgezogen, in Bewegung. Sie ließ sich auf diesem Zuge von dem jungen Könige begleiten, der bei dieser Gelegenheit zum ersten Male öffentlich hervortrat. Die Scheu vor dem königlichen Namen war bei den Großen und die Anhänglichkeit an ihn bei dem Volke so groß, daß die Mißvergnügten zur Unterwerfung, die übrigens für sie mit keinen wesentlichen Nachtheilen verbunden war, gezwungen wurden. Ludwig XIII. versammelte die Stände von Bretagne, die sich über die Grausamkeiten und Verheerungen beklagten, die das Kriegsvolk der Prinzen, selbst während dieser kurzen Unruhen, in jenen Gegenden verübt hatte. Die meisten der unzufriedenen Großen versammelten sich Ende Oktober (1614) in Paris, wo der junge König in einem Lit de Justice, den bestehenden Gesetzen gemäß, da er sein vierzehntes Lebensjahr angetreten, für volljährig erklärt wurde.

Fünftes Kapitel.

Ludwig XIII., der von jetzt an auf dem Schauplatze zu erscheinen und in dessen Namen die Staatsmaschine in Bewegung gesetzt zu werden anfängt, ist eins der merkwürdigsten Beispiele, wie wenig die Abstammung durch das Blut eine solche durch den Geist voraussetzt und wie sehr, in moralischer Beziehung, sich die Söhne gewöhnlich von ihren Vätern, selbst wenn die allgemeinen Verhältnisse, unter denen beide erscheinen, sich ähnlich sind, unterscheiden. Nichts in der That kann ungleicher als Heinrich IV. und Ludwig XIII. sein. Der Charakter des erstern kann, wie er sich in seiner Jugend gezeigt, nur aus seinem spätern Leben erkannt werden, denn von der Krone und jedem großen politischen Einflusse entfernt, erwachte er, so zu sagen, erst mit der Schlacht von Coutras, wo er das erste Beispiel der in ihm lebenden Kraft und Thätigkeit

gab. Später zeigte er sich in seinem ganzen Thun, und zwar in hohem Grade, muthig, geistreich, dem Augenblicke vertrauend und um die Zukunft unbekümmert, den Umständen überlegen, frei und sich selbst bestimmend, dabei von sinnlichen Neigungen und Schwächen, nicht im großen Laufe seines Daseins, aber in dessen Nebenbeziehungen mannichfaltig gestört und herabgezogen, ohne jedoch jemals das vorgesteckte Ziel aus den Augen zu verlieren. Ludwig XIII. erscheint dagegen schwach, von Andern durchaus und in jeder Epoche seines Lebens abhängig, in den engern und untergeordnetern Richtungen des Lebens gewissenhaft und zurückhaltend, im Ganzen aber hart und zuweilen selbst grausam, immer aber und in hohem Grade gefühl- und seelenlos. Es war ihm von der Natur jene Kraft des Gemüthes versagt worden, die aus sich selbst schöpft und die als Charakter bezeichnet wird, und jene Bewegung des Geistes und seiner verborgenen Kräfte, deren Erscheinung man Talent nennt. Der Mangel dieser ihm nicht gewährten Vorzüge wurde aber durch keine natürlich gute Stimmung des Herzens einigermaßen ersetzt. Seine persönliche Schwäche und Beschränktheit suchte die ihr eigenthümlichen Fehler durch einen meist übel angewandten Gebrauch der ihm vom Zufall anvertrauten Herrschermacht zu ersetzen. Daher der in ihm, bei so entschiedener Schwäche, sichtbar werdende Hang zu einer unumschränkten und willkürlichen Gewalt, deren Ausübung er gleichwohl im ganzen Verlaufe seiner Regierung Andern überlassen mußte. Dem jungen Könige, dessen Umgebung, da er nach seiner Volljährigkeitserklärung, seines kindlichen Alters ungeachtet, für einen unbeschränkten Gebieter galt, in den Augen aller Parteien große Wichtigkeit besaß, war, auf d'Ancre's Veranlassung, der Sohn eines armen und unbekannten Kriegsmannes, de Luynes, genannt, zugesellt worden, der, obgleich nicht ohne natürliche Anlagen, zunächst sich nur durch seine Geschicklichkeit in der Abrichtung der Jagdvögel empfohlen, später aber zu einer glänzenden Rolle bestimmt war.

Das erste merkwürdige Ereigniß unter der nominellen Regierung Ludwig's XIII., denn seine Mutter blieb noch während mehrer Jahre an der Spitze der Verwaltung, war die Zusammenberufung der im Vertrage von St. Menehould versprochenen Reichsstände. Diese haben in spätern Zeiten eine größere Aufmerksamkeit als frühere Versammlungen ähnlicher Art auf sich gezogen, da sie die letzten bis zum Ausbruch der Revolution gewesen sind und die Formen ihrer Erwählung, Zusammensetzung u. s. w. den Etats-generaux von 1789, bei deren erstem Erscheinen, als Muster gedient haben. Gleich-

wohl sind sie ohne alle geschichtliche Bedeutung, selbst ohne momentanes Resultat geblieben, und beweisen, daß ein großes Volk, wie das französische, von einer solchen Repräsentation keine Verbesserung und Erhebung seiner Zustände hoffen konnte. Condé hatte im Vergleiche von St. Menehould die Zusammenberufung der Reichsstände zum Theil in der Absicht verlangt, um durch sie die beschlossene Doppelheirath mit Spanien hindern zu lassen. Dieser Plan der Königin-Mutter ward aber von dem Reichstage, ohne ihn zum Gegenstande einer Verhandlung zu machen und ohne auf seine politischen Folgen Rücksicht zu nehmen, gebilligt. Als die merkwürdigste Persönlichkeit in dieser Versammlung, die übrigens an bedeutenden Talenten sehr arm war, muß Armand Duplessis Richelieu, damals Bischof von Luçon, erwähnt werden. Die Repräsentanten des Klerus hatten ihn, obgleich er noch nicht dreißig Jahre alt war, dazu bestimmt, in der königlichen Sitzung der Sprecher seines Standes zu sein. Die bei dieser Gelegenheit von ihm gehaltene Rede zog zum ersten Male die öffentliche Aufmerksamkeit auf ihn. Die in ihr herrschende Klarheit der Darstellung und Schärfe des Urtheiles, das Talent, aus den besondern Verhandlungen ein allgemeines Resultat zu ziehen, die Art, wie dabei in Inhalt und Form der Staatsmann über den Priester tritt, ist mit Recht nicht nur als das erste Auftreten dieses außerordentlichen Mannes, sondern überhaupt als ein Fortschritt der politischen Intelligenz der ganzen Zeit der Erwähnung werth geachtet worden. — Nachdem der Reichstag, fast ohne eine Spur seines Daseins zurückzulassen, aufgelöst worden, suchte das Parlament von Paris sich an die Stelle der Reichsstände zu setzen und deren Forderungen und Wünsche bei der Regierung geltend zu machen. Es faßte nach der Auflösung des Reichstages in einer feierlichen Sitzung den Beschluß, die Prinzen, Herzöge, Pairs und Großwürdenträger des Reiches zu einer Berathung über die Interessen der Krone und des Volkes zusammenzuberufen. Die Regierung fühlte, daß dies die Vorbereitung zu einem Angriff auf sie selbst war. Der Prinz von Condé, der für seine Plane bei den Reichsständen nicht die Theilnahme, die er erwartet, gefunden, stand mit dem Parlament in geheimem Einverständnisse und hoffte, sich desselben zur Abwendung der mit Spanien beschlossenen Doppelheirath und zur Erlangung einer einflußreichern Stellung, als er während der Regentschaft eingenommen, zu bedienen. Der Kanzler, der, wie die meisten seiner Vorgänger, mit dem Parlament, aus dem sie gleichwohl fast immer hervorgingen, gespannt war und, in diesem Falle, von dem Beschlusse desselben,

die Forderungen des Reichstages zu verfolgen und denselben gewissermaßen fortzusetzen, sich persönlich bedroht sah, ließ, im Namen des Königs die angekündigte Berathung und Versammlung der Prinzen und Großen verbieten, zwang das Parlament, jenen Beschluß in seinen Registern zu streichen und ging so weit, denselben als eine Verletzung des dem Könige allein zustehenden Rechts, der Entscheidung politischer Fragen, zu erklären.

Der Prinz von Condé, dessen unruhiger Ehrgeiz jede Gelegenheit, den Gang der öffentlichen Angelegenheiten zu verwirren, benutzte, hatte sich während der Streitigkeiten des Kanzlers und des Parlaments vom Hofe entfernt uud die mit ihm verbundenen Herzöge von Longueville, Mayenne und Bouillon hatten ein Gleiches gethan. Die Entfernung derer, die sich am meisten der Verbindung mit Spanien widersetzt, schien der Königin ein günstiger Umstand zu sein, und sie beschloß die Doppelheirath, die sie vom Anfange ihrer Regierung an gewünscht, jetzt vollziehen zu lassen. Condé wies alle Vorschläge des Hofes zu einer Aussöhnung ab, trat mit der alle drei Jahre zusammentretenden Generalversammlung der Hugenotten, die diesmal in Grenoble gehalten wurde und von denen er wußte, wie sehr sie dem im Werke stehenden Bündnisse abgeneigt waren, in Unterhandlungen. Er bezeichnete den Kanzler, den Marschall d'Ancre und zwei andere vertraute Räthe der Königin als Feinde des öffentlichen Wohles, legte ihnen die Schwäche der Verwaltung und die Noth des Volkes zur Last und erließ endlich ein Manifest, worin er diese Beschuldigungen weiter ausführte. Maria von Medicis sah letztern Act als eine Kriegserklärung an, versammelte ein Heer und zwang das Parlament, das im Geheimen mit Condé übereinstimmte, denselben mit einer Anklage auf Hochverrath zu bedrohen, wenn er nicht die Waffen niederlege. Die mißvergnügten Großen ließen sich jedoch von diesen Drohungen nicht sogleich einschüchtern. Während der mit der Führung des Krieges gegen Condé beauftragte Marschall Boisdauphin nichts that, was den von ihm gehegten Erwartungen entsprochen hätte, setzte Maria von Medicis, vor Allem, mit ihrem Lieblingsentwurfe, der Doppelheirath beschäftigt, ihre Reise nach dem Süden fort. An demselben Tage wurden die Töchter Heinrich's IV. und Philipp's III., Elisabeth und Anna, jene an den Prinzen von Asturien, den nachmaligen Philipp IV., diese an Ludwig XIII., durch Stellvertreter, die eine zu Burgos, die andere zu Bayonne vermählt. Condé, der allein dem königlichen Ansehn nicht zu trotzen gewagt hätte, rechnete auf den Beistand der Hugenotten, welche, von einigen ehrgeizigen

Häuptern geleitet, ohne hinreichende Veranlassung und gegen ihr Interesse, an diesem Streite Theil nahmen. Der Prinz, der durch seine Schilderhebung die Doppelheirath zu verhindern versucht, zeigte sich plötzlich, nachdem sie vollzogen, mit dem ihm eigenen Leichtsinne zum Frieden geneigt. Maria von Medicis und ihre Minister schienen des obwohl kurzen und unentschiedenen Kampfes ebenfalls schon müde zu sein. Es wurden zu Loudon zwischen den streitenden Parteien Unterhandlungen eröffnet. Die Prinzen verlangten außer der Entfernung einiger ihnen verhaßten und verdächtigen Räthe der Königin-Mutter, die ihnen alsbald bewilligt wurde, die Erledigung der Wünsche und Forderungen der letzten Reichsstände und die Beobachtung der den Hugenotten gewährten Garantien. Dieser Theil ihrer Beschwerden war jedoch nur, um das Volk zu täuschen und um sich das Ansehn zu geben, mit seinem Wohle beschäftigt zu sein, vorangestellt worden. Sie verlangten außerdem wie gewöhnlich Geldbewilligungen, Ueberlassung von festen Sicherheitsplätzen, die ihnen bei bequemer Gelegenheit eine Erneuerung desselben Spieles erlaubten, und die Bezahlung der gegen die Regierung bewaffneten Truppen aus dem königlichen Schatze. Während die Abgeordneten beider Parteien über diese Bedingungen stritten, erkrankte der Prinz von Condé, und die Furcht, ihn zu verlieren, denn er allein, der dem Throne so nahe stand, konnte diesem Kriege in den Augen des Volkes den Vorwand und Schein einer öffentlichen Unternehmung geben, stimmte seine Anhänger zur Nachgiebigkeit. Er selbst, ebenso schwach als unruhig, war des Streites bald überdrüßig geworden. Der Friede kam endlich auf Bedingungen zu Stande, die den empörten Großen vortheilhaft waren, ohne jedoch die Lage der öffentlichen Verhältnisse zu verbessern. Die einzige erhebliche Veränderung war die Entlassung des Kanzlers Sillery. Condé wurde zum Präsidenten des Staatsrathes ernannt, erhielt eine große Geldsumme und tauschte die Statthalterschaft von Guienne für die von Berry ein, die zwar kleiner, aber seinen übrigen Besitzungen näher gelegen war. Mayenne, Bouillon und andere erhielten ebenfalls die von ihnen verlangten Vortheile. An die Erledigung der Forderungen des letzten Reichstages ward nicht mehr gedacht und die Hugenotten, obwohl diese sich für Condé und die ersten unter ihnen, Rohan, Soubise, Sully u. s. w. sich gegen den Hof erklärt hatten, wurden ebenfalls unberücksichtigt gelassen.

Die Königin-Mutter fuhr, obgleich ihr Sohn für volljährig erklärt worden, dennoch die Regierung zu führen fort. Ludwig XIII.,

der, jetzt vierzehn Jahre alt, ungeachtet der politischen Fiktion seiner Großjährigkeit und seiner Vermählung, immer noch ein Kind war, nahm an den öffentlichen Verhältnissen nicht den entferntesten Theil. Man bemerkte nur die Fortschritte, die de Luynes, der ihn die Abrichtung der Jagdvögel lehrte, in seiner Gunst machte. Maria von Medicis, die weder sich noch Andere zu beherrschen, weder Vertrauen noch Furcht zu erregen verstand, schuf sich durch ihre eigene Schuld neue Verlegenheiten, wenn die alten kaum beseitigt waren. Sie hatte von den Ministern, die ihr Gemahl ihr zurückgelassen, Sully, einen der fähigsten, auf dessen Festigkeit sie sich hätte verlassen können, und neuerdings Sillery, der sich ihr immer treu bewiesen, ohne Noth entlassen. Jetzt that sie mit Jeannin und Villeroi, deren Einsicht und Erfahrung sie viel verdankte, dasselbe. Bei dieser Gelegenheit ward Richelieu von ihr zum Staatsrath ernannt und der Graf von Auvergne, der natürliche Sohn Karl's IX., der seit zwölf Jahren in der Bastille saß, befreit und an die Spitze der Reiterei gestellt. Das Unglück jeder schwachen Regierung, besonders aber der dieser Königin, zur Entstehung einer Menge die öffentlichen Verhältnisse immer mehr verwirrenden Intriguen Gelegenheit zu geben, bei denen das Wohl des Staates dem Interesse bald dieses, bald jenes Parteihauptes aufgeopfert wurde, kam nach dem Vertrage von Loudon, der ihnen ein Ziel hätte setzen sollen, von Neuem zum Vorschein. Condé hielt sich vom Hofe entfernt und schien eine feindselige, wenigstens zweideutige Stellung beizubehalten, Bouillon und Mayenne hatten sich im Gegentheile der Königin, aber mehr um sie zu beobachten, als um ihr zu dienen, genähert. Sie selbst sank durch ihr Verhältniß zum Marschall d'Ancre, und die Art, wie sie ihn mit dem Gelde des Landes bereicherte, immer mehr in der Meinung der Nation. D'Ancre, der den Haß, der sich gegen ihn, besonders in der pariser Bevölkerung, deutlich zu regen anfing, fürchtete, wollte sich mit Bouillon und Mayenne, die aber auf diesen Plan nicht eingingen, gegen Epernon und Bellegarde verbinden. Condé dagegen war anfangs geneigt, auf ähnliche Vorschläge des Günstlings der Königin zu hören, beschloß aber, als er bei seiner Rückkehr nach Paris die allgemeine Abneigung gegen d'Ancre gewahr wurde, denselben ebenfalls zu verlassen. Es bildete sich ein Complot gegen den Marschall, dem mehre der vornehmsten Herren beitraten, und es fehlte wenig, daß er nicht bei einem der dem Gesandten Jakob's I., der für den Prinzen von Wallis um eine Tochter Heinrich's IV. anhielt, zu Ehren gegebenen Feste, öffentlich, in Gegenwart der meisten Großen, ermordet worden wäre. Condé

rieth ihm, Paris zu verlassen und sich nach der Normandie, deren Generallieutenant oder Vicestatthalter er war, zurückzuziehen. Zu gleicher Zeit nahm der Herzog von Longueville, d'Ancre's entschiedenster Feind, drei feste Plätze in der Pikardie, die letzterm in dem Frieden von Loudon übergeben waren, ein. Condé und die übrigen Großen tadelten Longueville deshalb öffentlich, ermunterten ihn aber im Geheimen, jene Städte nicht herauszugeben. Sie bereiteten sich zu einer neuen Schilderhebung vor, und es war ihnen wichtig, diese Festungen in den Händen eines der Ihrigen zu wissen. D'Ancre, der endlich das Einverständniß Condé's mit seinen Feinden begriff, wußte die Königin zu überzeugen, daß dieser und die übrigen Prinzen den letzten Vertrag nicht zu halten gedächten und mit einem Plane, sie um ihre Autorität zu bringen, umgingen. Condé's Anhänger hatten wiederum den Gedanken hervorgesucht, die Ehe Maria's von Medicis mit Heinrich IV. als ungesetzlich und den Prinzen als den rechtmäßigen König hinzustellen. Obgleich keiner der Großen auf einen so verwegenen Plan einzugehen geneigt war, so schien derselbe ihnen dennoch bekannt zu sein, und Sully bestätigte das Dasein desselben in einer seiner Unterredungen mit der Königin, wenn auch nur unter verhüllten Andeutungen. Maria von Medicis, entweder von der Wahrheit eines solchen Complots überzeugt, oder durch Condé's Verhalten gegen ihren Günstling und seinen Einfluß im Staatsrathe gereizt, beschloß sich seiner zu versichern. Der Prinz ward, nachdem er einer Sitzung der Minister beigewohnt, verhaftet und in die Bastille gebracht. Das pariser Volk war durch die kräftige Regierung Heinrich's IV. und die engen Grenzen, in denen es von diesem Fürsten gehalten worden, von seinem alten Hange zu Meuterei und Widerstand so sehr entwöhnt worden, daß es Condé, der sein Liebling geworden, nicht zu vertheidigen wagte, sein Haß gegen die Königin und d'Ancre ward aber durch die Gefangenschaft des Prinzen nicht wenig vermehrt. Die Königin hatte die Absicht gehabt, zu gleicher Zeit Condé's Freunde, Bouillon, Vendome u. s. w. verhaften zu lassen, diese aber hatten Gelegenheit gefunden, sich in Sicherheit zu setzen. Der Hof wurde wiederum von den Großen verlassen, die sich zu einem neuen Bürgerkriege rüsteten. Die Verhaftung des Prinzen von Condé war der Königin als ein so schweres Unternehmen erschienen, daß sie die, welche ihr dabei behülflich gewesen, mit Geld und Stellen auf das Freigebigste belohnte, ohne sie deshalb zufrieden stellen zu können. Ihr Ansehn war zugleich so sehr gesunken, daß, obgleich das pariser Volk nichts zur Befreiung Condé's, dessen Verhaftung der junge König gebilligt

hatte, that, es seinen Haß gegen den Marschall d'Ancre durch die Zerstörung und Plünderung seines Hauses an den Tag legte.

Maria von Medicis beschloß gegen die Bewegungen der Großen ein Heer aufzustellen, diese aber, uneinig unter sich und von verschiedenen Zwecken geleitet, konnten zu keinem gemeinsamen Plane kommen und unterwarfen sich, jedoch unter der Bedingung, daß ihnen das Recht bewilligt würde, die Besatzungen in den ihnen im Vertrage von Loudon überlassenen Sicherheitsplätzen zu verstärken und in ihren Statthalterschaften bleiben zu dürfen. Um diese Zeit (November 1616) ward Richelieu, der schon vorher Sitz im Staatsrathe gehabt, aber noch nicht an der Spitze eines bestimmten Departements gestanden, unter dem Titel eines Staatssekretairs, mit der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten beauftragt. Obgleich dieses erste Ministerium Richelieu's nur sehr kurz war, so begann er doch sogleich dieselbe politische Tendenz, denselben Geist zu zeigen, den er später mit so großem Erfolg entwickelte. Maria von Medicis hatte die Doppelheirath mit Spanien in der Absicht, sich in diesem Hofe eine Stütze zu schaffen, geschlossen, bei ihrem unentschiedenen schwankenden Charakter diesen Gedanken noch keineswegs zur Ausführung gebracht. Richelieu wandte sich sogleich entschieden von Spanien und dem Hause Oesterreich überhaupt ab und näherte sich den protestantischen Mächten. Er suchte mit England, Holland und den deutschen Ständen Unterhandlungen anzuknüpfen, und besonders letztere, wie einst Heinrich IV. gethan, für Frankreich zu gewinnen. Von dem Plane, den er später im Innern ausgeführt, die Großen zu demüthigen, den Widerstand des Parlaments zu brechen und alle Hindernisse der königlichen Autorität wegzuräumen, konnte, bei der kurzen Zeit, die er diesmal am Staatsruder blieb, nichts wahrgenommen werden. Seine Entwürfe in Bezug auf das Ausland erschienen aber im Beginn seiner Laufbahn durchaus dieselben wie später, und es kann hieraus entnommen werden, daß sie ein selbstständiges Werk seiner Betrachtung und Ueberzeugung gewesen und ihm nicht einzig von den Umständen aufgelegt oder von seinen Vorgängern überlassen worden sind. Richelieu war durch die Gunst der Königin zu seiner gegenwärtigen Stellung gelangt und sollte in deren plötzlichen Fall mit verwickelt werden.

Nachdem Condé verhaftet worden, hatten seine Freunde sich in den Provinzen, obwohl heimlich mit Zurüstungen zum Kriege beschäftigt, dem Anscheine nach ruhig verhalten. Der Herzog von Nevers allein machte aus seinen feindlichen Entwürfen kein Geheimniß. Die Regierung erließ eine Erklärung gegen Nevers, die

von dem Parlament einregistrirt wurde. Er und seine Verbündeten, die Herzoge von Bouillon, Vendome und Mayenne machten hierauf eine Erwiderung bekannt, in der sie den Marschall d'Ancre aller in dem Königreiche und der Verwaltung eingerissenen Unordnungen und Uebelstände anklagten. Richelieu, der damals in Bezug auf die innern Verhältnisse ganz im Interesse der Königin stand, suchte ihren Günstling zu schützen, rieth zur Bekämpfung der verbündeten Prinzen, die in der That sogleich und mit Erfolg angegriffen wurden, als die Ermordung des Marschall d'Ancre alle Verhältnisse des Hofes und Landes und die Stellung der verschiedenen Parteien veränderte.

Albert de Luynes, der dem jungen Könige von d'Ancre selbst als Gesellschafter zugegeben, war von diesem für zu unbedeutend gehalten worden, um in seiner steigenden Gunst bei Ludwig XIII. eine Gefahr für sich und seine Freunde zu ahnen. Luynes, der durch seine Geschicklichkeit in allen Künsten der Jagd dem Könige unentbehrlich, und, obwohl zwanzig Jahre älter als dieser, sein vertrautester Gefährte geworden, hielt die Stellung seines ehemaligen Beschützers mit den Planen seines eigenen Ehrgeizes für unvereinbar. Er hatte den mißtrauischen und eifersüchtigen Sinn des jungen Monarchen erkannt und baute auf diesen seinen Plan. Luynes wußte Ludwig XIII. zu überreden, daß der Marschall mit dem Vorhaben, ihm das Leben zu nehmen, umgehe, um der Königin während der Minderjährigkeit ihres zweiten Sohnes die Regierung in die Hände zu spielen. Untergeschobene Briefe dienten dazu, den Entwurf wahrscheinlich zu machen. Er stellte ihm die Abhängigkeit und Erniedrigung vor, in der ihn seine Mutter, die Ludwig nie geliebt und die ihn immer mit Strenge behandelt, halte. Das Mißtrauen und der Stolz des jungen Fürsten wurden von Luynes so geschickt genährt, daß er auf ein Complot gegen seine Mutter und deren Günstling einging. Der Marschall d'Ancre wurde (24. April 1617), als er sich nach dem Louvre begab, von Verschwornen, an deren Spitze ein Hauptmann der königlichen Garde stand, niedergemacht, die Königin in ihrem Gemache gefangen gesetzt, ihre Minister entlassen und mehre ihrer Vertrauten in die Bastille geführt. Nachdem Maria von Medicis vierzehn Tage in Haft gehalten, wurde sie nach Blois verwiesen und Villeroi und Jeannin wiederum in den Rath des Königs zurückberufen. Vitry, der an der Spitze der Mörder d'Ancre's gestanden, wurde dafür zum Marschall von Frankreich ernannt. Das Parlament wünschte dem Könige zu dieser That Glück und eine Commission desselben verurtheilte die Witwe

des Ermordeten, Eleonore Galigai, die Milchschwester und vieljährige Vertraute der Königin, der man kein eigentliches Verbrechen zur Last legen konnte, zum Tode. Sie ward hingerichtet und das große Vermögen der Concini an Luynes und seine Brüder vertheilt. Ludwig XIII. hatte, obwohl noch nicht sechszehn Jahre alt, sich bei dieser ganzen Katastrophe so gezeigt, wie er später immer geblieben ist. Obgleich ein Werkzeug in den Händen seines Günstlings, war an ihm in dem Entwurfe der Verschwörung eine große Verstellung, bei der Trennung von seiner Mutter eine stumpfe Gefühllosigkeit und bei dem Processe der unglücklichen Eleonore Galigai eine vollkommene Gleichgültigkeit gegen alle Regeln des Rechts und der Billigkeit bemerkt worden. De Luynes, dessen Vater der Bastard eines Geistlichen gewesen und der in kurzer Zeit Herzog, Pair und zuletzt Connetable von Frankreich wurde, ohne sich je im Kriege ausgezeichnet zu haben, sollte von jetzt an, ungefähr vier Jahre lang, an der Spitze der öffentlichen Angelegenheiten stehen, die, wenn auch großentheils nach dem Rathe der beiden alten wieder in Dienst genommenen Minister Heinrich's IV., Villeroi und Jeannin geleitet, doch von ihm fast ausschließend im Namen des Königs entschieden wurden. Luynes war ebenso habsüchtig und eitel und dazu viel ehrgeiziger, obgleich nicht so träge und leichtsinnig wie Concini. Im Anfange der Regierung Ludwig's XIII. genoß demnach zuerst ein fremder Abenteurer und Spieler, nach ihm ein geschickter Abrichter von Jagdvögeln eines, wenn auch vorübergehenden, doch nicht unbedeutenden Einflusses auf das Schicksal eines großen Landes, das eine alte und reiche Aristokratie besaß, ein gewisses Kennzeichen, wie groß der Fortschritt gewesen, den der Despotismus in den letzten Zeiten gemacht hatte.

Obgleich der Wechsel und die Verwickelung der innern Lage, die Intriguen am Hofe, die zweideutige Stellung der Prinzen, die gereizte Stimmung der Hugenotten die Aufmerksamkeit der Regierung vorzugsweise in Anspruch nahmen, so traten, bei der seit einem Jahrhundert stattgefundenen Entwickelung aller politischen Verhältnisse in Europa und bei der Bedeutung Frankreichs, die Beziehungen zum Auslande zu sehr hervor, um selbst von schwachen und unfähigen Machthabern übersehen werden zu können. Der Herzog Karl Emanuel von Savoyen hatte seine Ansprüche auf Montferrat, das er dem Herzog Ferdinand Gonzaga von Mantua entreißen gewollt, nicht aufgegeben. Spanien, das ihn daran gehindert, beobachtete jeden seiner Schritte, und beide Mächte standen sich, obgleich kein eigentlicher Krieg zwischen ihnen stattfand, dennoch

feindlich gegenüber. Karl Emanuel suchte den Beistand fast aller dem Hause Oesterreich feindlicher Mächte, Frankreichs, Englands, Hollands und Venedigs, obwohl ohne Erfolg, nach. Obgleich ihn Frankreich, als er sich endlich zum Kriege entschloß, nicht ganz sinken ließ und ihm Mannschaft sowie Venedig Geld sandte, so ward er endlich doch zu einem Frieden genöthigt, durch den er weder etwas gewann noch verlor, der aber, wie fast alle Verträge jener Zeit, den Keim zu spätern Streitigkeiten in sich schloß. Zu gleicher Zeit wurde, ebenfalls unter französischer Vermittelung, der zwischen den Venetianern und dem Erzherzoge Ferdinand von Steiermark, dem nachmaligen Kaiser Ferdinand II., bestehende Zwist über die Seeräubereien der Uskoken, eines albanesischen Stammes, beigelegt, der seiner Religion wegen von den Türken vertrieben, von dem Erzherzoge aufgenommen worden und der den venetianischen Handel beeinträchtigt hatte.

Obgleich die Theilnahme Frankreichs an den Verhältnissen fremder Staaten, in jener Zeit, weder für dasselbe rühmlich, noch Andern nützlich gewesen, so waren die gegenwärtigen Räthe Ludwig's XIII. dennoch geneigt, sich dieselbe in Ermangelung bedeutenderer Unternehmungen zum Verdienst anzurechnen. Sie ließen den jungen König, auf die Ermordung d'Ancre's und die Verbannung seiner Mutter anspielend, in einer besondern Bekanntmachung erklären, daß er, nach Beseitigung der gefährlichen Anschläge, die seine Gegner im Innern seiner Staaten gegen seine Autorität und das öffentliche Wohl geschmiedet, unter seinen Nachbarn den Frieden wiederhergestellt habe, und die jetzt von den letzten Reichsständen nicht erledigten Reformen in der Verwaltung mit einer Versammlung von Notabeln weiter berathen wolle. Diese wurde (November 1617) zu Rouen wirklich eröffnet und war, wie üblich, aus von der Krone selbst ernannten Mitgliedern der drei Stände zusammengesetzt. Diese Notabeln, die nur achtzehn Tage zusammenblieben, beschäftigten sich damit, die von dem letzten Reichstage gemachten Vorschläge und Forderungen zu prüfen und die, welche ihnen nützlich erschienen, auszuziehen und der königlichen Sanktion vorzulegen. Die beiden ersten Stände drangen wie gewöhnlich auf die Anerkennung ihrer vollkommenen Steuerfreiheit, die ihnen, dem Princip nach, nicht bestritten, dagegen aber von der Regierung häufig auf Umwegen angetastet wurde. Auch erklärten sie sich gegen den Verkauf und damit gegen die Erblichkeit der Gerichtsstellen, die, fast alle von dem Bürgerstande erworben, zu dessen Emporsteigen beitrugen. Letzterer suchte dagegen den Anspruch auf Abgabenfreiheit,

der von einer großen Menge im Dienste der Krone oder zu derselben in irgend einer Beziehung stehenden Individuen und von allen Neugeadelten erhoben wurde, abgeschafft zu wissen, und verlangte viele andere Verbesserungen der Verwaltung, die, im Einzelnen unbedeutend und der Erwähnung unwürdig, nur das Streben nach einer immer größern Einheit der innern Einrichtungen und einer immer lebhafter werdenden Entfernung von den Sitten und Grundsätzen des Feudallebens aussprechen. Unter den hierher gehörigen stand die Forderung des Tiers-etat obenan, daß dem Souverain allein das Recht, Waffenvorräthe aufzuhäufen, zukäme, und Niemand, ohne seine Erlaubniß, weder zu Lande noch zu Wasser Kriegsrüstungen vornehmen oder mit den Botschaftern der fremden Mächte in Verbindung treten dürfe. Alle diese Wünsche und Vorschläge wurden, wenn sie nicht die Gewalt oder die Hülfsquellen der Krone beschränkten, gern angehört und der Form nach gewährt, aber nicht in Anwendung gebracht. Die Versammlung der Notabeln in Rouen ist als ein Zeichen des Geistes der Zeit und der Gesinnungen und Verhältnisse der einzelnen Stände des Volkes nicht ohne Interesse, ist aber auf den politischen Zustand des Landes ohne Einfluß geblieben.

Während bald nach dieser Zeit (1618) in Deutschland der längste und verheerendste Kampf der modernen Geschichte, der dreißigjährige Krieg, ausbrach, erschien in Frankreich, das später so tief in diese große Bewegung verwickelt werden sollte, ein sehr verkleinertes Seitenstück zu demselben, nämlich der Widerstand, den das fast ganz protestantische Bearn den Befehlen Ludwig's XIII., den Katholiken die ihnen von Johanna d'Albret, der Mutter Heinrich's IV. entrissenen Güter wiederzugeben, entgegensetzte. Für den Augenblick erregte diese Angelegenheit weniger Aufmerksamkeit als die Intriguen am Hofe, die sich an die Rückkehr der Königin-Mutter knüpften. Luynes hatte alles Mögliche gethan, um den jungen König von ihr, deren Einfluß er fürchtete, entfernt zu halten, und so unrecht dieser absichtlich angelegte und künstlich unterhaltene Zwiespalt zwischen Mutter und Sohn sein mochte, so litt Frankreich hiervon nichts, denn des mächtigen Günstlings, wenn auch nicht bessere, doch ruhigere Verwaltung war immer noch der der Maria von Medicis vorzuziehen. Am Hofe urtheilte man jedoch anders, und war es Abneigung gegen Luynes und Eifersucht auf sein großes Glück, oder Vorliebe und Dankbarkeit für die Königin, es bildete sich ihr zu Gunsten eine mächtige Partei, an deren Spitze sich der Herzog von Epernon stellte, der sie, auf eine abenteuerliche Art, bei

Nacht und vermöge einer Strickleiter, aus dem Schlosse von Blois entführte. Luynes befahl die Bildung eines Heeres, um die Anhänger dieses Complots zu bekämpfen, aber zugleich fürchtend, den Bruch mit der Königin-Mutter zu weit zu treiben, schickte er Richelieu, den er von Maria von Medicis getrennt und nach Avignon verbannt hatte, an sie zur Schließung eines Vergleiches ab. Ein solcher kam zu Angouleme (1619) dergestalt zu Stande, daß die Königin alle ihre Einkünfte behielt und die von ihr bisher besessene Statthalterschaft der Normandie mit der von Anjou, die sie fortan in Besitz nehmen sollte, vertauschte. Ludwig XIII. und seine Mutter sahen sich nach mehrjähriger Trennung zu Tours wieder. Luynes hatte aber insofern noch immer seinen Zweck, Mutter und Sohn auseinander zu halten, erreicht, als Maria von Medicis nicht nach Paris zurückkehrte, sondern ihren Aufenthalt in Angers nehmen mußte. Unmittelbar nach dem Vertrage von Angouleme ward Condé nach dreijähriger Haft aus der Bastille befreit und Luynes und seine Brüder um dieselbe Zeit mit den größten Würden und Ehren überhäuft. Maria von Medicis empfand aber, obgleich sie in Angers nicht, wie vorher in Blois, in einer Art von Haft gehalten wurde, sondern sich freier bewegen konnte, eine in ihrem unentschlossenen unruhigen Sinne immer steigende Unzufriedenheit, die Richelieu, der jetzt wieder in ihrer Nähe war und der von den Zeitgenossen nicht nur für ihren vertrauten Rathgeber, sondern auch für ihren persönlichen Günstling gehalten wurde, große Mühe zu bezähmen hatte. Dieser, weit mehr Beruf für den Dienst des Staates als den der Kirche in sich tragend, konnte sich mit der dunkeln Stellung des Dieners einer verbannten Königin nicht begnügen und wollte um jeden Preis einen Einfluß in die Regierung des Landes selbst erringen. Seine Kraft und sein Ehrgeiz waren um so mehr auf dieses Ziel gerichtet, als er sich demselben schon einmal genähert hatte und nur durch den Sturz Concini's mit Gewalt davon entfernt worden war. Um aber dahin zu gelangen, war es nothwendig, jeden neuen Bruch zwischen der Mutter und dem Sohne zu verhindern, bei dem Erstere, wie die Erfahrung schon gelehrt, wahrscheinlich unterliegen würde, sondern beide auszusöhnen und, auf beide gestützt, sich emporzuschwingen. Dieser kluge und, wie der Ausgang bewiesen, wohl berechnete Entschluß ward aber Richelieu bei dem ungleichen und schwankenden Charakter der Königin-Mutter und den obwaltenden Verhältnissen sehr erschwert. Alle Unzufriedenen richteten ihre Blicke beständig nach Angers, wo sie wußten, daß alle ihre Klagen und Forderungen ein billigendes

Gehör fanden. Die Hugenotten, die seit zwei Menschenaltern nicht nur in das religiöse, sondern ebenso sehr in das politische Schicksal Frankreichs eingegriffen, befanden sich sowohl zum Hofe als zur Mehrheit der Nation in einer unruhigen und oft drückenden Stellung, die jeden Augenblick in offne Feindschaft überzugehen drohte. Sie hatten im vorigen Jahre, bei ihrer Triennalversammlung zu Loudon, eine große Menge Verletzungen der ihnen bewilligten Rechte, ohne zu deren Abhülfe gelangen zu können, vorgelegt. Die für den alten Glauben in Bearn geforderten Restitutionen vermehrten noch ihr Mißtrauen. Der König und seine Minister schienen sich gegen ihre Klagen immer mehr zu verhärten; als sie dieselben aber der Königin-Mutter vortrugen, wurden sie von ihr mit großer Theilnahme empfangen und sie gab ihnen ihren geneigten Willen, zur Erhaltung der ihnen gewordenen Zugeständnisse beizutragen, zu erkennen. Unter den Prinzen von Geblüt brachen ebenfalls wiederum Streitigkeiten aus. Condé, dessen Ehrgeiz, wenigstens nach Erlangung einer selbstständigen und herrschenden Stellung, durch ein mehrjähriges Gefängniß niedergedrückt war, beschloß von jetzt an sich den jedesmaligen Machthabern, jetzt Luynes, so wie später Richelieu, anzuschließen. Die übrigen Großen stellten ihm deshalb den jungen Grafen von Soissons, der ebenfalls ein Prinz des königlichen Hauses war, entgegen. Ein innerer Krieg war im Begriff von Neuem auszubrechen. Mayenne, die beiden Vendome und Nemours ergriffen Soissons' Partei, der mit seiner Mutter den Hof verließ. Alle begaben sich nach Angers und forderten Maria von Medicis zum Widerstande gegen die Regierung auf. Eine Konföderation, furchtbarer als irgend eine andere seit langen Jahren, bildete sich im Interesse der Königin, und Luynes, voller Besorgnisse über deren Plan und Macht, befahl die Bildung eines Heeres auf der Grenze der Normandie und begab sich mit dem Könige zu demselben. Es wäre unmöglich, den Zweck der Mißvergnügten bei dieser, wie bei ähnlichen frühern und spätern Schilderhebungen, den großartigen Kampf der Katholiken und Protestanten unter Karl IX. und Heinrich III. ausgenommen, bestimmen zu wollen. Diese Unruhen und Verschwörungen gingen weder aus einem Interesse an der politischen Lage des Landes, noch einem wahrhaften Streben nach Macht und Größe hervor, sondern lagen vielmehr in den aus dem Mittelalter überkommenen Sitten und Meinungen des herrschenden Standes, der den Veränderungen des allgemeinen Zeitgeistes und der öffentlichen Zustände nur gezwungen und im Grunde wenig nachgegeben hatte. Der charakteristische Zug dieser Klasse

war die Neigung zur Veränderung des Bestehenden in Allem, was nicht unmittelbar zu ihrem Vortheile eingerichtet war, zum Widerstande gegen jede Beschränkung ihrer Willkür, der aber, da er mehr auf der Oberfläche des Lebens brauste, als aus dessen Tiefe emporquoll, und mehr in den Charakteren und Ueberlieferungen, als in den Ueberzeugungen und Bedürfnissen seinen Grund hatte, keine mächtige Wirkung zu äußern im Stande war. Das Königthum, obgleich der Ausübung nach und wenn es von einem kräftigen Geiste geleitet wurde, längst unumschränkt, war es jedoch den Grundsätzen und Meinungen nach noch nicht vollkommen, und die Vorstellung von einer Theilnahme der Nation an ihren Angelegenheiten und damit gewisse Grenzen für die Allgewalt der Krone waren wenigstens in den Vorstellungen vorhanden, wenn sie auch in der Wirklichkeit keine große Macht äußerten. Das Volk, in welchem damals noch vielfältig die Traditionen des Mittelalters lebten, fühlte wohl, aus den Banden der Leibeigenschaft großentheils befreit, seine menschliche und rechtliche Existenz, besaß aber, in zahllose größere und kleinere Herrschaften und Jurisdiktionen gespalten und durch eine noch größere Menge von Stufen, Ständen und Interessen auseinander gehalten, ein nationales Bewußtsein nur dem Fremden gegenüber, lag aber in Bezug auf seine politischen Interessen in tiefe Unwissenheit und Trägheit versunken. Die Aristokratie jener Zeit, ihren mittelalterthümlichen Tendenzen nach, mehr gemindert und beschränkt, als aufgehoben und verwandelt, konnte es noch immer zuweilen wagen, ihre frühere Unabhängigkeit nach oben zu wieder zu ergreifen, nach unten hin, wie mehre Anträge des Adels bei der letzten Versammlung der Reichsstände und Notabeln beweisen, das alte Joch ausüben zu wollen. Von den immer unwiderstehlicher werdenden Angriffen der königlichen Autorität und dem sich immer mehr emporhebenden nationalen Selbstgefühl gleichmäßig zurückgewiesen, gerieth diese Aristokratie endlich in jene Enge, in der man sie am Ende dieses Jahrhunderts unter Ludwig XIV. erblickt, wo sie, ohne eine selbstständige Richtung, nichts als ein Werkzeug des Despotismus zur Unterdrückung des Volkes wird.

Nichts hat mehr dazu beigetragen, den Sieg des Königthums über die letzten Trümmer des Feudalwesens zu beschleunigen, als die unglücklichen Versuche des letztern unter Ludwig XIII., sein ersterbendes Dasein beleben und über die ihm von der Zeit gesteckten Grenzen hinausgehen zu wollen. Die Großen — und diese muß man vorzüglich unter der Bezeichnung Adel, wenn von jenem Geiste des Widerstandes gegen die königliche Autorität die Rede ist, verstehen,

denn der kleinere Adel, welchen Ursprunges er auch sein mochte, stand in ihrem Dienste, war immer noch mehr Vasall der Prinzen, Statthalter, Würdenträger aller Art als Unterthan des Königs — begnügten sich unter Ludwig XIII. noch nicht damit, die ersten Diener der Krone zu sein, und nahmen im Innern ihrer Gebiete noch immer eine gewisse Unabhängigkeit, als ein natürliches Recht und ein Erbtheil ihrer Vorfahren in Anspruch. Es war damals noch die königliche Allgewalt und nicht, wie später, das im Volke aufsteigende Gefühl der Gleichheit, die von den Großen bekämpft wurde. Erst im folgenden Jahrhundert, als dieses Gefühl der Gleichheit den Adel mit Vernichtung bedrohte, schloß er sich der königlichen Autorität, die ihm wenigstens einen Schatten seines Daseins gönnte, vollkommen an und zeigte sich dem Princip der absoluten Monarchie geneigt. In der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts war in der Aristokratie noch Vieles von den Gefühlen und Erinnerungen des Mittelalters übrig geblieben. Sie suchte damals die Rolle zu spielen, die später das Volk selbst übernehmen sollte, sie stritt gegen die Idee und Praxis einer unumschränkten und unverantwortlichen Regierung, aber nur in ihrem vereinzelten Interesse, weshalb ihr Widerstand ihren eigenen Verfall beschleunigte.

Die Opposition jener, dem Scheine nach mächtigen Konföderation, die sich nach dem Vertrage von Angouleme gebildet und zu der die meisten großen Herren in allen Theilen des Reiches gehörten, scheiterte, da sie mit den nationalen Interessen nicht nur nichts gemein hatte, sondern ihnen sogar feindlich war, deshalb in ihrem ersten Beginnen. Bei der Annäherung Ludwig's XIII. ergaben sich alle bedeutenden Städte der Normandie, und der König zog fast ohne Kampf bis in die Nähe von Angers, wo sich seine Mutter befand. Diese, endlich ihre Hülflosigkeit erkennend, denn das Volk nahm an dieser Bewegung der Großen, denen nur ihre Vasallen folgten, nicht den entferntesten Antheil, schickte den Cardinal von Sourdis und Richelieu, damals noch Bischof von Luçon, obwohl fast immer außerhalb seiner Diöcese lebend, an ihren Sohn mit Vergleichsvorschlägen ab. Der König gewährte eine allgemeine Amnestie und der Vergleich von Angouleme ward ohne weitere Modifikationen von Neuem bestätigt. Dies ist einer der vielen Verträge, welche der inconsequente und ohnmächtige Trotz der Großen seit den Zeiten Karl's IX. mit der Krone schloß und die bis zu den Zeiten der Minderjährigkeit Ludwig's XIV. sich noch oft, ohne je

ihr Ziel zu erreichen, erneuerten, wo dieser anarchische Geist gänzlich verschwinden sollte.

Diese, ihrem Entstehen und ihrem Ausgange nach unbedeutenden Wirren verhinderten Frankreich den großen Veränderungen, die sich damals im Auslande vorbereiteten, eine angemessene Aufmerksamkeit zu widmen. Die Macht der spanischen Linie des Hauses Oesterreich hatte sich mit immer schwererm Druck auf Italien gelagert und der deutsche Zweig desselben Stammes schien Deutschland unter dasselbe Joch bringen zu wollen. Die unkluge Politik der französischen Könige von Karl VIII. bis Heinrich II., die, anstatt Italiens Unabhängigkeit zu vertheidigen und den Einfluß der fremden Mächte von ihm abzuwehren, selbst einen Theil davon sich zu unterwerfen getrachtet, es dadurch von sich entfernt und Spanien in die Arme geworfen hatten, versäumte jetzt die Gelegenheit, den Vicekönig von Neapel, Ossuna, der sich selbst auf den Thron dieses Landes setzen wollte, in seinem Beginnen zu unterstützen und dadurch dem spanischen Einflusse in der Halbinsel einen tödtlichen Streich zu versetzen. Die Unfähigkeit der französischen Regierung, ihr wahres Interesse in Bezug auf ihre Stellung zu Deutschland zu erkennen, war noch auffallender. Böhmen hatte sich gegen Ferdinand II. erhoben und den Pfalzgrafen Friedrich V. zum Könige erwählt (1619). Dieser zählte auf den Beistand Venedigs, Hollands, Schwedens und Dänemarks. Ferdinand II. hatte bisher nur mit größter Anstrengung sich gegen seine zahlreichen Feinde behaupten können. Die Stunde war endlich für Frankreich, das seit hundert Jahren das Haus Oesterreich bekämpft hatte, gekommen, dessen Macht in Deutschland für immer zu brechen. Aber anstatt den Pfalzgrafen zu unterstützen und dadurch Böhmen zu einem selbstständigen Reiche zu machen und die protestantischen Stände zum Widerstande gegen den Kaiser zu vermögen, begünstigte es durch seinen Einfluß den Vertrag von Ulm (1620), in welchem, unter dem Scheine der Unparteilichkeit und Gleichheit zwischen den beiden Religionsparteien, die Protestanten aufgeopfert wurden. Ferdinand II., von Spanien und Baiern unterstützt, besiegte den Pfalzgrafen, unterwarf Böhmen und drohte die Territorialsouverainetät der deutschen Stände, an deren Bestehen das politische Gleichgewicht von Europa hing, zu vernichten. Ludwig XIII. und seine damaligen Räthe erkannten ihren Irrthum, anstatt zur Beschränkung der Macht des Kaisers zu dessen Vermehrung beigetragen zu haben, zu spät. Alles, was sie für den Augenblick thun zu können glaubten, war, sich von

Ferdinand II. zu trennen, aber nicht seine Feinde gegen ihn zu unterstützen.

Zu dieser Politik war Ludwig XIII. nicht nur durch einen Mangel an Einsicht, sondern auch durch sein persönliches Interesse veranlaßt worden. Er war, obgleich er von den Hugenotten bisher keinen thätigen Widerstand erfahren, obgleich sein Vater ihnen so viel verdankt hatte, denselben dennoch im Herzen feindlich gesinnt. Zu gleicher Zeit lebte in ihm, wie fast in allen Fürsten seiner Zeit, theils aus Ueberzeugung, theils aus Interesse, eine große Vorliebe für jede Aeußerung königlicher Allmacht, ohne nach deren Recht oder Zweck zu fragen. Er hatte in Ferdinand II. den Vertreter dieser Machtvollkommenheit in Deutschland erkannt und seine Sache der der unterdrückten protestantischen Stände vorgezogen. Ludwig XIII., obwohl mit geringer intellektueller und moralischer Kraft für die Ausübung der Alleinherrschaft ausgestattet, war derselben dennoch leidenschaftlich, nur nach seiner Art mehr in den Details und in Kleinigkeiten, als auf systematische Art zugethan. Der Protestantismus war ihm, abgesehen von der Gefahr, in die er das Land als politische Partei stürzen konnte, als eine Aeußerung menschlicher Wahl und Freiheit verhaßt. Er hatte schon früher, obwohl ohne Erfolg, den Ständen von Bearn die Zurückgabe der Kirchen und Güter, in deren Besitz sie sich seit zwei Menschenaltern befanden, befohlen. Er begab sich jetzt zu derselben Zeit, da der Kaiser die Religion und Verfassung der Böhmen unterdrückte, mit einem Heere nach Bearn, unterwarf sich die dortigen Hugenotten und vereinte die Reste des alten Königreiches Navarra, Bearn und Niedernavarra, indem er dieselben dem Parlament von Pau unterwarf, mit Frankreich. Das Schicksal der Bearner erregte die Unzufriedenheit der Bewohner von La Rochelle, dem Bollwerk der Hugenotten, die durch den Seehandel reich geworden, mit dem protestantischen Auslande in Verbindung stehend, sich hinter ihren Mauern und Thürmen für unangreifbar hielten. Unter dem Vorwande, daß die Regierung die Abhülfe der Beschwerden, welche sie der Synode von Loudon versprochen, nicht erfüllt hätte, versammelten sich die Hugenotten zu La Rochelle, obgleich Luynes die bisher verzögerten Zugeständnisse noch vor der Zeit des Zusammentretens der protestantischen Abgeordneten gewährt hatte. Die Versammlung war demnach ohne Zweck und, da sie vom Könige ausdrücklich verboten worden, den bestehenden Gesetzen und Verträgen, von deren Beobachtung das Dasein der Hugenotten abhing, in hohem Grade entgegen. Auch ward diese Auflehnung gegen die königlichen Be-

fehle, die zu einem offnen Kampfe mit der Regierung führen konnte, von den meisten protestantischen Großen, besonders den ältern und erfahrenern unter ihnen, getadelt. Die Abgeordneten, die mit übrigens gegründeten Beschwerden über Beeinträchtigungen aller Art, welche die französischen Protestanten in der letzten Zeit erfahren hatten, an den Hof gesandt wurden, wies Ludwig XIII. mit Verachtung ab und er ergriff gern die Gelegenheit, die gesammte Partei und besonders die, ihres oft bewiesenen Freiheitssinnes wegen verhaßte Stadt La Rochelle zu demüthigen. Diese selbst bewies die den von rein demokratischen Gesinnungen belebten Gemeinwesen so oft eigene Unklugheit, die sich besonders in einer starren Anhänglichkeit an gewisse Ideen und Grundsätze zeigt, die an und für sich wahr sein können, deren Anwendung aber außer der Zeit und ihren Verhältnissen liegt. Die großen hugenottischen Herren, Rohan, Tremouille, Soubise, de la Force und Chatillon, erklärten sich, obwohl an einem guten Ausgange und selbst an der Rechtmäßigkeit des Widerstandes ihrer Partei in diesem Falle zweifelnd, theils aus religiösem Eifer, theils aus erblichem Stolz, für die Sache ihrer unterdrückten Glaubensgenossen. Ludwig XIII. setzte sich, nachdem er in einer Bekanntmachung die Aufrechthaltung der den Protestanten bewilligten Rechte versprochen, die von ihnen aber, welche dieselben zur Verfolgung von Parteizwecken benutzen würden, mit seinem Zorne bedroht, gegen den Süden zu in Bewegung. Luynes, der zum Connetable ernannt worden, erhielt den nominellen Oberbefehl des Heeres, während Lesdiguières, der, um Connetable zu werden, den Protestantismus, für den er sein ganzes Leben gekämpft, abgeschworen und jetzt, um dem Könige zu gefallen, diese Würde an Luynes abgetreten und den Titel eines Generalmarschalls oder ersten Marschalls empfangen hatte, dem neuen Connetable, der nie ein Commando gehabt, als Führer beigegeben wurde. Die Königin und ein glänzendes Gefolge von Frauen hohen Ranges begleiteten Ludwig XIII., eine Sitte, die unter Katharina von Medicis angefangen und bis auf die Feldzüge, denen Ludwig XIV. persönlich beigewohnt, fortgedauert hat. Auf der andern Seite hatte sich die Synode von La Rochelle an die Spitze der Hugenotten gestellt und ihre Glaubensgenossen in ganz Frankreich zum Gehorsam gegen ihre Befehle aufgefordert. Die in die Entstehung, den Geist und die Form des Kalvinismus gepflanzte Richtung zur Erstrebung politischer Freiheit, hierin von dem Lutheranismus so verschieden, zu einer von dem Adel und der Geistlichkeit geleiteten Demokratie, die schon von Heinrich III. und Heinrich IV. begriffen worden und die später

Ludwig XIV. Grund und Vorwand zu dessen Verfolgung gab, trat bei dieser Gelegenheit unwiderlegbar hervor. Die Versammlung von La Rochelle hatte ganz Frankreich in acht Kreise getheilt und für jeden derselben einen militairischen Chef ernannt. Die königlichen Gefälle sollten überall für die Sache des Protestantismus eingezogen und ihre Geistlichen von den Einnahmen der katholischen Kirchen bezahlt werden. Es ist in der Geschichte mehr als einmal gesehen worden, daß eine Partei, gerade wenn sie ihrem Verfall nicht fern ist, ihr Geschick verkennend, ihre Ansprüche am höchsten spannt. Die Mehrzahl der Hugenotten fühlte selbst ihre Schwäche und daß sie nicht mehr im Stande waren, ihre Grundsätze im Staate als eine gleich berechtigte Partei durchzuführen, aber das Beispiel einiger mächtigen Städte, wie La Rochelle, St. Jean d'Angeli, Montauban u. s. w. und einiger Großen, wie Rohan, Soubise, bewog sie sich der Regierung mit bewaffneter Hand zu widersetzen. Zu ihrem Glück hielt sie Ludwig XIII. für stärker, als sie waren, ein Irrthum, der bis zu Richelieu dauerte, und bewies sich darum gegen sie schonender, als man von seinem sonst harten Sinne erwartet hätte. — St. Jean d'Angeli ging nach kurzer Vertheidigung über. Mehre der hugenottischen Befehlshaber kapitulirten nicht blos, sondern verkauften die ihnen anvertrauten Plätze. Obgleich ein großer Theil der französischen Protestanten an dem Gelingen ihrer Sache verzweifelte, so bewiesen die Geistlichkeit und manche Städte dennoch einen unbezwinglichen Muth. Montauban, noch heute einer der Hauptsitze des französischen Protestantismus, vertheidigte sich mit solcher Kraft, daß bei seiner Belagerung mehre der ersten Befehlshaber des königlichen Heeres verwundet und mehrmalige, mit dessen ganzer Macht unternommene Stürme zurückgeworfen wurden. Die Frauen selbst hatten in dieser Stadt zu den Waffen gegriffen, und Rohan, die edelste und fähigste Persönlichkeit unter den hugenottischen Großen jener Zeit, wies jeden Vergleich, der nicht alle seine Glaubensgenossen sicherte, zurück. Ludwig XIII. wurde bei der hartnäckigen Vertheidigung der Stadt und der ansteckenden Krankheit, die sich unter seinem Kriegsvolke zeigte, genöthigt, die Belagerung, zu seinem großen Leidwesen, aufzuheben. Eines der Opfer der Entbehrungen und der übeln Witterung war Luynes, der allmächtige Günstling des Königs, der nach einer kurzen Krankheit starb (1621). Ludwig XIII., unfähig, sich selbst zu rathen und zu regieren, hegte, ein eigenthümlicher Zug, der selten in solcher Stärke erschienen, schon damals, in früher Jugend, ein für Liebe, Freundschaft und Vertrauen unfähiges Gemüth. Luynes, obgleich in keiner

Beziehung eine bedeutende Persönlichkeit und der ohne besonders günstige Umstände im Dunkel geblieben wäre, besaß dennoch mehr Fähigkeit als sein Gebieter und war diesem durch täglichen Umgang und Eingehen in seine Gewohnheiten, Grundsätze und Geheimnisse nothwendig geworden. Gleichwohl liebte ihn der König nicht und schien durch sein frühes Hinscheiden wie von einer Last befreit zu sein. Unfähig zwischen den Meinungen seiner Minister zu wählen und bei seiner Unwissenheit und Trägheit zu den Geschäften durchaus untauglich, bedurfte er eines neuen Führers, der aber nicht sogleich zu finden war. Bassompierre, in dessen Umgang er sich gefiel, war ein besserer Kriegsmann als der verstorbene Connetable, besaß aber weder Neigung noch Geschicklichkeit für die Leitung der öffentlichen Verhältnisse. Der Prinz von Condé erregte in seiner Eigenschaft als erster Prinz von Geblüt das Mißtrauen Ludwig's XIII., und die beiden Minister Jeannin und Villeroi, die nach d'Ancre's Ermordung wieder in den Staatsrath getreten, waren zu alt und von dem Könige zu sehr verschieden, um Luynes' Stelle ersetzen zu können, denn Ludwig suchte nicht nur einen ersten Minister, sondern einen Stellvertreter für sich selbst, der ihn leiten und als sein anderes Ich auftreten konnte. Er war nach seines Günstlings Tode nach Paris zurückgekehrt und hatte den Krieg gegen die Hugenotten für diesen Winter aufgegeben. Die beiden alten Minister Heinrich's IV., obwohl ohne Liebe zur Königin-Mutter, die sie fünf Jahre vorher ihrer Aemter entlassen, aber durch Condé's Anmaßung gereizt und seinen Einfluß fürchtend, riethen dem Könige, dieselbe in den Staatsrath zu rufen. Maria von Medicis zeigte sich jetzt, unter der klugen Leitung Richelieu's stehend, in einem viel günstigern Lichte, als früher der Fall gewesen. Sie stimmte immer den gemäßigsten und aufgeklärtesten Meinungen bei und suchte so den Eindruck des Ehrgeizes und Leichtsinnes, den ihre Regentschaft in Ludwig XIII. zurückgelassen, auszulöschen. Condé, der fern von Paris und unter den Gefahren und Zerstreuungen des Krieges den König ausschließlich zu beherrschen hoffte, beredete ihn, gegen die Meinung seiner übrigen Räthe, zur Fortsetzung des Krieges gegen die Hugenotten, der diesmal mit mehr Erfolg als das Jahr vorher, aber auch mit mehr Grausamkeit geführt wurde. Die Führer der protestantischen Partei, unter ihnen der Marquis von Chatillon, Coligny's Enkelsohn, unterwarfen sich einer nach dem andern, nur Rohan und Soubise bewiesen der Sache, deren Vertheidigung sie einmal auf sich genommen, eine unerschütterliche Treue. Montpellier ward endlich in der Gegenwart des Königs von Condé

belagert. Die Hugenotten zeigten in allen Gefechten eine große Tapferkeit und tödteten viele der vornehmsten Hauptleute des königlichen Heeres. Aber immer enger und enger eingeschlossen, vom protestantischen Auslande und selbst ihren einheimischen Glaubensgenossen ohne Unterstützung gelassen, waren sie endlich zu unterhandeln und sich zu unterwerfen gezwungen (1622). Ludwig XIII. erneuerte die frühern Verordnungen zu Gunsten ihrer Gewissensfreiheit und der Ausübung ihres Cultus unter gewissen Beschränkungen, wie sie zuletzt das Edikt von Nantes bestimmt hatte. Die Hugenotten mußten dagegen von Neuem nicht nur allen politischen Verbindungen mit dem Auslande, sondern auch unter sich, ihre rein religiösen Consistorial- und Synodalversammlungen ausgenommen, entsagen und ihre Festungen und Sicherheitsplätze, außer La Rochelle und Montauban, die ihnen blieben, dem königlichen Kriegsvolke übergeben. Der Herzog von Rohan, das Oberhaupt der französischen Protestanten, verlor seine Aemter und Befehlshaberstellen.

In den zwei Jahren seit dem Tode Luynes' bis zum Eintritte Richelieu's in den Staatsrath war kein fester Plan in der innern Verwaltung Frankreichs und in seiner Stellung zum Auslande sichtbar. Einige der ersten Staatsdiener wurden gewechselt, ohne daß in den Gang der Regierung mehr Kraft oder Einheit gekommen wäre. Die Bedingungen des Friedens von Montpellier wurden, wie fast immer geschehen, dergestalt beobachtet, daß die den Hugenotten gemachten Zugeständnisse wenig oder gar nicht erfüllt, die ihnen auferlegten Lasten aber noch vermehrt wurden. Man unterdrückte sie jedoch nicht in dem Maße, daß ihnen jeder spätere Widerstand unmöglich geworden wäre. Die Leitung der innern Verhältnisse bot in diesem Augenblick in der That keine großen Schwierigkeiten dar, die Beziehungen zum Auslande dagegen hätten einen durchdringenderen Blick und eine festere Hand als die der damaligen Räthe und Unterhändler Ludwig's XIII. verlangt. Das Haus Oesterreich schien seinen seit Karl V. oft unterbrochenen, aber nie aufgegebenen Plan einer völligen Unterwerfung Deutschlands und Italiens und damit einer entschiedenen Suprematie in Europa, die allmälig zu einer wirklichen Herrschaft geführt haben würde, jetzt, wo es Frankreich von jeder kräftigen Leitung verlassen sah, wieder mit neuem Eifer verfolgen zu wollen. Ein dem Anschein nach unbedeutendes, durch seine besondern Umstände und Folgen wichtiges Ereigniß that diese Absicht kund. Das Veltlin, ein zwanzig Stunden langes Thal, das nirgends eine Stunde breit ist und durch das die Adda fließt, früher fast unbekannt, hatte durch die Stellung der

verschiedenen Mächte Europas, wie sie im siebenzehnten Jahrhundert geworden, eine große Wichtigkeit bekommen. Es gehörte dem Kanton Graubündten in der Art zu, daß es nicht einen Theil davon ausmachte, sondern als abhängige Landschaft von ihm regiert wurde. Die Bewohner waren Italiener und Katholiken, die Graubündtner, ihre Herren, Deutsche und Protestanten. Veranlassungen zu Mißverständnissen aller Art konnten bei dieser religiösen und nationalen Verschiedenheit ohnedies nicht ausbleiben, waren aber durch die Habsucht und Härte der schweizerischen Statthalter noch vermehrt worden. Die Veltliner, zur Verzweiflung gebracht, verbanden sich unter einander heimlich und ermordeten (Juli 1620) alle unter ihnen wohnenden Schweizer und Protestanten. Diese Gewaltthat, in einer Zeit, wo ähnliche Erscheinungen nicht selten waren, und in einem so dunkeln Theile Europas begangen, würde sonst kaum bemerkt worden sein, aber die Lage dieses Thales zog die Aufmerksamkeit auf das Ereigniß, das sich darin zugetragen. Frankreich hatte allmälig alle festen Plätze in den Alpen, die ihm den Zugang nach Italien hätten eröffnen können, an den Herzog von Savoyen verloren. Sobald das Veltlin von der Schweiz, mit der Frankreich seit so langer Zeit verbunden war, getrennt wurde, ward es diesem unmöglich, ein Heer nach Italien zu schicken; es verlor damit allen politischen Einfluß auf dieses Land und damit eines der vornehmsten Mittel, der spanischen Macht das Gleichgewicht zu halten. Das Veltlin war zu klein, um als unabhängiger Staat bestehen zu können. Von der Schweiz und zum Theil der Religion wegen losgerissen, war vorauszusehen, daß es unter den Einfluß des Hauses Oesterreich fallen würde. In der That hatte der Herzog von Feria, der spanische Statthalter der Lombardei, einige tausend Spanier und Deutsche in dieses Thal geworfen, um den Schweizern, die sich desselben wieder bemächtigen wollten, Widerstand zu leisten. Das Veltlin hatte für das Haus Oesterreich in der That eine große Bedeutung, denn auf der einen Seite an das Mailändische, auf der andern an Tyrol grenzend, konnte es die Communikationslinie zwischen den beiden Linien dieses Hauses bilden, die sonst überall durch die zwischen ihnen liegenden Besitzungen fremder Staaten getrennt waren. Für Venedig war dieses Thal als Handelsstraße und als Verbindungspunkt mit der Schweiz wichtig, aus der es viele Söldner zog. Diese Umstände erklären die langen Streitigkeiten und das Blutvergießen, die der Besitz einer so kleinen Landschaft verursachte. Die Venetianer hatten einen eigenen Gesandten an Ludwig XIII., ihn zur Unterstützung der Graubündtner und

zum Widerstande gegen den spanisch-österreichischen Einfluß im Veltlin aufzufordern, abgesandt. Luynes, bei dessen Leben dies noch geschah, hatte eine Unterhandlung mit dem Kabinet von Madrid angefangen, die durch den Tod Philipp's III. (1623) unterbrochen wurde, aber endlich auf die Bedingung hin zu Stande kam, daß jene Landschaft dem Kanton zurückgegeben, dieser aber eine Amnestie bewilligen und die religiösen und bürgerlichen Freiheiten der Veltliner anerkennen sollte. Dieser Vertrag mißfiel aber allen betheiligten Parteien und wurde von keiner derselben beobachtet. Feria und der Erzherzog Leopold, ein Bruder Ferdinand's II., der über Tyrol regierte, sandten eine bedeutende Mächt in das Thal, welche die Schweizer, die dasselbe von Neuem angegriffen, in die Flucht schlug. Leopold rückte in Graubündten selbst ein und eroberte einen Theil des Landes. Die Gefahr, die für Savoyen und Venedig aus der spanisch-österreichischen Besitznahme des Veltelin entstehen konnte, war jedoch zu groß, um sich ihr nicht aus allen Kräften zu widersetzen. Beide wandten sich wiederum an Ludwig XIII. Die drei Kontingente, welche Frankreich, Savoyen und Venedig den Schweizern zu Hülfe schicken sollten, waren schon durch einen Vertrag bestimmt, als Spanien, um den Krieg zu vermeiden, die Uebergabe des Veltlin in die Hände des Papstes, bis auf friedlichem Wege über seinen Besitz entschieden sein werde, vorschlug. Dieser Ausweg war angenommen worden. Aber der Tod Gregor's XV. und die Erhebung seines Nachfolgers, Urban's VIII., schob die Entscheidung dieser Angelegenheit von Neuem hinaus.

Ein feindliches Zusammenstoßen Frankreichs mit dem Hause Oesterreich konnte in der That auf die Länge nicht vermieden werden. Früher war es die spanische, jetzt die deutsche Linie dieser Dynastie, welche die Unabhängigkeit aller Staaten zweiten Ranges bedrohend, zuletzt mit der einzigen großen Macht, die ihm entgegenstand, mit Frankreich, in Streit gerathen mußte. Wenn letzteres diesen Moment abwarten wollte, so war sein Fall entschieden, es mußte deshalb demselben um jeden Preis zuvorkommen und die Staaten zweiten Ranges gegen die drohende Uebermacht Spaniens und Oesterreichs vertheidigen. Von Karl V. an hatte der deutsche Zweig dieses Hauses keinen Fürsten von bedeutenden Fähigkeiten hervorgebracht, und die Ehre desselben war, so zu sagen, allein von Philipp II. getragen worden. Aber mit Philipp II. erschien in der deutschen Linie eine ähnliche Individualität, die, ebenso jede selbstständige Entwickelung der Intelligenz und des Charakters, jede Erscheinung religiöser und politischer Freiheit bekämpfend, mit einer

beschränkten und grausamen Fanatismus eine seltene Festigkeit und Ausdauer des Willens verband. Ferdinand hatte innerhalb weniger Jahre den Protestantismus in seinen Erbstaaten fast ausgerottet, die Böhmen ihrer bürgerlichen und religiösen Freiheiten beraubt und, die Ungarn zur Unterwerfung zwingend, ihnen einige ihrer Rechte gelassen, mit der Absicht, sie ihnen bei der nächsten günstigen Gelegenheit zu entreißen. Der protestantische Gottesdienst war von ihm in der Pfalz untersagt und die Kurfürstenwürde Friedrich V. genommen und auf den Herzog Maximilian von Baiern übertragen worden. Es stand zu fürchten, daß Ferdinand in Uebereinstimmung mit Spanien den Protestantismus in Deutschland vernichten und die Reichsstände in die Stellung von Unterthanen herabbringen würde. Einmal im unumschränkten Besitze aller Kraft in Deutschland, hätte keine fremde Macht dem Kaiser lange zu widerstehen vermocht. Diesen drohenden Fortschritt der deutschen Linie des Hauses Oesterreich hatte Frankreich, wenn auch nicht ohne Mißtrauen, doch ohne einen ernsten Widerstand zu wagen, bisher beobachtet. Diese Gleichgültigkeit nahm aber ein Ende, als Richelieu, seitdem zum Cardinal erhoben, auf Vorschlag des Marquis de la Vieuville, der an der Spitze der Finanzverwaltung stand, in den Staatsrath berufen wurde (1624). Er stand damals im vierzigsten Lebensjahre und hatte seit vielen Jahren das Verhalten der Königin-Mutter mit so großer Klugheit geleitet, daß diese sonst so schwache und leidenschaftliche Frau sich mit einer an ihr sonst nie gesehenen Festigkeit betragen und Niemandem zu Klagen Veranlassung gegeben hatte. Richelieu hatte ihr bei allen Gelegenheiten die vom Erfolge bewährtesten Rathschläge gegeben und beide, die Königin und der Cardinal, waren in dieser Zeit, den Ruf einer großen Klugheit und Umsicht erwerbend, dem unsichern und verwirrten Treiben der Parteien fern geblieben.

Sobald Richelieu sich in seiner Stellung festgesetzt und zum Sturze Vieuville's, dem er zum Theil seine Erhebung verdankte, beigetragen, so begann er sogleich an die Verwirklichung des wahrscheinlich schon längst gehegten Planes zu gehen, der überströmenden Macht des Hauses Oesterreich einen Damm entgegenzusetzen. Der deutsche Zweig dieser Dynastie stand damals, nachdem er die Kronen von Böhmen und Ungarn erworben, sich an die Spitze der Katholiken Deutschlands gestellt und die protestantischen Stände entweder eingeschläfert oder in Furcht gesetzt, auf dem Gipfel seiner Größe, von der es schon unter der folgenden Regierung, obwohl langsam herabzusteigen bestimmt war. Durch die Eroberung der Pfalz hatte

sich der Kaiser mit den Niederlanden, die von der Erzherzogin Isabella regiert wurden, in Verbindung gesetzt, durch die Besitznahme des Veltlin konnte er in jedem Augenblicke die Herrschaft seiner spanischen Verwandten über Italien unterstützen oder deren Hülfe im Nothfalle empfangen. Spanien, obgleich durch den politischen und religiösen Despotismus schon damals geschwächt, täuschte sich selbst und noch mehr die andern durch die unermeßlichen Hülfsquellen, die ihm aus seinen Colonien zuflossen. Der Krieg wurde damals, da die Masse der Bevölkerung in den meisten Staaten von den Regierungen absichtlich unkriegerisch gemacht worden, von an Zahl so geringen Heeren geführt, daß die Abnahme der Bevölkerung in Spanien nicht gefühlt wurde. Außerdem war, je mehr der Bürger und Landmann entwaffnet worden, das großentheils aus Freiwilligen und Miethlingen bestehende Kriegsvolk um so furchtbarer geworden. Eine Kriegsmacht, die heute kaum hinreichen würde, die Garnison einer großen Festung zu bilden, konnte damals ein ganzes Volk in Zaum halten oder eine große Provinz verwüsten. Die Spanier hielten in Neapel, Sicilien und Sardinien zusammen selten mehr als einige tausend Mann Nationaltruppen und wußten dennoch, indem sie den feilsten und unsittlichsten Theil der einheimischen Bevölkerung bewaffneten, mit deren Hülfe die Masse unter dem Joche zu halten. Eine mehr grausame als erniedrigende Disciplin, denn die Todesstrafe war in dem damaligen militairischen Codex sehr gewöhnlich, hielt das meist aus den schlechtesten Elementen gebildete Kriegsvolk gegen seine Vorgesetzten in Furcht, von denen es, bei vorkommenden Gelegenheiten, gegen die unbewaffnete Menge, wie der Jagdhund auf das Wild, losgelassen wurde. Das, was man später Soldatengeist, im schlechten Sinne des Wortes, genannt hat, fing sich damals, besonders von spanischem Einflusse ausgehend, zu bilden an.

Seit dem Untergange des abendländischen Reiches hatte man keine solche Macht mehr vereinigt gesehen, als die war, über welche das Haus Oesterreich im siebenzehnten Jahrhundert gebot. Obgleich in zwei Linien getheilt, bildete es dennoch ein Ganzes, denn diese handelten in friedlicher und vertraulicher Uebereinstimmung für denselben Zweck. In der That gab ihnen die Lage ihrer Staaten keinen Grund zu gegenseitigen Reibungen und Beeinträchtigungen. Der Geist, selbst der Charakter der Fürsten in Madrid und Wien war sich ebenso ähnlich, wie die Politik, die sie verfolgten. Obgleich die jüngere Linie sich im Besitze der Kaiserkrone befand, so schien die ältere in Madrid dennoch, obwohl dies nicht geradezu ausge-

sprochen war, das Haupt und Muster des ganzen Hauses zu sein. Mehre der deutsch-österreichischen Prinzen wurden in Madrid erzogen, und geschah dies auch nicht, so blieben sie mit ihren spanischen Verwandten doch immer in der genauesten Verbindung. In keinem andern Regentenhause findet man, wenn man die Bildnisse der verschiedenen Fürsten desselben vergleicht, eine solche äußere Aehnlichkeit der einzelnen Glieder und Generationen desselben. Es sind fast immer dieselben Züge, derselbe Ausdruck, so wenig modificirt, daß oft kaum eine unterscheidende Persönlichkeit herausgefunden werden kann. Alles bewegte sich in den von Philipp II. vorgezeichneten Gleisen. Die Erziehung dieser Fürsten war mehr religiös als kriegerisch, wie denn auch dieses Haus, obwohl immer in Kriege verwickelt, weniger große Feldherren als irgend eine andere Dynastie hervorgebracht hat. Der einzige Held unter ihnen, Don Juan d'Austria, war ein Bastard Karl's V. Der Katholicismus war für sie, als Menschen, ein Gegenstand aufrichtiger Anhänglichkeit, für sie, als Fürsten, aber ein Werkzeug der Herrschaft. Ihre Ueberzeugungen und ihre Interessen ketteten sie an denselben, denn sie waren in hohem Grade Feinde jeder selbstständigen geistigen Bewegung, jedes nationalen und politischen Fortschrittes und dies nicht nur in den Gegenständen, die unmittelbar mit ihrer Macht und dem Staate zusammenhingen, sondern selbst in den mehr auf das Innere berechneten Einflüssen, welche Wissenschaft und Kunst ausüben, deren Geiste, Geschmack und Uebung sie mit seltenen Ausnahmen fremd blieben. Das Haus Oesterreich hat von Karl V. an, im Laufe zweier Jahrhunderte, unter so vielen Fürsten, nur zwei bedeutende Persönlichkeiten, Philipp II. und Ferdinand II., hervorgebracht, und selbst in diesen ist mehr die Ausdauer, mit der sie ihre religiösen und politischen Ueberzeugungen zu behaupten gewußt, und die kluge Benutzung der ihnen günstigen Verhältnisse zu bewundern, als daß sie durch persönliche Größe oder hervorragende Gaben irgend einer Art geglänzt hätten. Die schwache Seite dieses Kolosses des Hauses Oesterreich, das im siebenzehnten Jahrhundert über die Hälfte von Europa, über die besten Theile Amerikas und über die reichsten Küstenländer Asiens gebot, war einmal das sonst nirgends mit solcher Entschiedenheit ausgesprochene Princip, jeden Fortschritt nicht nur zu leiten und zu hemmen, sondern um jeden Preis, selbst um den der eigenen Größe und Sicherheit, in seinem Grunde und Keime zu zerstören, was eine Erniedrigung seiner eigenen Unterthanen und eine allmälige Verarmung derselben hervorbringen mußte. Dann war es die Verschiedenheit der Stämme und

Völker, die, ohne irgend ein anderes Band als das einer gemeinsamen Dynastie zusammengehalten, diese in ihren Bewegungen hemmten und ihr eine, mit den ungeheuern materiellen Mitteln verglichen, nur geringe moralische Stütze gewährten. Eine an Umfang und natürlichem Reichthum viel schwächere Macht, wie Frankreich, aber von einer in sich einigen und geschlossenen Nation gebildet und von einer Regierung geleitet, die, wenn auch mangelhaft und drückend, der Entwickelung ihrer Unterthanen keine unübersteiglichen Hindernisse entgegenstellte, dessen geistiges Leben nie in der Wurzel angriff, mußte über jenes Chaos von in sich ganz verschiedenen, von der Natur getrennten Völkern, wie Spanier, Portugiesen, Italiener, Deutsche, Ungarn, Slaven u. s. w., die nur durch ihr innerstes Wesen hemmenden religiösen und politischen Despotismus zusammengehalten werden konnten, auf die Länge den Sieg davontragen. Die Gefahr bei einem, dem Anscheine nach so ungleichen Kampfe war aber für Frankreich, wenigstens in jenem Augenblicke, noch immer groß genug, und es ist der Ruhm Richelieu's, des festesten und klarsten Geistes, der in neuern Zeiten die Angelegenheiten eines großen Volkes geleitet hat, seine Nothwendigkeit begriffen, seine Gefahren nicht gescheut und ihn, von Schwierigkeiten und Hindernissen aller Art umgeben, mit einer beispiellosen Kühnheit und Ausdauer durchgeführt zu haben.

Der Plan Richelieu's schien von der Lage der Dinge selbst geboten zu sein und aus ihnen natürlich zu folgen, obgleich ihn vorher keiner der Minister Ludwig's XIII. gefaßt oder ins Werk gesetzt hatte. Er wollte durch einen Angriff auf Genua, das damals vollkommen von Spanien abhing, dem Kriegsvolke dieser Macht, das hier gewöhnlich ausgeschifft wurde, den Weg nach der Lombardei verschließen, durch die Zurückgabe des Veltlin an die Schweizer die Verbindung zwischen den italienischen und deutschen Staaten des Hauses Oesterreich aufheben, durch die Wiedereinsetzung des vertriebenen Pfalzgrafen den deutschen Protestanten Muth machen und durch die Bewaffnung Niedersachsens gegen den Kaiser den österreichisch-spanischen und österreichisch-deutschen Heeren die Militairstraße zwischen Böhmen und den Niederlanden sperren. Seine Absicht war, einen förmlichen Bruch mit dem Hause Oesterreich so lange als möglich aufzuschieben, dagegen aber, bei scheinbarer Beobachtung der bestehenden Verträge, die Verbindung zwischen den einzelnen Theilen desselben, die sich durch die Siege Ferdinand's II. einander genähert hatten, aufzuheben, die Staaten zweiten Ranges gegen dasselbe zu bewaffnen und es so erst, wenn es in seinen eige-

nen Besitzungen getrennt und von Feinden umgeben sei, offen und mit Nachdruck zu bekämpfen.

Obgleich Englands Bedeutung im allgemeinen europäischen Staatsleben, im Vergleiche zu dem, was es früher gewesen und am Ende dieses Jahrhunderts wieder werden sollte, etwas gesunken, so war es durch seine Macht und Lage immer noch zu bedeutend, um von einer großen politischen Combination, wie der von Richelieu beschlossene Widerstand gegen die Uebermacht Oesterreichs war, ausgeschlossen werden zu können. Zum Glück war die zwischen dem Prinzen von Wallis, dem nachmaligen Karl I., und einer spanischen Prinzessin beschlossene Vermählung nicht zu Stande gekommen, und Jakob I., der seinen Sohn nur mit einer Prinzessin aus einer der beiden ersten Dynastien, Oesterreich oder Frankreich, vermählen wollte, schlug eine Verbindung mit letzterem vor, die auf Richelieu's Rath angenommen wurde, und England trat in ein Bündniß gegen Oesterreich ein. Die Unterhandlungen des Cardinals mit den protestantischen Ständen Deutschlands und den nordischen Mächten bewirkten, daß Gustav Adolph von Schweden, Christian IV. von Dänemark und die niedersächsischen Fürsten und Städte sich zu einem Bunde gegen den Kaiser vereinigten und dem Könige von Dänemark den Oberbefehl über ihre Contingente anboten. Die österreichische Macht, die selbst durch ihre Erfolge, wie der große Verlust, den sie bei der nach einjähriger Belagerung endlich eingenommenen Stadt Breda erlitten, sich schwächte, schien durch diese Maßregeln im Norden hinlänglich beschäftigt werden zu können, und Richelieu schickte den Marquis de Coeuvres mit einer bedeutenden Geldsumme nach der Schweiz, theils um die einflußreichsten Mitglieder der Tagessatzung zu gewinnen, theils Kriegsvolk zur Eroberung des Veltlin anzuwerben. Coeuvres drang mitten im Winter in Graubündten ein, verjagte die Truppen des Erzherzogs Leopold, stellte die Unabhängigkeit dieses Kantons wieder her und nahm vier im Veltlin gelegene Festungen, in welchen, dem letzten Vertrage gemäß, päpstliches Kriegsvolk lag, ein, konnte sich aber eines am südlichen Ausgange des Thales liegenden Schlosses, das die Straße nach Mailand vertheidigte, nicht bemächtigen. Jetzt beschloß Richelieu, Genua und sein Gebiet mit dem Herzoge von Savoyen zu theilen. Diese Republik befand sich seit langer Zeit in einem äußerst erschöpften Zustande, war von Parteien zerrissen und genoß kaum eines Schattens von Unabhängigkeit. Jedoch rettete die zwischen dem Herzoge von Savoyen und Lesdiguieres bestehende Uneinigkeit Genua von dem ihm zugedachten Schicksale, von den Fremden eingenommen zu wer-

den. Das Land umher aber ward auf das Grausamste verwüstet. — Obwohl während dieses ersten Jahres (1624) der Verwaltung Richelieu's die österreichisch-spanische Macht mehr bedroht als wirklich angegriffen worden, so konnte doch schon erkannt werden, wie große Hindernisse der rastlos thätige und kühne Geist des Cardinals ihr in Zukunft zu schaffen im Stande sein würde. Seine Aufmerksamkeit auf die Verhältnisse des Auslandes wurde im Anfange des folgenden Jahres (1625) durch eine neue Schilderhebung einiger hugenottischen Häupter nicht sowohl unterbrochen als getheilt. Der Vertrag von Montpellier war von der Regierung, wie alle vorhergehenden, übel beobachtet und den französischen Protestanten Grund zu einer Menge von Beschwerden, die fast alle unberücksichtigt geblieben, gegeben worden. Vorzüglich litt der Handel von La Rochelle, das letzte Bollwerk des französischen Protestantismus und das Asyl ihrer Führer und Geistlichen. Die beiden Brüder, Rohan und Soubise, die mächtigsten unter den hugenottischen Großen, und besonders Ersterer, der durch den Frieden von Montpellier viel verloren, hielten, indem sie den Cardinal in einen weit aussehenden Plan gegen Oesterreich verwickelt wußten, die Gelegenheit für günstig, zu den Waffen zu greifen. Soubise, der im Anfange einige Vortheile zur See davongetragen, ward endlich geschlagen und nach England zu flüchten gezwungen, und Rohan widerstand nur mit großer Mühe den zu seiner Bekämpfung ausgesandten Truppen des Königs. Der päpstliche Hof, durch die von Richelieu mit den protestantischen Mächten eingegangenen Verträge und seine Plane gegen das Haus Oesterreich erschreckt, hatte den Cardinal Barberini, denselben entgegenzuarbeiten, nach Frankreich gesandt. Richelieu aber hatte Ludwig XIII. schon so ganz zu beherrschen gewußt, daß die Klagen und Forderungen des römischen Botschafters ohne Erfolg blieben. Beim Eintritte in die neue und außerordentliche Bahn, in welche er die Politik seines Landes führen wollte, die Protestanten im Innern zu drängen und im Auslande zu unterstützen, dem päpstlichen Hofe allen politischen Einfluß in Frankreich zu entziehen und doch die Kirche als einen integrirenden Theil der großen Regierungsmaschine aufrecht zu halten und, mit den frühern Meinungen und Gewohnheiten brechend, die Interessen überall über die Principien zu stellen, glaubte er des Beifalls der Nation sich versichern zu müssen. Er berief (September 1625) eine Versammlung der Notabeln der drei Stände nach Paris, deren Majorität nicht nur Alles, was geschehen, billigte, sondern bei der die Geistlichkeit ihm sogar eine außerordentliche Geldhülfe anbot. Richelieu, obgleich erst

im Beginn seiner Laufbahn, schien durch seine Zuversicht und seinen thätigen und erfinderischen Geist jeden Widerstand im voraus zu besiegen. Indessen war die Durchführung einer so vielseitigen und verwickelten Politik, wie die, welche der Cardinal sich vorgesetzt, nicht ohne die Besiegung und noch öfters die Umgehung großer und wiederholter Schwierigkeiten möglich. Der Haß des englischen Volkes gegen den Katholicismus machte die Erhaltung der englischen Allianz ungeachtet des geschlossenen Familienbündnisses schwer, und der Krieg, den die Hugenotten im Innern erhoben, die Theilnahme, welche diese Partei bei den deutschen und holländischen Verbündeten Frankreichs fand, verhinderte ihn, seine ganze Kraft gegen Oesterreich zu richten. Er beschloß deshalb nach diesem ersten Versuche, dem Hause Oesterreich Schwierigkeiten zu bereiten, überzeugt, daß es ihm immer möglich sein werde, halb Europa gegen dasselbe zu bewaffnen, sich, wenigstens für einen Augenblick lang, mit demselben zu versöhnen. Der Widerstand der Hugenotten, seiner nächsten und schwächsten Gegner, hatte am meisten seinen Zorn erregt, aber auch mit ihnen wollte er sich, um seiner auswärtigen protestantischen Verbündeten willen, vergleichen, obgleich er es sich vorbehielt, sie später mit desto größerer Kraft und Sicherheit, wenigstens als politische Partei, zu erdrücken. Von Venedig und Savoyen, seinen Verbündeten, gedachte er sich bei diesen Unterhandlungen zu trennen. Er hielt sie für zu ohnmächtig und mit Spanien und Oesterreich zu gespannt, und glaubte, daß sie sich von Frankreich, selbst wenn sie von demselben vernachlässigt würden, nicht ganz trennen könnten. Er beschloß die Schwachen unter seinen Alliirten aufzugeben und die Mächtigen zu täuschen. Er schickte Bassompierre, der deutsch verstand, nach der Schweiz und versprach dieser die Zurückgabe des Veltlin, und den englischen Abgesandten hielt er den Plan eines Bündnisses zwischen Holland, Dänemark und Schweden zur Wiederherstellung des Pfalzgrafen, in das er selbst einzugehen geneigt wäre, vor. Zu gleicher Zeit aber unterhandelte er mit Spanien über eine Ausgleichung aller schwebenden Streitpunkte. Diese Macht zeigte sich zur Zurückgabe des Veltlin geneigt, um Richelieu Zeit zu lassen, die Hugenotten in Frankreich zu bezwingen, und England suchte letztere zu einem Vergleiche zu stimmen, damit Frankreich sich nicht, von der Gefahr eines innern Krieges erschreckt, zu einem Frieden mit Spanien entschließen möchte. Die Hugenotten gaben in der Absicht, dem Cardinal Freiheit zur Entwickelung aller seiner Kraft gegen Spanien zu lassen, nach und begnügten sich mit der Wiederherstellung des Zustandes, in dem sie sich vor Ausbruch der Feind-

seligkeiten befunden hatten. Plötzlich erklärte Frankreich den (März 1626) zu Monçon in Aragonien mit Spanien abgeschlossenen Frieden. Es hatte in demselben die Hoffnungen und Ansprüche aller seiner Verbündeten getäuscht. Den Graubündtnern wurde allerdings das Veltlin zurückgegeben, aber sie sollten keine Besatzung mehr in dasselbe legen und sich mit einem jährlichen Tribut der Einwohner begnügen. Alle Festungen in dem Thale sollten geschleift werden. Den Schweizern wurden demnach die Mittel genommen, die Veltliner im Weigerungsfalle zur Erfüllung ihrer Verbindlichkeiten zwingen zu können. Der Streit des Kantons Graubündten mit dem Erzherzoge Leopold von Tyrol ward durch diesen Vertrag nicht beigelegt. Die Interessen Venedigs, in Bezug auf das Veltlin, das ihm bisher zu einer Handelsstraße gedient hatte, waren mit Stillschweigen übergangen worden. Der Herzog von Savoyen sollte bei seinen Streitigkeiten mit Genua sich dem Ausspruche eines Schiedsrichters unterwerfen. England und Holland waren kurze Zeit vor Unterzeichnung dieses Vertrages, eines allgemeinen Bündnisses wegen, Gesandte nach Paris zu schicken, aufgefordert worden, und dies einzig in der Absicht, um Spanien zu schrecken, die Hugenotten zu gewinnen und beide zu vortheilhaften Bedingungen für die französische Regierung zu bewegen.

Dieser Friede zu Monçon war die erste Probe des großen Talents des Cardinals Richelieu, aber auch ein unwiderlegbarer Beweis seiner politischen Immoralität und der Neigung, keiner eingegangenen Verbindlichkeit, sobald der Vortheil des Augenblickes es erforderte und den Betheiligten die Mittel zu widerstehen oder sich zu rächen fehlten, treu zu bleiben. Es war dies zugleich das erste Meisterstück dieser Art in der modernen Diplomatie. Man hatte allerdings oft, und noch neuerdings von Heinrich IV. im Vertrage von Vervins, Bundesgenossen aufgeopfert gesehen; im Mittelalter waren Treulosigkeiten aller Art in den Verhältnissen der Dynastien und Staaten an der Tagesordnung gewesen. Dieselben aber waren nicht mit dieser Art systematischer Berechnung, Erwägung aller Umstände und Beobachtung eines gewissen Scheines von Recht und Form wie diesmal begangen worden. Richelieu, überhaupt der größte Staatsmann neuerer Zeiten, sollte in dieser seiner ersten bedeutenden Verrichtung nicht nur seine eigene Schattenseite, sondern auch die der gesammten, von religiösen, nationalen und sittlichen Bedingungen sich so lange unabhängig stellenden Kabinetspolitik, die mit dem siebenzehnten Jahrhundert anfängt, entwickeln.

Sechstes Kapitel.

Die nächste Zeit nach diesem Frieden wandte Richelieu dazu an, seine Macht im Innern und zwar zunächst am Hofe und unter den Personen, die zu der Familie des Königs gehörten, oder dieser nahe standen, festzustellen. Im Dienste eines unumschränkten Fürsten stehend, dessen Wille als das einzige allgemeine Gesetz angesehen wurde, mußte er diesen, da er in jedem Augenblick von ihm abhing, für sich zu gewinnen oder sich ihm unentbehrlich zu machen wissen. Das Beispiel des Marschalls d'Ancre, der auf Befehl desselben Königs ermordet worden, und das noch nicht vergessene der beiden lothringischen Prinzen, die unter Heinrich III. vor achtunddreißig Jahren ein ähnliches Loos erfahren, bewiesen, wie weit ein König von Frankreich seine obersten Befugnisse auszudehnen geneigt sein konnte, und wie gänzlich selbst das Schicksal seiner ersten Diener und der durch Geburt oder Würde hervorragendsten Personen von ihm abhing. Seiner Stellung zu Ludwig XIII. wußte Richelieu bald eine größere Sicherheit zu geben, als sie je vor ihm ein Rath oder Günstling der Könige genossen hatte. Unter diesen hatten die meisten neben der Rolle des Ministers und öffentlichen Dieners noch die des persönlichen Günstlings gespielt, waren in alle Launen, Leidenschaften, in das gesammte Privatleben des Fürsten und seiner Umgebungen eingegangen und dadurch den von einer solchen Lage unzertrennlichen Wechselfällen ausgesetzt gewesen. Andere hatten sich, mit dem Vertrauen des Fürsten nicht zufrieden, mehr oder weniger an die Spitze einer der am Hofe oder im Staate kämpfenden Parteien gestellt und waren in deren Katastrophen mit verflochten worden. Manche waren sogar mit den Feinden ihres Gebieters in geheime Verbindungen getreten, entweder, um doppelte Vortheile davonzutragen, oder, um in jedem Falle eines sichern Rückzuges gewiß zu sein. Richelieu fiel ohne Zweifel mehr aus überlegener Klugheit als aus sittlichem Gefühl in keinen dieser Irrthümer. Er trat keineswegs in der Stellung eines Günstlings und Gesellschafters des Königs, sondern einzig in die eines Ministers und öffentlichen Dieners ein. Er hatte sich, als ihm der Eintritt in den Staatsrath angetragen wurde, unter dem Vorwande wirklicher oder angeb-

licher körperlicher Schwäche eine größere Freiheit in seinem Privatleben, als sonst die ersten Räthe der Könige genossen, vorbehalten. Ohne Ludwig XIII. je aus den Augen zu verlieren, umgab er ihn jedoch nicht beständig, nahm nicht an allen seinen Festen und Zerstreuungen Theil, erschien nicht immer am Hofe, und wußte, unter dem Vorwande der Geschäfte, sich in einer gewissen Entfernung zu halten, welche die Achtung vor ihm vermehrte, eine Art zu sein, zu deren Behauptung ihm sein geistlicher Stand zu Hülfe kam. Er gab sich außerdem die Stellung eines ersten Rathes und Dolmetschers des königlichen Willens, der blos für den Dienst seines Herrn lebte, nur für und durch ihn etwas galt und, wie er dies ausdrücklich erklärte, nur ihm allein verpflichtet und verantwortlich sein wollte. Ebenso schloß er sich nie einer der am Hofe oder im Lande herrschenden Parteien, selbst wo deren Einfluß ihm hätte nützlich werden können, an. Er beobachtete sie stets von der Höhe seiner öffentlichen Macht aus, billigte oder verfolgte sie, stieg aber nie zu ihnen hinab. Obgleich seine Familie nicht ganz unbedeutend war, so gehörte sie doch keineswegs zu den alten großen oder durch die Gunst der Könige erhobenen Geschlechtern, und er hatte die Klugheit, sie nicht übermäßig zu erheben, selbst als er auf dem Gipfel der Größe stand. Er that nur für sie, was in jedem monarchischen Lande als der natürliche Ausfluß der Gunst des Souverains betrachtet werden konnte. Im Besitze der höchsten geistlichen Würde, die ihm den ersten Rang unmittelbar nach der königlichen Familie, selbst vor den Prinzen von Geblüt gab, konnte er kein Verlangen nach prunkenden Titeln und Aemtern hegen. Selbst zum Ritter des heiligen Geistordens, eine Auszeichnung, die unter Ludwig XIII. noch mehr als später gesucht wurde, ließ er sich erst, nachdem er schon Jahre lang die oberste Gewalt besessen, in Gemeinschaft mit vielen Andern, ernennen. Seinen großen Reichthum erwarb er ebenfalls nur allmälig und solcher schien damals bei einem Cardinal und Minister eine natürliche Zugabe seiner hohen Stellung zu sein. Obgleich ohne strenge Moral in seinen Sitten, einige seiner Zeitgenossen behaupteten, daß er der persönliche Günstling der Königin-Mutter gewesen und selbst der jungen Königin Neigung für sich einzuflößen gesucht, andere beschuldigten ihn sogar eines unerlaubten Umganges mit seiner eigenen Nichte, übten seine persönlichen Leidenschaften, wenn er deren wirklich welche besaß, keinen Einfluß auf seine Handlungen als Staatsmann aus, und er ließ sich durch keine Rücksicht und Neigung irgend einer Art in der Verfolgung seiner Plane und der Leitung der öffent-

lichen Angelegenheiten aufhalten. Mit dieser Klugheit in seinem persönlichen Verhalten vereinigte er die seltensten Fähigkeiten, einen umfassenden und zugleich durchdringenden Blick, den Besitz aller einem Staatsmanne nothwendigen Kenntnisse, und eine Festigkeit und Sicherheit in seinem ganzen Thun, die weniger noch aus einem großen Verstande, als aus einem in der Behandlung des Einzelnen vorsichtigen, in der Entscheidung des Ganzen aber bis zur Verwegenheit entschlossenen Charakter kam. Diese Eigenschaften mußten einen schwachen, beschränkten und unwissenden Fürsten, der aber die Größe seiner Krone und das Glück seines Landes wollte, gänzlich in die Hände eines Ministers geben, der gerade Alles das besaß, was jenem fehlte. Ludwig XIII. folgte demnach Richelieu's Rathe blind, ohne Zögerung und Bedenken, und in allen Fällen. Gleichwohl hegten beide, der Gebieter und der Diener, durchaus keine Art persönlicher Neigung zu einander, der erstere seines kalten und leeren Herzens wegen, das keine Art sittlichen Bedürfnisses, mit Ausnahme einer gedankenlosen Frömmigkeit, kannte, und der andere, weil sein stolzer und rastlos arbeitender Geist sich selbst genügte. Der Mangel an persönlicher Neigung und herzlichem Wohlwollen in dem Verkehr der beiden in so naher Berührung stehenden Personen machte die Ueberlegenheit des Cardinals dem Könige zuweilen lästig, der mehr als einmal sich von dem allmächtigen Minister zu entfernen dachte, aber bei der Unmöglichkeit, ihn zu ersetzen, sich immer wieder entschließen mußte, unter dessen Vormundschaft zu bleiben. Das außerordentliche Talent Richelieu's veranlaßte Ludwig XIII., ihn der Nation und dem Hofe als ein anderes Ich, als seinen zu Allem befähigten und zu Allem berechtigten Repräsentanten vorzustellen. Die Familie des Königs aber und ein Theil der Großen waren keineswegs geneigt, dem Cardinal eine solche Stellung ohne Widerstand zuzugestehen. Eine Reihe von Intriguen und Complotten erhob sich gegen ihn, die er mit großer Härte, aber zugleich mit einer im Ganzen auf das Wohl des Landes gerichteten Energie erdrückte. Richelieu's Walten als Staatsmann unterschied sich überhaupt wesentlich von dem anderer Individuen in ähnlichen Lagen. Er schien um seine Person, seine Gunst, die Erhaltung seiner Gewalt wenig besorgt zu sein und sein besonderes Dasein mit der Krone und dem Staate, in deren Diensten er stand, auf das Innigste verschmolzen zu haben. Seine Macht, obgleich eine erborgte, von dem Willen eines Höhern abhängig, war für ihn ein Theil seiner Person selbst, die er an deren Behauptung zu setzen entschlossen war. Der König, dem er diente, war kinderlos, oft ge-

fährlichen Krankheiten unterworfen, sein Bruder war sein nächster Erbe. Dieser kam, im Falle des Todes des ältern, ebenfalls in den Besitz einer unumschränkten Gewalt, und doch stellte sich der Minister zu diesem Bruder so, als wenn er nie von demselben abhängig werden könnte. Ludwig XIII. lebte aus Temperament und Gewohnheit von seiner Frau getrennt und hegte für seine Mutter weder Liebe noch Achtung. Aber die Gemahlin war jung und schön und die Neigung des jungen Königs für sie konnte in jedem Augenblick erwachen und der Minister verdankte der Mutter seines Herrn den ersten Eintritt in die hohe Stellung, zu der er gelangt war. Gleichwohl hielt er beide in solcher Abhängigkeit von sich, behandelte sie, wo seine Politik es verlangte, mit so schonungsloser Strenge, als könne weder die Gemahlin noch die Mutter je zu einem Einflusse auf das Herz des Sohnes und des Gatten kommen. Der König war kalt, lieblos, hegte für seinen ersten Diener nicht die entfernteste persönliche Neigung, war äußerst verschlossen, eifersüchtig auf seinen Rang, in hohem Grade mißtrauisch. Richelieu nahm auf die Gefahr, die für ihn aus diesem Charakter seines Gebieters entstehen konnte, keine Rücksicht, sondern wandelte auf der von ihm betretenen Bahn so fort, als sei keine Veränderung in der Meinung oder dem Vertrauen des Königs möglich. Das Unabhängigkeitsgefühl der Großen, die Neigung zu innern Kriegen, Comploten, Gewaltthaten jeder Art unter den letzten Valois zur Gewohnheit geworden und nach dem Tode Heinrich's IV. wieder in ihrer ganzen Stärke erwacht, schufen der Verwaltung des Cardinals nicht nur unzählige Hindernisse, sondern setzten seine Person selbst den augenscheinlichsten Gefahren aus; gleichwohl machte er jenem anarchischen Streben nicht nur keine Zugeständnisse, sondern rottete den letzten Rest dieser der Feudalwelt angehörigen Gesinnung mit einer unermüdlichen und für die eigene Sicherheit unbesorgten Beharrlichkeit aus. Immer von schwacher Gesundheit, war er in den letzten Jahren seines Lebens unaufhörlich von körperlichen Leiden geplagt. Aber seine geistige Kraft siegte über diese sonst so lähmenden Einflüsse, und er war in seinen letzten Tagen, als er sich kaum aufrecht halten konnte, ebenso thätig wie in seiner besten Zeit. Es war allerdings keine uninteressirte Neigung für den Dienst seines Gebieters und die Größe seines Landes, die diesen außerordentlichen Mann auf seiner Laufbahn begleitete, sondern Ehrsucht und die Leidenschaft, das Schicksal Anderer zu bestimmen und zu leiten. Aber diese Herrschbegierde war nicht von grober und gemeiner Natur, sondern ihr Ziel, wie tadelnswerth auch oft die angewandten Mittel

sein mochten, wirklich auf die Erhebung der Nation gerichtet, deren Angelegenheiten ihm anvertraut waren. Was ihn fast von allen Staatsmännern, von Allen, die eine nur erborgte und übertragene Gewalt ausgeübt, unterscheidet, ist die furchtlose, für sich selbst unbesorgte Kühnheit, mit der er seine Bahn verfolgte, und diese Zuversicht in seinen Willen und sein Urtheil macht seine charakteristische Größe aus. Denn im Besitze so überlegener Fähigkeiten er auch gewesen sein mag, sie allein hätten ohne seinen Charakter in den verwickelten und gefährlichen Lagen seines Lebens nicht ausgereicht. Ein doppeltes Ziel schwebte ihm von Anfange seiner Verwaltung an vor und ward von ihm keinen Augenblick aus den Augen verloren: der Widerstand gegen die übermäßige Größe des Hauses Oesterreich, welche die Sicherheit und Freiheit von ganz Europa bedrohte und die Unterdrückung des anarchischen Geistes der Großen und Parteien im Innern des Landes. Beides ward von ihm, unter zahllosen Hindernissen und Schwierigkeiten, so weit die gegebenen Umstände es erlaubten, erreicht, und Richelieu's Leben ist in dieser Beziehung, mehr als das irgend eines andern Staatsmannes, ein vollständiges und abgeschlossenes gewesen. Er hat wirklich errungen, was er gewollt.

Die Intriguen und Complote, besonders durch die Stellung und den Charakter des muthmaßlichen Thronerben, Gaston, Herzog von Orleans, veranlaßt, dessen sich die verschiedenen Parteien zur Ausführung und Beschönigung ihrer Plane zu bedienen suchten, und die während der ganzen Laufbahn des Cardinals sich unaufhörlich erneuerten, traten besonders nach der durch den Frieden von Monçon gewährten Ruhe hervor. Gaston's Schwäche und Trägheit hatte ihm wie seinem Bruder, dem Könige, einen vertrauten Rath von überlegenem Charakter nöthig gemacht, er war aber in seiner Wahl nicht so glücklich als Ludwig XIII. Beide, der König und sein Bruder, der damals noch den Titel eines Herzogs von Anjou führte, den wir aber schon jetzt mit dem ihm später verliehenen Titel „Orleans" bezeichnen wollen, da er unter ihm allein in der Geschichte bekannt ist, liebten es, sich mit Günstlingen ihres Alters zu umgeben, die ihnen beständig Gesellschaft leisteten und gewissermaßen ihre Puppen waren. Drei solcher jungen Leute, von denen einer, der Graf von Chalais, aus einer der ersten Familien des Reiches stammte, waren damals dem Könige zur Unterhaltung und Aufwartung beigegeben worden. Diese sahen die persönliche Gunst Ludwig's XIII. für eine Gelegenheit, eine politische Rolle zu spielen, an und gedachten sich in den Besitz der höchsten Aemter

und Würden zu setzen. Sie erblickten zwischen sich und diesem Ziele kein anderes Hinderniß, als die ernste und gebieterische Gestalt des Cardinals, und beschlossen, nach dem Beispiele, das ihnen acht Jahre vorher der König selbst an dem Marschall d'Ancre hatte geben lassen, denselben zu ermorden. Der Hof war damals durch die verschiedenen Plane, den Bruder des Königs zu vermählen, getheilt. Die Einen, darunter die Königin-Mutter, bestimmten ihm die Erbtochter des Hauses Montpensier, Andere die noch im Kindesalter stehende Tochter des Prinzen Condé, und der Herzog von Savoyen bot seine Enkeltochter, die Erbin von Montferrat, an. Richelieu, und nach ihm der König, entschieden sich für Maria von Montpensier. Dies erregte bei der Gegenpartei eine lebhafte Erbitterung gegen den Cardinal, bei der sich die höchsten Frauen des Hofes, die junge Königin an der Spitze, besonders thätig erwiesen. Unter diesen Umständen war es, wo das früher mehr als Einfall denn als Entwurf entstandene Complot gegen das Leben des Cardinals wieder aufgenommen und dessen Ausführung beschlossen wurde. Es ward aber entdeckt. Richelieu schickte einige der Verschwornen, darunter den Marschall Ornano und die beiden Vendome, natürliche Söhne Heinrich's IV., in das Gefängniß, und ließ den Grafen von Chalais, aus dem Hause Talleyrand, vorher der erste und vertrauteste Günstling des Königs und bei Gaston ebenfalls sehr beliebt, zum Tode verurtheilen und hinrichten. Ornano, welcher der Erzieher des Herzogs von Orleans gewesen, und einer der beiden Vendome starben im Gefängniß und die Feinde Richelieu's klagten ihn ihres Todes an. Abgesehen davon, daß Richelieu, obwohl hart und gefühllos, wenn sein Interesse im Spiele war, dennoch keines heimlichen Verbrechens beschuldigt werden kann, was ihm sonst die Sitte der Zeit leicht gemacht hätte und wozu ihm die Anschläge seiner Gegner so oft das Beispiel gaben, so war in diesen und ähnlichen Fällen nicht der Tod derer, die er verfolgte, sondern ihre öffentliche Hinrichtung sein Zweck. Jener konnte als eine immer mögliche und natürliche Erscheinung an und für sich keinen Eindruck hervorbringen, diese zeugte aber von der Macht des Ministers und sollte für ähnliche Gelegenheiten Schrecken einflößen. Die Königin Anna selbst ward beschuldigt, an das mögliche Ableben des Königs gedacht und für diesen Fall den Plan, Gaston heirathen zu wollen, gefaßt zu haben. Sie wurde hierüber von dem Könige öffentlich, in Richelieu's Gegenwart, zur Rede gestellt. Der Herzog von Orleans und der Prinz von Condé suchten mit einer, besonders nach damaligen Begriffen, ihres Ranges unwürdigen Schmeichelei,

die Gunst des Cardinals. Gaston gab sich selbst zum Zeugen gegen Chalais, seinen Freund, her, der vorzüglich auf diese Aussage hin verurtheilt wurde. Der Graf von Soissons flüchtete sich, für seine Freiheit fürchtend, in großer Eile nach Savoyen. Richelieu schien von diesem Augenblicke an durch die Demüthigung der Mitglieder des königlichen Hauses und die Hinrichtung eines Grafen von Chalais erklären zu wollen, daß es fortan keine Existenz gebe, die er, wenn sie sich zu ihm in Widerspruch setze, nicht zu beugen oder zu brechen gesonnen sei. Der Cardinal, mit der Unterwerfung Gaston's, der die Erbin von Montpensier heirathete, zufrieden, ließ ihm vom Könige ein großes Einkommen und den Titel des Herzogs von Orleans verleihen.

Nachdem Richelieu seine Gegner unter den Großen und am Hofe bestraft hatte, beschloß er sich gegen die mächtigste und organisirteste Partei im Staate, die Hugenotten, zu wenden. Die religiösen Meinungen des Cardinals trugen zu diesem Entschlusse nichts bei, denn er scheint in dieser Beziehung freisinniger als die meisten seiner Zeitgenossen gewesen zu sein. Ein mit der steten Betrachtung äußerer Macht und Größe, deren Erhaltung und Vermehrung beschäftigter Geist, wie der seinige, bekümmerte sich ohne Zweifel wenig um das Innere der Menschen und stand nicht unter der Herrschaft absoluter, über die Bedürfnisse der Gegenwart und die Erscheinungen der Außenwelt hinausgehender Grundsätze. Unter außerordentlichen Umständen und bei der Annäherung des Todes kehrte er, wie die meisten Menschen, zu den ihm durch seine Erziehung gewordenen Vorstellungen zurück, die ihm Halt und Trost gewähren konnten, nichts aber beweist, daß er in seiner Verwaltung eine wirkliche Vorliebe für den Katholicismus oder eine persönliche Abneigung gegen andere religiöse Ueberzeugungen gehegt habe. Die französischen Protestanten waren für ihn eine Partei im Staate, die dessen Einheit störte, mit der Fremde unausgesetzt in Verbindung stand und der königlichen Autorität, deren Vollstrecker er jetzt war, seit sechszig Jahren einen immer schwer zu überwindenden Widerstand entgegengesetzt hatten. Er wollte, um seine Plane gegen das Ausland verfolgen zu können, seine Hände im Innern frei haben und hier durch keine Opposition gestört werden. In dieser Absicht beschloß er den Untergang der Hugenotten als politischer Partei, aber nicht als religiöser Sekte, denn letztere überlebte Richelieu, der nach der Einnahme von Rochelle, wenn er gewollt hätte, schon damals, wie später Ludwig XIV. gethan, das Edikt von Nantes hätte zurücknehmen können. — Die Zeit hatte die Führer der Hugenotten, die unter

Heinrich III. und im Anfange der Regierung Heinrich's IV. ihren Glauben und dessen Rechte mit den Waffen in der Hand vertheidigt, ins Grab gelegt oder ihre Kraft gebrochen. Bouillon und Duplessis-Mornay waren todt, Sully lebte noch, war aber alt und vergessen. Lesdiguieres hatte im Alter von achtzig Jahren den Katholicismus angenommen, der zweite Bouillon, der Sohn des berühmten hugenottischen Chefs, verließ einige Jahre nach dieser Epoche ebenfalls den Protestantismus und zeigte sich schon jetzt lau. Unter den protestantischen Großen waren im Grunde nur noch die beiden Brüder Rohan und Soubise übrig, von denen letzterer nach England geflüchtet, die von einem den Zeiten der beiden ersten Condé und Coligny's ähnlichem Eifer für ihre Sache beseelt waren. Die Masse der Hugenotten war allerdings nicht geneigt, sich der römischen Kirche zu unterwerfen, und die Freiheit des Gewissens stand ihnen vielleicht noch ebenso hoch als in frühern Zeiten. Aber es fehlte ihnen seit langer Zeit an jener begeisterten Anhänglichkeit an ihre Grundsätze, ohne welche eine Partei, die sich in der Minorität befindet, keine Fortschritte machen und endlich zu Grunde gehen muß. Richelieu, der den Geist der Großen seines Landes, die Mittel und Kräfte der verschiedenen Parteien, kurz, das Frankreich seiner Zeit auf das Genaueste kannte, beschloß die Hugenotten gänzlich unter die Gewalt der Krone zu bringen, und ihrer Existenz, als eines Staates im Staate, und damit einer möglichen bewaffneten Opposition ein Ende zu machen. Er bedurfte zu diesem Zwecke aber einer Flotte, denn ohne eine solche konnte er La Rochelle, das mit Holland und England im lebendigsten Verkehr stand, nicht bezwingen, und ohne die Einnahme von La Rochelle wäre die Besiegung der Hugenotten unmöglich gewesen. Auch mußte ihm eine solche bei spätern nicht auszubleibenden Kämpfen mit Spanien unentbehrlich werden. Er warf sich deshalb mit seiner gewöhnlichen Kraft und Thätigkeit auf die Ausführung dieses neuen Planes, errichtete eine Gesellschaft für den Verkehr mit beiden Indien, ließ in allen Häfen Schiffe bauen und legte sich selbst die oberste Leitung des Seewesens bei. Zu allen diesen Unternehmungen gehörte aber viel Geld, und Richelieu, der wußte, daß eine Nation zu gewissen Zeiten zwar der Theilnahme an ihren öffentlichen Angelegenheiten entsagt, weil im Grunde immer nur ein sehr kleiner Theil, wenigstens in großen Reichen, zu derselben hinzugezogen werden kann, daß aber eine Vermehrung der Lasten und Steuern, indem sie jeden Einzelnen trifft, leicht allgemeine Unzufriedenheit erregt und die schlummernde Aufmerksamkeit des Volkes auf das Thun seiner

Machthaber erweckt, wollte eine solche Maßregel nicht auf seine eigene Verantwortlichkeit nehmen, sondern berief zu diesem Zwecke (1626) eine Versammlung der Notabeln nach Paris, die er aber so zusammenzusetzen wußte, daß von ihr kein Widerstand zu befürchten war. Aus ihren Berathschlagungen ging die große bisher stattgefundene Verschleuderung der öffentlichen Einkünfte, wie der geringe Kredit des Staates, der nur zu den höchsten Interessen Geld finden konnte, hervor. Diese Versammlung, auf welcher der dritte Stand besonders zahlreich und Geistlichkeit und Adel schwach repräsentirt waren, billigte alle Vorschläge Richelieu's, durch den Schutz und die Begünstigung, die er dem Handel versprochen, gewonnen.

Zur Ausführung solcher Entwürfe und Verbesserungen hätte ein langer Friede gehört, aber das Verhältniß Frankreichs zu England deutete auf einen neuen Krieg zwischen den beiden Mächten hin. Die Vermählung Karl's I. mit der Schwester Ludwig's XIII. hatte den beiden Nationen, anstatt sie einander zu nähern, vielfache Gelegenheit zu neuem Streite gegeben. In dem englischen Volke bereitete sich schon damals die große politische Revolution, die es in diesem Jahrhundert durchmachen sollte, vor, und als deren Beginn erschien in ihm eine leidenschaftliche Abneigung gegen den Katholicismus, die aber jetzt nicht mehr, wie unter Elisabeth, einzig von religiösen Motiven geleitet wurde. Das Verlangen nach einem politisch freien Zustande, nach einer lebendigen Theilnahme der Nation an der Führung ihrer Angelegenheiten, fing in den höhern Klassen des englischen Volkes sich allgemein zu regen an, und der Gewissenszwang, den der Katholicismus, wie er in den Händen des Papstthums und der Hierarchie einmal geworden, auflegt, wurde mit jenem Streben nach politischer Selbstständigkeit für unvereinbar gehalten, denn eine vollkommene politische Freiheit setzt allerdings eine moralische Emancipation voraus, die mit einer consequenten Durchführung der katholischen Religionsgrundsätze schwer oder unmöglich zu vereinigen ist. Die alte nationale und religiöse Abneigung der beiden Völker sollte jetzt durch die entgegengesetzte Wendung, die ihr politischer Zustand nahm, noch vermehrt werden, denn während in Frankreich im siebenzehnten Jahrhundert das Princip der unumschränkten Gewalt des Königthums in allen seinen Theilen vollendet wurde, ward es in England bekämpft und gestürzt. Die Erscheinung der eifrig gesinnten katholischen Königin Henriette und ihrer französischen Priester wurde vom englischen Volke mit Mißtrauen und Widerwillen betrachtet. Die leichtsinnige Verwegenheit,

mit der Bukingham, der mächtige Günstling Karl's I., sich der jungen Königin von Frankreich genähert hatte, entfremdete die beiden Souveraine, die sich ohnedies nicht liebten, einander noch mehr, und die päpstlichen und spanischen Abgeordneten in Paris thaten das Ihrige, um diese Spannung zu erhöhen. Plötzlich erschien Bukingham, ohne vorangegangene Kriegserklärung, mit einer Flotte und Landungstruppen vor La Rochelle, unter dem Vorwande, den Protestantismus überhaupt, und diese Stadt, sein Bollwerk in Frankreich, gegen die französische Regierung zu beschützen. Die Bewohner von La Rochelle erklärten sich nach einigem Zögern für ihn und entschuldigten diesen Act der Rebellion durch die Verletzung der ihnen zugestandenen Privilegien und die widerrechtliche Errichtung einer sie auf der Land- und Seeseite bedrohenden Citadelle. Bukingham segelte, nachdem er diese Forts vergeblich zu bezwingen gesucht, nach England zurück und überließ die Einwohner der Rache Ludwig's XIII., der sich mit einem ansehnlichen Heere gegen die aufrührische Stadt in Bewegung setzte. Richelieu wohnte dieser Expedition nicht nur bei, sondern leitete sie sogar. Während dieser Zeit hatte Rohan in Languedoc zu den Waffen gegriffen und die Hugenotten in diesen Gegenden nur mit Mühe und oft mit Gewalt zu einem neuen Kriege fortgerissen. Es ward ihm, seiner Thätigkeit und Begeisterung ungeachtet, unmöglich, mehr als einige tausend Mann zusammenzubringen, und Condé und Montmorency versammelten gegen ihn ein zahlreiches Heer. Im November (1627) begann die Belagerung von La Rochelle, zu der der König seine besten Truppen brauchte und bei der Richelieu, seinen zu Unternehmungen jeder Art geschickten Geist bekundend, mit Rath und That an die Hand ging. Die Errichtung eines Dammes, der den Hafen einschloß, die Hülfe von der See her unmöglich machte und die endliche Uebergabe der Stadt erzwang, war der Gedanke und das Werk des Cardinals. Die Belagerung dauerte elf Monate und ist, um der großen Anstrengung von beiden Seiten, der bewunderungswürdigen Ausdauer der Einwohner und des Heldenmuthes ihres Maires Guiton willen, eine der bekanntesten Begebenheiten dieser Art. Vergebens suchte eine englische Flotte zweimal in den Hafen einzudringen, die auf dem Damme errichteten Batterien der Belagerer machten jede Hülfe unmöglich. Die Bedingungen der Uebergabe waren nicht so hart, wie die offenbare Rebellion der Einwohner und die lange Arbeit ihrer Besiegung hätten voraussetzen lassen, und beweisen, außer vielen andern Gründen, daß Richelieu nicht sowohl aus natürlicher Neigung, als aus Grund-

satz die strengen und oft harten Handlungen, die man seiner Verwaltung vorwirft, begangen hat. Die Zerstörung einer Stadt oder die Ausrottung ihrer Einwohner wäre eine Wunde gewesen, die sich die Regierung selbst geschlagen hätte. Die Hinrichtung eines aufrührischen Großen aber machte sie nicht ärmer und schreckte seines Gleichen, ihn nachzuahmen, ab. Die Abhängigkeit, in die das früher so freie La Rochelle fiel, die Aufhebung ihres Daseins als Gemeinde, die Entwaffnung ihrer kriegerischen Bürger waren mehr als ein gänzlicher Untergang geeignet, den Hugenotten einen heilsamen Schrecken einzujagen. Nicht die einzelnen Bewohner von La Rochelle, sondern ihr Gemeinwesen wurde ein Gegenstand des königlichen Zornes, und dies reichte in der That für Richelieu's Zwecke aus. Das Schicksal von La Rochelle war nicht blos ein für das Verhältniß zu den Hugenotten, sondern auch in Beziehung auf die Prinzen, die Großen, kurz alle, die der Regierung zu widerstehen geneigt sein konnten, wichtiges Ereigniß. Sie begriffen, daß keine Partei in Frankreich sich gegen die Macht des Königs, selbst mit Hülfe fremder Staaten, mehr behaupten könne.

Die Hugenotten waren allerdings noch nicht ganz besiegt. Rohan stand noch in Languedoc an der Spitze der Eifrigsten unter seinen Glaubensgenossen und mit spanischem Gelde geworbener Söldner. Er hatte sich gegen Philipp IV. für zahlreiche Subsidien ein Heer in Frankreich, zur Bekämpfung der königlichen Autorität bestimmt, zu unterhalten anheischig gemacht. Dieses Bündniß des hugenottischen Häuptlings mit den erklärtesten Feinden des Protestantismus und des Vaterlandes war auf die Dauer unmöglich. Ludwig XIII., Richelieu, Condé und die besten königlichen Kriegsobersten, wie Epernon, d'Estrées u. s. w. setzten sich gegen Rohan und die protestantischen Städte im Süden in Bewegung. Von aller fremden Hülfe entblößt und unter sich sogar uneinig, konnten diese nicht lange widerstehen. Rohan sah sich endlich, seiner Hartnäckigkeit ungeachtet, zur Unterwerfung gezwungen. Richelieu wollte ebenfalls den Frieden mit den Hugenotten, aber es sollte, seiner Meinung nach, der letzte sein. Wiewohl dieser Aufstand die Hugenotten, die ihn ohne hinreichenden Grund und in einem Augenblicke, wo er die Plane des Cardinals gegen das Ausland durchkreuzte, begonnen hatten, aller Rache der Gesetze bloßstellte, so zeigte Richelieu gegen sie dennoch keine besondere Strenge und noch weniger persönliche Erbitterung. Es kam in Alais (1629) ein Friede zu Stande, in welchem den Prinzen Rohan und Soubise und den aufrührischen Städten unter der Bedingung Verzeihung gewährt

wurde, daß sie fortan alle ihre festen Plätze schleifen sollten. Es wurde ihnen nicht nur Gewissensfreiheit, sondern in den, von dem Edict von Nantes, bestimmten Grenzen, freie Ausübung ihres Cultus gewährt. Montauban allein, das bisher, während aller dieser innern Kriege nie eingenommen worden, widerstand eine Zeit lang, mußte aber endlich ebenfalls seine Thore öffnen. Richelieu hatte den Großen und Statthaltern ihre festen Städte abgenommen und ihre Schlösser zerstört. Er konnte, ohne jeden Augenblick neue Unruhen befürchten zu müssen, den Hugenotten nicht die ihrigen lassen.

Es lag ohne Zweifel in Richelieu's persönlichem Interesse, jede Gelegenheit zu suchen, sich seinem mißtrauischen und eifersüchtigen Gebieter unbedingt nothwendig zu machen und durch eine immer größere Theilnahme Frankreichs an den Verhältnissen des Auslandes die Wichtigkeit seiner Stellung und die Unentbehrlichkeit seiner Person zu erhöhen. Wenn Ludwig XIII. nicht die Ueberzeugung gehabt hätte, daß, wie er dies oft selbst äußerte, Niemand als der Cardinal der Last so großer Geschäfte gewachsen sei, so würde er ihn alsbald und gern entfernt haben. Diesem Interesse, das Richelieu demnach hatte, sein Land immer mehr in die Streitigkeiten der Nachbarn zu verwickeln, kamen jedoch die Selbstsucht, die Unruhe und Eroberungssucht der größern und kleinern Fürsten Europas jener Zeit nur zu sehr entgegen und brachten die beständigen Kriege hervor, welche die gesammte Verwaltung des Cardinals erfüllten. Der Kaiser, Spanien und Savoyen waren es vorzüglich, die ihm abwechselnd Gelegenheit gaben, seinem eigenen Ehrgeize ein freies Feld zu eröffnen und seinen Stolz in dem Nachdruck, mit dem er die Kriege führte, und in der Kunst, mit der er die Unterhandlungen leitete, zu befriedigen. Man hat ihm oft den Mangel an Treue und Glauben in seinen Bündnissen und Verträgen, und zwar mit Recht, vorgeworfen. Indessen bewiesen seine Gegner keineswegs mehr Redlichkeit als er selbst, und List und Stärke wurden so ziemlich gleichmäßig von allen Parteien als die einzig tauglichen Mittel des Erfolges anerkannt. Richelieu war weder besser noch schlimmer wie die meisten gleichzeitigen Machthaber, und wenn er sehr oft die Gelegenheit, den Einfluß seines Landes und seine eigene Bedeutung auf Kosten des Rechts und der Treue zu vermehren, begierig ergriff, so ward sie ihm auch sehr oft von seinen Gegnern geboten. In dieser Zeit (1628) entstand ein mehrjähriger Krieg, der einen Theil Italiens mit Blut und Verwüstung heimsuchte und den der Cardinal keineswegs hervorgerufen hatte. Der Herzog

Vincenz II. von Mantua, aus dem Hause Gonzaga, war gestorben, und der Herzog von Nevers, der sich in Frankreich niedergelassen und diesen Titel durch eine Heirath erworben hatte, ebenfalls der Familie Gonzaga angehörig, war der rechtmäßige Souverain von Mantua geworden. Die Grafschaft Montferrat war ein Weiberlehen und der Sohn Nevers' hatte sich mit der Erbin desselben vermählt, so daß die gesammten Besitzungen des Hauses Gonzaga an den in Frankreich ansässigen Zweig dieses Geschlechts fielen. Die Verbindungen, in welche die Nevers mit Frankreich und seiner Politik gekommen, war für die Feinde derselben ein Vorwand, ihre unzweifelhaften Erbrechte auf die italienischen Besitzungen ihres Hauses nicht anerkennen zu wollen. Der Herzog Karl Emanuel von Savoyen nahm Montferrat, sich dabei auf Gründe stützend, die Karl V. hundert Jahre als oberster Lehnsherr verworfen hatte, für sich in Anspruch. Der Herzog von Savoyen und der spanische Statthalter der Lombardei hatten endlich beschlossen, sich durch Gewalt in den Besitz von Montferrat zu setzen. Richelieu, der die Besitzungen der Gonzaga nicht unter den Einfluß weder der einen noch der andern Linie des Hauses Oesterreich fallen lassen wollte, benutzte die Ungerechtigkeit, mit der Nevers, durch seine Besitzungen in Frankreich ein Vasall dieser Krone, bedroht wurde, um die Uebermacht des Kaisers und des Königs von Spanien in Italien zu bekämpfen und Frankreich in diesem Lande von Neuem festen Fuß fassen zu lassen. Ludwig XIII., Richelieu selbst, der bei dieser Gelegenheit, wie bei der Belagerung von La Rochelle, eine außerordentliche Thätigkeit entwickelte, und die besten französischen Feldherren nahmen an diesem Feldzuge Theil, zu dem die Anerkennung oder die Bestreitung der Rechte des Herzogs von Nevers nur der Vorwand, der wahre Grund aber die gegenseitige Eifersucht der französischen und österreichischen Interessen in Italien waren. Die merkwürdigsten Ereignisse dieses Krieges, in welchem einer seiner Urheber, der Herzog von Savoyen, seine Staaten auf das Grausamste verwüstet sah, war erstens die lange Belagerung von Casal, das von den Franzosen für den Herzog von Nevers mit der größten Ausdauer vertheidigt wurde, eine Belagerung der von Antwerpen, Breda, Ostende und La Rochelle vergleichbar, wie denn überhaupt die moderne Kriegskunst im sechszehnten und im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts sich besonders in dem Angriffs- und Vertheidigungssystem fester Plätze hervorthat und von da aus zu den weitern strategischen Planen der Epoche Ludwig's XIV. überging; zweitens die Erstürmung und Plünderung von Mantua durch deut-

sches und spanisches Kriegsvolk, bei der viele Schätze der Kunst, welche die reichen und kunstliebenden Gonzaga seit langer Zeit in ihrer Hauptstadt aufgehäuft hatten, zu Grunde gingen. Karl Emanuel ward durch die Unfälle, die er sich durch seine Theilnahme an diesem Kriege zugezogen, durch die Einnahme Mantuas, damals einer der ersten italienischen Städte, und die Abhängigkeit, in die er gerathen war, so ergriffen, daß er erkrankte und bald darauf starb (1630). Dieser nur zweijährige, auf ein geringes Terrain beschränkte Krieg, wurde aber mit großer Anstrengung geführt und war von allen Gräueln damaliger Kampfesart, der wildesten Zerstörungslust und selbst der Pest begleitet, gab aber zugleich in beiden Lagern den Führern zur Entwickelung großer militairischer Talente Veranlassung. In diesen Feldzügen war es, wo Türenne seine erste Schule machte. Der Krieg hätte wahrscheinlich noch länger gedauert, denn die Behauptung oder Wegnahme der Städte und Festungen so kleiner Länder, wie Mantua und Montferrat, war die Aufgabe der ersten Mächte Europas und ihrer besten Generale und Soldaten geworden, wenn nicht die Begebenheiten in Deutschland eine endliche Entscheidung hervorgebracht hätten. Ferdinand II. hatte auf dem Reichstage zu Regensburg (1630) die Wahl seines Sohnes zum römischen Könige betrieben, dabei aber bei katholischen und protestantischen Ständen großen Widerstand gefunden, die über die Gewaltthätigkeiten und Erpressungen erbittert waren, die sich Wallenstein, der kaiserliche Feldherr, hatte zu Schulden kommen lassen. Die beiden französischen Abgesandten, die Richelieu nach Regensburg geschickt, unter ihnen der berühmte Pater Joseph, ein Kapuzinermönch, der für des Cardinals rechte Hand galt, hatten ebenfalls den Sturz Wallenstein's gewünscht und sich, da der Reichstag den Kaiser nicht zur Entlassung seines Feldherrn und Heeres, so lange der Krieg in der Nähe, in Oberitalien wüthete, nöthigen konnte, zur Abschließung eines Friedens willig finden lassen, der Ferdinand II. den Vorwand, eine große bewaffnete Macht zu halten, nahm. Richelieu wollte den Kaiser übrigens hierdurch nur schwächen und täuschen und bezweckte keineswegs die Erreichung eines festen Friedensstandes, denn sein Bündniß mit Gustav Adolph, aus dem ein noch viel größerer Krieg entstehen sollte, war um diese Zeit schon vorbereitet worden. Die großen Verheerungen, die der mantuanische Krieg verursachte, besonders die Pest, die sich in seinem Gefolge einstellte, hatten zwischen den beiden Heeren einen Waffenstillstand veranlaßt, nach dessen Verlaufe die Feindseligkeiten erneuert wurden. Die Franzosen griffen die Deutschen und Spanier vor

Casal, diese Festung zu entsetzen, an, als in dem Augenblicke des Gefechtes selbst, dem Feuer beider Linien ausgesetzt, ein Reiter aus dem spanischen Lager, mit einem wehenden weißen Tuche und dem Rufe: „Friede, Friede!" der französischen Angriffskolonne entgegenkam. Dies war Julius Mazarini, der, von Urban VIII. seinem Legaten zur Vermittlung eines Friedens zwischen Frankreich und Oesterreich als Unterhändler beigegeben, so großes politisches Talent bewies, daß Richelieu auf ihn aufmerksam wurde und ihn in das Interesse Frankreichs zog. Mazarini brachte nämlich die Nachricht von dem in Regensburg abgeschlossenen Frieden mit, vermöge dessen der Kaiser den Herzog von Nevers mit Mantua und Montferrat belehnen, dieser aber einen Theil des letztern an den Herzog von Savoyen abtreten sollte, dem Frankreich alle über ihn gemachte Eroberungen herauszugeben sich verpflichtete. Die Franzosen zögerten mit der Erfüllung dieser letztern Bedingung, um einen Theil der österreichischen Macht in Italien festzuhalten und dem Könige Gustav Adolph von Schweden, der schon das Jahr vorher in Deutschland gelandet war, um so mehr freie Hand zu lassen. Richelieu hatte die Macht seines Freundes, des Herzogs von Mantua, vermindert, um die seines Feindes, des Herzogs von Savoyen, zu vermehren, mit letzterm aber durch Mazarini's Vermittlung vorher einen Vergleich abgeschlossen, vermöge dessen Savoyen Pignerol und andere Grenzfestungen in französischen Händen ließ und überhaupt ein Bündniß mit Frankreich einging. Richelieu hatte das Ziel, das er sich beim Ausbruche der Feindseligkeiten vorgesetzt hatte, wirklich erreicht. Die Herzöge von Savoyen und Mantua waren an das französische Interesse geknüpft, und der Eintritt in Italien und die Bekämpfung des Hauses Oesterreich auf diesem wichtigen Punkte den Franzosen möglich gemacht worden.

Diese Vortheile waren aber mit einer so großen Aufopferung an Geld und Mannschaft erlangt worden und der Cardinal hatte bei der obersten Leitung des Krieges, die er sich selbst vorbehalten, die ersten französischen Feldherren mit so großem Stolz und oft mit noch größerm Mißtrauen behandelt, daß am Hofe und in den Kreisen der Großen ein allgemeiner Unwille gegen ihn rege wurde. Der Eindruck des drohenden Beispieles, das er vier Jahre vorher, bei Gelegenheit der Verschwörung des Grafen von Chalais gegen diesen und mehre seiner Mitschuldigen gegeben, war von der Zeit ausgelöscht worden. Die Königin-Mutter, der Richelieu den Anfang seines Glückes verdankte, war jetzt, wo sie ihm nicht mehr nöthig war, von ihm vernachlässigt worden, und die junge Königin

hatte die Demüthigungen, die sie bei Entdeckung jener Verschwörung erfahren, nicht vergessen. Ludwig XIII., den seine Mutter unter dem Vorwande, seine Gesundheit zu schonen, in der That aber um einigen Einfluß auf ihn zu bewahren, gern in ihrer Nähe, dem Kriegsschauplatze fern, gehalten hätte, war von Richelieu oft in der ungesundesten Jahreszeit, unter Entbehrungen aller Art, in der Nähe der Pest, in die Moräste von La Rochelle, in die rauhen Gebirge Savoyens oder in die glühenden Ebenen Piemonts geführt worden. Der König litt, obwohl er von hoher Gestalt und festem Baue war, an einem organischen Fehler der Leber, der schon mehrmals für sein Leben besorgt gemacht hatte. Die Kühnheit Richelieu's, der diesen Fürsten, der seine einzige Stütze war, den Gefahren des Krieges und des Klimas so oft aussetzte, während er den Haß der Großen kannte, und wußte, daß der Tod Ludwig's XIII. nicht nur augenblicklich seiner Gewalt ein Ende machen, sondern ihn wehrlos in die Hände seiner Feinde überliefern würde, ist oft mit Erstaunen erwähnt worden. Indessen erschien ihm der Einfluß Maria's von Medicis und Anna's von Oesterreich auf den Sohn und Gemahl, sobald er in ihrer Nähe blieb, noch näher und drohender als sein möglicher Tod. Im Lager, im Drange der Kämpfe und Unterhandlungen wußte der Cardinal seine ganze Ueberlegenheit und Unentbehrlichkeit fühlbar zu machen, während er bei fortdauerndem Frieden am Hofe und unter ruhigen Verhältnissen wahrscheinlich von einem Nebenbuhler gestürzt worden wäre. Nach Art aller hellsehenden und zuversichtlichen Naturen wählte Richelieu, unter zwei möglichen Gefahren, die weniger wahrscheinliche, und die, wenn sie beseitigt wurde, ihm den größten Vortheil bot. Kurze Zeit vor dem Abschlusse des Friedens von Regensburg ward Ludwig, der, obgleich den Krieg liebend, von seinem Hofe und der gewohnten Gesellschaft entfernt, sich im Lager langweilte und nach Paris zurückkehren wollte, in Lyon so gefährlich krank, daß man mehre Tage lang an seinem Leben verzweifelte. Während seiner Krankheit hatten ihm die beiden Königinnen, die ihm bis dahin entgegengegangen waren, die zärtlichste Theilnahme gezeigt. Als Ludwig zu genesen anfing, drangen sie in den vertrauten Unterhaltungen, die er jetzt nicht, wie so oft in gesunden Tagen, zurückwies, in ihn, den Cardinal zu entfernen. Sie machten ihn auf die Ehrsucht, Kriegslust, auf die mit seiner königlichen Würde unvereinbare Macht desselben aufmerksam. Bald nach der Rückkehr in die Hauptstadt suchte Maria von Medicis ihren Sohn in einer geheimen Zusammenkunft zu dem entscheidenden Schritte, der Ent-

lassung des Cardinals, zu bestimmen, die er ihr in Lyon schon förmlich versprochen hatte, als Richelieu, von Allem unterrichtet, plötzlich durch eine verborgene Thür in das Zimmer trat und die Unterredung unterbrach. Ludwig wurde furchtsam und bestürzt, aber Maria's von Medicis lange verhaltene Erbitterung gegen den undankbaren Günstling brach mit leidenschaftlicher Heftigkeit und in einem Strome von Beleidigungen und Vorwürfen hervor. Der König entfernte sich eilig. Richelieu hielt sich für verloren und wollte schon die Hauptstadt verlassen. Die außerordentliche Schwäche Ludwig's XIII. und die tiefgewurzelte Herrschaft Richelieu's über ihn that sich aber bald auf eine überraschende Weise kund, indem er den Minister nicht nur beibehielt, sondern ihm wo möglich eine noch größere Macht als früher einräumte. Außer der Königin-Mutter hatten viele andere hohe Personen an dem Sturze des Cardinals gearbeitet. Die Pariser nannten den Tag, an dem die, welche ihm eine Grube zu graben gesucht, selbst hineingefallen waren: „la journée des dupes" (der Tag der Gimpel oder Tröpfe). Eine Menge der ersten Personen des Hofes wurden verbannt oder gefangen gesetzt. Richelieu suchte anfangs die Königin-Mutter durch Beweise der Ehrfurcht und des Vertrauens zu gewinnen, als er aber ihren tiefen Haß gegen ihn erkannt und erfahren, daß der Herzog von Orleans mit dem Plane, ihn ermorden zu lassen, umgehe, beschloß er seine hauptsächlichsten Gegner für sich unschädlich zu machen. Maria von Medicis ward, wie dreizehn Jahre vorher nach Blois, so jetzt nach Moulins verbannt. Gaston hatte sich in seine Statthalterschaft zurückgezogen. Aber bald verließen Beide das Königreich. Erstere wandte sich nach den Niederlanden, letzterer an den Hof des Herzogs von Lothringen. Einige Zeit darauf wurde der Marschall von Marillac, der während der Krankheit Ludwig's XIII. in Lyon seiner Mutter gerathen hatte, den Cardinal nach des Königs Tode, den man fast für gewiß ansah, sogleich verhaften oder tödten zu lassen, unter dem Vorwande von Erpressungen und Veruntreuungen angeklagt, verurtheilt und hingerichtet. Marillac's Bruder, bisher Siegelbewahrer, und den, wenn Richelieu's Sturz gelungen wäre, Maria von Medicis zum ersten Minister bestimmt hatte, starb im Gefängnisse. Die Großen, die den Herzog von Orleans bei seiner Flucht aus dem Königreiche begleitet hatten und unter denen sich ein natürlicher Sohn Heinrich's IV. befand, wurden des Hochverrathes schuldig erklärt. Ludwig XIII. erließ an die Parlamente und Statthalter eine Bekanntmachung, worin er erklärte, daß feindselige Gemüther die Königin-Mutter und den

Cardinal entzweit hätten, daß er die Dienste des letztern nicht entbehren könne und sich deshalb genöthigt gesehen habe, seine Mutter für einige Zeit von sich zu entfernen. Nie hatte noch ein Minister, selbst unter den schwächsten der frühern Könige, einen solchen Sieg davongetragen. Sein Gebieter hatte ihm alle seine Gegner, selbst die Mitglieder seiner eigenen Familie aufgeopfert. Als Richelieu diesen Kampf gegen die Königin-Mutter, den Thronerben und die meisten Großen begann, konnte er freilich nicht voraussehen, daß diese einige Monate nachher flüchtig und verbannt sein würden, aber die Gefahr, der er sich ausgesetzt, ward auch überschwenglich belohnt. Er stand von jetzt an, unter der Form eines Ministers, als ein Diktator da.

Richelieu hatte anfänglich den von seinen Unterhändlern zu Regensburg unterzeichneten Vertrag nicht bestätigen wollen. Er ward endlich aber doch ratificirt, und Frankreich hatte darin versprochen, die Feinde des Kaisers weder mit Geld und Waffen, noch auf irgend sonst eine Art zu unterstützen. Aber Richelieu war keineswegs geneigt, den seit mehren Jahren von ihm begonnenen Plan, dem Kaiser überall und immer Feinde zu erwecken, um irgend einer Formalität willen, und als eine solche erschienen ihm Verträge und Friedensschlüsse, aufzugeben. Er hatte früher die niedersächsischen Stände und den König von Dänemark gegen den Kaiser aufgeregt. Als nach der Besiegung Christian's IV. in der Schlacht von Lutter bei Wolfenbüttel, Ferdinand II. im Reiche willkürlich zu schalten anfing und die katholischen Fürsten, seine Verbündeten, seine Uebermacht fürchtend, sich in Heidelberg, um ihn zur Berufung eines Reichstages und Herstellung des Friedens zu nöthigen, versammelten, hatte Richelieu diese Opposition ebenfalls unterstützt und einen eigenen Unterhändler, den Baron de Charnacé, an die katholischen Stände, sie in ihrem Beginnen zu ermuthigen, abgeschickt. Er suchte zuerst eine Annäherung zwischen diesen und dem Könige von Dänemark hervorzubringen, warf aber, als letzterer, durch seine Niederlagen erschreckt, mit Ferdinand II. zu Lübeck einen Vergleich eingegangen war, seine Augen auf Gustav Adolph, den jungen und heldenmüthigen König von Schweden, der sich schon durch Siege über Dänen, Polen und Russen verherrlicht hatte, und strebte dahin, diesen gegen den Kaiser zu bewaffnen. Ein Mittel hierzu war der sechsjährige Waffenstillstand, der auf Charnacé's Vermittlung zwischen Polen und Schweden geschlossen wurde und der Gustav Adolph den freien Gebrauch aller seiner Kräfte gegen Ferdinand II. erlaubte. Dies war der Ursprung der folgenreichen Verbindung

zwischen Richelieu und dem Könige von Schweden. Zu derselben Zeit hatte der Pater Joseph die von Charnacé angefangenen Unterhandlungen mit den katholischen Ständen fortgesetzt, deren Resultate die Zusammenberufung eines Reichstages in Regensburg und die Absetzung Wallenstein's gewesen waren. Auf diesem Reichstage war aber auch zugleich der letzte Vergleich zwischen dem Kaiser und Frankreich geschlossen worden. Richelieu hatte demnach, wie man ersehen kann, Ferdinand II. unaufhörlich, wenn auch auf geheime und indirekte Art, Feinde zu erwecken gesucht, die protestantischen Stände gegen ihn vereinigt, die katholischen ihm entzogen und die nordischen Könige gegen ihn bewaffnet. Zu derselben Zeit hatte er erst die Hugenotten, dann die Mutter und den Bruder des Königs, und überhaupt alle seine Gegner im Innern bezwungen. Drei Monate nach dem Frieden von Regensburg, der dem Kaiser von Seite Frankreichs Ruhe zu versprechen schien, schloß Richelieu mit Schweden einen Vertrag ab, vermöge dessen er ihm in einem Kriege gegen Ferdinand II. bedeutende Subsidien auf fünf Jahre versprach. Noch nie in der modernen Geschichte hatte ein Staatsmann bei seinem Plane, einem Nebenbuhler zu schaden und ihn zu drängen, einen so rastlosen Eifer, eine so umfassende Thätigkeit, wie Richelieu gegen das Haus Oesterreich dargelegt. Es ward in den beiden sich übrigens berührenden Richtungen seines politischen Daseins, dem Kampfe gegen die unzufriedenen Großen und die Parteien im Innern, und den Kaiser und Spanien nach Außen, etwas von der eisernen Beharrlichkeit und dem folgerechten Geiste mancher Päpste des Mittelalters, so verschieden auch die angewandten Mittel und der vorgezeichnete Zweck waren, sichtbar, und ein Charakter wie Richelieu würde einige Jahrhunderte vorher wahrscheinlich unter den großen Kirchenfürsten geglänzt haben. Im siebenzehnten Jahrhundert mußte aber ein solcher Mann, damit er sich zeigen und entwickeln könne, am Ruder eines großen Staates stehen, denn obgleich Alles, dem Anschein nach, noch immer aus religiösen Motiven, für oder gegen den Katholicismus zu geschehen schien, so war dieser doch im Grunde schon ein Instrument für politische Zwecke geworden und Richelieu, der Cardinal und Verfolger der Protestanten im Innern Frankreichs, war der stete Bundesgenosse derselben im Auslande, und hat mehr als irgend einer seiner Zeitgenossen, selbst mehr als die offnen Angriffe der protestantischen Völker und Fürsten zur Schwächung des katholischen Princips im siebenzehnten Jahrhundert beigetragen. Nicht daß Richelieu dem Protestantismus geneigt gewesen wäre oder denselben als Confession zu begünstigen

gedacht hätte, ohne Zweifel war er, aus Erziehung und Gewohnheit, mehr dem alten als dem neuen Glauben zugethan, er galt sogar für einen gelehrten Theologen und geschickten Casuisten, aber die Stellung, welche die beiden Linien des Hauses Oesterreich als Vertheidiger der Kirche eingenommen, zwang ihn, um ihr Uebergewicht zu brechen, sich mit ihren Feinden zu verbinden und den Katholicismus auf diese Art aus politischer Nothwendigkeit zu bekämpfen. Die Kirche konnte sich jetzt nicht mehr durch sich selbst und allein vertheidigen, sie bedurfte der Fürsten zu ihrer Erhaltung, und ein Angriff auf diese ihre Vertheidiger verletzte sie selbst. Als Innocenz III. den König Philipp August und seine Vasallen zur Besiegung der Albigenser aufforderte, gehorchten sie ihm im Interesse der Kirche. Nachdem sie deren Feinde besiegt hatten, überließen sie dem Papste die Entscheidung ihres Schicksals. In allen Kriegen aber, welche die Reformation erregte, traten nicht die Päpste und die geistlichen Großen, sondern die weltlichen Fürsten und ihre Stellvertreter als die entscheidenden Führer auf. Philipp II. und Ferdinand II. hatten mehr als die Päpste derselben Zeit zur Vertheidigung der Kirche beigetragen, und Heinrich IV. und Richelieu letzterer darum so viel geschadet, weil sie deren standhafte Vertheidiger an der Erreichung ihres Zieles hinderten. Früher hatte sich die politische Ordnung Europas auf die religiöse gestützt und von ihr abgehangen, seit dem vierzehnten Jahrhundert hatte sich das entgegengesetzte Verhältniß zu bilden angefangen, und diese große Veränderung in den Ideen und in der Lage der Welt kam durch die Reformation zum offnen Ausbruche, war aber schon vor ihr vorhanden gewesen. — Es war anfänglich Richelieu's Absicht, bei seinem Bunde mit den protestantischen Mächten diese gegen das Haus Oesterreich nur indirekt, durch Zahlung von Subsidien, zu unterstützen, ihre Abneigung gegen den gemeinsamen Feind durch alle Künste der Ueberredung zu vermehren, die militairischen Kräfte seines eigenen Landes aber zu schonen und erst in einem besonders gelegenen Augenblick das Gewicht Frankreichs unmittelbar in die Wagschale zu werfen. — Während dieser Zeit fuhr er fort, den Blick stets auf das Ausland gerichtet und in seinen Verhältnissen thätig, jeden Versuch der Großen, sich seinem Ansehn zu widersetzen, mit unerbittlicher Strenge zu rächen. Aber nicht nur diese, sondern auch unabhängige Fürsten zwang er, wenn sie nicht mächtig und entfernt genug waren, um sich seinem Einflusse entziehen zu können, zur Unterwerfung unter seinen Willen. Gaston von Orleans hatte sich bei seiner Flucht aus dem Königreiche nach Nancy zu dem Herzoge von

Orleans begeben, und man glaubte, daß er, von Maria von Montpensier schon Witwer geworden, damit umgehe, Margarethe von Lothringen, die Schwester des Herzogs zu heirathen. Der Cardinal fürchtete, daß das Land dieses Fürsten, der ein eifriger Anhänger des Hauses Oesterreich war, durch die Anwesenheit des Thronerben, und besonders wenn jene Vermählung zu Stande komme, der Sammelplatz aller Unzufriedenen und Feinde des in Frankreich herrschenden Systems werden könne. Er lockte, um dies zu verhindern, den Herzog von Lothringen nach Metz und wußte ihn hier, von einer französischen Besatzung umgeben, so zu schrecken, daß dieser in einem besondern Vertrage zu Vic seiner Allianz mit dem Kaiser und Spanien entsagte, den Heeren des Königs von Frankreich zu jeder Zeit den Durchzug durch seine Staaten erlaubte, die französischen Unzufriedenen zu entfernen versprach, und zur Sicherheit für die Erfüllung dieser Versprechungen in eine seiner Festungen, Marsal, französisches Kriegsvolk einnahm. Der Herzog von Lothringen erfüllte die Bedingungen dieses Vertrages und nöthigte Gaston von Orleans, der sich indessen vorher heimlich mit der lothringischen Prinzessin verband, sich nach Brüssel zu seiner Mutter zu begeben, bewahrte aber in seinem Herzen ein lebhaftes Gefühl der Unzufriedenheit über den ihm vom Cardinal angethanen Zwang. Dieser hatte in der That den Herzog, indem er ihn nach Metz einlud, auf das Aergste getäuscht, indem er ihm ohne die Annahme jener Bedingungen sich nicht frei zurückzuziehen erlaubte. Der Herzog Karl war, als Souverain von Lothringen, von Frankreich durchaus unabhängig, und nur als Herzog von Bar ein Lehnsmann Ludwig's XIII., in derselben Art, wie es einst die Könige von England, als Herzöge der Normandie u. s. w. gewesen. Richelieu nahm aber den Schein an, ihn überhaupt als einen Vasallen des Königreiches zu betrachten. Dieser Mangel an Treue und Glauben war indessen dem Cardinal keineswegs allein, sondern der ganzen Politik seiner Zeit eigen, nur daß er zu den Künsten der List und Täuschung, häufiger als Andere, Aeußerungen der Gewalt hinzufügte, die ihn besonders verhaßt machten. — Richelieu hatte, nachdem er sich im Geheimen mit Schweden verbunden, die katholischen Stände Deutschlands, den Herzog von Baiern an der Spitze, zu einer genauen Neutralität zwischen den kriegführenden Mächten zu bestimmen gesucht, und Schweden eine solche von seiner Seite anzuerkennen versprochen, sobald die Katholiken den Protestanten in Deutschland Alles, was sie denselben seit dem Jahre 1618 abgenommen hatten, zurückgeben würden. Der Herzog von Baiern hatte in diesem

Sinne in Mainz einen geheimen Vertrag mit Frankreich unterzeichnet (1632), zu derselben Zeit aber hob er Kriegsvolk aus, verstärkte seine Festungen und entschloß sich im günstigen Augenblicke für den Kaiser aufzutreten. Dieser Fürst handelte, wie man sehen kann, auf einem kleinern Schauplatze und mit geringern Mitteln, ungefähr nach denselben Grundsätzen wie Richelieu, und Aehnliches ließe sich von allen damaligen Fürsten und Großen nachweisen. Selbst Gustav Adolph, der beste aller damaligen Gewalthaber, würde sich, hätte er länger gelebt, vielleicht nicht auf der sittlichen Höhe erhalten haben, die ihn in den Augen der Nachwelt so groß erscheinen läßt. Die Politik war seit den Zeiten Ludwig's XI. und Ferdinand des Katholischen ein Gewebe von Trug und Täuschung geworden, dessen Schlingen fast Niemand, der die öffentlichen Verhältnisse berührte, zu entgehen vermochte. Ein Fürst von der Natur Ludwig des Heiligen wäre im siebenzehnten Jahrhundert unmöglich gewesen. Die öffentliche Moral besaß damals weniger Macht und Einfluß als in rohern Zeiten, und der Bruch der Intelligenz und der Sittlichkeit spaltete die innere Natur der Menschen tiefer, als es z. B. einst im Mittelalter der Fall gewesen. Diese Trennung war damals in den Massen noch nicht fühlbar, unter den hervorragenden Persönlichkeiten, welcher Nation und welchem Glauben sie auch angehören mochten, fast allgemein.

Das Unglück der beiden Marillac, die Hinrichtung des Einen und der Tod des Andern im Gefängnisse erregte den lebhaften Unwillen der Königin-Mutter und Gaston's von Orleans, die den Untergang dieser beiden Vertrauten als eine Drohung gegen alle diejenigen ansahen, die sich mit ihnen gegen den Cardinal verbinden möchten. Maria von Medicis ließ von Brüssel aus eine Menge Flugschriften gegen die Verwaltung des Cardinals bekannt machen, die von ihm und seinen Anhängern mit derselben Bitterkeit beantwortet wurden. Denn dieser Federkrieg, obwohl schon früher in Frankreich und besonders seit Ludwig XI. im Gebrauche, begann unter dem Cardinal allgemein und eines der vornehmsten Mittel der kämpfenden Parteien und ihrer Intriguen zu werden. Gaston von Orleans dagegen beschloß, die Unzufriedenheit, die er in Frankreich mit der Verwaltung des Cardinals voraussetzte und die allerdings unter den Großen, aber nicht unter der Masse der Nation stattfand, zu einem Einfalle in das Königreich und einer Erneuerung der Bürgerkriege zu benutzen. Er begab sich zu dem spanischen Heere, das sich im Trierschen versammelt hatte, erhielt von dem dasselbe befehligenden Generale Gonsalvo von Cordova ein ansehn-

liches Corps Reiterei, begab sich nach Nancy zu dem Herzoge von Lothringen, der, wie alle Anhänger des Hauses Oesterreich und die gesammte katholische Partei, durch die Siege Wallenstein's in Böhmen und Pappenheim's in Sachsen ermuthigt, sich gegen Frankreich zu erklären beschloß. Richelieu, von diesen Planen unterrichtet, schickte ein Heer gegen Lothringen und zwang den Herzog zur Beobachtung des Vertrages von Vic und zur Aufnahme der französischen Besatzungen in seine meisten Festungen. Gaston setzte unterdessen seinen Weg durch Burgund nach Languedoc fort, welcher Provinz der Marschall, Herzog von Montmorency im Namen des Königs vorstand. Dieser, der Sohn Damville's, der während der Bürgerkriege unter Heinrich III. und Heinrich IV. dieses Land fast als ein unabhängiger Fürst verwaltet und an der Spitze der sogenannten „Politiker" gestanden hatte, und der Enkelsohn des berühmten Connetable, der in der Schlacht von St. Denis gefallen, war in seiner Statthalterschaft sehr geliebt und durch persönliche Tapferkeit, Geist und Anmuth, aber keineswegs durch militairische und politische Talente ausgezeichnet. Die Erinnerung an die innern Kriege, in denen seine Vorfahren eine thätige und oft selbstständige Rolle gespielt hatten, lebte in ihm fort und er täuschte sich über den Geist seiner Zeit. Montmorency war, wie alle Großen, der Verwaltung Richelieu's abgeneigt. Er kannte die Schwäche und Abhängigkeit Ludwig's XIII. von seinem Minister, er hielt den König gewissermaßen wie außer dem Spiele und glaubte nicht seiner Pflicht gegen ihn zu mangeln, wenn er sich mit dessen Bruder und Erben verband, der, wie er ankündigte, den König und das Volk von der Tyrannei des Cardinals zu befreien, in das Land eingerückt war. Außerdem wohnte in Montmorency, dessen Vorfahren fast an der Wiege der Monarchie gestanden und nicht viel jünger wie die Kapetinger selbst waren, der schon selten werdende und bald ganz erlöschende Geist der Feudalwelt. Er glaubte, sich als einen kleinen Souverain betrachtend, dem Könige unter gewissen Umständen mit den Waffen widerstehen zu dürfen, ohne sich deshalb ganz von ihm zu trennen, und trennte dessen Diener und Stellvertreter überhaupt ganz von ihm selbst. Was seinen Charakter betrifft, so bestach die bei einem Unternehmen obwaltende Gefahr sein Urtheil über dessen Rechtmäßigkeit, eine Gesinnung, die einst im Mittelalter im Herrenstande fast allgemein gewesen und unter demselben noch keineswegs ganz verschwunden war. Montmorency war mit Maria von Medicis und ihrem Sohne durch italienische Unterhändler in Verbindung getreten. Außerdem war ihm bei der

Ausführung seines Vorhabens von Spanien Geld und Mannschaft versprochen worden. Der Herzog von Guise, der in Italien in einer, dem Anschein nach, freiwilligen Verbannung lebte, sollte mit spanischem und italienischem Kriegsvolk plötzlich in der Provence auftreten, der Herzog von Epernon Guienne, der Marschall Crequi die Dauphiné aufwiegeln. Die Vorbereitungen zu dieser Verschwörung, die bei den verwickelten Verhältnissen, in denen Frankreich zum Auslande stand, bei der Abneigung, die der hohe Adel durchgängig und selbst ein großer Theil des niedern gegen den Cardinal hegte, bei der Unterstützung, die ihr von Spanien und Italien aus verheißen worden, der Regierung gefährlich werden konnte, verlangten vor allen Dingen Zeit, und Montmorency war nicht wenig überrascht, als Gaston, lange ehe die nöthigen Veranstaltungen getroffen, blos mit einem Corps Reiterei in Languedoc erschien. Der Thronerbe erließ ein Manifest, in welchem er den Titel eines Generallieutenants des Königreiches annahm und einzig im Interesse des Königs, den er von den Täuschungen und Kunstgriffen des Cardinals unabhängig machen wollte, zu den Waffen gegriffen zu haben erklärte. Aber Niemand gesellte sich, außer Montmorency und den von ihm abhängigen Edeln und Städten, zu dem Prinzen, die übrigen schlossen ihre Thore, und die Hugenotten im Süden, auf welche die Verschwornen gerechnet, wiesen ihre Vorschläge ab. Die Hülfe Spaniens blieb aus, die Truppen, die es versprochen, waren nach den Niederlanden geschickt worden. Die geringe Meinung, die man von dem Charakter Gaston's und den Fähigkeiten Montmorency's hegte, die Uebereilung, mit der diese Unternehmung, die große Umsicht und Klugheit verlangte, betrieben worden, hielten Epernon und Crequi ab, derselben beizutreten. An dem kleinen Hofe und in dem Heere des Herzogs von Orleans brachen außerdem Streitigkeiten und Mißhelligkeiten aus. Indessen war die Macht der Verschwornen noch immer groß genug, um im schlimmsten Falle einen Hafen oder die Grenze zu erreichen und sich in Sicherheit zu setzen, als der tollkühne Muth Montmorency's ihn bei einer Recognoscirung, mit mehren Wunden bedeckt, in die Hände seiner Feinde lieferte. Der Graf von Moret, ein natürlicher Bruder Ludwig's XIII. und der sich Gaston angeschlossen, ward bei dieser Gelegenheit getödtet. Der Marschall Schomberg, der die Truppen des Königs befehligte, ließ den Thronerben entwischen. Montmorency wurde ebenso allgemein bedauert, als der niedrige Sinn und die Feigheit Gaston's getadelt, der, mit dem Könige sich versöhnend, selbst als Zeuge gegen seine Mitschuldigen auftrat. Ludwig XIII. begab sich nach Toulouse,

den Proceß Montmorency's zu beschleunigen, der vom Parlamente dieser Stadt verurtheilt und hingerichtet wurde (30. October 1632) Gaston hatte sich mit seinem Vertrauten Puy-Laurens, der ihn ebenso unbedingt, nur nicht mit demselben Geschicke und Glücke, wie Richelieu den König leitete, nach Tours zurückgezogen. Einmal war er, ungeachtet der ihm gethanen Zusagen, über seine und seines Günstlings Freiheit nicht beruhigt, und dann wußte er, daß Richelieu ihn, wegen seiner Vermählung mit Margarethe von Lothringen, aufs Neue verfolgen könne. Er hatte diese Verbindung, die ihm als ein Staatsverbrechen vorgeworfen wurde, da er sie gegen den Willen des Königs geschlossen, so viel als möglich geheim gehalten, er wußte aber, daß sie ihm sehr leicht bewiesen werden konnte. Er entschloß sich demnach, das Königreich wiederum zu verlassen und in die Niederlande zurückzukehren.

Die Hinrichtung Montmorency's und mehrer anderer Verschwornen, die Flucht Gaston's und die ohne Schwertstreich erfolgte Unterwerfung Languedocs hätte den Mißvergnügten allen Muth benehmen sollen. Aber die hinfällige Gesundheit des Königs und des Cardinals und der Bund mit dem Kronerben ermuthigte sie immer wieder zu neuen Intriguen und Comploten, obgleich diese nach wie vor vereitelt wurden und auf die Häupter der unbesonnenen oder verbrecherischen Unternehmer zurückfielen. Wie nach der „Journée des dupes", so beschränkte sich Richelieu auch jetzt nicht darauf, die Häupter unter seinen Gegnern oder die ihm offnen Widerstand geleistet hatten, zu verfolgen, er wandte sich auch gegen die, welche sich lau und unentschieden erwiesen hatten. Der Siegelbewahrer Chateauneuf hatte sich der jungen Königin genähert, die während Richelieu's letzter Krankheit, denn er war während der Katastrophe Montmorency's von einem heftigen Anfalle seiner gewöhnlichen Leiden getroffen worden, sich besonders glücklich gezeigt und an allen Festen und Zerstreuungen den heitersten Antheil genommen hatte. Chateauneuf ward abgesetzt und in eine Festung geschickt, und mehre seiner Verwandten und Freunde erfuhren ein ähnliches Schicksal. Sein Freund, der Marschall d'Estrées, der den Spaniern Trier abgenommen und sich überhaupt sehr hervorgethan hatte, ward von einem ähnlichen Schicksale bedroht, rettete sich aber durch die Flucht. Besondere Commissionen durchzogen die Provinzen und verurtheilten die, welche an dem letzten Aufstand Theil gehabt hatten. Bei der Amnestie, welche die Regierung endlich bewilligte, wurden jedoch funfzehn vornehme Personen, und darunter fünf Bischöfe, von ihr ausgenommen, ein Beweis, daß das Complot in

den höhern Kreisen Anklang gefunden und, mit mehr Umsicht geleitet, hätte gefährlich werden können. Zu gleicher Zeit belohnte der Cardinal diejenigen, die sich entschieden für ihn ausgesprochen und ihn unterstützt hatten, durch Ertheilung von Ehren und Würden. Unter Anderm fand eine große Vertheilung des heiligen Geistordens statt, in die sich Richelieu mit achtundvierzig andern geistlichen und weltlichen Großen einschließen ließ (1633).

Die unerwarteten Begebenheiten des vorjährigen Feldzuges (1632) hatten den Cardinal in hohem Grade beschäftigt, und sie waren es vorzüglich, die ihn veranlaßt, die Anstifter der letzten innern Unruhen mit so großer Strenge zu verfolgen und seine Anhänger durch Belohnungen und Gunstbezeigungen noch fester an sich zu fesseln. Gustav Adolph war in der Schlacht von Lützen gefallen, und Richelieu konnte, obgleich die Schweden Sieger geblieben, doch fürchten, daß der Tod dieses Helden, der die Seele der protestantischen Partei gewesen, dem Hause Oesterreich und den katholischen Ständen Deutschlands wiederum wie früher ein Uebergewicht verleihen könne. In diesem Falle war er entschlossen, sich nicht mehr, wie bisher, mit Ertheilung von Subsidien an die Feinde des Kaisers und Spaniens, mit der Schließung von Verträgen gegen letztere, kurz, mit einer indirecten Bekämpfung derselben zu begnügen, sondern zu diesem Zwecke die ganze Macht seines Landes zu verwenden. Der Winter nach dem Tode Gustav Adolph's (1632—1633), während dessen Wallenstein sich nach Böhmen zurückgezogen hatte und der Krieg stillstand, ward von Richelieu dazu benutzt, die Verbindung mit Schweden, das jetzt von dem Kanzler Oxenstierna regiert wurde, zu erneuern. Die protestantischen Stände der vier Kreise: Schwaben, Franken, Ober- und Niederrhein schlossen zugleich unter dem Vorsitze des schwedischen Ministers zu Heilbronn eine Konföderation, in welcher sie nicht eher die Waffen niederlegen zu wollen erklärten, bis die Krone Schweden für ihre Aufopferungen entschädigt, die Freiheiten Deutschlands gegen den Kaiser gesichert und die von ihm vertriebenen Fürsten in ihre Staaten wiederhergestellt sein würden. Zu derselben Zeit verhinderte Richelieu die Holländer, den Vorschlag eines Waffenstillstandes mit Spanien anzunehmen, indem ein solcher letzterer Macht freie Hand gelassen hätte, ihre in den Niederlanden beschäftigte Streitmacht zur Unterstützung des Kaisers nach Deutschland zu schicken. Die Holländer erklärten sich zur Fortsetzung des Kampfes bereit, wenn Frankreich, offen und direct, den Krieg an den Kaiser und Spanien erklären wollte. Richelieu blieb aber seinem Plane, hiermit so lange als

möglich zu zögern, und dies erst dann zu thun, wenn die Macht des Hauses Oesterreich durch den fortgesetzten Krieg ermüdet sein würde, treu. Der Haß, der zwischen den Holländern und Spaniern bestand, machte, daß er seinen Zweck, ohne zu einer Kriegserklärung gezwungen zu werden, erreichte. Der Waffenstillstand zwischen den beiden Staaten kam nicht zu Stande.

Obgleich Richelieu den Augenblick zu einer offnen Schilderhebung gegen den Kaiser noch nicht für geeignet hielt, so wollte er auf denselben jedoch immer vorbereitet sein und ein größeres stehendes Heer, als bisher in Frankreich gehalten worden, besitzen. Ein solches mußte aber geübt und beschäftigt werden, und er beschloß deshalb mit einem Theile desselben über den Schwächsten seiner Nachbarn, als Vorübung für größere Kämpfe, herzufallen. Dies war der Herzog von Lothringen, dessen Vorliebe für Oesterreich und die katholische Partei, durch die Härte, mit der ihn Richelieu behandelt, sich noch vermehrt hatte. Der Herzog war gezwungen gewesen, sein Kriegsvolk unter französische Fahnen zu stellen, was aber die Folge hatte, daß die meisten Hauptleute und Soldaten, wie ihr Souverain, dem Kaiser zugeneigt, bei jeder Gelegenheit zu dessen Heeren übergingen. Der Cardinal, der auf einen Vorwand zum Kriege gegen Karl von Lothringen sann, stellte sich, als betrachte er die ohne Bewilligung Ludwig's XIII. geschlossene Vermählung Gaston's von Orleans mit Margarethe von Lothringen als eine der Krone Frankreich zugefügte Beleidigung, und beschloß zugleich den lothringischen Fürsten wegen der versäumten Huldigung für das Herzogthum Bar zur Verantwortung zu ziehen. Der Herzog von Lothringen, obwohl ein tapferer und kriegserfahrner Fürst, war, zumal nach den mit Frankreich eingegangenen Verträgen so geschwächt, daß er an keinen Widerstand denken konnte. Vergebens erklärte er sich zu allen persönlichen Opfern, um sein Land zu retten, bereit, er mußte in Nancy, seiner Hauptstadt, eine französische Besatzung einnehmen (1633). Hiermit noch nicht zufrieden, verfolgte Richelieu vor dem Parlament von Paris, das über das souveraine Haus Lothringen keine Art von rechtmäßiger Jurisdiktion in Anspruch nehmen konnte, die Vermählung des Thronerben mit der Schwester des Herzogs als einen Act der Gewalt und Felonie, indem er die sonderbare Behauptung aufstellte, daß Gaston zu derselben von den lothringischen Prinzen gezwungen worden sei. Der Herzog legte im Anfange des Jahres 1634, in der Hoffnung, daß Richelieu hierdurch bewogen werden würde, von der Verfolgung abzustehen, die Regierung zu Gunsten seines Bruders, des Cardinals Franz von

Lothringen, nieder, Richelieu erneuerte aber einige Monate nachher die gerichtliche Procedur. Das Parlament hatte, von der Ungerechtigkeit dieser Ansprüche und Anschuldigungen überzeugt, den Proceß nur mit Zögern angefangen, sah sich aber endlich ein Urtheil im Sinne des Cardinals zu erlassen gezwungen. Ein französisches Heer rückte in Luneville ein und überzog von da aus das ganze Land. Richelieu hegte ohne Zweifel gegen das lothringische Haus, das sich gegen Frankreich, wenn auch nicht anhänglich, doch unterwürfig bewies, keinen persönlichen Haß. Er wollte aber das Königreich gegen Osten hin, wo dies am Leichtesten möglich war, vergrößern, und Lothringen bot ihm hierzu eine willkommene Gelegenheit dar. Durch die Besetzung Lothringens und die oftmalige Anwesenheit französischen Kriegsvolkes im Elsaß, den Schweden oder den protestantischen Ständen zu Hülfe geschickt, gewöhnte er diese Gegenden an den Anblick der französischen Macht und bereitete durch diesen moralischen Eindruck ihre spätere politische Einverleibung mit Frankreich vor. Unter Heinrich II. war hierzu durch die Eroberung von Metz ein bedeutender Schritt geschehen. Während der langen Bürger- und Religionskriege hatte diese Richtung nicht weiter verfolgt werden können, sie ward von Richelieu wiederum betreten und von Ludwig XIV. vollendet.

Der Cardinal, jeden Umstand zur Bekämpfung oder Schwächung des Kaisers benutzend, war mit Wallenstein in geheime Verbindung getreten, hatte die den Holländern versprochenen Subsidien vermehrt und in den Niederlanden Unruhen hervorzubringen gesucht. Ueberall trat er außerdem der sich hier und da regenden Neigung seiner Verbündeten, mit dem Kaiser in Unterhandlungen zu treten, in den Weg. Er schien es sich zur Aufgabe gemacht zu haben, Oesterreichs und Spaniens böser Genius zu sein. Er hatte gehofft, daß Ferdinand II. sich in der Ermordung Wallensteins selbst eine tödtliche Wunde geschlagen haben würde. Aber das Gegentheil schien zu erfolgen. Der älteste Sohn des Kaisers, der den Titel eines Königs von Ungarn führte, und der Cardinal-Infant, der Bruder des Königs von Spanien, wurden an die Spitze der kaiserlichen Heere gestellt. Die schwedischen Generale und die protestantischen Stände der Konföderation von Heilbronn wußten sich nicht über die zum Kriege zu nehmenden Maßregeln zu verständigen. Regensburg ging an den Kaiser über und es kam bei Nördlingen (1634) zu einer großen Schlacht, in der die Schweden gänzlich geschlagen wurden. Richelieu hatte bis dahin geglaubt, Frankreichs Kräfte zu entscheidenden Schlägen zu sparen und das Haus Oester-

reich durch die Macht seiner Verbündeten beschäftigen und schwächen zu können. Er hatte den Schweden, den Holländern, den deutschen Protestanten nur unter der Bedingung Hülfe versprochen, wenn sie sich anheischig machten, ohne seine Zustimmung mit dem Kaiser und dem Könige von Spanien weder Frieden noch Waffenstillstand zu schließen, diese Zustimmung zu ertheilen sich aber nie geneigt gezeigt. Nach der Schlacht von Nördlingen verdoppelte er seine Thätigkeit. Seine Gesandten suchten die Konföderation von Heilbronn von der Annahme der Friedensbedingungen abzuhalten, die damals der Kaiser den Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg anbot, den Frieden zwischen Polen und Schweden zu beschleunigen, die Eifersucht Dänemarks gegen letzteres zu mildern, Alles zu dem Zweck, Schweden den Kampf gegen den Kaiser zu erleichtern. Er erkannte aber sehr bald, daß die Bestrebungen seiner Diplomatie, ohne eine directe und mächtige Theilnahme Frankreichs an dem Kriege, zu diesem Zweck nicht ausreichen konnten. Im Anfange des nächsten Jahres (1635) schlossen Sachsen und Brandenburg, welche die Verheerungen und Aufopferungen des Krieges nicht länger ertragen zu können glaubten und den Franzosen und Schweden, die schon jetzt Entschädigungen auf Kosten Deutschlands in Anspruch nahmen, mißtrauten, mit dem Kaiser Frieden. Ferdinand II. überließ den lutherischen Ständen die geistlichen Güter, in deren Besitz sie sich befanden, und erkannte ihre kirchliche Verfassung an, verbot aber den protestantischen Gottesdienst in allen seinen Erbstaaten. Dem Kalvinismus wurden keine Zugeständnisse gemacht, und die Souveraine von Würtemberg, Hessen und Baden, so wie alle österreichischen Flüchtlinge von diesem Frieden ausdrücklich ausgeschlossen. Der Kaiser hatte allerdings seinen Plan, den Protestantismus überhaupt in ganz Deutschland auszurotten, nicht erreicht, den Katholicismus aber, der im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts im deutschen Reiche sehr geschwächt war und später durch die Siege Gustav Adolph's in großer Gefahr geschwebt, wieder erhoben und ihm, wenigstens für den Augenblick, ein Uebergewicht verschafft. Die protestantischen Stände nahmen diese Bedingungen, die vom Kaiser mehr vorgeschrieben waren, als aus gegenseitiger Uebereinkunft hervorgingen, um den Drangsalen des Krieges ein Ende zu machen, an. Die Konföderation von Heilbronn löste sich demnach noch kein Jahr nach der Schlacht von Nördlingen auf. Richelieu fühlte, daß jetzt die Zeit gekommen war, wo Frankreich den Kampf gegen das Haus Oesterreich unmittelbar selbst auf sich nehmen müsse.

Siebentes Kapitel.

Die beiden ersten Rollen in dem blutigen Drama, das so lange einen großen Theil Europas erschütterte, spielten ohne Zweifel Richelieu und Ferdinand II., denn selbst Gustav Adolph's und Wallenstein's heroische Erscheinungen gingen ebenso rasch vorüber, als sie sich plötzlich erhoben hatten. Alle andern, an und für sich oft nicht unbedeutende Persönlichkeiten, traten aber im Vergleiche zu jenen Hauptpersonen in den Hintergrund zurück. Es kann nicht ohne Interesse sein, einen Augenblick lang bei der Betrachtung des allgemeinen Charakters jener resultatvollen Zeit und des Einflusses, den die beiden mächtigen, sie bewegenden Individualitäten auf sie und damit auf die Nachwelt ausgeübt haben, zu verweilen. — Der Kaiser schien sich das Beispiel seines Stammverwandten, Philipp's II., zum Muster genommen und, wie dieser, die Erfüllung seiner Pflicht als Regent in die Bekämpfung und Zerstörung aller religiösen und bürgerlichen Freiheit gesetzt zu haben. Nachdem er den Protestantismus und die ständischen Rechte seiner Unterthanen in seinen Erbstaaten zerstört, suchte er in Deutschland dieselbe Einheit des geistlichen und weltlichen Despotismus, wie sie unter dem Sohne Karl's V. in Spanien vollendet worden, einzuführen. Er bewies bei diesem Beginnen eine seltene Kraft und Ausdauer des Charakters, um so merkwürdiger, da sie von keinen bedeutenden persönlichen Fähigkeiten unterstützt war, denn im Grunde konnte er bei Allem, was er that, nur seinen Willen und seine Gesinnung erklären, mußte die Ausführung aber durchaus Andern überlassen. Die hohe Stellung, in der er sich befand, und die, selbst mittelmäßig benutzt, schon an und für sich eine große Macht war, die bedeutenden militairischen Talente, die ihm zu Gebote standen, und der frühe Tod Gustav Adolph's erklären allerdings zum Theil die Erfolge, die er davontrug, mehr aber gingen diese noch aus der Reaction hervor, die in den letzten Jahren des sechszehnten und in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts in den gegenseitigen Verhältnissen der beiden großen christlichen Confessionen vorgegangen war. Die Grundsätze des Protestantismus hatten in den ersten funfzig Jahren seit seiner Erscheinung so gewaltig um sich gegriffen, daß der alte Glaube

in seinem Dasein selbst bedroht worden war. Die zahllosen Mißbräuche, welche die einseitige Durchführung des katholischen Princips hervorgebracht, waren, besonders vom funfzehnten Jahrhundert an, als die eigenthümliche Stimmung des Mittelalters verschwunden und dessen äußere Verhältnisse erschüttert worden, zum Vorschein gekommen. Die Hierarchie hatte die dogmatischen und moralischen Grundsätze des Christenthums, um zur Herrschaft über ein kräftiges, aber kindliches und unentwickeltes Geschlecht, wie die germanischen Eroberer des römischen Reiches waren, zu gelangen, dermaßen versinnlicht und herabgezogen, daß die klare und in die Höhe strebende Flamme des Evangeliums in der dumpfen und engen Atmosphäre, in welche das Papstthum und Mönchswesen die Welt eingehüllt, zu ersticken drohte. Im Mittelalter, das im Ganzen eine Zeit des Gefühls und des Glaubens, aber nicht des Gedankens und der Untersuchung gewesen, war die Masse vom Joche persönlicher Unfreiheit gebrochen und ihre Häupter vom Drange, ihre persönlichen Ansprüche und Leidenschaften geltend zu machen, erfüllt gewesen. Der Geist der Einen konnte nicht zur Reife, der der Anderen nicht zur Ruhe kommen. Damals waren die Ideen und Formen des Katholicismus, durch den Trost und die Hoffnung, die er den Niedrigen verlieh, durch die Bezähmung und Demuth, die er den Höhern auferlegte, mit der Natur der damaligen Menschen und der Lage der Dinge in Uebereinstimmung gewesen. Aber nicht nur die Gestalt der politischen Gesellschaft verwandelte sich im Laufe einiger Jahrhunderte wesentlich, und die Kirche, welche dieselbe blieb, mußte mit dem Resultate dieser Veränderungen in Streit gerathen, sondern im funfzehnten Jahrhundert selbst ging der religiösen Emancipation die große intellektuelle Befreiung des menschlichen Geistes in der Erneuerung der Wissenschaften und Künste, durch den belebenden Geist des Alterthums, voran. Die Hierarchie, die unter den Formen des Evangeliums den theokratischen und ascetischen Geist des Orients mit der Politik des alten Roms vereinigte, überlebte die Feudalwelt, auf welche sie sich so lange gestützt hatte, und trat dem neuen Geiste, der, obwohl längst vorbereitet, erst im funfzehnten Jahrhundert zum Ausbruch kam, so zu sagen, unvorbereitet entgegen. Die in den Ursprung und die Natur der hierarchischen Institutionen verwebten Mängel traten bei dem freiern Leben, das die Menschheit seit der Erschütterung und endlichen Auflösung des Lehnssystems zu athmen begann, näher und augenscheinlicher als früher hervor. Der vornehmste dieser Mängel, die aus dem Orient überkommene Unbeweglichkeit und Abgeschlossenheit, kam mit dem

raschen Wechsel und dem unaufhaltsamen Fortschritt, der im funfzehnten Jahrhundert das gesammte Dasein der Völker ergriff, in einen vorher nie gefühlten Widerspruch. So sehr auch einzelne hervorragende Glieder der Hierarchie sich diesem neuen Geiste nähern und in einzelnen Richtungen an ihm Theil nehmen mochten, sein Wesen trat ihnen in vielen Beziehungen durchaus fremd und feindlich entgegen. Ein großer Theil der Hierarchie verließ, durch das Verschwinden des alten Feudalgeistes, zu der Welt in ein neues und falsches Verhältniß gebracht, die ausschließend ascetisch-politische Stellung, die ihr in den letzten Zeiten des Alterthums und im Mittelalter eine so große Macht verliehen und begann sich mit der freiern Bewegung, die in der Welt entstanden war, zu befreunden. Aber die Häupter der Hierarchie, durch diese Annäherung mit der Natur ihrer Institutionen, ihrer Bestimmung und ihren Traditionen in Widerspruch gerathend, griffen aus diesem neuen Geiste nur gerade das heraus, was in ihm falsch und verderblich war, die Willkür statt der Freiheit, den vorherrschenden Drang nach weltlicher und sinnlicher Befriedigung, die Sophismen der sich bildenden modernen Politik, und vor Allem die Liebe zur Herrschaft um ihrer selbst willen, nicht als ein Mittel zur Verbreitung der ascetischen und religiösen Ideen, wie früher der Fall gewesen. Daher das große Sittenverderben, die innern Spaltungen und Kämpfe im Schooße der Kirche selbst, welche die Concilien von Basel und Constanz zu vermitteln und aufzuheben versuchten. So wie einst im Mittelalter aus der Annäherung des theokratischen und feudalen Geistes die vielen, ihrer Härte und Beschränktheit ungeachtet, großartigen Erscheinungen, auf allen Stufen der Hierarchie hervorgegangen, so brachte die Art, wie sich die Welt und die Kirche im funfzehnten Jahrhundert berührten, die lasterhaften, ehrgeizigen oder weltlich verfeinerten Päpste hervor, von denen Alexander VI., Julius II. und Leo X. die Repräsentanten sind. Die Kirche hätte, sobald die Monarchie sich von ihr emancipirt, die Feudalwelt, der rechte Arm der Hierarchie, gesunken, sobald sie den freiern Sinn, der sich in den Massen zu regen begann, nicht zu der alten Unterwerfung zurückführen konnte, sich vor einer zu nahen Berührung mit dem Geiste der Welt hüten und sich in sich selbst abschließen sollen. Sie mußte nothwendig von ihrer Kraft verlieren, als sie die Strenge und Unbeweglichkeit ihres ascetischen und monastischen Bodens verließ, auf dem sie emporgewachsen und auf dem sie allein sich erhalten konnte, und in die ihrer Natur fremde Bewegung der

Politik, der Wissenschaften und Künste, wie sie vom Erlöschen des Mittelalters an geworden, eintrat.

Der aus dem Sinken der Theokratie und des Feudalsystems, aus den Verhältnissen, unter denen die moderne Gesittung überhaupt entstanden, aus der Natur einer nicht ersterbenden, sondern sich entwickelnden Gesellschaft, wie das Mittelalter gewesen, erwachte Trieb nach freierer und selbstständigerer Bewegung, versuchte sich anfänglich nur in rein weltlichen Verhältnissen, im Staate, den Wissenschaften, der Literatur, begann aber, da die Hierarchie, in ihren Formen unwandelbar, obgleich ihr Geist und ihre Macht sehr geschwächt waren, dennoch den Anspruch machte, denselben zu leiten, zu beschränken und, wo möglich, zu erdrücken, sich gegen diese und ihre Spitze, das Papstthum, zu wenden. Die Reformation entstand, wie alle außerordentlichen Begebenheiten, ihren tiefen Keim in der Vergangenheit tragend, aber durch zufällige Umstände in ihrem Ausbruche beschleunigt, und suchte in der moralischen Welt die Idee der Freiheit, wie in der politischen das Königthum die der Ordnung, zur Herrschaft zu bringen. Sie wurde in ihrem Beginn von den Fürsten und Völkern mit derselben Theilnahme begrüßt, denn von ersteren war die Abhängigkeit, in der die Kirche sie gehalten hatte, noch nicht vergessen worden, und letztere waren, in eine neue Bahn tretend, des Schutzes nicht mehr bedürftig, den ihnen die Hierarchie früher gewährt hatte, und fingen den Werth der Opfer zu begreifen an, mit denen sie denselben erkauft hatten. Alles schien auf eine vollkommene religiöse Umgestaltung hinzudeuten, und es nahte sich ein entscheidender Augenblick, in welchem das Schicksal der Welt auf lange Zeit hinaus entschieden werden sollte. Das Resultat dieser Krise entsprach jedoch nicht der Größe und Energie, mit der sie sich in ihrer ersten Bewegung angekündigt hatte. Keines der beiden großen religiösen Systeme wurde des andern durchaus Herr, und sie theilten sich, ohne sich zu versöhnen, in die Herrschaft über Europa. Der Katholicismus ward, als das Ende des Kampfes endlich dessen Folgen zu übersehen und abzuwägen erlaubte, gewahr, daß er allerdings an äußerer Macht und Umfang viel verloren, auf den Besitz des Bodens aber, auf dem er sich erhalten, von jetzt an um so sicherer rechnen konnte, und der Protestantismus erkannte, daß er wol allmälig seinen Geist auch auf seine Gegner verbreiten, die Formen seines Systems ihnen aber nicht aufdringen könne. Der Grund dieser in mancher Beziehung sonderbaren Erscheinung, daß ein neues, so lange erwartetes Princip, wie das der Reformation, dessen Bedürfniß so tief gefühlt worden, das sich schon lange vorher

angekündigt hatte, als es endlich in die Wirklichkeit trat, keine vollständige und allgemeine Anerkennung gefunden, lag zum Theil in ihm selbst, zum Theil in den von ihm unabhängigen Verhältnissen, die schon vor ihm da gewesen und von ihm, wenn auch berührt, doch nicht umgestaltet werden konnten. Der Protestantismus stellte wol eine neue Idee, nämlich das Recht der Prüfung der religiösen Ueberlieferungen, aber nicht einen neuen Glauben auf. Er suchte das Joch, in welchem die katholische Hierarchie die Menschen bisher gehalten, abzuschütteln, aber nicht ihnen ein anderes, welchen Ursprunges es auch sein mochte, aufzulegen. Er war eine Opposition, ein Werk der Befreiung, und konnte deshalb nicht erobernd auftreten. In diesem Sinne ist er überhaupt aus dem Geiste der modernen Welt hervorgegangen und hat, mehr als irgend eine andere Idee oder Institution zu dessen Verbreitung und Befestigung beigetragen. Im Alterthume war es immer ein Princip gewesen, das, sich allein für berechtigt haltend, nichts neben ihm anerkannte und jede andere Richtung, jedes andere Leben, zerstören oder sich unterwerfen wollte. Die katholische Theokratie, die sich unter dem Einflusse und den Formen der antiken und besonders der römischen Welt gebildet, hatte diesen ausschließenden Sinn, diese absoluten Ansprüche von dem Augenblicke an gezeigt, wo ihr Oberhaupt sich da, wo einst die alten Cäsaren gewaltet, niedergelassen hatte. Die Ansprüche auf eine unbedingte und unbegrenzte Herrschaft, die Selbstsucht, kein anderes unabhängiges Dasein neben dem seinigen anzuerkennen, seine Formen, Gebräuche und Grundsätze den Anderen, ohne nach ihrer Zustimmung zu fragen, aufzulegen, war von dem alten auf das neue Rom übergegangen, und wenn diese Herrschsucht in letzterm von den Grundsätzen der christlichen Moral, in dem, was es gar zu Rohes und Gewaltsames gehabt, etwas gemildert erschien, so war dies mehr eine Veränderung der Form als des Geistes, der Mittel als des Zweckes gewesen, und selbst diese nur andere und nicht immer bessere geworden. Wenn das Papstthum nicht, wie die alte Republik, nach einer allgemeinen materiellen Herrschaft gestrebt, obgleich ihm auch diese Tendenz nicht vollkommen fremd gewesen, so nahm es dagegen, auf die nach einer übersinnlichen Welt zeigenden, auf sie berechneten mysteriösen Ideen des Christenthums sich stützend, eine unbedingte Herrschaft über das moralische Dasein der Völker in Anspruch, und die Vorstellung von einer allgemeinen geistigen Gemeinschaft der Menschen, wie das Evangelium gewollt, ward von ihm in den Anspruch einer blinden Unterwerfung unter die hierarchische Einheit des großen geistlichen Staates, der

sich auf den Trümmern des weltlichen gebildet, verkehrt. Der Fundamentalcharakter der antiken Welt, die Idee einer allgemeinen unbedingten Herrschaft des Ganzen und der Mangel an individueller Freiheit und Selbstbestimmung der Einzelnen, trat deshalb in dem Geiste, den Tendenzen und Formen der katholischen Hierarchie von Neuem auf, die dadurch bewies, daß der Genius des Christenthums in dieser Kirche keine seiner Natur vollkommen angemessene Behausung gefunden hatte. Die Reformation ging dagegen, welches auch die vorübergehenden Meinungen und Irrthümer einiger ihrer Verbreiter gewesen, aus der Idee der modernen Welt und dem Charakter des germanischen Geistes, der Freiheit und Wahl des Individuums, der Anerkennung seines Rechts, aus dem Verlangen, die geheimen und übersinnlichen Principien der christlichen Lehre mit den Forderungen des endlichen Daseins in Uebereinstimmung zu bringen, hervor. Diese Abwesenheit eines Anspruches auf absolute Herrschaft, die Anerkennung einer sich selbst bestimmenden vernünftigen Natur im Menschen, das den Protestantismus charakterisirt, rettete das Papstthum und die katholische Theokratie in einem Augenblicke, wo eine ihr ähnliche Tendenz ihre Vernichtung hätte herbeiführen können. Welches auch die herrschsüchtigen Tendenzen einzelner Reformatoren im ersten Augenblicke des Sturmes und Wirbels gewesen sein mögen, die, vorher selbst Priester und Mönche und vom Geiste der alten Hierarchie genährt, das reine Gold des Evangeliums nicht ohne einige Beimischung weniger edeler Metalle aus der Tiefe heraufbringen konnten, die Reformation trat nicht erobernd, sondern nur sich vertheidigend, die Macht ihrer innern Ueberzeugung geltend machend, aber nicht Andere mit Gewalt zu deren Annahme zwingend, auf. Aus diesem Principe der Freiheit, der Anerkennung des Rechts und der Wahl Anderer ging aber nothwendig ein Mangel an Concentration und äußerer Uebereinstimmung hervor und der Protestantismus ward gerade durch den Vorzug seiner innern Natur bei den äußern Kämpfen, in die er mit dem alten Glauben gerieth, in Nachtheil gesetzt. — Ein anderer, außer ihrem Princip liegender und von ihr unabhängiger Grund, warum die Reformation nicht das allgemeine Gesetz Europas, wie früher der Katholicismus, geworden, lag, wie schon in dem Laufe dieses Werkes bemerkt worden und hier, um des Zusammenhanges dieser Betrachtungen willen, wiederholt werden muß, in dem von den allgemeinen Formen der Hierarchie und des Lehnswesens lange verhüllten, dennoch aber in seiner ganzen Kraft bestehenden Unterschiede zwischen den Völkern lateinischen und germanischen Ursprunges. Der

Charakter der modernen Welt, der Geist der moralischen Freiheit und individuellen Selbstbestimmung sprach sich vorzugsweise in letzteren aus. Die in dem Boden des Alterthums wurzelnden Grundsätze und Formen der katholischen Theokratie fanden in den Sprachen, den Sitten und Vorstellungen der Franzosen, Italiener und Spanier eine ihnen entsprechende Stimmung vor, weshalb der alte Glaube unter ihnen herrschend blieb. — Nicht so auf den ersten Blick natürlich erscheint der Widerstand, den die Reformation nach dem ersten Sturme der Begeisterung, als sie sich verbreiten und für immer festsetzen wollte, in Deutschland selbst, dem Kern der germanischen Welt und der Wiege des Protestantismus, fand. Warum kam sie daselbst nicht, wie in England und Skandinavien, zu allgemeiner und ausschließender Herrschaft? — Der Einfluß eines angebornen und natürlichen Unterschiedes von ihr, wie in den Nationen der Fall war, in deren Gesittung der Charakter der römischen Welt vorgewaltet, scheint hier nicht angenommen werden zu können, da alles Land zwischen den Alpen und den nordischen Meeren Völker desselben Stammes enthielt. Dessen ungeachtet fand auch zwischen diesen ein nicht so großer, aber doch erheblicher und von jeher bestandener Unterschied statt, der in der Epoche der Reformation erst recht zum Vorschein kam. Süddeutschland hatte, wie die Völker lateinischen Ursprunges, das Christenthum großentheils zu den Zeiten und unter dem Einflusse der römischen Welt überkommen. Das Land am linken Ufer des Rheins und am rechten der Donau war zwar keineswegs vollkommen latinisirt, die römische Herrschaft aber und, als Rom christlich geworden, die römische Hierarchie, in den Städten wenigstens, einheimisch und national geworden. Während der Verfolgungen unter den heidnischen Kaisern gab es in den Städten und selbst in den Wäldern und Thälern Vindeliciens, Rhätiens und Norikums Märtyrer des Glaubens, heilige und verehrte Bischöfe und Einsiedler, deren fast durchgängig lateinische und nicht von der Kirche später erst latinisirte Namen eine Idee von der Verbreitung und Begründung des römischen Lebens in diesen Theilen des Reiches geben können. Der christliche Glaube hatte in diesen dunkeln Gegenden sogar früher als in den offenen Ebenen Galliens und Italiens, auf welche die heidnische Regierung ihr Auge vorzugsweise gerichtet hielt, Wurzel gefaßt. — In Norddeutschland dagegen war die Einführung der katholischen Hierarchie ein Werk der Eroberung, der Gewalt und eine Folge der Siege der Merowinger und Karolinger gewesen. Sie reichte daselbst in ihrer Begründung nicht an die letzten Zeiten des Alterthums, sondern war

mit dem Lehnswesen zugleich entstanden, und statt einer innern Befreiung, wie für die, welche unter der Tyrannei der römischen Herrschaft seufzten, mit dem Verluste der alten Freiheit und dem Anfange einer neuen Sklaverei zusammengetroffen. Norddeutschland war im sechszehnten Jahrhundert, als die große Opposition gegen das Papstthum daselbst ausbrach, nicht so katholisch als Süddeutschland, nicht in dem Sinne, als ob es daselbst nicht ebenso viele Bischöfe, Priester und Mönche gegeben, aber der Geist der altsächsischen Unabhängigkeit, den Karl der Große nie ganz zu brechen vermocht, der germanische Charakter der persönlichen Freiheit und individuellen Selbstbestimmung hatte sich in den herrschenden und freien Klassen dort mehr und reiner als im Süden erhalten. — Zu dieser verschiedenen Stimmung und Richtung im Geiste der beiden großen deutschen Stämme, welche dem Protestantismus hier entgegenkam, dort sich von ihm entfernte, kam aber noch die politische Zerrissenheit des deutschen Reiches in seinen, den Formen nach der Lehnswelt angehörigen, im Verlaufe ihrer innern Ausbildung aber sich zu monarchischer, aristokratischer und municipaler Willkür neigenden Constitutionen, so daß die neue Lehre in ihrer Verbreitung auf so verschiedene Zustände, Gewalten und Interessen stieß, daß sie von denselben hier mit Hoffnung und Begeisterung aufgenommen, dort mit Haß und Mißtrauen zurückgewiesen wurde. Im Ganzen gefiel sie den in ihrem Innern nach unumschränkter Macht strebenden Territorialsouverainen, da sie dieselben von der Aufsicht der Kirche und der Einmischung des Papstthumes in ihr öffentliches und besonderes Leben befreite. Die Städte dagegen neigten sich ihr aus Sympathie wegen des in ihr sich aussprechenden Elementes der Freiheit zu. Der rein aristokratische Theil des deutschen Staatskörpers, der unmittelbare Herrenstand, in Süddeutschland und am Rhein besonders zahlreich, aus welchem die vielen geistlichen Fürsten und höhern kirchlichen Würdenträger vorzugsweise gewählt wurden, blieb dagegen dem alten Glauben treu. Der Landmann, in Deutschland fast durchgängig ein Unterthan des Adels oder der Städte, folgte der Religion derer, die über ihn geboten. Die Mißbräuche der Hierarchie, deren Schwächung und Verweltlichung hatten sich jedoch seit langer Zeit so fühlbar gemacht, der Drang nach einer Abschüttelung ihres Joches war so allgemein verbreitet, daß ungeachtet der in den verschiedenen Stämmen und Ständen Deutschlands waltenden Unterschiede die Reformation die ganze Nation und damit ganz Europa umfaßt haben würde, — denn welches Volk hätte dem von einer einmüthigen und tiefen Richtung bewegten deutschen

Staatskörper lange widerstehen können, zumal da überall ähnliche Gesinnungen, wenn auch schwächer erwacht waren? — wenn nicht die Hierarchie, von dieser äußersten Gefahr erschreckt, alle ihr noch zu Gebote stehenden Mittel zusammengerafft und aus der Lethargie und Zerfallenheit, in welche sie in dem vierzehnten Jahrhundert gesunken war, sich emporgerafft hätte. Alles, was in der alten Theokratie einst Großes und Einflußreiches gelebt, die Erinnerung an ihren, an die Wiege des Christenthums reichenden Ursprung, ihre großen Arbeiten zur Verbreitung des Glaubens, die formelle Strenge und mysteriöse Tiefe ihrer Grundsätze, über deren Widersprüche der geheimnißvolle Schleier ausgebreitet wurde, der überhaupt auf dem Entstehen des Evangeliums selbst liegt, die das Gefühl auf Kosten des Urtheiles beherrschende Macht ihrer Drohungen und Verheißungen, der Eindruck ihrer symbolischen Formen, dieser ganze unermeßliche Apparat, der seit so vielen Jahrhunderten ein Theil des Lebens, des Bewußtseins, der Gewohnheiten der gesammten christlichen Menschheit geworden, ward in jener großen Krise wiederum in Bewegung gesetzt, je nach den Umständen ergänzt und erneuert, und von klugen und zugleich kräftigen Händen, in einer einzigen, schon gebahnten und gewohnten Richtung, mit Allem, was der Protestantismus nicht schon durchaus für sich gewonnen und ergriffen, vereinigt, zum Angriff gegen diesen gebraucht. Im Laufe des sechszehnten Jahrhunderts trat eine Menge eifriger, entschlossener und selbst begeisterter Männer in die Reihen des Klerus ein, der im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert deren sehr wenige gezählt und überhaupt mit einer Art Auflösung bedroht gewesen war. Der Mittelpunkt und Gipfel dieser religiösen Reaktion war die Kirchenversammlung von Trident und die Stiftung des Jesuitenordens, beide darauf berechnet, das Papstthum zu verstärken, dessen Einfluß durch die Wegräumung aller innerhalb der Kirche selbst bestehenden Beschränkungen desselben zu vergrößern und es durch die Ausübung einer unumschränkten Macht im Innern seines Gebietes für dessen enger gewordene äußere Begrenzung zu entschädigen.

Diese Wiederbelebung und Concentrirung der Hierarchie hätte ohne Zweifel dazu ausgereicht, um Alles, was der Protestantismus im ersten Sturme seiner Erscheinung nicht von ihr losgerissen, zu bewahren; um die Reformation aber nicht nur an ihrer Verbreitung zu hindern, sondern in vielen Gegenden, wo sie schon Wurzeln geschlagen, auszurotten, war eine Erneuerung des alten Bundes zwischen der geistlichen und weltlichen Macht nöthig, der seit dem vierzehnten Jahrhundert, während der Schismen und der Unordnungen

in der Kirche, durch den Verfall des Lehnswesens und das Emporsteigen der Monarchie, sich zwar nie ganz gelöst hatte, aber doch sehr locker geworden war. Das Papstthum suchte bei seiner Bekämpfung des Protestantismus die Hülfe der Fürsten unter dem Vorwande nach, daß die Grundsätze der Reformation beiden Gewalten, der kirchlichen und politischen, gleich gefährlich seien und daß sich beide gegen ihr Bestehen und Umsichgreifen zu verbinden hätten. Die Hierarchie konnte sich in dieser Absicht nur an die Souveraine wenden, in deren Staaten der neue Glaube noch nicht vollkommen durchgedrungen, in denen er noch nicht Zeit gehabt, neue Interessen und eine neue Ordnung zu schaffen, und dadurch alle Stände an sich zu fesseln. Zugleich mußten diese Fürsten mächtig und unabhängig genug sein, um der von dem Protestantismus hervorgerufenen Bewegung Einhalt zu thun und der Kirche den Verlust der Feudalwelt, durch deren Arm sie sich einst gegen den Islam gewehrt und die Albigenser und Hussiten unterworfen, ersetzen zu können. In Italien und Spanien waren die Versuche, die Reformation einzuführen, schnell unterdrückt worden, in den skandinavischen Reichen und England hatte sie sich ebenso schnell aller Gemüther bemächtigt, aber der Kern Europas war noch zwischen dem alten und neuen Glauben getheilt, in Deutschland und Frankreich fanden sich beide, ersterer in letzterm, letzterer in ersterm mächtiger, gegenüber. Dieser Kern Europas stand unter der unmittelbaren Herrschaft oder dem durchgreifenden Einflusse zweier großen Dynastien, von deren Verhalten das Schicksal der Welt damals weit mehr als von dem Papst und der Kirche abhängen sollte. Das Haus Oesterreich übte über Deutschland einen großen, aber doch nur mittelbaren Einfluß aus, waltete dagegen über die Niederlande, Italien und Spanien fast unumschränkt. Der Katholicismus war, wenn sich diese Dynastie gegen ihn erklärte, in seiner Existenz bedroht, sie mußte aber, wenn er sich ihrer Anhänglichkeit versicherte, sein vornehmster Schirm und Schutz werden. Die Kapetinger, einst im Mittelalter die mächtigsten Verbündeten der Kirche, von deren Vasallen Jerusalem und Konstantinopel für den heiligen Stuhl erobert worden, die den Päpsten gegen die Hohenstaufen und Ghibellinen so große Dienste geleistet, hatten später die Hierarchie, und namentlich ihre Häupter, auf mannigfaltige Weise beschränkt und selbst dann und wann gedemüthigt, sich aber nie ganz von ihr losgesagt. Von diesen Mächten, und nicht von dem römischen Hofe, hing in dem ersten Jahrhunderte nach dem Erscheinen der Reformation die Erhaltung oder Vernichtung des Katholicismus, wenigstens als einer großen, allgemeinen und

herrschenden Ordnung, wie er bis dahin bestanden, ab. Beide Kronen schienen dem Papstthum zu seiner Erhaltung gleich wichtig und unentbehrlich zu sein, denn wenn das Haus Oesterreich eine viel ausgebreitetere äußere Macht besaß, so war die Reformation dagegen in einen großen Theil seiner deutschen und niederländischen Erbstaaten eingedrungen und hatte sich in den ihm nur mittelbar unterworfenen Fürstenthümern und Städten Deutschlands schnell befestigt, in Frankreich dagegen, von der eigenthümlichen Stimmung der Nation in ihrer Verbreitung gehindert, nur geringe Fortschritte gemacht. Karl V. und Franz I. wurden von den Päpsten für ihre Sache durch die Vorstellung gewonnen, daß die Aufhebung der hierarchischen Einheit der Kirche und die Vernichtung oder Zerstückelung der geistlichen Monarchie nothwendig von Angriffen auf die weltliche begleitet werden würden. In beiden Fürsten wurde die Ueberzeugung befestigt, daß die Grundsätze der Reformation ebensowohl gegen die politische als kirchliche Ordnung gerichtet seien, und daß ein Umsturz der letztern auch eine Erschütterung der erstern hervorbringen würde. Die Idee der Freiheit, die jene beiden Machthaber im Wesen des Protestantismus erkannten, erschien ihnen als der gefährlichste Feind ihrer eigenen Größe, gegen den sie sich nur durch das Vorhalten des versteinernden Meduſenhauptes der alten Kirche schützen zu können glaubten. Sie zitterten nicht mehr vor der Hierarchie des sechszehnten Jahrhunderts, wie einst ihre Vorfahren vor der des zwölften, sie begriffen das Sinken des Papstthums, hielten sich aber zur Unterstützung desselben als eines Mittels, die herkömmliche Ordnung der Welt, auf die ihre eigene Macht gegründet war, zu erhalten, verpflichtet. Sie erkannten, daß das Recht der Wahl und Prüfung, das der Protestantismus für sich in Anspruch nahm, obgleich allerdings im Anfange sich nur auf ideale und moralische Gegenstände wendend, auch auf reelle und politische übergehen könne, und daß einst die Völker den Anspruch erheben könnten, in ihrem Thun ebenso frei als in ihrem Denken zu sein. Vielleicht hätten Karl V. und Franz I., die theils die Kirche, wie sie bei mehren Gelegenheiten bewiesen, vom Papste trennten, theils in ihren religiösen Ueberzeugungen, in frühern Jahren wenigstens, mehrmals zu schwanken schienen, gegen den Protestantismus wahrscheinlich weniger Mißtrauen und Verfolgungsgeist bewiesen, wenn sie bei einem Theile ihrer Unterthanen nicht einen so lebhaften Eifer, ihn anzunehmen, bemerkt hätten. Die Initiative aber in irgend einer öffentlichen Angelegenheit zu ergreifen, schien ihnen ein Angriff auf ihre eigenen Rechte und eine Beschränkung ihrer Macht zu

sein. Die deutschen Fürsten und Städte, welche die Reformation annahmen, wurden von dem Kaiser als Empörer betrachtet, und der König sah diejenigen unter seinen französischen Unterthanen, die sich von der herrschenden Kirche trennten, noch mehr als Aufrührer gegen seinen unumschränkten Willen, denn als Abtrünniger von dem wahren Glauben an. Wenn es für das Papstthum ein Glück war, daß die beiden mächtigsten Fürsten Europas sich in diesem entscheidenden Moment für dasselbe erklärten, so war es für den Protestantismus nicht weniger günstig, daß ihre gegenseitige Eifersucht ihnen nie einen vereinten Angriff auf denselben erlaubte. Karl V. und Franz I. vererbten ihre Grundsätze auf ihre Nachfolger, die von dem flammenden Eifer, der die gesammte Hierarchie seit Paul III. belebte, mit ergriffen, in Haß und Mißtrauen gegen die neue Lehre erzogen, als deren entschiedenste Gegner auftraten. Diese wäre in Frankreich und vielleicht selbst in England vollkommen zu Grunde gegangen, wenn Philipp II. und Heinrich II. in ihrem politischen Interesse nicht ebenso getrennt, als in ihrem religiösen einig gewesen wären, und wenn ersteres nicht häufig über letzteres die Oberhand davongetragen hätte.

In Deutschland ward der Protestantismus unter den ersten Nachfolgern Karl's V. allerdings weder durch das Feuer der Inquisition, noch durch das Schwert der weltlichen Macht verfolgt, aber ein anderes, vielleicht noch drohenderes Uebel schwächte seine Kraft und hätte, wenn er nicht so tief in dem Gefühl der Ueberzeugung und der bürgerlichen Ordnung des Lebens, gleich in seinem ersten Auftreten sich befestigt hätte, seinen allmäligen Untergang herbeiführen müssen. Die protestantischen Stände, die Fürsten sowohl als die freien Städte hatten, nachdem Karl V. am Ende seiner Regierung ihre Rechte zu bestätigen gezwungen worden, besonders unter den milden Regierungen Ferdinand's I. und Maximilian's II., in der Ruhe und den Annehmlichkeiten eines langen Friedens, sich für den wahrscheinlichen Fall eines erneueten Angriffs ihrer unversöhnlichen Feinde, der Päpste, der Könige von Spanien und der unter deren Einflusse stehenden Mächte, zu rüsten vernachlässigt. Die protestantischen Fürsten gefielen sich im Genusse der großen geistlichen Güter, deren Besitz sie für sich, ihre Familien und Günstlinge erworben und nur mit einem kleinen Theile einige Anstalten der christlichen Milde und des öffentlichen Unterrichts ausstatteten. Der Kampf, den sie gegen ihre geistlichen und weltlichen Oberhäupter, den Papst und den Kaiser, geführt und aus dem sie durch Moritz' von Sachsen Kühnheit und List zwar nicht siegreich, aber doch ungefährdet hervorgegangen, hatte ihre Ansprüche auf Unum-

schränktheit im Innern ihrer Besitzungen und auf Unabhängigkeit nach Außen vermehrt, und die der moralischen Freiheit so heilsame Erscheinung der Reformation schien den Schatten von politischer Selbstständigkeit, in deren Besitz sich die deutschen Völker bis dahin ihren Regierungen gegenüber befunden, verschwinden machen zu wollen. — In den freien Städten, welche die Reformation mit besonderm Eifer angenommen, hatte dieselbe ebenfalls keinen heilsamen Einfluß auf das äußere Leben des Volkes gewonnen. Die Grundsätze der katholischen Priester schienen auf ihre protestantischen Nachfolger übergegangen zu sein, die sich fast ebenso unduldsam und herrschsüchtig wie jene bewiesen. Zugleich hatte sich in ihnen, mehr als zur Zeit des Katholicismus geschehen, die Klasse der Reichen von der der Armen geschieden, zwischen denen das Band zu fehlen anfing, mit dem die verschiedenen Stufen der Hierarchie die verschiedenen Klassen des Volkes umschlungen hatten. Die Reformation sollte in Deutschland lange nur auf das individuelle Leben, die Moral und Intelligenz der Einzelnen begünstigend, einwirken und erst spät in der Literatur auf die ganze Nation einen heilsamen Einfluß äußern. Bis dahin war sie deren Entwickelung offenbar schädlich, indem sie das Grundübel der deutschen Zustände, die Trennung und Zersplitterung, noch vermehren half. — Der Kampf der beiden religiösen Principien nahm die Nation lange Zeit hindurch so ausschließend in Anspruch, daß sie gegen ihre politischen Zustände gleichgültig wurde und ihre Fürsten, die an der Spitze dieser Bewegung standen, mit den alten Verfassungen und Rechten willkürlich schalten ließ. Von dieser Zeit an war es, wo die deutschen Völker ihrer eigenen nationalen Existenz und deren wesentlichsten Aeußerungen gewissermaßen fremd zu werden anfingen. Die bei dem ersten Auftreten der neuen Lehre überall in Deutschland sichtbar werdende Thatkraft, die Begeisterung, die sie den Massen einflößte, die seit so vielen Jahrhunderten in ihr zum ersten Male die Gelegenheit einer selbstständigen Wahl und Entscheidung gefunden, begann unter der Leitung ehrgeiziger und engherziger Machthaber, bei der übergroßen Menge von Dynastien, Staaten, Ständen und Interessen, die ein allgemeines Princip, eine großartige Richtung des Lebens unmöglich machten, sehr bald zu sinken. Doch brannte in dem Herzen des protestantischen Deutschlands die Flamme des freien Glaubens noch immer fort und sog von dem sittlich-verständigen Charakter des Volkes ihre beste Nahrung ein. Sie hatte da noch immer ihren wärmsten Herd, nur war sie nicht mächtig genug, den ganzen Körper zu erwärmen. In England war der

Protestantismus sehr bald ein Theil der politischen Maschine geworden, bestimmt, die aristokratische Richtung der Nation, die selbst unter der unumschränkten Herrschaft Heinrich's VIII. und Elisabeth's hervorbrach, zu begünstigen, und demgemäß eingerichtet worden. In Frankreich artete er, obgleich er daselbst, um sich zu erheben, mehr Muth und Entsagung als irgendwo anders bewiesen, zu einem Mittel politischer Parteiungen und Unruhen aus. Sobald er aus dem Herzen des Volkes, in dem er zuerst Eingang gefunden, in die Köpfe der Großen übergegangen, ward er von diesen systematisch als ein Instrument der Opposition gegen die Regierung gebraucht und verlor den wahrsten und besten Theil seiner Bestimmung, eine sittliche Erleuchtung des innern Lebens hervorzubringen.

Der Katholicismus dagegen hatte, sobald er sich von den ersten gewaltigen Schlägen, die er empfangen, erholt, seine zerstreuten Glieder mit großer Kraft und Beharrlichkeit gesammelt und, während der Protestantismus sich in vielen nationalen, localen und individuellen Richtungen zerstreute, um einen allgemeinen Mittelpunkt, die Beschlüsse des tridentinischen Conciliums, gesammelt. Wir haben oben erwähnt, warum es dem Papstthum gelungen war, das Interesse der beiden größten europäischen Dynastien, der Nachkommen Hugo Kapet's und Rudolph's von Habsburg, an die Erhaltung des alten Glaubens zu knüpfen. Bei der Theilung des Hauses Oesterreich in zwei Linien war die jüngere zwar in den Besitz des Kaiserthrones und großer Länder im Osten Europas, wie Ungarn, Böhmen u. s. w. gekommen, die ältere dagegen in die Herrschaft über Spanien, einen großen Theil Italiens und der Niederlande gesetzt worden. Die jüngere Linie gebot über Länder ganz verschiedenen Stammes und meist mit verschiedenem Recht, von denen außerdem ihre Herrschaft meist nur mit Widerstreben anerkannt wurde, war beständigen Angriffen von Seiten der Türken ausgesetzt und die Macht dieses Hauses außerdem unter mehre Glieder vertheilt. Die ältere Linie herrschte dagegen, mit Ausnahme der germanischen Flamänder und Holländer, nur über Völker lateinischer Herkunft, und in denen die Grundsätze der Reformation bei ihrem ersten Auftreten in Blut und Feuer erstickt worden. Sie konnte außerdem, da sie sich einer vollkommenen Unabhängigkeit und Sicherheit im Innern ihrer meisten Besitzungen erfreute, einen großen Theil ihrer Kräfte auf das Ausland werfen. Ihr Hauptland, Spanien, durch den langen Kampf mit den Mohamedanern sehr kriegerisch geworden, war deshalb auch zugleich am Tiefsten unter das Joch der Hierarchie gefallen. Das Gold Amerikas stand ihr

zu Gebot. Die überseeischen Eroberungen hatten der Nation ein lebhaftes Gefühl ihrer Ueberlegenheit und einen Trieb zu Abenteuern, zu kriegerischem Walten außerhalb der Heimath verliehen. Ueberall hatte sich der Spanier gewöhnt, als ein Gebieter aufzutreten. Seine amerikanischen Besitzungen hatten ihn, der ursprünglich vor Allem ein Ackerbauer und Hirt und ein trefflicher Landsoldat war, auch zu einem Seemanne gemacht und seine Flagge wurde in allen Meeren gesehen. Der Geist dieses Volkes war von der Herrschaft der Mönche und Priester verfinstert, aber sein Charakter nicht gebrochen worden, der, ausdauernd und entzündbar zugleich, für große Unternehmungen besonders geeignet war. Der Spanier war, seitdem er den Araber in seinem Lande besiegt und das Christenthum über den Ocean getragen hatte, daran gewöhnt worden, sich als den rechten Arm der Kirche zu betrachten. Der Katholicismus war, so zu sagen, sein Eigenthum, seine politische Ordnung und Constitution geworden, und er sah sich als seinen gebornen Vertheidiger und Rächer an. Dazu stand an der Spitze einer so erzogenen und gestimmten Nation ein Fürst wie Philipp II., der mehre ihrer Vorzüge und Mängel in hohem Grade in sich vereinigte. Spanien mußte demnach die Macht sein, auf die sich die Hierarchie in ihrem Kampfe gegen den Protestantismus, im sechszehnten Jahrhundert, vorzüglich stützte. Philipp II. hatte der neuen Lehre einen Vertilgungskrieg zu liefern gesucht und seinen Zweck zwar nicht erreicht, in der That aber die alte Religion, die vor ihm sich nur mit großer Anstrengung zu vertheidigen vermocht, wiederum in die vortheilhafte Stellung des Angriffes gebracht. Durch seine Verbindung mit den letzten Valois und der Ligue hatte er den Katholicismus in Frankreich so nachdrücklich unterstützt, daß Heinrich IV., der sein ganzes Leben lang gegen ihn die Waffen getragen, ohne seine Annahme nicht die Krone auf seinem Haupte befestigen zu können glaubte. Seine Angriffe auf Elisabeth hatten diese abgehalten, die Protestanten auf dem Continent, so wie sie gewollt und vermocht hätte, zu unterstützen. Die Inquisition war von ihm auf eine regelmäßige und überall eingreifende Weise wie eine übliche und nothwendige Institution eingerichtet worden. Der Nachdruck und Fanatismus, mit dem er während einer so langen Regierung den Protestantismus bekämpfte, hatte der katholischen Welt ein Beispiel und zugleich eine Einheit gegeben, die sie seit Jahrhunderten nicht mehr besessen hatte. Das Beispiel eines so mächtigen Fürsten, der sich mit solchem Nachdruck für eine Sache aussprach, mußte dieser einen unermeßlichen Dienst leisten und Alles, was schwach

war oder schwankte, zu ihr hinüberziehen. Philipp II., weder ein Held noch ein Heiliger wie Ludwig IX., ist jedoch unter allen Königen derjenige gewesen, welcher in einem der kritischten Momente sich um das Papstthum und die katholische Kirche die größten Verdienste erworben hat.

Nach dem Tode Philipp's II. begann die ältere Linie des Hauses Oesterreich, obgleich der kolossale Umfang ihrer Staaten durch die Eroberung Portugals und seiner Kolonien noch vermehrt worden, dennoch rasch zu sinken. Philipp II. hatte in seiner vierzigjährigen Regierung die Zukunft der Gegenwart aufgeopfert. Der hohe Ruf, den die glänzende und heroische Nation, an deren Spitze er stand, und die ihren Namen über die ganze Erde verbreitet, sich erworben, verhüllte diesen Verfall lange vor den Augen der Völker, blieb aber den Staatsmännern und Räthen der fremden Fürsten nicht verborgen und ward besonders von den französischen Machthabern begriffen. Während unter Philipp II. der vorherrschende Einfluß der österreichischen Dynastie bei der spanischen Linie gewesen, so fing er unter seinen Nachfolgern an auf die deutsche überzugehen. Der Grund hiervon lag allerdings zum Theil in der Schwäche Philipp's III. und Philipp's IV., zum Theil jedoch in Umständen, die von der Persönlichkeit dieser Fürsten unabhängig waren. Die Besiegung der Ligue und die Thronbesteigung eines so großen Königs, wie Heinrich IV. war, hatten den Spaniern, die in Europa besonders durch ihren Charakter als Verfolger der Protestanten glänzten, das vornehmste Feld ihrer Thätigkeit, Frankreich, verschlossen, denn hier war es, wo Philipp II. sich in den Augen der Altgläubigen die größten Verdienste erworben hatte. Durch die Unterwerfung der Ultrakatholiken, die Verleihung des Edikts von Nantes und den Uebertritt Heinrich's IV. war dem Nachfolger Philipp's II. Vorwand und Gelegenheit genommen worden, sich in die innern Angelegenheiten dieses Reiches thätig einzumischen. Holland hatte, obgleich noch immer von Spanien bekriegt, sich doch vollkommen von ihm getrennt und der Protestantismus war hier definitiv befestigt worden. Die Versuche Philipp's II., Frankreich, England und Holland zu erobern oder unter seinen Einfluß zu bringen, waren vollkommen gescheitert, dagegen hatte er Spanien, Belgien und Italien vor der Einführung der neuen Lehre für immer bewahrt. Die spanische Linie der Habsburger hatte ihr Werk vollbracht. Sie begann, anstatt daß sie ihre deutschen Stammgenossen früher in den Hintergrund gestellt hatte, jetzt von diesen geleitet und in ihre Interessen fortgerissen zu werden. — Der Besitz

der deutschen Kaiserkrone gewährte diesen einen großen Vortheil, denn von einem kräftigen und sich selbst vertrauenden Haupte getragen, stellte sie dasselbe über alle Kronen Europas hinaus. Ein solcher Fürst war Ferdinand II., der, als Herzog von Steiermark, mehr durch Beharrlichkeit und Klugheit, als durch Gewalt den dort sehr verbreiteten Protestantismus erstickt, denselben später in Böhmen in Strömen von Blut, mit einer selbst von Philipp II. nicht übertroffenen Grausamkeit ausgerottet und das Beispiel dieses Fürsten, so viel ihm möglich war, nachgeahmt hatte. Er war von geschickten Ministern und Feldherren umgeben, die in Deutschland, Italien und Ungarn seine Feinde besiegten, vereinigte die früher getheilten Besitzungen der deutschen Linie in seiner Hand, und knüpfte Ungarn, das von jetzt an eine Stütze Oesterreichs werden sollte, näher an sich. Von seinen spanischen Verwandten auf das Eifrigste unterstützt, mit dem Papstthum in einem vielleicht noch innigern Bunde als Philipp II., der zuweilen dessen Eifersucht erregt, von dem gesammten katholischen Deutschland als sein Verfechter angesehen, benutzte er diese günstigen Umstände, um sich in dem großen Wahlreiche ebenso unabhängig als in seinen Erbstaaten zu machen. Ferdinand's II. Erscheinung fiel außerdem mit dem oben entwickelten Sinken des protestantischen Geistes in Deutschland zusammen, das demnach der Gefahr ausgesetzt war, unter diesem Kaiser seine religiöse und politische Freiheit zugleich zu verlieren. Eine unbedingte politische Suprematie Ferdinand's in Deutschland würde aus demselben ein anderes Spanien, und da die Copie immer weniger werth als das Original ist, etwas Schlimmeres als dieses gemacht und die Besiegung des Protestantismus in jenem Augenblick den Untergang des deutschen Geistes selbst herbeigeführt haben. Derselbe hätte sich wol immer als ein einzelnes religiöses Bekenntniß, eine Sekte, erhalten können, er würde aber aufgehört haben, ein großes System moralischer und intellektueller Freiheit zu sein, was er nur in Deutschland geworden, und ganz Europa würde einen solchen Verlust gefühlt haben. Diese Gefahr, der Deutschland nach der Eroberung Böhmens und der Pfalz, bei der Anhänglichkeit des Herzogs von Baiern und aller katholischen Stände an den Kaiser, bei den unermeßlichen Mitteln, über welche dieser gebot, durch eigene Kraft nicht entgangen sein würde, ward von Richelieu abgewandt, denn selbst Gustav Adolph ward erst von Frankreich aus in Bewegung gesetzt, und dies ist ein größeres und weniger zweifelhaftes Verdienst als sein Walten im Innern seines eigenen Landes, wo er durch die Uebertreibung des monarchischen Princips

den Keim zu dem Gegensatze desselben, der Revolution, legte. Welches auch die Motive gewesen sein mögen, die den Cardinal bei den Hindernissen, die er der Macht Oesterreichs und dessen Unterdrückung der deutschen Protestanten, ohne Unterlaß und auf allen Punkten, entgegenzusetzen wußte, das Resultat dieser Bestrebungen ist ein wahrhaft großes, allgemeines und erfolgreiches gewesen. Deutschlands moralische und Frankreichs politische Existenz ward dadurch gerettet. Denn wurde das protestantische Deutschland durch den Bund des gesammten katholischen Europa besiegt, während Frankreich ruhig zuschaute, so hätte dieses, zumal da es auf England unter Karl I. nicht zählen konnte, einem solchen Vereine von Macht, wie das Haus Oesterreich in diesem Falle erworben hätte, nicht widerstehen können, und würde zuerst seine politische Unabhängigkeit und im Laufe der Zeit, als nothwendige Folge, sein nationales Dasein verloren, oder dasselbe wenigstens nur kümmerlich fortgefristet haben. Dies begriff Richelieu und wußte es selbst seinem schwachen Gebieter begreiflich zu machen, und er war nicht nur diesem, wie Ludwig XIII. selbst gestand, sondern ganz Europa nothwendig, denn Niemand hatte so gut wie er die fortschreitende Ausbreitung der österreichischen Herrschaft begriffen, und Niemand besaß in solchem Grade den Willen, die Einsicht und die Kraft, ihr Grenzen zu setzen.

Ludwig XI. hatte die moderne Politik und Diplomatie begonnen, indem er die Interessen der Monarchie da geltend zu machen wußte, wo vorher mehr die der Kirche und des Lehnsystems geherrscht hatten. Richelieu führte diese Richtung ihrer Vollendung entgegen, indem er die weltlichen Interessen durchaus von den geistlichen trennte und, ein Bischof und Cardinal, fast immer mit den Feinden der Hierarchie im engsten Bunde stand. Dieses Beispiel übte auf die Sitten und damit auf den Geist jener Zeit keinen geringen Einfluß aus und bereitete die Epoche vor, wo die Religion als eine äußere Macht verschwinden sollte. Ferdinand II., obgleich ohne Zweifel viel religiösern Sinnes als Richelieu, benutzte indessen seine Stellung, als Verfechter des Katholicismus, ebenfalls zum Vortheile seiner weltlichen Interessen, obgleich er allerdings die Kirche und den Staat nicht so, wie jener gethan, von einander trennte. In dem Kaiser erschien im Ganzen ein reinerer, einfacherer Sinn, wie denn ein solcher einem gebornen Fürsten leichter als einem Machthaber wird, der eine nur erborgte und übertragene Gewalt ausübt. Im Ganzen ist jedoch Richelieu eine viel mächtiger begabte Individualität als Ferdinand II. gewesen und hat auf seine Gegenwart

und somit auf die Nachwelt eine viel tiefer eingreifende Wirkung als dieser geäußert. Es hat in der Geschichte Fürsten, Helden, Weise von tieferm Geiste und von edlerer Natur als Richelieu, aber, wenigstens in neuern Zeiten, nie einen größern Staatsmann, im üblichen Sinne des Wortes, gegeben.

Achtes Kapitel.

Richelieu hatte den Augenblick längst vorausgesehen, wo seine deutschen Verbündeten, bei der unaufhörlichen Verwüstung ihrer Länder und der steigenden Verarmung ihrer Unterthanen, sich mit dem Kaiser zu vergleichen genöthigt sein würden. Er beschloß, den Krieg jetzt direkt und in Frankreichs eigenem Namen zu führen, während er sich früher damit begnügt hatte, seinen Verbündeten Hülfe an Geld und Mannschaft unter dem Vorwande bestehender Verträge zu senden, ohne deshalb mit dem Kaiser und dem Könige von Spanien offen zu brechen. Ungeachtet der großen Subsidien, die er allen Feinden dieser beiden Souveraine bezahlt, befanden sich die Finanzverhältnisse des Landes in einer blühendern Lage, als je seit dem Tode Heinrich's IV. der Fall gewesen war. Frankreich war seit langer Zeit, die nur einige Städte und Landschaften berührenden Kämpfe mit den Hugenotten ausgenommen, weder angegriffen noch verwüstet worden, und die innere Ruhe, deren es genoß, hatte den öffentlichen Reichthum sehr bald vermehren helfen. Außerdem besaßen die beiden ersten Personen des Reiches zwei der Verwaltung desselben überaus nützliche Eigenschaften. Ludwig XIII., kränklich, einsam und verdrießlich, war ein Feind aller Pracht und bis zum Geize sparsam, und der Cardinal, obwohl den Aufwand liebend, ein großer Freund der Ordnung und ein strenger Aufseher über alle die, durch deren Hände die Gelder des Staates gingen. Auch fühlte das französische Volk in dieser Epoche die Art von Kraft und Zuversicht, die aus dem Bewußtsein hervorging, daß sein Geschick den Händen eines großen Mannes anvertraut war. Die französische Kriegsmacht war zahlreicher, als man zu irgend einer andern Zeit

gesehen hatte, und zum ersten Male nur aus Franzosen zusammengesetzt, während selbst noch Heinrich IV. bei seinen beabsichtigten Kriegen gegen das Haus Oesterreich auf deutsche und schweizerische Söldner gezählt hatte. Die gewaltsame Occupation Lothringens und eines Theiles des Elsaß beschützte die Grenze gegen Deutschland hin, während Pignerol, mit einer französischen Besatzung versehen, den Zugang nach Italien eröffnete. Die einzigen Verbündeten, auf die der Cardinal rechnete, waren Holland und Schweden, mit denen er die früher unterhaltene Verbindung noch enger zog. In Italien hielt eine französische Besatzung die wichtige, dem Herzoge von Mantua angehörige Festung Casal besetzt. Richelieu hoffte außerdem Lothringen, das Elsaß und die Franche-Comté für Frankreich erwerben zu können. Die Art, wie Heinrich II. 1551 Metz, Toul und Verdun durch Verrath und List genommen, ließ ihn, unter ähnlichen Umständen, einen ähnlichen Erfolg erwarten. Die protestantischen Stände Deutschlands hatten nach der Schlacht von Nördlingen dem Cardinal die Besitznahme von Breisach und Philippsburg und aller oberrheinischen Festungen angeboten, wenn er dem Kaiser den Krieg erklären wollte. Glücklicherweise hatten sie sich endlich lieber mit ihrem natürlichen Oberhaupte, auf erträgliche Bedingungen, vertragen, als sich länger mit Hülfe eines fremden Volkes, zum Schaden des gemeinsamen Vaterlandes zu bekriegen.

Eine einzige Schwierigkeit trat dem Cardinal bei seinem Entschlusse, einen großen Krieg zu beginnen, entgegen, dies war die Abwesenheit des muthmaßlichen Thronerben, Gaston von Orleans, der sich, nach seiner verunglückten Unternehmung in Languedoc, nicht nur wieder nach Brüssel auf spanisches Gebiet zurückgezogen, sondern sich sogar in den spanischen Heeren gegen Frankreich zu dienen, anheischig gemacht hatte. Die Uneinigkeit, die hier zwischen Gaston und seiner Mutter, Maria von Medicis, entstanden und die besonders von Seite letzterer immer heftiger geworden, und der Wunsch, wieder zum Genusse seiner großen Einkünfte zu kommen, machten, daß er Richelieu's Vorschlägen entgegenkam. Ludwig's XIII. Gesundheit war so wankend, daß man ihm nur noch kurze Zeit zu leben gab, und der Cardinal konnte es, bei aller seiner Kühnheit, dennoch nicht wagen, den, der vielleicht in kurzer Zeit König und sein Gebieter werden konnte, in den Händen seiner entschiedensten Feinde zu wissen. Er sah allerdings die Hindernisse, Gefahren und Verschwörungen voraus, die Gaston's Rückkehr ihm bereiten konnte, er wollte den Prinzen aber in jedem Falle lieber unter seinen Augen als in der Ferne wissen. Gaston kehrte (1634) an den Hof zurück

und nahm dann seine Residenz in Blois. Maria von Medicis wäre ebenfalls gern nach Frankreich zurückgekommen, aber ihre Verbannung, früher eine freiwillige, wurde jetzt zu einer erzwungenen. Richelieu behauptete, daß sie Mörder gegen ihn ausgesandt habe. Mehre Personen, die wirklich oder angeblich mit Planen gegen sein Leben umgegangen, wurden hingerichtet, andere, deren man sich nicht bemächtigen konnte, während ihrer Abwesenheit verurtheilt. Der Staatsrath verlangte, daß die Königin-Mutter sich von diesen Beschuldigungen reinigen sollte, eine Zumuthung, die ihr die Rückkehr unmöglich machte.

Der Krieg war von Richelieu beschlossen worden, aber es hatte ihm bisher an einem Vorwande, so gering er auch sein mochte, ihn wirklich zu erklären, gefehlt. Denn obgleich er die Feinde des Hauses Oesterreich überall nachdrücklich unterstützt und dieses wiederum ihm im In- und Auslande thätig entgegengearbeitet hatte, so bestand dennoch kein offenes Kriegsverhältniß zwischen den beiden Mächten. Ein unter andern Umständen unbedeutendes Ereigniß gab ihm den Vorwand zu einem vollständigen Bruche. Der Churfürst und Erzbischof von Trier, ein ehrgeiziger und gewaltthätiger Mann, hatte sich der Geistlichkeit seines Sprengels und den Unterthanen seines Landes so verhaßt gemacht, daß er, auswärtiger Hülfe benöthigt, sich unter Ludwig's XIII. Schutz begab und den Franzosen Koblenz und Ehrenbreitenstein überlieferte. Der Kaiser, der dies mit Recht als eine Verletzung der von Seiten des Prälaten dem Reiche schuldigen Pflicht ansah, ließ Deutsche und Spanier in dessen Staaten einrücken, ihn selbst verhaften und nach einer Festung in Innerösterreich abführen. Richelieu hatte die Allianz mit diesem geistlichen Fürsten bisher sorgfältig und vorzüglich deshalb unterhalten, um bei dem päpstlichen Stuhle das Ansehn zu haben, als sei er immer zum Schutze der Religion und ihrer Diener bereit, in welcher Absicht er auch bei seinen Verträgen mit Schweden stets die Aufrechthaltung des katholischen Kultus in den eroberten Gegenden ausdrücklich zur Bedingung gemacht hatte. Obgleich die Feinde des Erzbischofs von Trier selbst an der Spitze der katholischen Partei standen, so verlangte Richelieu dennoch seine Befreiung und Wiedereinsetzung, und da diese nicht gewährt wurde, so verließ der französische Gesandte Madrid und der spanische Paris, und ein französischer Herold kündigte in Brüssel den Krieg an. Der Cardinal wandte sich hierbei zunächst gegen die spanische Linie des Hauses Oesterreich, denn der Prälat, als dessen Rächer er auftreten wollte, war von spanischem Kriegsvolke in Trier verhaftet und, obgleich

später nach den deutschen Erbstaaten abgeführt, zuerst in den Niederlanden gefangen gehalten worden. Richelieu hatte schon längst Alles zum Kampfe vorbereitet. Das Bündniß mit Holland und Schweden war einige Monate vor der Kriegserklärung abgeschlossen worden und Oxenstierna deshalb nach Paris gekommen. Mit dem Herzoge Bernhard von Sachsen-Weimar, einem der ersten Feldherren aus Gustav Adolph's Schule, der ein aus deutschen Söldnern gebildetes Heer am Rhein befehligte, ward ebenfalls ein Vergleich getroffen, vermöge dessen der Herzog französische Subsidien erhalten und seine Truppen im französischen Interesse brauchen sollte. Frankreich begann den Kampf mit einer überlegenen Macht. Vier Heere sollten auf einmal in den Niederlanden, im Elsaß, in Piemont und Graubündten zugleich operiren. Richelieu, der für jede Art öffentlicher Thätigkeit gemacht schien, der in seiner Jugend ein ausgezeichneter Theolog gewesen, später sich als den fähigsten Staatsmann Europas gezeigt, die Belagerung von La Rochelle geleitet, an die Spitze des Handels und des Seewesens getreten, hatte die strategischen Plane für diesen Feldzug in seinem Cabinet entworfen und den französischen Feldherren deren Ausführung anbefohlen. Außerdem, daß er ihnen so die Hände band und sie nur als Werkzeuge brauchte, ohne ihnen die Freiheit zu lassen, nach den Umständen zu handeln und den Eingebungen ihres Talents zu folgen, stellte er an die Spitze jedes Heeres immer zwei Oberbefehlshaber, meist Nebenbuhler und heimliche Gegner, und die Einer den Andern bewachten und hinderten. Das sonst mit Recht-große Vertrauen, das er in seine eigenen Einsichten setzte, veranlaßte ihn zu dem Mißgriff, für die wechselnden Bedürfnisse des Krieges einen unabänderlichen Plan zu entwerfen und dessen Ausführung aus der Ferne leiten zu wollen. Auf der andern Seite war er, bei dem in jenem Zeitalter so gewöhnlichen Hange zu Verrath und Meuterei von Seiten der Befehlshaber und des Kriegsvolkes, bei dem Hasse, den der größte Theil des Hofes und der Vornehmen gegen ihn hegte, zu einer so strengen Beaufsichtigung der Generale und einer Theilung des Commandos, aus Rücksicht auf die öffentliche Ruhe und seine eigene Sicherheit, gezwungen. Das unter dem Marschall von Chatillon, einem Enkelsohne Coligny's, und dem Prinzen von Oranien gegen die Niederlande bestimmte funfzigtausend Mann starke Heer trug anfangs einige Vortheile davon, nahm Tirlemont ein, belagerte Löwen, mußte sich aber vor Piccolomini, der mit der Streitmacht des Kaisers aus Deutschland heranzog, ohne weiter etwas auszurichten, in der Defensive halten. Das Heer, das gegen

Deutschland bestimmt war, stand unter dem Marschall de la Force, dem Richelieu den Cardinal de la Valette, den dritten Sohn des Herzogs von Epernon, zugegeben, der, im Widerspruche zu seinem Stande, sich durch Talente für den Krieg und eine glänzende persönliche Tapferkeit auszeichnete. Der Herzog von Lothringen, der in den Dienst des Kaisers getreten und einen Einfall in sein von den Franzosen besetztes Land versucht, ward gänzlich geschlagen. Der Cardinal de la Valette zog mit seiner Macht dem Herzoge von Sachsen-Weimar nach dem Rhein zu Hülfe, der zu schwach war, allein dem kaiserlichen General Gallas widerstehen zu können. Nach einigen Erfolgen, die ihn bis in die Gegend von Frankfurt führten, ward de la Valette jedoch durch den Mangel an Lebensmitteln und die üble Witterung zum Rückzuge gezwungen, den er nur mit Schwierigkeit bewerkstelligen konnte. In der Picardie hielt der Marschall Chaulieu den kaiserlichen General Piccolomini nur mit großer Mühe am Vorrücken ab und die leichten österreichischen Truppen verwüsteten die französische Grenze. Der Herzog von Lothringen hatte von Neuem den Versuch gemacht, sein verlorenes Land wieder zu erobern, aber Ludwig XIII. setzte sich selbst an die Spitze eines Heeres und verjagte ihn. Das königliche Kriegsvolk litt aber sehr viel, sowohl durch den entschlossenen Widerstand des Feindes, als den Mangel an Lebensmitteln und Communicationen. Der König mußte sich endlich zurückziehen, und überzeugt, daß es ihm bei dem Stande der Dinge unmöglich war, das Elsaß, das er, mit Ausnahme des größten Theiles der freien Städte, erobert hatte, zu behaupten, so trat er es dem Herzoge Bernhard von Weimar, um ihn an das französische Interesse zu fesseln, unter dem Titel einer Landgrafschaft als ein unabhängiges Fürstenthum ab. Zum ersten Male schaltete ein König von Frankreich über ein deutsches Land wie über sein Eigenthum, und ein deutscher Fürst, aus einem der ältesten Häuser, ward durch die Gewalt der Umstände und besonders durch die politische und religiöse Zerrissenheit seines Vaterlandes zur Annahme einer solchen Verleihung, auf die der fremde Geber selbst kein Recht besaß, gezwungen. — Ein Heer war unter dem Marschall Crequi nach Italien gesandt worden. Der Papst, Venedig und Toscana hatten das ihnen von Richelieu vorgeschlagene Bündniß abgewiesen und waren neutral geblieben, der Herzog von Savoyen aber war zu einer Allianz mit Frankreich gezwungen worden. Die Herzöge von Parma und Mantua erklärten sich gegen das Haus Oesterreich. Es ward der Plan entworfen, die Lombardei den Spaniern zu entreißen und den Herzog von Savoyen

zum Könige dieses Landes zu machen, der einige Theile desselben seinen italienischen Verbündeten abtreten sollte. Crequi unternahm die Belagerung des stark befestigten Valenza, aber nachlässig, unerfahren und mit dem Herzoge von Savoyen beständig in Streit, scheiterte er bei seinem Angriffe auf das spanische Lager, mußte die Belagerung aufheben und sich zurückziehen. Die Spanier bemächtigten sich der Staaten des Herzogs von Parma, den die Franzosen nicht länger vertheidigen konnten. Die Lage des Veltlin, die bei dem letzten Kriege in Italien die Aufmerksamkeit des Cardinals so bedeutend in Anspruch genommen, veranlaßte ihn, bei dem diesmaligen Operationsplane eine besondere Rücksicht auf dasselbe zu nehmen. Er hatte den Herzog von Rohan, der fünf Jahre vorher, während des letzten Religionskrieges, die Protestanten in Languedoc befehligte und den der Cardinal als einen ausgezeichneten Kriegsmann wieder an sich gezogen, mit einer kleinen Macht in die Schweiz geschickt, dieses Thal in Besitz zu nehmen. Nach vielen und hartnäckigen Gefechten verjagte Rohan die Spanier und bemächtigte sich der festen Plätze dieser Gegend. Der Krieg endigte im October dieses Jahres (1635) auf allen Punkten und war überall von Belgien bis Piemont mit Nachdruck begonnen und mit Verlust beendigt worden. Rohan war der einzige, dessen Operationen ein günstiges Resultat gehabt, vielleicht nur darum, weil er, ganz auf sich selbst gewiesen, ohne von dem Cardinal beobachtet oder geleitet zu werden, nach seinem eigenen Ermessen gehandelt hatte.

Richelieu, dessen Politik von dieser Zeit an, ohne durch die von keinem Erfolge gekrönten Anstrengungen dieses ersten Feldzuges verändert zu werden, einen immer mehr kriegerischen Charakter annahm, sann auf Mittel, sich das zur Fortsetzung des Krieges nöthige Geld zu verschaffen, und schuf, unter einer Menge neuer Aemter, auch vierundzwanzig neue Räthe und eine neue Präsidentenstelle am Parlament von Paris, die an solche Personen des reichen Bürgerstandes, die gelehrte Studien gemacht hatten, verkauft wurden. Diese Maßregel der Regierung, den ältern Besitzern von Aemtern und Würden in demselben Gerichtsbezirk nachtheilig, indem sie dieselben zwang, ihr Ansehn und ihre Einkünfte mit den neuen Erwerbern zu theilen, war jedoch der Entwickelung und Erhebung des Bürgerstandes sehr förderlich, indem sie denen seiner Glieder, die sich durch Kenntnisse und Wohlstand auszeichneten, den höhern Klassen näher zu treten und allmälig in sie überzugehen erlaubte. Auch war es nur der Adel und nicht das Volk, der sich mit der Creirung neuer Aemter und dem Erblichwerden der Magistratur bei jeder Gelegenheit

unzufrieden bewies. Wären die Stellen nicht käuflich gewesen, sondern beliebig von der Krone vergeben worden, so konnte der Adel gewiß sein, dieselben für sich oder seine Clienten ausschließend zu erhalten. Da sie aber durch Geld erworben werden konnten, so kamen sie meist in den Besitz derjenigen Klassen des Bürgerstandes, die, dem Adel durch ihr Vermögen am Nächsten stehend, dessen Eifersucht auf ihre wachsende Bedeutung erregten. Die Erblichkeit der Aemter, zuerst von Ludwig XI. eingeführt, nach ihm zuweilen für kurze Zeit unterbrochen und beschränkt, aber immer wieder hervortretend, war, wenn auch eine ihrem Princip nach fehlerhafte Einrichtung, einer der vornehmsten Hebel, die den Bürgerstand emportrugen, und bewirkte, daß die französische Magistratur ein Stand in der Nation und nicht blos ein Instrument für die Regierung wurde, ein Umstand, der auf die Entwickelung der französischen Zustände in den drei letzten Jahrhunderten, bei geringen Nachtheilen, im Ganzen von glücklichen Folgen gewesen ist. Im Mittelalter, vor dem vierzehnten Jahrhundert, war der Eintritt in den geistlichen Stand die einzige Zuflucht derjenigen Mitglieder des Tiersetat gewesen, die in sich den Trieb und die Fähigkeit, sich zu einem höhern Dasein zu erheben, fühlten. Da aber die, welche in die Reihen der Kirche traten, gänzlich aus ihrem bisherigen Kreise schieden, so konnte ihre Erhebung ihren frühern Standesgenossen nicht zu gute kommen. Nichts ist irriger, als zu glauben, daß die Menge von Individuen, die im Mittelalter aus dunkeln Stellungen zu den bedeutendsten geistlichen Würden emporstiegen, auf die Erhebung der Ihrigen, deren Befreiung und Beglückung einen günstigen Einfluß geäußert hätte. — Mit ihrer Aufnahme in den Klerus that sich zwischen ihnen und denen, die in denselben Verhältnissen geboren waren, ein Abgrund auf. Ihre Rechte, ihre Pflichten, ihre ganze Stellung hatten keine Aehnlichkeit mehr unter einander. Der geborne Leibeigene, der Bischof oder Abt geworden, war, wie sehr viele Beispiele beweisen, oft noch weniger als der Edle geneigt, die Fesseln derer, die ihm unterthänig geworden, zu lösen. Sobald aber die niedern Klassen die Reicheren aus ihrer Mitte bedeutende weltliche Aemter und Würden erwerben sahen, so erwachte in ihnen das Gefühl, daß es ihnen überhaupt möglich sei, sich, ohne mit ihrer Vergangenheit deshalb gänzlich zu brechen, aus gedrückten Zuständen emporzuarbeiten. Außerdem blieb die höhere Magistratur in Frankreich, obgleich später einen Adel bildend, durch ihre Familienverbindungen immer mit dem Bürgerstande verbunden, da der hohe Adel sich über sie stellte und von ihr meist entfernt hielt, der

niedere Adel aber zu arm war, um von ihr gesucht zu werden. — Der Unterschied des Vermögens und die an ihn geknüpften Vorzüge können allerdings für die Aermeren drückend werden. Da der Reichthum aber, seiner Natur nach, wechselnd ist, so bringt er nicht nothwendig eine dauernde Ungleichheit unter den Menschen hervor, da ihn Jeder verlieren und Jeder erwerben kann, während die auf ein ebenso materielles und dabei unbewegliches Faktum, wie die Geburt, begründeten Unterschiede, oder die Meinung von einer, gewissen Klassen auf eine übernatürliche Weise verliehenen Heiligkeit, die, welche von diesen Vorrechten ausgeschlossen, in ihren eigenen und Anderer Augen erniedrigt.

Nachdem Richelieu sich die nöthigen Geldmittel verschafft, begann er den Feldzug von 1636 mit ebenso großen Entwürfen und einem gleichen Aufwande von Macht wie den vorhergehenden. Der Herzog Bernhard und der Cardinal de la Valette hatten den Befehl, die von den Franzosen besetzten und von den Oesterreichern belagerten Festungen im Elsaß zu verproviantiren und den General Gallas zu schlagen. Sie vollführten den ersten dieser Aufträge, vermochten es aber nicht, den kaiserlichen Feldherrn zu einer Schlacht zu zwingen. Der Prinz von Condé, Statthalter von Burgund, sollte die Franche-Comté den Spaniern entreißen. Er belagerte Dole, als er von Richelieu abgerufen und an die französische Nordgrenze geschickt wurde, welche die Spanier unter dem Cardinal-Infanten, einem Bruder Philipp's III., überschritten hatten. Die französischen Grenzfestungen waren in so schlechtem Zustande, daß es ihnen an Geschütz und Munition fehlte und sie gingen eine nach der andern über. Richelieu, der nicht nur die politische Leitung der gesammten Monarchie auf sich genommen, der außerdem fortwährend gegen die am Hofe und von den Großen gegen ihn genährten Intriguen auf seiner Hut sein mußte, wollte auch noch in alle Einzelnheiten des öffentlichen Dienstes eingehen, verließ sich auf Niemanden und erlaubte nicht, daß irgend etwas ohne seinen besondern Auftrag und Befehl geschehe. Demnach mußten viele Details vernachlässigt bleiben. Der Feind nahm Corbie und näherte sich, dem französischen Heere auf dem Fuße folgend, bis auf zwanzig Stunden der Hauptstadt, die in so großen Schrecken gerieth, daß die Erinnerung an diese Gefahr sich lange erhielt und dieses Jahr (1636) „l'année de Corbie" genannt wurde. Zu gleicher Zeit kam die Nachricht an, daß der Herzog von Lothringen in Burgund eingefallen und daß der König von Ungarn und Gallas sich mit ihm zu vereinigen bereit waren. Man fürchtete, daß die feindlichen Streitkräfte sich

sämmtlich auf Paris werfen könnten. Ein großer Theil der Bevölkerung flüchtete nach dem Innern, und das Volk klagte Richelieu, seinen Ehrgeiz und Stolz als die Ursache dieses Krieges und seiner Unfälle an. Aber die Hauptstadt kam diesmal, wie nach der Schlacht von St. Quentin unter Heinrich II., mit dem Schrecken davon. Das Heer des Cardinal-Infanten bestand großentheils aus Söldnern, die Reiterei ganz, die mit Beute beladen, das Lager verließen, um dieselbe in Sicherheit zu bringen oder deren Erlös zu vergeuden. Außerdem war allen an den Grenzen stehenden französischen Corps der Befehl zugekommen, die Hauptstadt zu decken. Der Cardinal-Infant trat, seine Schwäche fühlend, den Rückzug an, und Corbie, das im August an den Feind übergegangen war, wurde im November von den Franzosen, an deren Spitze sich Ludwig XIII. und Richelieu in eigener Person gestellt, wieder genommen. Um dieselbe Zeit mußten der Herzog von Lothringen und Gallas, gegen die Bernhard von Weimar und de la Valette sich vereinigt hatten, Burgund verlassen. In Italien gewannen die Franzosen unter dem Herzoge von Savoyen und dem Marschall Crequi eine Schlacht bei Tornavento, im Mailändischen, verloren aber dessen ungeachtet die Allianz des Herzoges von Parma, der zu den Spaniern überzutreten gezwungen wurde, und wurden genöthigt, sich auf ihre Grenzfestung Pignerol zurückzuziehen. Rohan, der sich im vorigen Jahre zum Meister des Veltlin gemacht, widerstand nur mit großer Mühe den Graubündtnern, die von ihm die Anerkennung ihrer Souverainetät über die Bevölkerung dieses Thales verlangten, was neue Unruhen und, in Folge derselben, die Wiedereroberung dieser Communikationslinie durch die Spanier nach sich gezogen haben würde. Am Fuße der Pyrenäen, denn Richelieu bedrohte alle Grenzländer des Hauses Oesterreich zu gleicher Zeit, hatte ein französisches Heer die von den Spaniern verlassene Stadt St. Jean de Luz eingenommen, war aber nicht weiter vorgedrungen. Vielleicht hatte ein in Guienne durch die Last der Abgaben und den Druck der königlichen Beamten ausgebrochener bedeutender Aufstand der Landleute, von denen in einem einzigen Gefecht zwölfhundert getödtet wurden, eine weitere Thätigkeit auf diesem Punkte verhindert. Die Franzosen hatten demnach in diesen beiden ersten Feldzügen zwar nichts verloren, aber auch nichts gewonnen und die Macht Oesterreichs war von Richelieu überall beschäftigt, aber nicht geschwächt worden. Dieser Mangel an raschen und entscheidenden Erfolgen, die Höhe der Steuern, die auf dem Volke lasteten, und die immer fühlbarer werdende rücksichtslose Herrschaft, die der Cardinal über die Großen

ausübte, bewog letztere zu einem neuen Versuche, alle Unzufriedenen gegen ihn zu vereinigen. Aber die Macht und der Muth der königlichen Statthalter und Befehlshaber, die sich im Anfange der Regierung Ludwig's XIII. noch wie kleine Souveraine betragen hatten, war durch die gegenwärtige Verwaltung zu sehr gebrochen worden, als daß einer von ihnen eine solche Initiative hätte auf sich nehmen wollen, in deren Hintergrund er das Schaffot und das Schicksal Montmorency's erblickte. Bei den Prinzen des königlichen Hauses und bei dem Thronerben wurde allein noch die Möglichkeit eines Widerstandes vorausgesetzt. Im vorigen Jahre, als der Cardinal zur Zeit der Belagerung von Corbie sich zu Amiens befand, war von Gaston von Orleans und seinen Vertrauten ein Plan, ihn zu ermorden, entworfen worden, Gaston hatte sich aber gescheut, im entscheidenden Augenblicke das Signal zu geben. Ein anderer ähnlicher Entwurf, an dem der nachmals so berühmte Cardinal de Retz, damals noch Abbé de Gondi, Theil nahm, kam ebenfalls nicht zur Ausführung. Gaston wurde deshalb von seinen Vertrauten ein offener bewaffneter Widerstand gegen den Cardinal angerathen. Einer seiner Günstlinge, der sich ihm in Amiens Richelieu zu tödten angeboten, hatte den Auftrag übernommen, den Herzog von Epernon, beinahe den einzigen unter den Statthaltern, der einen Schatten von Selbstständigkeit besaß, in das Complot, an dessen Spitze außer Gaston noch der Graf von Soissons stand, zu ziehen. Epernon ging, obgleich ihm der Cardinal äußerst verhaßt war, aus Klugheit auf die ihm gemachten Eröffnungen nicht ein. Aber die beiden Prinzen wurden plötzlich von einem panischen Schrecken ergriffen und glaubten den Cardinal von ihren Planen, ehe diese noch zur Reife gediehen, unterrichtet. Gaston entfloh eilig nach Blois und Soissons nach Sedan zu dem Herzoge von Bouillon. Ludwig XIII. setzte sich mit einigem Kriegsvolke gegen Blois in Bewegung. Gaston unterwarf sich sogleich, ohne sich weiter um das Schicksal seiner Mitschuldigen zu bekümmern, und Soissons erhielt die Erlaubniß, vier Jahre lang in Sedan, mit Beibehaltung seiner Würden und Einkünfte, zu leben. Der klägliche Ausgang dieser Verschwörung überzeugte die Großen, daß selbst der nächste Thronerbe zu schwach sei, um dem Cardinal zu widerstehen, und alle geheimen Feinde des letztern neigten sich immer tiefer und stummer vor dem gewaltigen Manne, der jeden Versuch einer Opposition in ihrem Keime erstickte und gegen welchen die Prinzen des königlichen Hauses nicht mehr als die letzten ihrer Diener vermochten.

Der Feldzug von 1637, von Richelieu auf einer weiten Linie von den Vogesen an bis zum Ocean mit Anwendung aller Kräfte angeordnet, hatte keinen entscheidendern Erfolg als die beiden vorhergehenden. Die hier und da errungenen Vortheile mußten wieder aufgegeben werden. Auf beiden Seiten schien man gleich stark, von gleich geschickten Feldherren befehligt zu sein. Schon vor dem Beginn der Operationen dieses Jahres hatte Rohan, den Richelieu lange ohne Unterstützung gelassen, und gegen den sich seine frühern Bundesgenossen, die Graubündtner, von Oesterreich gewonnen, erklärt hatten, das Veltlin aufgeben müssen. Die Franzosen überließen den Schweizern die Festungen dieses Thales und zogen sich nach ihrem Lande, Rohan aber nach Genf zurück. Dieser Verlust ward durch die Verjagung der Spanier aus einigen Inseln an der provençalischen Küste, die sie seit mehren Jahren in Besitz genommen hatten und von wo aus sie die Sicherheit der Provence bedrohten, gewissermaßen aufgewogen. Wichtiger als die erfolglosen Anstrengungen dieses Feldzuges war der im Anfange dieses Jahres erfolgte Tod (Februar 1637) Kaiser Ferdinand's II., dem sein Sohn, Ferdinand III., folgte, der, milder und duldsamer als sein Vater, zu einem Frieden mit Frankreich bereit gewesen wäre, wenn Richelieu auf einen solchen hätte eingehen wollen. Dieser aber weigerte sich nicht nur selbst, sondern wußte auch Schweden dahin zu vermögen, die Anerkennung des neuen Kaisers unter dem Vorwande, daß die Kurfürsten von Pfalz und Trier bei seiner Wahl nicht zugezogen worden, zu verweigern. In den letzten Monaten desselben Jahres starb der Herzog von Mantua, der früher, unter dem Namen eines Herzogs von Nevers, an den bürgerlichen und religiösen Unruhen in Frankreich so großen Theil gehabt hatte. Noch wichtiger war der Tod des Herzogs von Savoyen, dessen Witwe, Christina, eine Schwester Ludwig's XIII., mit den Brüdern ihres verstorbenen Gemahls, welche auf die Regentschaft Ansprüche machten, und mit Spanien in lange Streitigkeiten gerieth, bei denen sie von Richelieu unterstützt wurde, der aber dagegen einen fast unbeschränkten Einfluß auf Savoyen und Piemont in Anspruch nahm. Piemont besonders ward von Neuem auf mehre Jahre hinaus der Tummelplatz der Franzosen und Spanier.

Nach den mehrmals wiederholten und immer vereitelten Versuchen, Richelieu nach dem Leben zu stehen, bei der Furcht der Großen, sich seinen Planen und Befehlen zu widersetzen, wandten sich seine Gegner, zu denen, obwohl nie öffentlich hervortretend, ein großer Theil des höhern Klerus und die Jesuiten, gehörten, an ein

siebenzehnjähriges Mädchen, Louise de Lafayette, eine der Ehrenfräulein der Königin, welche die Aufmerksamkeit Ludwig's XIII. auf sich gezogen hatte und mit welcher er sich, ihrer großen Jugend ungeachtet, vorzugsweise gern unterhielt. Der König, der in seinen Sitten äußerst streng, dabei mißtrauisch, verdrießlich und kränklich war, wurde von diesem Fräulein, das auf die wiederkehrenden Erzählungen von seinen Jagden, Krankheitsanfällen und ascetischen Uebungen, die sonst von allen Personen des Hofes so viel als möglich gemieden wurden, wohlwollend einging, immer mehr angezogen. Der Beichtvater Ludwig's, der Jesuit Caussin, und der Beichtvater seiner Schwester, der verwitweten Herzogin von Savoyen, Menod, desselben Ordens, der sich als Abgesandter der Herzogin in Paris befand und mit Richelieu gespannt war, veranlaßten Louise de Lafayette, dem Könige, bei ihren vertrauten Unterredungen, Vorstellungen über die Politik des Cardinals, der in dem Hause Oesterreich den Katholicismus selbst bekämpfe und im Innern alle Klassen der Nation unterdrücke, zu machen und seinen Sturz zu veranlassen. Das Hoffräulein begab sich nach einiger Zeit, wie sie schon früher gewollt, in ein Kloster, wo der König jedoch seine Verbindung mit ihr fortsetzte. Ihre Anschuldigungen gegen den Cardinal schienen auf ihn Eindruck zu machen, die Betrachtung behielt jedoch die Oberhand, daß Richelieu unentbehrlich und Niemand ihn zu ersetzen im Stande sei. Diese Intrigue, von der Letzterer endlich durch den König selbst unterrichtet wurde, endigte mit der Degradation und Verbannung des Pater Caussin, den weder sein Orden noch der König selbst, dessen innerste Geheimnisse er so lange gekannt und bewahrt hatte, vor der Rache des Ministers zu schützen vermochte.

Richelieu, durch dieses letzte vereitelte Complot gleichwohl beunruhigt, wollte alle seinem Gebieter nahe stehenden Personen von ihm entfernen, um ihn durchaus ausschließend und allein zu beherrschen. Zu diesem Ende klagte er die Königin, gegen die ihr Gemahl sich immer gleichgültig gezeigt und von der Richelieu im Geheimen gehaßt war, einer verrätherischen Verbindung mit dem Hause Oesterreich, nämlich dem Könige von Spanien und dem Cardinal-Infanten in Brüssel, ihren nächsten Verwandten, an. Richelieu hatte sich durch seine Kundschafter in den Besitz aller hierzu gehörigen Beweise gesetzt und ließ die Papiere der Königin, unter denen sich jene verdächtige Correspondenz befand, im Kloster von Val de Grace, wohin sie sich, ihrer religiösen Uebungen wegen, zuweilen zurückzog, in ihrer Gegenwart fortnehmen. Anna von Oester-

reich, auf die Liebe ihres Gemahls nicht rechnend und einen offnen Bruch, eine schimpfliche Trennung und vielleicht selbst eine peinliche Anklage fürchtend, wurde so tief von ihrem hohen Range herabzusteigen genöthigt, daß sie dem Minister ihres Gemahls eine Erklärung, von ihm selbst dictirt, Geständniß und Bereuung dessen, was sie gethan, und das Versprechen, keine ähnliche Verbindung mehr eingehen zu wollen, enthaltend, ausstellen mußte. Richelieu hatte der Königin nur seine Macht fühlen lassen, nicht sie verderben wollen. Deshalb veranstaltete er den Tag selbst, wo sie jene Erklärung unterzeichnet hatte, eine Zusammenkunft zwischen den königlichen Gatten, die sich in seiner Gegenwart versöhnten und umarmten. Einige Monate nachher wurde bekannt, daß Anna, die schon seit zwanzig Jahren vermählt und nie Mutter geworden, guter Hoffnung sei. Bei dieser Gelegenheit wurde von dem Könige ein feierliches Gelübde gethan, „le voeu de Louis XIII." genannt, vermöge dessen er sein Haus und Land unter den besondern Schutz der Jungfrau Maria stellte und eine alljährige Procession der königlichen Familie für den Himmelfahrtstag anordnete, ein Gebrauch, der an den mehr ceremoniösen als religiösen Sinn des siebenzehnten Jahrhunderts erinnernd, bis zum Sturze der Erbmonarchie fortgedauert hat.

Richelieu, der jetzt des Königs und bei einer Verfassung, wo dessen Wille das einzige allgemein anerkannte Gesetz war, des Staates selbst gänzlich Meister geworden, bereitete sich zu einem vierten Feldzuge vor und blieb seinem Plane, der bisher noch keine Frucht getragen, das Haus Oesterreich auf allen Seiten zu bekämpfen, unerschütterlich treu. Diese Beharrlichkeit entstand weder aus einem persönlichen Hasse gegen seine Feinde, noch aus einer unruhigen Thatenlust, sondern aus der tiefen Ueberzeugung, daß ohne eine anhaltende und lebhafte Bekämpfung des Kaisers und des Königs von Spanien, Frankreichs Unabhängigkeit von ihnen gefährdet werden würde. Die Mittel, die Richelieu zur Verwirklichung seiner Plane, die, an und für sich genommen, heilsam und vielleicht selbst nothwendig waren, ergriff, wurden jedoch meist von einer Härte und Willkür bezeichnet, die früher mehr nur auf den niedrigen Klassen der Gesellschaft gelastet und in einzelnen Kreisen und ausnahmsweise geltend gemacht, von ihm aber zur Regel und Maxime erhoben und gegen Alle und überall angewandt wurden. Der Cardinal ließ, da es wahrscheinlich unmöglich war, neue Aemter zu creiiren und zu verkaufen, die Zinsen, welche der Staat an seine Gläubiger, von denen der größte Theil in Paris lebte, zu bezahlen hatte, mit Be-

schlag belegen und zu den Kosten des Krieges anwenden. Die Beschwerden über diese Gewaltthat wurden nicht nur abgewiesen, sondern die Kläger, ja selbst mehre Parlamentsglieder, die zu ihren Gunsten gesprochen, in die Gefängnisse geworfen. Dieser empörende Eingriff in die Privat- und Eigenthumsrechte war ein übles Zeichen der beginnenden königlichen Allmacht, die damals in die Hände eines rücksichtslosen, aber großen Mannes gegeben war, ebenso gut aber in die eines gleich harten und dabei unfähigen und verächtlichen Ministers fallen konnte. In den Provinzen erlaubte sich Richelieu eine ähnliche Treulosigkeit zu demselben Zwecke, so viel Geld als möglich für den Krieg zusammenzubringen. Die Eigenthümer hatten, auf Vorschlag der Regierung selbst, das zur Unterhaltung der Truppen nöthige Geld zusammengebracht, um von der Einquartierung derselben befreit zu bleiben. Der Cardinal nahm die hierzu bestimmten Summen, wandte sie zu andern Zwecken an und legte die Soldaten in die Häuser der Einwohner, die von allen Unordnungen und Zügellosigkeiten zu leiden hatten, die das damalige Kriegsvolk, ebenso gut im eigenen wie im fremden Lande, sich zu erlauben pflegte. Die Soldaten wurden durch die Freiheit, die man ihnen ließ, entsittlicht, stahlen, plünderten und entliefen in Massen, besonders in der Pikardie, so daß die strengsten Strafen und die persönliche Gegenwart des Königs nöthig wurden, um die Auflösung des Heeres zu verhindern.

In dem Feldzuge von 1638 war es der Herzog Bernhard von Weimar, der sich am meisten Ruhm erwarb, die französischen Feldherren selbst trugen keinen irgend ausgezeichneten Erfolg davon. Bernhard setzte zwischen Basel und Schaffhausen über den Rhein und belagerte Lauffenburg, als er von dem kaiserlichen General Johann von Werth, nach Mannsfeld und Braunschweig der berühmteste Parteigänger jener Zeit, angegriffen und geschlagen wurde. Der Herzog von Rohan, dessen Aufenthalt in Genf Richelieu verdächtig geworden, hatte sich freiwillig zu dem Heere des deutschen Fürsten begeben und wurde bei dieser Gelegenheit schwer verwundet. Das kaiserliche Heer blieb, anstatt seinen Sieg zu verfolgen, in Rheinfelden, um sich auszuruhen und des Sieges zu genießen, stehen. Bernhard, der dies bemerkte, fiel unvermuthet über dasselbe her und schlug es so gänzlich, daß Johann von Werth und drei andere Generale in seine Hände fielen. Rohan starb einige Wochen darauf an den Folgen seiner Wunden. Er war der letzte große Mann, den die Religionskriege in Frankreich hervorgebracht hatten, und würde, unter günstigern Umständen erschienen, auf seine Glaubens-

genossen und seine Partei einen dauernden Einfluß ausgeübt haben. Bernhard belagerte hierauf Breisach und schlug die Kaiserlichen bei Wirthenweil so ganzlich, daß sie das Elsaß räumten. — In den Niederlanden waren die Franzosen ungleich weniger glücklich. Zwei Heere unter zwei Marschällen vermochten nicht die von den Spaniern vertheidigte Stadt St. Omer zu nehmen. Der Prinz von Oranien war von Piccolomini bei Antwerpen geschlagen worden. Ein drittes französisches Heer eroberte die Festung Catelet wieder, welche zwei Jahre vorher verloren gegangen war, und dies war auf diesem Punkte das einzige Resultat so großer Anstrengungen. Die bedeutendsten Streitkräfte hatte Richelieu dieses Jahr gegen Spanien gerichtet und dem Prinzen von Condé, der ihn mehr als den König selbst verehrte und ihm blindlings gehorchte, den Oberbefehl gegeben. Condé belagerte Fontarabia. Sourdis, Erzbischof von Bordeaux, den Richelieu seit einiger Zeit an die Spitze der Flotte gestellt, schloß die Festung von der Seeseite ein. Eine spanische Flotte nahte sich, um dieselbe mit Lebensmitteln zu versehen. Sourdis verbrannte die Flotte, so daß nicht nur das Seevolk, sondern auch dreitausend Mann Landtruppen umkamen. Condé suchte hierauf Fontarabia zu erstürmen, ward aber hierbei gänzlich geschlagen und mußte sich mit einem Theile seines Heeres auf die französische Flotte retten. Der Rest flüchtete der Grenze zu und der Angriff auf Spanien war gänzlich mißlungen. Richelieu hatte sich diesen Unfall selbst zuzuschreiben, denn Condé's Unfähigkeit, ein Heer zu befehligen, war allgemein bekannt. Gleichwohl war er über dieses Mißlingen so entrüstet, daß er an Verrath von Seiten der französischen Generale zu glauben schien. Der Herzog de la Valette, der zweite Sohn Epernon's, ihm längst verhaßt, ward von ihm als ein Opfer auserlesen, an welchem er seine vereitelte Erwartung und die gekränkte Ehre der französischen Waffen rächen wollte. De la Valette entging einer wahrscheinlichen Hinrichtung durch eine schleunige Flucht nach England. Nach Italien hatte der Cardinal dieses Jahr nur geringe Verstärkungen geschickt und erwartete dort nichts Erhebliches. Der Marschall Crequi wurde getödtet und durch den Cardinal de la Valette, einen Bruder des flüchtigen Herzoges desselben Namens, ersetzt. Dieser Cardinal besaß aber keine hinreichende Streitmacht, und die Herzoginnen von Savoyen und Mantua, die im Namen ihrer minderjährigen Söhne an der Spitze ihrer Staaten standen, waren des Krieges müde und suchten neutral zu werden. Die Franzosen hielten sie nur mit Mühe und Gewalt in ihrem Interesse fest.

Ungeachtet die Resultate des von Richelieu gegen das Haus Oesterreich begonnenen Krieges den gehegten Erwartungen bisher nicht entsprochen hatten, so stand er im Innern dennoch als ein unumschränkter Gebieter da. Die Mutter des Königs wurde von ihm in der Verbannung gehalten, die Gemahlin und der Bruder waren gedemüthigt, die Prinzen von Geblüt empfahlen sich seiner Gunst wie einem Vater und Herrn, die Parlamente wurden bei dem geringsten Widerstande nachdrücklicher als je vorher von einem Könige zurecht gewiesen. Aber der Tod des Königs, der beständig kränklich war, konnte den Cardinal jeden Augenblick von dieser Höhe stürzen. Denn so schwach und verächtlich Gaston's Charakter war, er erbte in diesem Falle die ganze königliche Macht, die Richelieu von allen Schranken befreit hatte, und hätte sie aus persönlichem Haß wahrscheinlich gegen den Gründer dieses Systems gebraucht. Es war deshalb für den Cardinal ein sehr erwünschtes Ereigniß, als am fünften September 1638 Anna von Oesterreich mit einem Knaben niederkam, der später in der Geschichte unter dem Namen Ludwig's XIV. glänzen sollte. In jedem Falle war es für Frankreich ein Glück, daß es auf diese Art der sonst nach wenigen Jahren zu erwartenden Regierung Gaston's von Orleans entging, der, ohne irgend eine gute Eigenschaft, selbst ohne die bei den Großen jener Zeit noch ziemlich allgemein verbreitete militairische Tüchtigkeit, alle Schwächen und Laster der schlechtesten unter seinen Vorfahren in sich vereinigte.

Der dreißigjährige Krieg, der allmälig ganz Europa in seine zerstörenden Wirbel fortgerissen, dauerte jetzt schon seit zwanzig Jahren, hatte in Deutschland wenigstens zwei Generationen vernichtet und fast allen übrigen Ländern, besonders Spanien und Oberitalien, große Opfer auferlegt. Frankreich hatte jedoch an ihm erst seit vier Jahren unmittelbar Theil genommen und von diesem Kampfe am wenigsten gelitten. Seine Verheerungen waren nur in einige Grenzprovinzen, wie die Pikardie und Champagne, obgleich auch da ohne große Folgen, getragen worden. Deutschland dagegen, das sich im Mittelalter wie der oberste Schutzherr aller europäischen Völker angesehen und noch zu Maximilian's Zeit, im sechszehnten Jahrhundert, für das erste Reich in der Welt gegolten, hatte von Karl V. und der Reformation an immer mehr seine Einheit und damit seine Macht und Größe zu verlieren angefangen. Im siebenzehnten Jahrhundert war sein Verfall so groß geworden, daß fast alle Nationen Europas es zum Tummelplatze ihrer Ehrsucht und ihrer Streitigkeiten gewählt hatten. Das deutsche Volk sank, durch

Schuld seiner innern Spaltungen und die Selbstsucht seiner Fürsten, in einen passiven Zustand herab, an welchen der bloße Gedanke die Generationen Otto des Großen und Barbarossa's mit Zorn und Scham erfüllt haben würde. Die Kaiser wurden seit der Kirchenspaltung nur der Form nach für die Häupter des Reiches angesehen und konnten ihre Rechte nur durch Gewalt geltend machen. Die mächtigeren unter ihren Vasallen wußten sich von ihnen immer unabhängiger und ihren eigenen Unterthanen gegenüber immer unumschränkter zu machen. Sie schlossen nach Außen hin, ohne Rücksicht auf das gemeinsame Vaterland, Bündnisse mit seinen Feinden und walteten im Innern ihrer Staaten nach willkürlichem Ermessen, wie auf Privatdomainen. Aus dieser Zerstückelung und Unfreiheit zugleich, die durch den dreißigjährigen Krieg zum herrschenden Zustande Deutschlands wurde, ging die tiefe politische Ohnmacht hervor, in der die französische Revolution die deutsche Nationalität traf.

Obgleich die moralischen Leiden, welche dieser Krieg, der schon seit fast einem Menschenalter dauerte, über die Völker brachte, die steigende Sittenlosigkeit, Verwilderung und Erniedrigung der Massen, bei den Machthabern keine Theilnahme und keine Berücksichtigung fanden, so erregte das materielle Elend, die zunehmende Verarmung und Verwüstung so vieler Länder ihre Aufmerksamkeit, denn sie fühlten, daß sie durch dieselbe in der Quelle ihrer eigenen Größe bedroht wurden. Es wurden deshalb einige Versuche zu Friedensunterhandlungen angestellt, bei denen sich der Papst Urban VIII., Venedig und Dänemark als Vermittler anboten. Der Vorschlag zu zwei Congressen, einem katholischen in Cöln und einem protestantischen in Hamburg, wurde gemacht, blieb aber ohne Folgen. Einzelne Versuche der Annäherung zwischen Frankreich und Spanien waren ebenso vergeblich.

Richelieu, der während dieser scheinbaren Unterhandlungen die Vorbereitungen zum Kriege nicht vernachlässigt hatte, begann den Feldzug von 1639 mit vier Heeren auf vier verschiedenen Punkten zugleich. Ludwig XIII. selbst begab sich zur Armee, die an der Nordgrenze stand. Im Elsaß befehligte Bernhard von Weimar, in Piemont der Cardinal de la Valette, gegen Spanien Condé. Bernhard war nicht nur der fähigste, sondern auch der unabhängigste dieser Feldherren. Vergebens hatte Richelieu aus ihm einen französischen General zu machen gesucht. Der Herzog hatte, obgleich französische Subsidien empfangend, weder die Familie noch die Nation, der er angehörte, vergessen. Dieser große Mann bewies, so-

wie Maximilian von Baiern und Wallenstein, was Deutschland, wenn es seine Kräfte vereinigt hätte, zu leisten im Stande gewesen sein würde. Richelieu baute auf Bernhard's militairische Talente, der geringen Unterwerfung unter seinen Willen ungeachtet, große Hoffnungen, als ein unerwarteter Tod die Bahn dieses Fürsten im kräftigsten Alter beschloß. Er starb, mit großen Entwürfen beschäftigt, nachdem er die Franche-Comté erobert und den Krieg in Verein mit Banner, dem großen schwedischen Feldherren, in die Erbstaaten des Kaisers zu tragen beschlossen, an einem ansteckenden Fieber in Pontarlier (1639). Er war unter den protestantischen Fürsten der entschiedenste Gegner des Kaisers, den er als einen Feind Deutschlands und fast als einen Fremden anzusehen schien. — Die Lage der savoyischen Staaten, Frankreich, die Schweiz und Lombardei berührend, war zu wichtig, um den kriegführenden Mächten das Bündniß mit ihnen nicht wünschenswerth zu machen, und ihre Macht zu schwach, um neutral bleiben zu können. Die verwitwete Herzogin wurde außerdem von den Brüdern ihres verstorbenen Gemahls, dem Prinzen Thomas, der in spanischen Diensten stand, und dem Cardinal Moritz, die beide ihr Recht zur Regentschaft bestritten, angegriffen. Der Cardinal de la Valette hatte zu wenig Kriegsvolk unter seinem Befehl, um den savoyischen Prinzen und dem spanischen Statthalter der Lombardei widerstehen zu können. Turin ward von den Ersteren eingenommen und Richelieu ließ sich die Unterstützung, die er der Herzogin-Regentin angedeihen ließ, mit der Uebergabe aller von ihr abhängigen festen Plätze, einen einzigen ausgenommen, bezahlen. Unterdessen war der Cardinal de la Valette an einer ansteckenden Krankheit gestorben und wurde im Commando von einem ungleich größern militairischen Talent, dem Grafen d'Harcourt, ersetzt. Diesem gelang es mit einer sehr schwachen Macht, sich das Jahr über in Piemont zu behaupten und die wichtige Festung Casal, in der eine französische Besatzung lag, zu verproviantiren. Richelieu hatte in diesem Feldzuge die stärkste Kriegsmacht zum Angriffe auf die Niederlande bestimmt. Drei Corps hatten sich unter de la Meilleraye, Chatillon und dem Marquis von Feuquieres zum Angriffe gegen Flandern, Hennegau und Luxemburg versammelt, über die der König selbst den Oberbefehl führen sollte. Die drei französischen Generale waren unter sich uneinig und unterstützten sich schlecht, und Ludwig XIII., der eine große Vorliebe und Kenntniß für die Details des Kriegswesens besaß, war nichts weniger als ein Feldherr. Einer der besten kaiserlichen Generale, Piccolomini, erstürmte das verschanzte Lager Feu-

quicres' bei Thionville, zerstreute sein Heer und nahm ihn, der einige Zeit nachher an seinen Wunden starb, gefangen. Dagegen eroberten de la Meilleraye und Chatillon die Festungen Hesdin und Ivry. Der Feldzug im Norden endigte diesmal schon im August, denn Ludwig XIII. begab sich von hier nach Grenoble zu einer Zusammenkunft mit seiner Schwester, der Herzogin von Savoyen. Condé, der in seiner Schmeichelei und Verehrung Richelieu's so weit gegangen war, daß er seinen Sohn, den Herzog von Enghien, nachmals der große Condé genannt, mit einer Nichte des Cardinals, dem Fräulein de Brezé, verlobte, war zur Belohnung für seine Anhänglichkeit mit der Eroberung Roussillon's beauftragt worden. Condé überraschte die Spanier und nahm ihnen das feste Schloß Salses, das den Eingang von Roussillon vertheidigte, ab, verlor dasselbe aber wieder. Im Ganzen standen die Resultate dieser Feldzüge in keinem Verhältnisse zu den Streitkräften der drei ersten Mächte Europas, des Kaisers, Frankreichs und Spaniens, und zu den Erwartungen, welche die Welt von deren Entwickelung hegte. Der Grund hiervon lag ohne Zweifel in der zu großen Theilung der französischen Kriegsmacht. Die Lage Frankreichs, auf fast allen seinen Grenzen an die Besitzungen des Hauses Oesterreich stoßend, legte ihm dieses System auf. Es wollte seinen Feind auf allen Seiten beschäftigen. Seit Franz' I. Zeit lag in den Gemüthern aller Klassen des französischen Volkes die Ueberzeugung, daß Frankreich Spanien demüthigen oder von ihm gedemüthigt werden müsse, daß es zwischen diesen beiden Extremen keinen Mittelweg gebe.

Diese Feldzüge beschäftigten außerdem Ludwig XIII., der, bei beschränktem Geist und geringen Kenntnissen, eine große Neigung zu jeder Art äußerlicher Thätigkeit besaß, und bei der Nothwendigkeit, in die er sich versetzt sah, die Leitung der politischen Angelegenheiten, die eigentliche Regierung, dem Cardinal zu überlassen, sich gern bei dem Heere zeigte und so wenigstens einen Schein von Größe bewahrte. Dieser König, der weder an öffentlichen Verhältnissen noch an Festen und Zerstreuungen seine Freude fand, war ohne Gefühl für Liebe oder Freundschaft, hatte aber das Bedürfniß des Umganges und der Vertraulichkeit und bedurfte Jemandes, der beständig bei ihm war und ihm eine, wenn auch stumme Gesellschaft leistete. Dieser Charakterzug war an ihm von früher Jugend hervorgetreten. De Luynes hatte einst auf diese Art sein Glück gemacht. Er gewöhnte sich an einen solchen Vertrauten leicht, vergaß ihn aber auch ebenso leicht. Um diese Zeit war Cinq-Mars, der zweite Sohn des Marschalls Effiat, den Richelieu lange mit der

Verwaltung der Finanzen beauftragt hatte, der erklärte Günstling des Königs, der ihm den ganzen Tag über nicht von der Seite gehen durfte. Cinq-Mars, später auch Monsieur le Grand genannt, war ein junger Mensch von neunzehn Jahren von ausnehmender Wohlgestalt, der aber sonst ohne alles Talent und Verdienst war. Richelieu hatte ihn dem Könige empfohlen, der ihn zum Hauptmann in seiner Garde und bald nachher zum Oberstallmeister ernannte. Seine rasche Erhebung und beschränkte Natur machten ihn übermüthig. Er glaubte sich den größten Prinzen gleichgestellt, behandelte diese mit einer übergroßen Vertraulichkeit und wünschte die Hand der Prinzessin Maria von Gonzaga, der Tochter des Herzogs von Mantua.

Zu eben der Zeit, wo Cinq-Mars in der Gunst Ludwig's XIII. so zu steigen schien, daß dieser seine Gesellschaft keinen Augenblick entbehren und der Vertraute sich nur des Abends mit großer Mühe, um den Vergnügungen seines Alters nachzugehen, entfernen konnte, entstand in einer der nächst liegenden Provinzen der spanischen Monarchie, ohnedies durch die Kriege mit Frankreich in steter Spannung gehalten, ein Aufruhr, der zugleich den Despotismus und die Schwäche der spanischen Regierung bekundete. Die Catalonier hatten die Einfälle der Franzosen in den letzten zwei Jahren zu drei verschiedenen Malen abgeschlagen und glaubten sich einige Ansprüche auf den Dank Philipp's IV. und seines Ministers Olivarez erworben zu haben. Statt dessen wurden ihre altherkömmlichen Rechte mit solcher Härte und Verachtung der Bevölkerung verletzt, daß Barcelona sich endlich erhob und den Vicekönig und den größten Theil der spanischen Offiziere und Beamten ermordete. Alle Städte des Landes folgten dem Beispiele der Hauptstadt. Ueberall wurden die königlichen Besatzungen entwaffnet, verjagt oder niedergemacht. Philipp IV. verbarg eine Zeit lang seinen Unwillen, bis er die Mittel gefunden, ein Heer gegen die Aufrührer zu schicken. Diese aber ließen sich weder überreden noch überraschen, sondern sandten Abgeordnete an Richelieu, den Schutz Frankreichs anzurufen. Der Cardinal, der den Despotismus nicht aus Princip oder theoretischer Vorliebe, sondern aus der Ueberzeugung begünstigte und ausübte, daß dieses System die Einheit des Reiches befördere und den freien Gebrauch aller seiner Hülfsquellen erleichtere, war sehr geneigt, ihn bei seinen Nachbarn zu hindern und zu bekämpfen, denn er hielt ihn nicht für die Erniedrigung, sondern für die Kraft der Nationen. Richelieu schloß mit den Cataloniern (December 1640) einen Vertrag ab, vermöge dessen er ihnen ein Hülfscorps, Offiziere und

Artillerie versprach, alle ihre Rechte und Freiheiten, wie sie bis auf die letzten Ereignisse bestanden hatten, anerkannte und sie als einen besondern Staat unter französischen Schutz nahm. Zu gleicher Zeit ließ er eine Denkschrift publiciren, in welcher Catalonien als ein Theil des karolingischen Reiches und somit als eine Provinz des modernen Frankreichs dargestellt wurde. In der That bewirkte die Annäherung eines spanischen Heeres, daß die Catalonier die Idee einer Republik aufgaben und sich, obgleich mit Beibehaltung ihrer alten Rechte und Freiheiten, der französischen Krone unterwarfen (September 1641). Zu derselben Zeit riß sich Portugal, das seit sechszig Jahren mit Spanien vereinigt gewesen, von demselben los und erhob das Haus Braganza, das durch die Frauen von den alten Königen von Portugal abstammte, auf den Thron. Richelieu schloß mit der neuen Dynastie ein Bündniß ab. Spanien befand sich demnach in einer schwierigen und gefährlichen Lage. Es konnte, bei sich beschäftigt, weder Geld noch Kriegsvolk, wie vorher, auf die verschiedenen Schauplätze des Krieges, nach Belgien, Deutschland und der Lombardei schicken. Seine Verbündeten, die seit so langer Zeit auf seine Hülfe zu zählen gewohnt gewesen, wurden entmuthigt und zeigten sich geneigt, mit Frankreich allein zu unterhandeln. Dies war es, worauf Richelieu so lange gehofft hatte.

Der sechste Feldzug begann (1640). Der Herzog von Longueville ward gegen Deutschland, der Marschall de la Meilleraye gegen Belgien und der Graf d'Harcourt nach Piemont gesandt. Longueville ging am Ende des Jahres über den Rhein, zog ein Corps Hessen, denn dieses Land war nicht in den Frieden von Prag aufgenommen worden und mit dem Kaiser im Kriege geblieben, an sich und suchte sich mit dem schwedischen General Banner, der ihm von Böhmen aus entgegenkommen sollte, zu vereinigen. Das Kriegsvolk, mit dem Longueville den Rhein überschritten, bestand großentheils aus Deutschen, nämlich den Söldnern Bernhard's von Weimar, die Richelieu in französischen Dienst genommen hatte. Banner, der sich in Deutschland fast auf eigene Hand, ohne Unterstützung von Schweden aus, erhielt, suchte die deutschen Söldner Longueville's an sich zu ziehen. Während dieser Zeit ward der französische Feldherr von einer Krankheit befallen und sein Stellvertreter, der Graf von Guebriant, behauptete sich nur mit Mühe gegen den kaiserlichen Feldherrn Piccolomini, ohne daß jedoch irgend ein entscheidender Schlag von ihm geführt oder versucht worden wäre. Im Norden commandirten drei Marschälle unter dem Oberbefehl Ludwig's XIII., der persönlich unerschrocken war und am

Kriege großen Geschmack fand, ein Hang, den Richelieu zu nähren und zu benutzen verstand. Die französischen Feldherren belagerten Arras und bewiesen so große Thätigkeit, daß, ungeachtet der Cardinal-Infant und der Herzog von Lothringen mit einem für die Zeit bedeutenden Heere zum Entsatz der Stadt heranrückten, dieselbe sich nach einer zweimonatlichen Belagerung ergeben mußte. Bei dieser Belagerung zeichnete sich der Herzog von Enghien, der Sohn des Prinzen von Condé, damals neunzehn Jahre alt, bestimmt, nächst Turenne, der größte französische Feldherr des siebenzehnten Jahrhunderts zu werden, durch Muth und Talent aus. In Italien kämpfte der kühnste und glücklichste französische General jener Zeit, der Graf d'Harcourt, der, von Frankreich aus wenig unterstützt, sich gegen die Spanier und die Prinzen von Savoyen zu gleicher Zeit zu behaupten hatte. Leganez, der spanische Statthalter der Lombardei, der die Absicht hegte, Piemont, bei der Minderjährigkeit des Herzoges und den innern Streitigkeiten in dem regierenden Hause, mit den italienischen Besitzungen der Krone Spanien zu vereinigen, beschloß Casal, seit zwölf Jahren in den Händen der Franzosen, diesen zu entreißen. Die Spanier waren den Franzosen bei weitem an Zahl überlegen, aber d'Harcourt, von Turenne unterstützt, operirte mit solcher Kraft und Geschicklichkeit, daß er nicht nur Casal entsetzte, sondern auch dem Feinde eine bedeutende Niederlage beibrachte. Die Spanier verloren dreitausend Todte und zweitausend Gefangene, ein im Verhältniß zur Stärke der damaligen Heere großer Schlag. D'Harcourt wandte sich jetzt rasch gegen Turin, dessen Citadelle von den Franzosen, die Stadt aber von Spaniern und Piemontesen besetzt war. Letztere waren fast ebenso stark wie das Heer, mit dem sie d'Harcourt einschließen wollte. Außerdem rückte Leganez aus dem Mailändischen zur Unterstützung der Stadt heran und das französische Heer gerieth in eine schwierige und gefährliche Lage. Vier Monate lang dauerte die Belagerung, unaufhörlich von einer Menge blutiger Gefechte unterbrochen, in denen die Franzosen fast immer Sieger blieben. Ende September (1640) mußte sich Turin ergeben, und die verwitwete Herzogin, die sich, als die Stadt in die Gewalt des Prinzen Thomas, ihres Schwagers, gefallen, nach Susa geflüchtet, kehrte zurück und übernahm, unter französischem Schutze, wieder die Regierung. Der Prinz Thomas, der sich bei diesen letzten Ereignissen von Leganez mit Recht verrathen glaubte und längst die Absicht der Spanier, sich der savoyischen Staaten zu bemächtigen, begriffen hatte, suchte sich den Franzosen zu nähern. Richelieu, der früher die Spaltungen

zwischen der Herzogin-Regentin und den beiden savoyischen Prinzen begünstigt hatte, hielt es jetzt Frankreichs Interesse für zuträglich, die Abneigung der letztern gegen Spanien zu benutzen. Ein Vertrag wurde mit dem Prinzen Thomas und dem Cardinal Moritz abgeschlossen und Ersterer verließ den spanischen Dienst. Die Vortheile der Franzosen in Italien und die Unruhen in Catalonien verminderten den Einfluß und den Schrecken, den die spanischen Waffen seit Philipp II. im Auslande verursacht hatten. Der diesmalige Feldzug war der glücklichste unter denen, die Richelieu unternommen. Arras, damals eine große und berühmte Stadt, war in französische Hände gefallen, und die Eroberung von Artois, so wie die Ausdehnung der Nordgrenze vorbereitet worden, und in Italien hatten die großen Talente d'Harcourt's und Turenne's, die Eroberung von Turin, die Aussöhnung mit den savoyischen Prinzen den Franzosen eine große Ueberlegenheit über ihre Nebenbuhler verschafft. Richelieu begann endlich aus seinem standhaft fortgesetzten Plane gegen Spanien einige Früchte zu ziehen und das Uebergewicht Frankreichs, sowie dasselbe ein Menschenalter später unter Ludwig XIV. so entschieden hervortrat, zu begründen.

Die langen Kriege, auf allen Grenzen geführt, hatten indessen die Finanzen des Landes erschöpft und Richelieu zu neuen Edicten, die Steuern und Lasten zu vermehren, gezwungen. Das Parlament von Paris, durch die Härte des Cardinals eingeschüchtert, wagte keine Gegenvorstellungen zu machen. Das Publikum aber — denn so kann man schon damals eine die öffentliche Meinung repräsentirende Menge, die aus allen gebildeten Klassen hervorging und deren Glieder, so verschieden auch ihre äußere Stellung war, sich durch ein ähnliches Urtheil über den Verlauf der öffentlichen Angelegenheiten unter einander näherten — schrieb dem souverainen Gerichtshofe dieses Recht des Widerstandes und der Prüfung der ministeriellen Maßregeln zu. Richelieu, der diese Stimmung kannte, hielt sich für stark genug, derselben offen entgegenzutreten. Er veranlaßte Ludwig XIII. zur Haltung eines Lit de Justice und theilte dem Parlament eine Ordonnanz mit, auf die wir weiter unten zurückkommen werden, welche die bisher mehr ausgeübte als erklärte, mehr geduldete als anerkannte Machtvollkommenheit der Krone, ohne irgend eine Beschränkung, welcher Art und Natur sie auch sei, zum Grundgesetze des Staates erhob.

Im In- und Auslande stand jetzt Richelieu, der, obgleich von zunehmenden körperlichen Leiden gepeinigt, das Ruder der Regierung mit unerschütterlicher Festigkeit und unermüdlicher Wachsamkeit führte,

als ein Staatsmann und Politiker, wie man ihn in Frankreich noch nicht gesehen hatte, da. Frankreich war auf allen seinen Grenzen gefürchtet und im Innern beruhigt. Noch nie war der Träger einer erborgten und temporairen Gewalt mit solcher Kraft und Sicherheit, so folgerechtem Nachdruck aufgetreten. Ein französisches Heer stand in Deutschland, ein anderes in Italien. Arras, das Bollwerk der spanischen Niederlande, war gefallen, Catalonien hatte sich unter Frankreichs Schutz begeben und die Prinzen des Hauses Savoyen hatten die spanische Partei verlassen. Dasselbe geschah jetzt von Seiten des vertriebenen Herzoges Karl von Lothringen. Dieser, der seit zwölf Jahren die Franzosen bei jeder Gelegenheit bekämpft hatte und noch neulich, bei der Belagerung von Arras, den Spaniern mit seinem ganzen Adel zu Hülfe gekommen war, schien endlich das Sinken Spaniens und das Wachsthum Frankreichs zu fühlen, kam nach Paris, ließ sich vor Ludwig XIII. auf die Knie nieder und flehte seine Verzeihung an. Ein Vertrag kam zwischen beiden Fürsten zu Stande, vermöge dessen der König dem Herzoge Lothringen und Bar zurückgab, sich aber die Besetzung von Nancy und einiger andern Festungen bis zum Abschlusse eines allgemeinen Friedens vorbehielt.

Während Richelieu's auswärtige Politik von Erfolg gekrönt wurde, setzte er zugleich seinen Plan, die Großen des Landes jedes Schattens von Selbstständigkeit zu berauben, ihnen nicht nur die Möglichkeit, sondern selbst den Gedanken eines Widerstandes gegen die Krone zu benehmen, mit demselben Eifer wie früher fort. Es war ihm auch in dieser Beziehung Alles über Erwartung gelungen. Es gab keine Partei im Staate mehr, die sich ihm mit Erfolg hätte widersetzen können, aber der Haß gegen seinen Despotismus wohnte noch immer im Herzen einzelner Großen, und Richelieu, der, bei seiner unbeugsamen und um sich greifenden Natur, keine schwankende Lage, kein zweideutiges Verhältniß ertragen konnte, war entschlossen, diese Gesinnung bis in ihrem Keime zu zerstören. — Gaston von Orleans schlummerte, seit seinem letzten verunglückten Versuche einer Erneuerung des Bürgerkrieges, in Trägheit und Ueppigkeit versunken, in Blois und machte dem Cardinal keine Sorgen mehr. Aber der Graf von Soissons, Gaston's Gefährte bei dem letzten Complot, hatte sich mit Ludwig's XIII. Erlaubniß nach Sedan zurückgezogen und auf ihn, der in der öffentlichen Meinung nicht so tief wie Gaston gesunken war, richteten die Feinde des Cardinals in Frankreich ihre Aufmerksamkeit. Er lebte dort bei dem Herzoge von Bouillon, den Richelieu immer gehaßt hatte, und

mit dem Herzoge von Guise, der früher Erzbischof von Reims, nach dem Tode seines ältern Bruders, den geistlichen Stand verlassen hatte. Richelieu, der diese Fürsten beobachtet und ihre Absicht, sich in die innern Angelegenheiten Frankreichs zu mischen, vorausgesehen, beschloß sie zu trennen und befahl dem Grafen von Soissons an den Hof zurückzukehren. Der Abbé de Gondi, später Cardinal de Retz, diente als Verbreiter der in Sedan beschlossenen Bewegung und sollte derselben in Paris Theilnehmer gewinnen. Soissons unterhandelte mit dem spanischen Gesandten und machte sich der Unterstützung dieser Krone gewiß. Der Kaiser und der König von Spanien versprachen jeder siebentausend Mann und Subsidien. Bouillon hatte fremdes Kriegsvolk in Dienst genommen. Der Plan der drei Prinzen war, mit ihrer ganzen Macht durch die Champagne auf Paris zu ziehen, während die zahlreichen, vor Richelieu's Despotismus nach England, wo Maria von Medicis lebte, ausgewanderten französischen Flüchtlinge, unter denen sich viele der größten Herren, wie Soubise, de la Valette, Vendome u. s. w. befanden, einen Einfall in Bretagne und Guienne bewirken sollten. Der Herzog von Lothringen schlug sich zu den Mißvergnügten. Ludwig XIII. erließ ein Manifest gegen die Prinzen, das von Soissons und seinen Verbündeten beantwortet wurde, welche sich über die Verletzung der Rechte der Kirche, des Adels, der Parlamente beschwerten und eine Abstellung des auf dem Lande lastenden Despotismus des Cardinals als den Zweck ihres Unternehmens hinstellten. Richelieu hatte den Marschall von Chatillon, der, obgleich Hugenott, von ihm unter allen Generalen am meisten gebraucht wurde, gegen die Aufrührer geschickt. Von beiden Seiten war nur eine kleine Macht zusammen, denn die spanische Hülfe war bei dem Heere der Prinzen noch nicht eingetroffen, und der Herzog von Guise hatte, um Söldner zu werben, sich in das Lüttichsche begeben. Es kam nicht weit von Sedan, auf einer Ebene an der Maas, bei einem Gehölz, la Marfée genannt, zu einer Schlacht, in der das königliche Heer in die Flucht getrieben wurde und seine Kriegskasse, sein Geschütz und über die Hälfte seiner Streiter verlor. Man erklärte diese schimpfliche und unerwartete Niederlage aus der Unzufriedenheit der Soldaten, denen Richelieu seit langer Zeit ihren Sold vorenthalten, und aus dem heimlichen Hasse der Befehlshaber gegen ihn, die den Erfolg seiner Feinde wünschten. Richelieu dachte schon daran, die Hauptstadt gegen die Empörer in Vertheidigungsstand zu setzen, als er die Nachricht vom Tode des Grafen von Soissons erhielt, der, den Rückzug des königlichen Heeres von einer Anhöhe beobachtend, plötzlich

von einer Kugel getroffen, todt vom Pferde gestürzt war. Der Tod dieses Prinzen von Geblüt verwandelte die Niederlage von Marfée für die Regierung in einen Sieg, denn Bouillon und Guise allein hatten im Königreiche nicht Einfluß genug, um den Bürgerkrieg zu unterhalten. Bouillon sah sich zur Unterwerfung gezwungen, Guise flüchtete sich nach Flandern, und diese drohende Bewegung, mit einem bedeutenden Siege begonnen, endigte, wie alle frühern, damit, die Macht des Cardinals, gegen den sie gerichtet gewesen, zu befestigen.

Diese Unruhen, die der Tod Soissons' beendigte, hatten den Plan Richelieu's für den Feldzug von 1641 nicht verändert. Im Norden, wo der Marschall de la Meilleraye den Oberbefehl behalten, ward nichts Bedeutendes vollbracht. Die Spanier und Franzosen waren abwechselnd im Vortheil. Das französische Landheer, das die Catalonier gegen Spanien vertheidigte, wurde, wie früher von Condé, und die Flotte von dem Erzbischofe Sourdis von Bordeaux befehligt. Condé trug in Roussillon einige Vortheile davon, aber die französische Seemacht ward geschlagen, und Sourdis, der Richelieu's Zorn fürchtete, verließ Frankreich aus Furcht, für seine, wie es scheint, unverschuldete Niederlage zur Verantwortlichkeit gezogen zu werden. Der Herzog Karl von Lothringen hatte sich bei seinem unruhigen Sinne, sobald der Aufstand des Grafen von Soissons zum Ausbruch gekommen, wieder gegen Frankreich gewandt und mit Spanien ausgesöhnt. Sein Land ward abermals von den Franzosen besetzt. D'Harcourt bewährte in Piemont seinen großen Ruf und eroberte mehre Festungen, darunter Cuneo, einen der stärksten Plätze in Italien, und der Prinz Thomas von Savoyen, der, wie der Herzog von Lothringen, abermals die spanische Partei ergriffen, fand Ursache, diesen Wechsel zu bedauern. In Deutschland führte der Graf von Guebriant das von Bernhard von Weimar hinterlassene Heer an. Banner, mit dem er in Uebereinstimmung operiren sollte, hatte den kühnen Plan gefaßt, den Kaiser Ferdinand, der nach Regensburg einen Reichstag zusammenberufen, daselbst zu überraschen und Guebriant zur Theilnahme an diesem Unternehmen aufgefordert. Dieser Plan mißlang aber, und von überlegenen Streitkräften unter Piccolomini verfolgt, konnte er sich erst bei Zwickau mit dem französischen Generale vereinigen. Banner starb hier, von den langen und beschwerlichen Märschen des Winters erschöpft, und hinterließ den Ruhm eines der ersten und glücklichsten Feldherren seiner Zeit. Guebriant übernahm den Oberbefehl über beide Heere. Im Herzen von Deutschland stehend, ohne Verbindung

mit seinem Lande, überall von einer überlegenen feindlichen Macht unter einem so geschickten Feldherrn, wie Piccolomini war, umgeben, befand er sich in großer Gefahr. Er erfocht aber bei Wolfenbüttel einen entscheidenden Sieg, nach welchem er sich von den Schweden trennte, über die Torstenson den Oberbefehl übernahm. Guebriant, der in Deutschland ebenso viel Muth und Talent, wie d'Harcourt in Italien, bewiesen, führte sein Heer nach dem Niederrhein in die Winterquartiere zurück.

Im Ganzen war der Feldzug von 1641 den Franzosen günstig gewesen und hatte den Ruhm ihrer Waffen und ihren politischen Einfluß erhöht. Aber der Krieg machte außerordentliche Ausgaben nöthig, und Richelieu, der die Steuern in diesem Augenblicke nicht erhöhen zu können glaubte, wandte sich an die Geistlichkeit, die er in Mantes versammelte, um von ihr einen freiwilligen Beitrag zu bekommen. Der Klerus war dem Cardinal vielleicht noch mehr als irgend einer der andern Stände abgeneigt. Seine Kriege gegen Spanien, das katholischte aller Länder, seine geringe Rücksicht auf die Forderungen und Wünsche der Hierarchie, sein, so zu sagen, ungeistliches durchaus politisches System hatten ihn unter seinen eigenen Glaubens- und Standesgenossen um alle Gunst gebracht. Er brach aber diesen Widerstand ebenso rücksichtslos wie den der Großen und der Parlamente, zwang die Versammlung von Mantes zur Zahlung der geforderten Summe, ohne auf ihre Vorstellungen Rücksicht zu nehmen, und verbannte außerdem, nach dem Schlusse der Sitzungen, zwei Erzbischöfe und vier Bischöfe, deren Verhalten ihm mißfallen, in ihre Diöcesen.

In den letzten Tagen dieses Jahres (1642) starb in seinem Schlosse, fast vergessen und allen öffentlichen Einflüssen fern, der Herzog von Sully im einundachtzigsten Lebensjahre. Unter Heinrich IV. einst so berühmt, war er einen Augenblick lang im ersten Jahre der Regentschaft Maria's von Medicis wieder hervorgetreten, hatte aber dann keine Rolle irgend einer Art mehr gespielt, eines der vielen Beispiele, wie wenig eine erborgte Gewalt, wenn sie nicht einer außerordentlichen Persönlichkeit zugefallen ist, diese zu erhalten vermag. In den ersten Tagen des folgenden Jahres trat ein ebenfalls früher mächtiger Name, der Herzog von Epernon, im Alter von achtundachtzig Jahren, vom Schauplatze ab. Noch verschiedener als diese beiden Greise, an Glauben, Leben und Charakter von einander gewesen, waren die Zeiten, in denen sie gealtert und in denen sie jung gewesen. Die Autokratie Heinrich's IV. und der Despotismus Richelieu's hatten in Frankreich das Mittelalter, das

an seinen eigenen Tod nicht glauben wollte und von Zeit zu Zeit wie ein Gespenst die Ruhe der Lebenden zu stören versuchte, für immer in sein Grab gebannt. Diejenigen, die dann und wann einen Versuch, die Vergangenheit zu erneuern, machten, überzeugten sich sehr bald von der Gefahr und Zwecklosigkeit solcher Unternehmungen.

Die großen Reformen, die Richelieu oft auf gewaltsame Art, mit Ungerechtigkeit und Härte, ins Werk setzte, fanden jedoch einen Widerstand, der, obwohl immer schwächer werdend, nie ganz verschwand und den Cardinal sogar überlebte, denn der wahrhafte Erbe Richelieu's, der das, was dieser mit so großer Anstrengung und unter sich immer erneuernden Gefahren erreicht hatte, ruhig genießen konnte, war Ludwig XIV. Die Unzufriedenheit mit dieser Verwaltung war in allen Klassen der Bevölkerung verbreitet, wurde aber nur dann und wann in den höhern, der Geistlichkeit und dem Adel, besonders aber in der nächsten Nähe des Cardinals selbst, am Hofe laut. Ungeachtet der Erfolge, die seine Waffen und seine Politik gehabt, ungeachtet das Land, was seit Franz I. nicht mehr der Fall gewesen, nur äußerst selten und wenig von fremden Einfällen gelitten und eine fühlbare Ueberlegenheit über seine Nachbarn zu erhalten anfing, so wurde in Richelieu's System dennoch mehr das, was ihm mangelte, als das, was es gewährte, gefühlt. Die Großen gehorchten, aber mit Haß und Widerstreben im Herzen, und das Volk, obgleich ruhiger, sicherer und selbst freier als früher, empfand die Last der Abgaben schwer, welche die immerwährenden Kriege nothwendig machten. Bei der Abwesenheit der Reichsstände, der Nullität der Notabeln, der Einschüchterung der Parlamente hatte dieses Mißvergnügen keine offnen und legalen Mittel des Widerstandes gefunden, sondern sich nur in Verschwörungen und Versuchen des Bürgerkrieges Luft gemacht. Die einzige Stütze, die der Cardinal, außer seinem Geiste und seiner Kraft, gegen diese Angriffe gefunden, war die Ueberzeugung Ludwig's XIII., daß Niemand sonst geschickt sei, die Last so großer und verwickelter Geschäfte zu tragen, und die Kunst Richelieu's, diese Meinung in seinem Gebieter immer lebendig zu erhalten. Aber der König liebte seinen Minister nicht. Er beklagte sich, nach Art schwacher und mißtrauischer Naturen, die sich selbst nicht zu rathen wissen, gegen seine Vertrauten über des Cardinals Ehrgeiz und Stolz, als hätte es nicht in jedem Augenblick von ihm abgehangen, sich von ihm zu befreien. Diese Stimmung hatte den Feinden des Cardinals, obgleich ihre Plane scheiterten, immer wieder Muth, ihn anzugreifen, gemacht. Sie glaub-

ten des Königs innerstes Gefühl mit ihnen in Uebereinstimmung und wollten ihm durch ihren Widerstand zu dessen Aeußerung Muth machen.

Richelieu hatte Ludwig XIII. seit der berühmten „journée des dupes" allmälig von allen häuslichen Einflüssen zu entfernen, ihn vollkommen zu isoliren gewußt. Die Mutter des Königs war im Exil, die Gemahlin vernachlässigt, der Bruder entfernt, der erste Prinz von Geblüt war des Cardinals Verwandter geworden, der Graf von Soissons war todt. Ludwig XIII. stand so da, als habe er keine Familie. Er bedurfte aber eines vertrauten Umganges, und der Cardinal war hierzu, seines Alters und seiner Stellung wegen, nicht geeignet. Die Souveraine und ihre ersten Minister stehen zu einander in so vielen ernsten und beschwerlichen Beziehungen, daß sie sich leicht gegenseitig zur Last werden und sich eher vermeiden als suchen. Richelieu hatte deshalb, da er selbst mit dem Könige nur officielle Berührungen unterhielt, zum täglichen Gesellschafter des Königs den oben erwähnten Cinq-Mars bestimmt, der, obgleich keineswegs böser Gemüthsart, die Eitelkeit und Vermessenheit seines Alters und Standes in hohem Maße besaß, Fehler, die durch die Vertraulichkeit, mit der ihn der König behandelte, noch vermehrt wurden. Ludwig XIII. beklagte sich, wie er dies gegen alle seine persönlichen Günstlinge gethan, auch sehr oft gegen diesen über den Cardinal, und ließ die geringe Neigung, die ihm letzterer einflößte, unverhohlen merken. Cinq-Mars, der an die hohe Stellung gedachte, zu der einst Luynes emporgestiegen war, hielt sich für dieselbe Rolle geschickt. Das einzige Hinderniß, das er hierbei erblickte, war der Cardinal. Der Vater dieses jungen Mannes, der Marschall d'Effiat, hatte seine Würde Richelieu verdankt und dieser deshalb an Cinq-Mars' Dankbarkeit und Anhänglichkeit geglaubt. Sobald er aber seine zunehmende Vermessenheit gewahr wurde, behandelte er ihn bei mehren Gelegenheiten und vor Zeugen mit solcher Geringschätzung, daß Cinq-Mars einen tödtlichen Haß gegen den Cardinal zu fühlen anfing und denen Gehör gab, die ihn, denselben zu stürzen, anreizten. Es bildete sich eine Verschwörung gegen Richelieu, in die Gaston von Orleans, der Herzog von Bouillon, Cinq-Mars, de Thou, einer berühmten Parlamentsfamilie angehörig, eintraten, und die sich, wie gewöhnlich, um Unterstützung an Spanien wandte. Die Verschwornen hatten aus langer Erfahrung die Ueberzeugung gewonnen, daß der König sich von seinem ersten Minister, so wenig er ihn auch liebe, nie trennen und ihm, wie dies auch schon der Fall gewesen, eher die Glieder seiner eigenen

Familie aufopfern werde. Sie beschlossen deshalb, in der Ueberzeugung, daß dem Cardinal seine Gewalt nur mit dem Leben zugleich entrissen werden könne, seine Ermordung. Es war dies der sechste oder siebente Entwurf dieser Art, und so sehr war die Selbsthülfe, und zwar der verbrecherischesten Art, noch in den Sitten und Ideen, besonders des herrschenden Standes, daß der Entwurf, einen Cardinal und ersten Minister, dem im Grunde nichts als seine Kraft und Festigkeit vorgeworfen werden konnte — denn es war nicht etwa Liebe zur Freiheit oder zum Recht, was die Großen gegen den Cardinal bewaffnete, sondern Neid und Herrschsucht — aus dem Wege zu räumen, keinen Gewissensscrupel erregte. Die Art der Ausführung allein schuf ihnen Bedenklichkeiten.

Während diese Verschwörung, übrigens mit großem Leichtsinn und geringer Vorsicht geführt, sich verzweigte, verfolgte Richelieu seine kriegerischen Plane gegen das Haus Oesterreich und besonders die spanische Linie desselben, denn die deutsche schien ihm, seit Ferdinand's II. Tode, weniger gefährlich zu sein. Er sammelte alle seine Kräfte zu einem Feldzuge in Catalonien und hoffte diese große Provinz Spanien für immer entreißen zu können. Er bewies sich, um im Innern vollkommen sicher sein zu können, gegen die Parlamente etwas milder als vorher, und stellte das von Rouen, das vor einigen Jahren aufgehoben war, wieder her, ernannte den berühmten Generaladvocaten am pariser Parlament, Molé, zum ersten Präsidenten desselben, vertheilte an seine Günstlinge alle offenen Beneficien, söhnte sich mit dem Papst aus, und ließ Mazarin, der päpstlicher Nuntius am französischen Hofe gewesen, aber in alle Plane und Ideen Richelieu's einging, zum Cardinal ernennen. Von der gegen ihn bestehenden Verschwörung ahnte er noch nichts. Am Ende Januars (1642) reiste er mit dem Könige zu dem Heere in Catalonien, auf einem großen Umwege die südlichen Provinzen Frankreichs besuchend, ab. Zu derselben Zeit trug der tapfere und geschickte Graf von Guebriant, der im vorigen Jahre Piccolomini bei Wolfenbüttel geschlagen, diesmal bei Kempten einen entscheidenden Sieg über das kaiserliche Heer davon, von dem fast alle Befehlshaber und fünftausend Soldaten gefangen genommen wurden. Ludwig XIII. begab sich über Lyon, Nimes und Montpellier nach Narbonne, wo er Richelieu, der von körperlichen Leiden gefoltert war, aber immer seine gewöhnliche Thätigkeit entwickelte, antraf. Während dieser Reise, auf der Cinq-Mars den König begleitete, zeigte Letzterer, undankbar genug, und besonders in diesem Falle, denn vorzüglich durch Richelieu's Bemühungen war gegen Spanien

ein treffliches, mit allem Nöthigen reichlich versehenes Heer zusammengebracht worden, unverhohlen seine Abneigung gegen seinen großen Minister. Cinq-Mars, hierauf bauend, wies mehre Vorschläge, die ihm zur Ermordung Richelieu's gemacht wurden, mit der Bemerkung ab, daß Letzterer bald durch den König selbst gestürzt werden würde. Bei der Anwesenheit Ludwig's und Richelieu's in Narbonne verhehlte Cinq-Mars seine Feindschaft gegen Letzteren nicht mehr. Als der König nach der spanischen Grenze abging, blieb der Cardinal schwer erkrankt in Narbonne zurück. Der Feldzug begann unter glücklichen Auspicien. Der Marquis de Povar, Philipp's IV. Feldherr, ward geschlagen und gefangen genommen, aber an der niederländischen Grenze ward der Graf von Guiche von dem spanischen Generale Francisco de Melo bei Hennecourt fast aufgerieben. De Melo war einer der letzten spanischen Feldherren aus der großen Schule, die unter Ferdinand dem Katholischen entstanden war und unter Philipp IV. zu erlöschen anfing.

Das Complot gegen den Cardinal, das zugleich eines gegen den König und das Land selbst war, hatte unterdessen immer mehr um sich gegriffen. Bouillon, der das französische Heer in Piemont befehligte, sollte dasselbe im Interesse der Verschwörer brauchen. Ein Vertrauter Gaston's von Orleans war nach Madrid abgeschickt worden und hatte von Olivarez, dem Alles vermögenden Minister Philipp's IV., das Versprechen einer nachdrücklichen Unterstützung an Geld und Mannschaft empfangen. Der Cardinal, noch immer krank, hatte Narbonne verlassen und sich in Tarrascon niedergelassen. Ludwig XIII., ebenfalls krank, hatte sich von dem Heere entfernt und war nach Narbonne zurückgekehrt. Hier erhielt er die Nachricht von dem bestehenden Complot und dem Bündnisse der Verschwornen mit Spanien. Man hat nie genau erfahren können, wie der Cardinal in den Besitz der sich darauf beziehenden Nachrichten und Documente gesetzt worden. Es war ihm in der That eine Abschrift des im Namen Gaston's mit Spanien abgeschlossenen Vertrages, man glaubt aus Madrid selbst, zugekommen. Cinq-Mars wurde in Narbonne, de Thou in Montpellier, Bouillon in Casal verhaftet. Gaston, der weder Anstalten zur Flucht noch zum Widerstande gemacht, ging in seiner Feigheit und Treulosigkeit so weit, daß er sich zu allen schriftlichen Beweisen gegen seine Mitschuldigen bereit erklärte. Man erließ ihm die persönliche Gegenüberstellung mit ihnen. Dieser Sohn Heinrich's IV. war einer der verächtlichsten Charaktere seiner Zeit. Er hatte auf ähnliche Art, um sich aus der Schlinge zu ziehen, früher Chalais, Vendome, Montmorency

u. s. w. und sogar seine eigene Mutter aufgegeben, und es ist ein Beweis, welchen Zauber damals ein hoher Rang über die Menschen ausübte, daß die Feinde Richelieu's auf einen so furchtsamen, gefühllosen und niedrigen Charakter, wie Gaston, blos weil er ein königlicher Prinz war, ihre Hoffnungen bauen und durch keine Erfahrung über ihn enttäuscht werden konnten. Cinq-Mars' Schuld war so einleuchtend, daß die Commission, die sich in Lyon versammelte, wohin der Cardinal sich begeben, ihn verurtheilen mußte. De Thou hatte nicht an dem Plane der Ermordung Richelieu's, wohl aber an dem Bündnisse mit Spanien, mit dem Frankreich damals in offenem Kriege war, Theil genommen. Sein Verhalten war demnach ein Act des Hochverrathes. Beide wurden zum Tode verurtheilt, und der Muth und die Ergebung, mit der sie ihr trauriges, obwohl nicht unverdientes Schicksal ertrugen, erregte bei der Stimmung, die gegen Richelieu bestand, allgemeines Mitleiden (September 1642). Bouillon wurde durch Mazarin's Freundschaft für ihn und die Rücksicht, die man auf seinen Bruder Turenne, schon damals einer der ersten französischen Feldherren, nahm, gerettet, mußte aber diese Gunst mit der Abtretung seiner Festung Sedan erkaufen. Gaston durfte frei auf seinen Besitzungen in Frankreich fortleben. Der König und der Cardinal hatten jedoch diese Entscheidung nicht abgewartet, sondern waren, Letzterer etwas später, nach Paris zurückgekehrt. Während dieses tragischen Processes erhielt Ludwig XIII. die Nachricht, daß seine Mutter, Maria von Medicis, in Cöln mit Tode abgegangen war (3. Juli 1642). Sie hatte durch ihre Unklugheit den Schutz und die Unterstützung Englands und Spaniens verloren und Ludwig XIII. seine Gefühllosigkeit und Pflichtvergessenheit gegen sie auf einen Grad getrieben, daß sie in der letzten Zeit ihres Lebens mit wirklichem Mangel zu kämpfen gehabt hatte. Die Mutter eines Königs von Frankreich, die Schwiegermutter der Könige von Spanien und England, einst auf dem Gipfel der Größe und Macht, alt, krank und von aller Welt verlassen, war eines der großen Beispiele, wie wenig das Geschick in manchen Fällen auf die von den Menschen eingeführten Verhältnisse Rücksicht nimmt. Noch sieht man im Louvre die Bilder, auf denen Rubens die glänzenden Situationen im Leben dieser Königin, halb historisch, halb allegorisch, dargestellt hat. Ihr einsames und schmerzliches Ende würde einen merkwürdigen Gegensatz zu der Krönung in St. Denis und den übrigen Herrlichkeiten, die sie umgaben, und ein ergreifendes und zugleich merkwürdiges Beispiel menschlicher Größe und Erniedrigung liefern.

Während die Augen von ganz Frankreich auf den Proceß und die Hinrichtung Cinq-Mars' und de Thou's gerichtet gewesen, war der Krieg gegen das Haus Oesterreich überall mit Erfolg fortgeführt worden. Ungeachtet der Niederlage des Grafen von Guiche bei Hennecourt hatte de Melo seine Vortheile nicht verfolgen können. Guebriant hatte sich mit dem Prinzen von Oranien vereinigt und die Kaiserlichen gezwungen, sich von der französischen Grenze zu entfernen. Der schwedische General Torstenson war Schlesien und Mähren siegreich durchzogen, hatte Wien zittern gemacht und die Kaiserlichen unter Piccolomini bei Breitenfeld, unfern Leipzig, in einer großen Schlacht geschlagen, in der sie zehntausend Mann verloren. In Piemont hatten sich die savoyischen Prinzen, darüber erbittert, daß die Spanier sie blos als Werkzeuge zur Zerstörung ihres eigenen Hauses brauchten, mit der Herzogin Regentin, ihrer Schwägerin, versöhnt. Sie vereinigten sich mit den Franzosen, die nach Bouillon's Entfernung von Longueville befehligt wurden und den Spaniern fast alle von ihnen besetzte Festungen abnahmen. An den Pyrenäen waren die französischen Waffen ebenfalls glücklich. Perpignan mußte sich ergeben. Ganz Roussillon ward erobert, der spanische Feldherr Leganez von La Motte Houdancourt geschlagen und dieser als Vicekönig in Barcelona eingesetzt.

Den Tag der Hinrichtung Cinq-Mars' und de Thou's selbst hatte Richelieu Lyon verlassen und sich nach Paris zu in Bewegung gesetzt. Er war so krank, daß er nicht einmal die langsame Bewegung eines Wagens vertragen konnte, sondern in einer großen Sänfte, die wie ein Zimmer eingerichtet war, von achtzehn Trägern, die man alle halbe Stunden ablöste, fortgeschafft wurde. Er brauchte auf diese Art zu einer Reise von hundert Stunden fünf Wochen Zeit. Seine alten Schäden waren seit mehren Wochen alle wieder aufgebrochen. Ein starker Blutfluß gesellte sich zu seinen übrigen Uebeln und eine außerordentliche Schwäche und Magerkeit kündigte eine unausbleibliche und baldige Auflösung an. Ludwig XIII. selbst befand sich in einem Zustande, der keine Wiederherstellung hoffen ließ. Das Verhältniß der beiden Kranken, die seit so vielen Jahren fast täglich mit einander verkehrt hatten und sich einander so nothwendig gewesen, nahm selbst im Angesicht des Todes keinen Charakter von Annäherung oder Innigkeit an. Es schien sogar gespannter und unfreundlicher als je zu sein. Richelieu fürchtete, sonderbar und unglaublich genug, in seinen letzten Tagen einen Anschlag des Königs gegen sein Leben. Aus dem Processe Cinq-Mars' war nämlich klar hervorgegangen, daß dieser Lud-

wig XIII. mehrmals mit dem Plane der Ermordung seines Ministers unterhalten hatte und dieser denselben nie entschieden abgewiesen, geschweige die Entrüstung bewiesen hätte, die ein solcher Vorschlag verdiente, und daß vier Officiere der Leibwache sich zur Ausführung angeboten hatten. Indessen behauptete Richelieu bis zum letzten Augenblicke seine Herrschaft über den König, denn er verlangte von diesem die Entlassung der vier Kriegsleute, was Ludwig mit Widerstreben, Zögern und Thränen des Verdrusses endlich doch zugestand. Zugleich veranlaßte Richelieu den König, seinen Bruder, Gaston von Orleans, in einer besondern Erklärung, die dem ersten Präsidenten und dem Generaladvocaten des Parlaments übergeben wurde, aller Theilnahme an der Regierung, im Falle einer Minderjährigkeit, für unfähig zu erklären. Es wurden darin alle Complote, Meutereien, Unruhen u. s. w., an deren Spitze der Herzog von Orleans gestanden oder in die er sich gemischt, aufgezählt und ihm seine Leibwache und die Statthalterschaft von Auvergne genommen. Es war dies der letzte politische Act des Cardinals und einer der besten, die er vollbracht, denn dieser Bruder Ludwig's XIII. besaß alle Mängel und Laster Heinrich's III., ohne den persönlichen Muth, die Kriegserfahrung und Feinheit des Verstandes, von denen jener König, seiner übrigen Unwürdigkeit ungeachtet, vielfache Beweise abgelegt hatte. — Den 5. December schlug endlich die Stunde, in der Frankreich den größten Mann, der noch an seiner Spitze gestanden, verlieren sollte. Richelieu starb im achtundfunfzigsten Jahre seines Lebens, nachdem er sechszehn Jahre lang Frankreich mit unumschränkter Autorität regiert und, seiner persönlichen Fehler ungeachtet, in seinem öffentlichen Walten eine tiefe Einsicht und einen großartigen Charakter offenbart hatte.

Ludwig XIII. wurde von diesem Tode nicht nur nicht bewegt, sondern fühlte sich vielmehr durch das Hinscheiden seines großen Ministers, der ihn so lange in Unmündigkeit gehalten hatte, erleichtert. Er befolgte jedoch selbst nach Richelieu's Hinscheiden noch dessen Willen, denn er berief den Cardinal Mazarin, den jener ihm empfohlen hatte, in den Staatsrath, vertraute ihm die oberste Leitung der Geschäfte an und veränderte nichts, weder in dem Gange noch dem Personal der Regierung. Der neue Minister, der erst vierzig Jahre alt, ein Fremder war, und Richelieu's Feinheit und Wachsamkeit, aber nichts von seiner kühnen, zuversichtlichen Natur besaß, milderte, so viel er konnte, die Folgen der Strenge seines Vorgängers, ward aber hierin von dem Könige, dessen Gesundheit sichtbar schwand, dessen Härte und Mißtrauen aber immer zunahm,

vielfach gehindert. Mazarin erlaubte dem Herzog von Orleans nach Paris zu kommen, obgleich an der ihn entehrenden Unfähigkeitserklärung, die sechs Wochen vorher vom Parlament einregistrirt worden, nichts geändert wurde. Eine Anzahl größerer oder geringerer Personen, die gefangen oder verbannt waren, wurden jedoch befreit oder zurückberufen. Unter ihnen befand sich der Marschall von Bassompierre, der einst Ludwig XIII. persönlich angenehm und durch militairische Geschicklichkeit und eine glänzende persönliche Tapferkeit ausgezeichnet, kein anderes Verbrechen begangen, als in der „journée des dupes" an den Sturz Richelieu's geglaubt zu haben, dafür aber zehn Jahre lang in der Bastille geschmachtet hatte. Mazarin setzte in Bezug auf das Ausland die Politik Richelieu's fort und bereitete sich zu einem neuen Feldzuge gegen das Haus Oesterreich vor. Unter den Feldherren, die an die Spitze der Heere gestellt wurden, befand sich der Herzog von Enghien, der an der belgischen Grenze befehligen sollte.

Während dieser Vorbereitungen zum Kriege hatte die Erschöpfung, in der sich Deutschland und Spanien befanden, und der Wunsch der neutralen Staaten, wie Dänemark, Holland, Venedig, nach Herstellung der Ruhe einen Congreß in Münster und Osnabrück versammelt. Die zahllosen Schwierigkeiten, mit denen derselbe zu kämpfen hatte, ließen eine endliche Herstellung des so lange gestörten Friedens als noch in weiter Ferne erblicken. Ludwig XIII. war nicht dazu bestimmt, an den Unterhandlungen, die zu diesem Zweck eingeleitet wurden, Antheil zu nehmen. Seine Gesundheit verfiel so sichtbar, daß er, ungeachtet des kräftigen Alters, in welchem er stand, an seinem Hofe aufgegeben wurde. Seine Minister, Mazarin an der Spitze, suchten von jetzt an die Gunst der Königin, denn sie zweifelten nicht, daß diese, nach einer seit so langer Zeit geltenden Sitte, zur Regentin des Königreiches, während der bevorstehenden Minderjährigkeit ernannt werden würde. Den 20. April (1643) versammelte Ludwig XIII., der den Tag vorher von seinen Aerzten erfahren hatte, daß ihm nur noch wenige Zeit zu leben vergönnt sei, seine Familie, die in Paris anwesenden Großen und seine Minister und übergab ihnen ein Edict, in welchem er die Regentschaft und die Verwaltung des Königreiches nach seinem Tode bestimmte. Das Wesentlichste war die Ernennung der Königin zur Regentin, aber mit einem Regentschaftsrathe zur Seite, ohne den sie nichts zu entscheiden und auszuführen im Stande war und dessen Beschlüsse nach Stimmenmehrheit gefaßt werden sollten. Gaston von Orleans erhielt den Titel eines Generallieutenants des König-

reiches, der aber, da ihm alle Theilnahme an der Regierung untersagt wurde, nichts als eine leere Ehrenbezeigung war. Gaston, der so viele Jahre lang der präsumtive Thronerbe gewesen, erfuhr die Schmach, von dem Regentschaftsrathe, in welchen der Prinz von Condé, der ihm an Rang so weit nachstand, aufgenommen war, ausgeschlossen zu werden. Anna von Oesterreich und Gaston von Orleans unterzeichneten und beschworen dieses Edict, das Letzterer selbst dem Parlamente zur Eintragung in das Register seiner Verhandlungen überbrachte. Aber weder die Königin noch der Prinz dachten dasselbe zu beobachten. Anna protestirte heimlich, vor einem Notarius und Zeugen, gegen einen Act, den sie öffentlich soeben zu halten angelobt, als hätte sie Sorge gehabt, die Absichtlichkeit ihres Eidbruches außer allen Zweifel zu stellen. Sie war nämlich damit unzufrieden, daß ihr die Regentschaft nicht mit unumschränkter Macht, sondern mit der Abhängigkeit von einem Regentschaftsrathe übertragen worden war. Der Cardinal Mazarin tröstete sie jedoch, indem er ihr zeigte, daß die Uebertragung der Regentschaft überhaupt das Wesentliche sei und deren spätere Ausdehnung leicht bewerkstelligt werden könne.

Die letzte Krankheit Ludwig's XIII., von der er nicht mehr erstand, dauerte über sechs Wochen, und er lag vierzehn Tage lang in einem beständigen Todeskampfe, während dessen er selbst die Beschleunigung seiner Auflösung wünschte. Es entstanden schon während dieser Krankheit Streitigkeiten zwischen dem Marschall de la Meilleraye, der, als Richelieu's Verwandter, unter ihm eine große Rolle gespielt und die Statthalterschaft von Bretagne erhalten hatte, und dem Herzoge von Vendome, dem natürlichen Bruder Ludwig's XIII., der sie früher besessen hatte und jetzt aus dem Exil zurückgekehrt war. Vendome suchte, mit Hülfe seiner beiden Söhne Mercoeur und Beaufort, seinen Nachfolger zur Niederlegung seiner Würde zu zwingen. De la Meilleraye ließ Soldaten nach St. Germain, woselbst Ludwig XIII. krank war, zu seinem Schutz kommen, Gaston und Condé thaten dasselbe. Die Umgebungen des Schlosses, in welchem der König im Sterben lag, erfüllten sich mit Tumult und Bewaffneten. Die Königin fürchtete einen Augenblick, daß Gaston ihre beiden Kinder ihr entreißen, sie vielleicht gar tödten lassen könne, und empfahl sich und sie dem Schutze des Herzoges von Beaufort, des zweiten Sohnes Vendome's. Dieser junge, schöne und kühne Mann, an welchem Anna von Oesterreich persönlich Gefallen zu finden schien, entledigte sich dieses Auftrages mit so großer Anmaßung, daß er die beiden königlichen Prinzen, Gaston und

Condé, auf das Empfindlichste verletzte. Die Pariser, die längst gewohnt waren, ihre Aufmerksamkeit auf das Thun der Großen und den Gang der öffentlichen Angelegenheiten zu richten und besonders auffallenden Begebenheiten eine halb scherzhafte, halb ausdrucksvolle Bezeichnung zu geben, verliehen dem jungen Herzoge und seinen Freunden den Namen der „Wichtigthuer" (les Importants). — Fast alle von Richelieu Verbannten, deren es in Italien, Belgien und England eine große Zahl gab, waren während der letzten Krankheit Ludwig's XIII. zurückgekehrt und zum Theil noch von ihm empfangen worden. Dieser König verschied endlich den 14. Mai 1643 im zweiundvierzigsten Lebensjahre, an demselben Tage, an welchem dreiunddreißig Jahre vorher sein Vater ermordet worden war. — Ludwig XIII. war, seinem Charakter und persönlichem Einflusse nach, ein Schattenkönig gewesen, der durch sich selbst nichts gewollt und vollbracht hatte. Seine Regierung aber ist von großer Bedeutung gewesen, weil in ihr die letzte Gestalt der altfranzösischen Monarchie, ihr Uebergang zu vollkommener Autokratie, zur Ausschließung aller aristokratischen und demokratischen Elemente von der Leitung des Staates, zu einem regelmäßigen und systematischen Despotismus durch das Genie und den Charakter Richelieu's vollbracht wurde. Die politische Einheit des Reiches ward unter Richelieu's Verwaltung um einen großen Schritt weiter geführt. Zugleich bildete sich in dieser Zeit in den höhern und mittlern Klassen der Nation eine größere Gleichheit der Sitten, Formen und Gebräuche des Lebens, als in irgend einem andern Volke aus. Die Einheit und Abgeschlossenheit in den verschiedenen Elementen der französischen Nationalität, durch welche diese, bei allen ihren individuellen Mängeln, einen so großen Einfluß auf die Welt ausgeübt, ward ebenfalls unter dieser Regierung vorbereitet und unter der nachfolgenden vollendet.

Wenn die Regierung Ludwig's XIII., oder um richtiger zu sagen, die Verwaltung seines großen Ministers, in politischer Beziehung, durch den beharrlichen Kampf gegen das Haus Oesterreich, dessen Uebermacht Frankreich zu erdrücken drohte, durch die Bezähmung des anarchischen Geistes der Großen, durch vielfache innere Verbesserungen, die höchste Anerkennung verdient, so muß sie dagegen, was den rein moralischen Einfluß betrifft, den sie auf das französische Volk ausgeübt hat, als eine Epoche des Verderbens und der Entartung betrachtet werden. Diese moralische Natur ist aber der eigentliche Kern einer Nation und schließt zugleich ihr Geschick ein, das sich zwar langsam, unterbrochen und von vielen scheinbaren

Widersprüchen begleitet, im Laufe der Zeiten jedoch immer jenem ursprünglichen Keime gemäß entwickeln wird. Was dieser Regierung am meisten vorgeworfen werden muß, ist der in ihr sich aussprechende Hang zum Despotismus, d. h. die Unterdrückung des freien Selbstbewußtseins in seiner Anwendung auf die allgemeinen Interessen des öffentlichen Lebens. Von diesem Streben, dem nationalen Dasein eine willkürliche, seiner Natur und Bestimmung widersprechende Richtung zu geben, ist eine Erniedrigung und Schwächung desselben unzertrennbar. Das Innerste in den Nationen, wie in den Individuen, ist ihr Charakter, dem, durch den Mangel an freier Bewegung und Entschließung, Gebrechen und Laster eingeimpft werden, unter denen er entweder erliegt und versiecht, wie dies an Ende der alten Welt sichtbar wird, oder zu deren Heilung ihm so gewaltsame Anstrengungen nothwendig werden, wie dies in der französischen Revolution geschah, daß er sich der Gefahr einer totalen Zerstörung aussetzt.

Richelieu hatte die Reichsstände niemals, die Notabeln nur selten und zum Schein versammelt. In der Masse des Volkes lebte kein klares Bewußtsein, kein freies Gefühl seiner Rechte, das den eigentlichen Lebenshauch eines wohlgeordneten Gemeinwesens ausmacht. Das einzige gesetzliche Widerstandsmittel gegen die Tyrannei lag zu jener Zeit in Frankreich in dem Rechte des Parlaments, die Verordnungen der Regierung zu prüfen, sie mit den Bedürfnissen und der Lage der Nation zusammenzustellen und ihnen eine öffentliche Sanction zu verweigern, wenn sie mit dem Wohle des Ganzen als unvereinbar erschienen. Der einzige Unterschied des Königthums vom Despotismus lag in dieser Möglichkeit eines passiven, temporairen, aber für die damalige Gesellschaft vielleicht ausreichenden Widerstandsmittels. Richelieu war in seiner verwegenen Selbstsucht entschlossen, auch diese ohnedies schwache Schranke der Willkür zu brechen. Er hatte kein Mißfallen geäußert, als das Parlament (1629) eine Menge Gesetzesvorschläge, eine Art Codex des Kanzlers Marillac, den er später im Gefängnisse sterben ließ, theils ganz zurückwies, theils gegen dieselben so viele Einwendungen erhob, daß ihre Vollziehung gehindert wurde. Als aber das Parlament sich mehren von Richelieu selbst ausgehenden Einrichtungen und Verordnungen widersetzte, kannte dessen despotische Natur keine Grenze und kein Maß in der Art dieser Zurückweisung. Er ließ Ludwig XIII. (21. Februar 1641) ein Lit de Justice halten, in welchem der König dem Parlament eine Ordonnanz zur augenblicklichen Sanction, ohne daß ihm deren Inhalt, wie es sonst Sitte war, vorher mitgetheilt

worden, übergab. Diese Verordnung erklärte, dem Wesen nach, Folgendes: daß die Dauer und Größe der Staaten von der Einheit der öffentlichen Gewalt abhänge, daß, wo diese sich in den Händen eines Monarchen befinde, jede Minderung seiner Macht auf das Dasein des Ganzen schwächend zurückwirke, daß deshalb keine Beschränkung der königlichen Autorität, keine Theilung derselben geduldet werden könne. Die Ordonnanz geht dann auf die Einmischung des Parlaments in die öffentlichen Verhältnisse nach dem Tode Heinrich's IV. über, wiederholt alle Verordnungen der Könige von Johann an gegen die Ansprüche dieser Corporation, befiehlt dann die Einregistrirung aller königlichen Verordnungen, ohne vorherige Kenntnißnahme derselben, ohne Berathung über ihre Zulässigkeit, und verbietet dem Parlament von den politischen Angelegenheiten des Landes ins Künftige die geringste Notiz zu nehmen. Da die Zusammenberufung der Reichstage von den Königen abhing und es hierüber keine allgemeinen Bestimmungen gab, so würde, wenn das Parlament sich diesem Befehl für immer gefügt hätte, jede Controle, jedes öffentliche Urtheil über den Gang der Regierung unmöglich gewesen sein, was bei einer, nicht von administrativen und militairischen Grundsätzen, sondern von Traditionen und Ideen beherrschten Nationalität, wie die französische, entweder eine anarchische Bewegung gegen jenen obersten Willen oder den Verlust alles freien und öffentlichen Geistes hervorgebracht haben würde. — Um dieser Erklärung noch mehr Nachdruck zu geben, wurden diese theoretischen Ansprüche auf eine unbeschränkte Macht von einer praktischen Ausführung derselben begleitet. Der König schuf mehre neue Stellen im Parlament und unterdrückte die eines Präsidenten und von vier Räthen, die sich durch ihre Opposition besonders hervorgethan hatten. Einer der Generaladvocaten, Omer Talon, bat im Namen des Parlaments um die Reintegrirung der abgesetzten Magistrate. Obgleich er Ludwig XIII. in seiner Rede mit der Gottheit, der Sonne u. s. w. verglich, schlug dieser dennoch die Bitte nicht nur ab, sondern war geneigt, den, der sie gethan, sogar bestrafen zu lassen.

Richelieu's Verwaltung, die auf keine absolut wahre, religiöse oder rechtliche Fundamente gestellt, alle moralischen Ideen nur als Mittel für einen rein äußerlichen und endlichen Zweck betrachtete und sie, diesem zu Gefallen, bei jeder Gelegenheit bog oder brach, trug mehr als eine der frühern Epochen der französischen Geschichte dazu bei, der im innersten Wesen dieses Volkes ruhenden materiellen Richtung und seiner Neigung, den Verstand und dessen wandelbares

Formenspiel über die unmittelbare Anerkennung absoluter, religiöser oder moralischer Principien zu stellen, eine neue Nahrung zu geben. Nicht daß er diese Richtung geschaffen, sie war in dem Charakter der Nation längst vorhanden, von dem Einflusse der theokratischen und feudalen Ideen und Einrichtungen in ihrem Fortschritt aber aufgehalten worden, mit der Ausbildung der absoluten Monarchie begann sie aber sich des gesammten Lebens der Nation zu bemächtigen. Richelieu begründete dieses System, alle religiösen und moralischen Principien nur als Mittel einer politischen Selbstsucht anzuwenden, dieselben, je nach den Umständen, anzuerkennen oder zu vernachlässigen, zu verletzen oder zu entstellen, während das Mittelalter, so lange es als ein Ganzes wirkte und lebte, in seiner geistlichen und weltlichen Organisation einen Schatz absoluter, unbeugsamer, Jedem zugänglicher und gegenwärtiger Vorstellungen enthielt. Dieser politische Egoismus, den Richelieu, mehr als vor ihm geschehen, zum herrschenden Grundsatze erhob, blieb aber nicht in dieser Sphäre stehen, sondern verbreitete sich bei der größern Einheit, zu der alle französischen Zustände im siebenzehnten Jahrhunderte fortgeschritten, in der ganzen Nation und verdarb deren Sitten und Gefühle. Sie trennte fortan, ihre Gebieter und Meister nachahmend, ihre Intelligenz von ihrem sittlichen Dasein. Diese einsame Richtung des Verstandes, von allen allgemein anerkannten moralischen Grundsätzen frei, das Spiel des Urtheils, der Phantasie, von jedem religiösen und moralischen Gehalt entblößt, machten sich vom siebenzehnten Jahrhundert an mit einer sich immer mehrenden Gewalt kund und rissen das französische Leben am Ende des achtzehnten Jahrhunderts in einen Abgrund, aus dem es sich bis jetzt noch nicht vollkommen herausgearbeitet hat. — Richelieu's Erscheinung, die Grundsätze, die seine politische Thätigkeit geleitet, die Richtung, die er dem französischen Staate und allmälig dem Geiste der Nation selbst gegeben, stehen demnach in einem nahen Verhältnisse zur Gegenwart und ihre Kenntniß ist, auch ohne ihre für sich bestehende Bedeutung, um dieser Beziehung willen, von Wichtigkeit.

Neuntes Kapitel.

Heinrich IV., der erst fünf Jahre, nachdem er auf den Thron gestiegen, sich seiner Hauptstadt bemächtigen konnte, von der aus der hartnäckigste Widerstand gegen die Anerkennung seiner Rechte ausgegangen war, blieb, ungeachtet seines großmüthigen und leichtsinnigen Naturells, zum Vergeben ebenso sehr wie zum Vergessen geneigt, gegen die Pariser immer von einem gewissen Mißtrauen erfüllt und hielt sie unter einer genauern Aufsicht und in einer strengern Abhängigkeit, als sie von den frühern Königen erfahren hatten. Auch liebte er, fast von Kindheit an den Unruhen und Bewegungen des Kriegslebens ausgesetzt, den Aufenthalt in den Städten nicht und hielt sich, so viel es seine Regierungsgeschäfte erlaubten, gern außerhalb der alten und finstern Mauern seiner Hauptstadt, namentlich in seinen Lustschlössern von St. Germain, Fontainebleau u. s. w. auf, wo die Jagd, der er leidenschaftlich ergeben war, für ihn ein verjüngtes Bild des Krieges wurde, unter dessen Gefahren er fast sein ganzes Leben zugebracht hatte. Die innere Stimmung in der Masse der hauptstädtischen Bevölkerung selbst ward diesem Fürsten, den sie früher als Ketzer, Gaskogner u. s. w. so gehaßt hatte, nie ganz geneigt. Die Erinnerung an die Ligue, die Plünderung der Vorstädte, die Hungersnoth, der er die Stadt ausgesetzt, an die Predigten der Geistlichkeit gegen ihn erlosch in den niedern Klassen nie ganz, nur die höhern wurden von den großen und liebenswürdigen Eigenschaften Heinrich's IV. gewonnen, oder söhnten sich aus Klugheit, nachdem er ihrer einmal Herr geworden, mit ihm aus. Erst später, unter der Regierung Ludwig's XIII., ging aus der Vergleichung des Sohnes mit dem Vater das Bild des Letztern mit der ihm gebührenden Glorie hervor und unter Ludwig XIV. wurde Heinrich IV., als der Stifter der regierenden Linie, von Dichtern und Künstlern verherrlicht. Es ist aber dessenungeachtet nicht weniger wahr, daß er während seines Lebens in seiner Hauptstadt mehr gefürchtet als geliebt war. Dies allein hätte ihn vielleicht abhalten können, der Vergrößerung und Verschönerung von Paris eine besondere Aufmerksamkeit und Neigung zuzuwenden, er besaß aber außerdem, zumal bei der Kürze des letzten und friedlichen

Theiles seiner Regiernng, nicht die nöthigen Mittel für einen solchen Zweck, denn er hatte, wie oben erzählt worden, die Unterwerfung seiner vornehmsten Gegner und die Uebergabe der meisten Festungen durch unermeßliche Geldopfer erkaufen müssen. Auch handelte er insofern als ein ächter König, indem er mehr das Glück des ganzen Landes als das eines einzigen Punktes, wo er sich gerade selbst aufhielt, im Auge hatte und mehr an Nützliches als Ueberflüssiges, mehr an die Sammlung eines Schatzes und die Vertheidigung der Grenzen als an die Aufführung von Prachtbauten und Kunstdenkmalen dachte. Paris erfuhr deshalb unter der Regierung Heinrich's IV. keine bedeutenden Veränderungen, außer daß sich nach wiederhergestelltem Frieden der Wohlstand der Stadt wie der des ganzen Landes schnell und bedeutend hob. Die Sitten des Hofes und der Hauptstadt bildeten sich in der zuletzt von Franz I. angegebenen Richtung aus, und man bekommt, wenn man sie sich nach den vornehmsten Denkwürdigkeiten jener Zeit vergegenwärtigt, den Eindruck, daß sich Gutes und Uebles in ihnen wunderbar durchkreuzte und der moderne französische Charakter, wenn auch in vieler Beziehung noch unter mittelalterthümlichen Formen, in ihnen schon vollkommen enthalten war. Eine Entfernung von schimpflichen und erniedrigenden Lastern, die unter Heinrich III. überhand zu nehmen drohten, aber eine große Zügellosigkeit im Verhältnisse der beiden Geschlechter, eine rasche, muthige, selbst verwegene Zuversicht, ein Hang zu immerwährendem Streit in Worten und Werken, eine glänzende Leichtigkeit in der Behandlung des Lebens, Offenheit und Wandelbarkeit zugleich, mehr Freiheit in den Einzelnheiten des Daseins, als in dessen gesammter Führung, ein Hang zu oberflächlicher, momentaner Befriedigung ohne tiefe Kraft und Leidenschaft waren die vorherrschenden Züge in den Franzosen der höheren Klassen zu Heinrich's IV. Zeit, die sich in dem Charakter dieses großen und ächt nationalen Fürsten concentrirten. Zugleich trat unter dieser Regierung ein immer größer werdender Unterschied zwischen dem privaten und öffentlichen Leben hervor, der früher so nicht bestanden hatte. Auf jenem ruhte noch immer ein romantischer Schein aus frühern Jahrhunderten her, während dieses immer maschinenartiger und unpersönlicher wurde, bis ersteres unter Ludwig XIV. in letzterm aufzugehen und fast ebenso unfrei und seelenlos zu werden anfing. Eine gewisse Roheit und Wildheit in den Sitten, die sich besonders in zahllosen Privathändeln und einem unbändigen Hange zu Selbsthülfe und Unordnung aller Art aussprachen, dauerten die ganze Regierung Heinrich's IV. und Ludwig's XIII. hindurch, als ein Nachhall der langen

innern Kriege fort und wurden erst von Ludwig XIV. gebrochen und fast ausgerottet. Unter diesem Könige erlosch aber auch ein guter Theil der natürlichen Grazie und Spontaneität des französischen Naturells und machte einer geschraubten und künstlichen Manier des Lebens Platz, die erst mit der von diesem Könige geschaffenen Ordnung verschwand. — Wir wollen jetzt, unserer Gewohnheit gemäß, der vornehmsten localen Veränderungen erwähnen.

Die äußere Lage und Befestigung von Paris war im Ganzen noch immer dieselbe wie unter Karl VI., nur daß einige der Vorstädte seit dieser Zeit in den Umkreis der Mauern hineingezogen worden waren. Die Thore waren noch immer feste Thürme, es gab außer den Prés aux Clercs keine gepflanzten Spaziergänge, keine großen öffentlichen Plätze und die meisten kleinern Straßen waren noch ungepflastert. Paris hätte sich, wenn es auf dem unter Ludwig XII. und Franz I. betretenen Wege fortgefahren, wahrscheinlich rasch vergrößert und verschönert, aber die langen innern Kriege von Heinrich's II. Tode an hatten die Entwickelung der Hauptstadt noch mehr als die des Landes aufgehalten. Heinrich IV. besaß, wie gesagt, weder Mittel noch Zeit, große Prachtbauten zu unternehmen und zu vollenden, indessen wurden auf seinen Befehl eine Menge einzelner Verbesserungen und mehre Verschönerungen vorgenommen, wobei er von dem damaligen Prevot des Marchands, Franz Miron, dessen Andenken noch jetzt in Paris nicht ganz verschwunden ist, auf das Eifrigste unterstützt wurde. Mehre Thore wurden umgebaut und erweitert, die unterirdischen Kanäle gereinigt, die verfallenden Fontainen wiederhergestellt und mehre neue errichtet, mit dem Baue der Tuilerien und des Louvre fortgefahren und das Ansehn der Stadt, das während der langen Bürgerkriege sehr gelitten hatte, erneuert. Unter den Fundationen, die von diesem Könige unternommen wurden und die noch bestehen, verdient vor Allem das große Hospital St. Louis genannt zu werden, dessen Gründung bei Gelegenheit einer im Jahre 1606 in Paris ausgebrochenen pestartigen Krankheit beschlossen wurde. Der Pont-Neuf, noch immer die größte und schönste Brücke der Hauptstadt, von Heinrich III. begonnen, ward unter seinem Nachfolger vollendet. Die bedeutende handeltreibende Straße Dauphine und der Platz dieses Namens, in der Nähe dieser Brücke, wurden auf einem, dem großen Augustinerkloster auf dem linken Ufer der Seine zugehörigen Grunde angelegt. Ebenso wurde der Bau der Place Royale unter diesem Könige angefangen und fast vollendet. Heinrich IV., der, besonders auf Sully's Veranlassung, den öffentlichen Reichthum auf

auf jede Art zu vermehren suchte, legte mehre große Manufacturen, unter anderen eine zur Fabrikation von Tapeten bestimmt, an, die, unter Colbert erneuert, unter dem Namen der Gobelins noch jetzt besteht. Es wurden unter dieser Regierung, obwohl nicht vom Könige selbst, mehre Klöster gegründet, die aber meist alle in der Revolution verschwunden sind. Berühmt wurde in der Folge eines derselben, das der Carmeliterinnen, in der Straße d'Enfer, in welches sich die Herzogin de la Vallière, die Geliebte Ludwig's XIV., zurückzog und in dem sie sechsunddreißig Jahre lang lebte, und auf dem Boden eines andern, dem der Kapuzinerinnen, ist später die prächtige Straße La Paix angelegt worden. In den Gebäuden dieses Klosters errichtete der Nationalconvent seine Assignatenfabrik, wo bis zum Jahre 1795 für ungefähr fünfundzwanzigtausend Millionen Francs Geld nicht geschmiedet, aber gedruckt wurde.

Unter Ludwig XIII. erfuhr Paris sehr große und wesentliche Veränderungen. Unter dem Einflusse des gewaltsamen und unsittlichen, aber thatkräftigen und großartigen Despotismus des Cardinals Richelieu verwandelte sich die Gestalt der Hauptstadt noch mehr als die des Landes selbst. Fast alles wirklich Erhebliche und Charakteristische, was die Regierung Ludwig's XIV. auszeichnen und sie zu einer besondern Epoche in der Entwickelung der französischen Nationalität machen sollte, wurde unter dessen Vater, obwohl nichts von diesem persönlich ausging, vorbereitet. Der Fortschritt bestand jedoch, in der Hauptstadt wie im Lande selbst, nicht sowohl in einer in das Dasein der Einzelnen eingreifenden allgemeinen Verbesserung oder Verschönerung, als vielmehr in dem Auftreten einzelner isolirt wirkender großartiger Erscheinungen, die aber allmälig auf das Dasein des Ganzen von Einfluß und Bedeutung wurden. So wie die Masse des Volkes, wenn auch keineswegs ohne Bewegung und Leben, doch hinter den vielen bedeutenden Individualitäten, die im siebenzehnten Jahrhunderte in fast allen Kreisen sich zeigten, verschwand, ebenso erhoben sich in der Hauptstadt eine Menge großartiger Schöpfungen, Paläste, Gärten, Kirchen, Stiftungen aller Art, in noch immer an die Armuth und Barbarei früherer Jahrhunderte erinnernden Straßen.

Die religiösen Fundationen wurden damals, obgleich die Religion längst aufgehört hatte, der vornehmste Hebel der Gesellschaft zu sein, noch immer als die wesentlichste Stütze der Machthaber und Großen und der erste Gegenstand ihrer Vorsorge angesehen. Dies kann in der That wundern, wenn man an den keineswegs kirchlichen Sinn Richelieu's, der Frankreich mit unbeschränkter Gewalt regierte,

und an das vorherrschend weltliche Streben der höhern Klassen jener Zeit denkt. Indessen lag diese Idee weniger in den Sitten und Ueberzeugungen als in den Einrichtungen und Verhältnissen und beherrschte deshalb noch immer das äußere Thun der Individuen, ohne auf deren Inneres einen großen Einfluß auszuüben. Sie besaß die Macht einer Gewohnheit, zuweilen selbst nur die einer Mode, wie man dies auch noch in spätern Zeiten oft gesehen hat und erschien mehr thätig als eigentlich wirksam. Die Menge kirchlicher Stiftungen in dieser Epoche bewiesen den religiösen Geist derselben nicht mehr als die große Anzahl Soldaten den kriegerischen einer andern Zeit, denn sie gingen nicht aus der allgemeinen Lage und Stimmung der damaligen Welt hervor, sondern verdankten ihre Entstehung einer mehr oder weniger künstlichen Anregung, die von denen gegeben wurde, welche die öffentliche Macht besaßen. In Epochen, in denen das religiöse Element eine große intensive Stärke besessen, sprach es sich vorzüglich in der Gesinnung der Massen aus, von denen die Großen in dasselbe, oft wider ihren Willen und Vortheil, hineingerissen wurden. So wie das Evangelium von denen, welche in der Welt arm und niedrig waren, verkündet worden, ebenso wurden im Mittelalter mehr Kirchen, Klöster, Hospitäler u. s. w. von Privatleuten, von Einsiedlern, Mönchen, als von Fürsten und Großen gegründet, die diesem Beispiele folgten, es aber nicht angaben. Im siebenzehnten Jahrhundert war die Verwirklichung der religiösen Ideen ein Werkzeug der Großen und ein Beiwerk, ein Schmuck, aber kein integrirender Theil ihres Daseins.

Unter der Regierung Ludwig's XIII. wurden nicht weniger als neunundsechszig neue Mönchs- und Nonnenklöster, von denen aber nur sehr wenige eine Erwähnung verdienen, da die meisten spurlos, sowohl in der Wirklichkeit als in der Erinnerung verschwunden sind, gestiftet. Da wo jetzt der große und prächtige Marché St. Honoré ist, wurde im Jahre 1613 ein weitläufiges Dominikanerkloster errichtet, in dessen Bibliothek der berüchtigte revolutionaire Club der Jakobiner seine Sitzungen hielt. Dieser Ort, wo jetzt alle möglichen Erzeugnisse des Bodens zum Verkaufe ausgestellt sind, erinnert in der That durch nichts mehr an die Zeit, wo jene wüthenden Demagogen ihr zerstörendes und halb wahnsinniges Wesen trieben. Ein anderes Dominikanerkloster wurde im Jahre 1631 zwischen den Straßen Bac und St. Dominique gegründet, aber erst lange nachher vollendet. In der Revolution wurden die Gebäude in ein Artilleriemuseum umgeschaffen, das jetzt eine der Sehenswürdigkeiten dieser Stadt bildet. Die Klosterkirche blieb aber unangetastet und

sie ist unter dem Namen St. Thomas d'Aquin durch die aristokratischen Ehen des Fauburg St. Germain bekannt, die in ihr fast alle eingesegnet werden. — Im Jahre 1611 ward in der Straße St. Honoré, auf dem Grunde eines Gebäudes, das der Geliebten Heinrich's IV., Gabriele d'Estrées, gehört hatte und wo dieser König von Johann Chastel verwundet worden war, eine Kirche für die gelehrte und sittenstrenge Congregation des Oratoriums errichtet. Die Mitglieder dieser geistlichen Gesellschaft sind ungefähr das Gegentheil von den Jesuiten und die größte Zierde des französischen Klerus gewesen. Ebenso gelehrt wie die Benediktiner, zeichneten sie sich vor allen Dingen durch eine, den übrigen Orden unbekannte Milde und Friedfertigkeit der Gesinnung aus, die eine rühmliche Ausnahme von der, dem übrigen französischen Mönchsthume eigenthümlichen Streit- und Ränkesucht machte. — Im Anfange dieses Jahrhunderts wurde diese Kirche den Protestanten der Confession von Genf überlassen und heißt jetzt „le Temple de l'Oratoire," da die Franzosen, sonderbar genug, die protestantischen Kirchen nicht „Eglises," sondern „Temples" nennen. — An einem kleinen Platze, nicht weit vom Palais royal, dicht neben der Straße Notre-Dame des Victoires, liegt eine Kirche desselben Namens, zu der ein bis zur Revolution bestandenes Augustinerkloster gehörte, in welchem ein Mönch Frater Fiacre lebte. Dieser hatte der Königin Anna die Geburt Ludwig's XIV. vorausgesagt und war im Geruche der Heiligkeit gestorben. Nach seinem Tode hingen die Kutscher sein Bild auf alle öffentlichen Wagen, von denen die mit vier Rädern versehenen endlich sogar den Namen des Heiligen annahmen und „Fiacres" genannt werden. — Von den vielen Frauenklöstern, die unter Ludwig XIII. errichtet wurden, sind noch weniger Spuren, als von denen der Mönche übrig geblieben. Im Jahre 1621 gründete die Königin Anna in der Straße Faubourg St. Jacques eine Abtei, Val de Grace genannt, zu der sie die Nonnen aus einem verfallenden Kloster dieses Namens, in der Nähe von Paris, kommen ließ. In der Revolution ward diese geistliche Stiftung in ein Militairhospital verwandelt, das noch jetzt besteht. Die Kirche allein ist unversehrt übrig geblieben und sieht mit ihren reichen und eleganten Verzierungen manchen der kleineren römischen Kirchen aus derselben Epoche vollkommen ähnlich. Die Kuppel dieser Kirche wurde von Mignard gemalt, eine große Composition, die von Moliere besungen worden, aber von der Zeit sehr viel gelitten hat. So oft wir auch in diese Kirche getreten, haben wir nie eine lebende Seele, den Sacristan ausgenommen, in ihr angetroffen, ein Beweis,

daß die Kranken und Reconvalescenten des daneben liegenden Militairhospitals dem Patronat des heiligen Mauritius, unter das sie, da er ein Soldat und Märtyrer war, gestellt sind, keine besondere Ehre machen. Diese Kirche besaß das Vorrecht, die Herzen der Prinzen und Prinzessinnen von Frankreich zu bewahren, die, meist während des Lebens ohne Verdienst, nach dem Tode noch weniger Wunder bewirken konnten. Ein anderes Privilegium dieser Abtei bestand darin, die ersten Schuhe aller königlichen Kinder zu erhalten, die wie Reliquien aufbewahrt wurden. — In einem in der Rue de Sevres um diese Zeit errichteten Benediktinerkloster, das aber immer arm und vernachlässigt geblieben, errichtete im Jahre 1778 Frau Necker, die Gemahlin des berühmten Ministers Ludwig's XVI., ein Hospital, das noch heute besteht, ein vielleicht einziger Fall, daß eine unter der Aegide des Katholicismus gegründete Stiftung von einer Protestantin und zwar in einer der ersten Städte der katholischen Welt fortgesetzt worden ist. — Im Jahre 1642 wurde ein großes Kloster der Nonnen des heiligen Thomas von Aquino gebaut, auf dessen Grunde und Boden das heutige Gebäude der Börse steht, eine Anstalt, die selbst in dem positiven und materiellen Paris keines besondern Rufes genießt und eine Metamorphose, auf die man Christi Worte anwenden kann: „Mein Haus soll ein Bethaus sein, ihr aber habt eine Mördergrube daraus gemacht!" — Eine einflußreiche, treffliche und noch jetzt in ihrer ganzen Kraft bestehende Stiftung war die der Schwestern der Barmherzigkeit, von ihrer grauen Kleidung vom Volke „Soeurs grises" genannt, im Faubourg St. Denis, unter Leitung des heiligen Vincent de Paul und einer frommen und reichen Frau, le Gras, gegründet. Dieser Orden hat alle Stürme der Zeit überlebt und mehr Gutes als alle übrigen geistlichen Körperschaften zusammen gethan. Eine solche oder ähnliche Stiftung sollte in allen christlichen Ländern eingeführt werden, denn die fromme Milde und uneigennützige Sorge dieser geistlichen Jungfrauen für Kranke und Arme kann durch keine andere Anstalt ersetzt werden. — Die einzige bedeutende Kirche, die unter der Regierung Ludwig's XIII., ohne zu einem Kloster zu gehören, gebaut wurde, war die von St. Roch in der Straße St. Honoré, jetzt die Pfarrkirche der Dynastie Orleans, wie St. Germain l'Auxerrois es einst für die ältere Linie gewesen. Der Bau dieses Tempels, der jetzt einer der reichsten und glänzendsten der Hauptstadt ist, schritt so langsam vorwärts, daß er, im Jahre 1635 begonnen, erst hundert Jahre nachher vollendet wurde. Diese Kirche enthält die Grabmale einiger berühmten Personen, wie

z. B. des Dichters Peter Corneille, des Malers Mignard, des Mathematikers Maupertuis, des Gartenkünstlers Le Nôtre, des berüchtigten Cardinals Dubois und einiger vornehmen Herren, wie Crequi, d'Harcourt u. s. w. — Zwei große Paläste, die jetzt zu den ersten Zierden der Hauptstadt gehören, wurden in dieser Epoche errichtet, der Luxenburg und das Palais royal. Die Königin Maria von Medicis kaufte den Grund und Boden, den ein Herzog von Epinay-Luxenburg besaß, um eine Residenz für sich aufführen zu lassen. Da sie, damals Regentin des Königreiches, über große Geldmittel gebot und in Jakob de Brosse einen sehr talentvollen Architekten fand, so ward dieser Palast viel rascher vollendet, als sonst bei ähnlichen Unternehmungen der Fall ist. Obgleich keineswegs, wie man dies so oft liest, nach dem Modell des Palastes Pitti in Florenz errichtet, erinnert er doch lebhaft an den Styl der italienischen Paläste des sechszehnten Jahrhunderts. Der Garten ward mit dem Gebäude zugleich angelegt. Dieser Palast wechselte mehrmals seine Besitzer. Nach dem Tode der Königin Maria kam er an den Herzog von Orleans, ihren zweiten Sohn, dann an dessen Tochter, die Herzogin von Montpensier, und an die Herzogin von Guise und Alençon, die ihn Ludwig XIV. schenkte, von dem er sehr vernachlässigt wurde. Der letzte königliche Prinz, der ihn bewohnte, war der Graf von Provence, als König Ludwig XVIII. Unter Gaston von Orleans ward in diesen Räumen mehr als eine Verschwörung gegen Richelieu angezettelt. Hier war es, wo der Cardinal die Königin Maria von Medicis im Gespräche mit ihrem Sohn überraschte, den sie zum Sturze seines Ministers zu überreden suchte und mit beispielloser Kühnheit diesen Plan vereitelte. In den letzten Jahren Ludwig's XIV. und unter der Regentschaft hielt die Herzogin von Berry, die Tochter des Regenten, daselbst ihren Hof und verwirklichte, so weit dies in christlichen Zeiten möglich ist, nicht übel das Bild einer modernen Messalina. — Während der Schreckenszeit diente der Luxenburg zu einem Gefängniß, von dem aus unzählige Schlachtopfer zur Guillotine geführt wurden. Das Directorium stellte hier seine zügellosen Sitten zur Schau und Napoleon bewohnte ihn eine Zeit lang als Consul, bevor er die Tuilerien bezog. Unter dem Kaiserreiche wurde er der Sitz des Senat Conservateur, unter der Restauration der der Pairskammer, die sich noch jetzt darin versammelt. Alle Regierungen, die sich in Frankreich seit dem Consulate gefolgt sind, haben sich mit der Verschönerung dieses Gebäudes beschäftigt und sein Inneres stellt jetzt einen der würdigsten und anmuthigsten Räume dar, die man sehen kann. Es hat indessen

die historischte seiner Zierden verloren, die vierundzwanzig großen Bilder von Rubens, die das Leben der Königin Maria von Medicis behandeln und die nach dem Frieden von Paris (1815) nach der Gallerie des Louvre gebracht wurden, um die dort entstandenen Lücken zu ersetzen. Ebenso befanden sich früher daselbst die Bilder, die das Leben des heiligen Bruno von Lesueur darstellen, und viele Seestücke von Joseph Vernet. Die heutige Gallerie des Louvre enthält lauter Werke lebender oder erst seit kurzem verstorbener Maler und neben manchem Guten sehr viel Mittelmäßiges. Der Garten, der an diesen Palast stößt, ist die vornehmste Zierde des Quartiers, in dem er liegt. Man sieht von ihm aus die Kuppel des Pantheons, des Doms der Invaliden und die Thürme von St. Eustache. Eine reiche Sammlung von Rosen und Tulpen aller Art gewährt im Frühling und Sommer den reizendsten Anblick. Das Einzige, was diesen schönen wohlgezeichneten Garten entstellt, sind die unglaublich elenden Statuen, die sich in seinen Alleen befinden.

Im Jahre 1624 kaufte Richelieu zwei große Gebäude, das Hotel Rambouillet und das Hotel Mercoeur, ließ sie niederreißen, brachte noch einige andere angrenzende Grundstücke an sich und ließ von einem geschickten Architekten, Lemercier, den berühmten Palast errichten, der unter dem Namen des Palais royal im Auslande bekannter als irgend ein anderes der pariser Bauwerke ist. Da es damals eine Anzahl französischer Künstler erster Klasse und besonders Maler wie Philipp de Champagne, Vouet, Poerson u. s. w. gab und der Cardinal unermeßlich reich war, so wurden die innern Räume dieser fürstlichen Wohnung auf das Würdigste und Großartigste geschmückt. Richelieu, der ein großer Liebhaber dramatischer Vorstellungen war, hatte in seinem Palast ein Theater angelegt, das dreitausend Zuschauer enthalten konnte. Unter Ludwig XIV. gab Moliere und seine Truppe daselbst ihre Vorstellungen und nach dem Tode dieses großen Dichters räumte es der König zur Aufführung der musikalischen Dramen ein, die man später Opern nannte. Richelieu vermachte das Palais royal Ludwig XIII., der es alsbald bezog. Ludwig XIV. bestimmte es zur Wohnung seines Bruders, des Herzogs von Orleans, bei dessen Nachkommen es seitdem geblieben ist. Der Herzog von Orleans, der in der Revolution umkam, war der erste Besitzer dieses Palastes, der einen großen Theil desselben in einen Bazar verwandelte und es zum Mittelpunkte des öffentlichen Luxus, der Vergnügungen und Ausschweifungen der hauptstädtischen Jugend machte, eine Tendenz, die unter dem Kaiserreiche aufs Höchste stieg und seitdem, ohne ganz aufgehört zu

haben, in beständigem Sinken begriffen ist. Der Luxenburg erhielt seinen Namen von dem Besitzer des Grundes und Bodens, auf dem er errichtet worden, und wechselte ihn nicht, ungeachtet seiner verschiedenen Bewohner und Bestimmungen, und das Palais royal behielt diese Benennung bei, obwohl es von einem Cardinal erbaut, fast immer von Herzögen bewohnt worden und nur eine kurze Zeit über der Krone gehört hatte.

Die Vorliebe, die der Cardinal Richelieu für Sprache und Literatur hegte, denn er selbst gab sich damit ab, Dramen zu componiren und unter einem fremden Namen herauszugeben, obgleich er kein poetisches Talent besaß, bewog ihn einen Privatverein von Literaten zu einer officiellen Körperschaft zu erheben und ihr den Namen der „Academie françoise" beizulegen. Der Cardinal, dessen dramatische Arbeiten bei dem Publikum keinen Beifall fanden, war, wie man behauptet hat, auf den Ruhm Corneille's eifersüchtig und veranlaßte seine Academie, die er zu einem obersten Tribunal über alle literarischen Productionen machte, den Cid Corneille's, vielleicht die erste aller französischen Tragödien, anzugreifen. Ludwig XIV. nahm die Academie françoise unter seinen besondern Schutz und sie blieb bis zur Revolution ein literarischer Areopag und wurde gewissermaßen eines der Schau- und Prunkstücke der alten Monarchie. Von dieser Zeit an hat sie, obgleich es ihr nie an hervorragenden Talenten gefehlt, viel von ihrer Bedeutung und ihrem Einflusse verloren. Da die französische Nation von ihrer Literatur mehr Geschmack als Genie, mehr Regel als Freiheit verlangt, da dieselbe mehr ein verfeinerter Ausdruck der öffentlichen Meinung in einer gewissen Epoche als die Aeußerung einer tiefen menschlichen und nationalen Kraft ist, so konnte ihre Leitung und Beaufsichtigung durch eine besondere Academie für ihre Zwecke förderlich sein. Heute ist die Aufnahme in diese Gesellschaft im Grunde nichts als eine Decoration oder ein Titel, ein großer Theil der Literatur folgt nicht mehr dem Impuls der Academie françoise oder erkennt deren oberste Jurisdiction nicht mehr an. — Eine andere wichtige Einrichtung Richelieu's war die Bedeutung, zu der er die königliche Druckerei erhob, die zwar schon vor ihm bestanden, da sie aber vom Staate schwach unterstützt worden, nur geringe Dienste geleistet hatte. Ihr Zweck war keineswegs etwa blos die Verordnungen der Regierung oder andere öffentliche Actenstücke zu drucken, sondern sie sollte Alles das unternehmen, zu dessen Herausgabe die Buchhändler nicht Muth oder Mittel besaßen. Die schönen griechischen, lateinischen, französischen und italienischen Ausgaben, die aus dieser Anstalt hervorgingen, leuchteten den Privatunternehmungen

dieser Art als Muster voran, machten die literarischen Erscheinungen den höhern Klassen angenehm und bildeten den Sinn des Publikums für die Bedeutung der Form überhaupt. Was man auch in Deutschland zu Gunsten der Bücher auf Löschpapier und mit groben viereckigen Charakteren gedruckt, aus Geiz oder Unverstand sagen mag, die Vernachlässigung einer gefälligen und symmetrischen Form wird der Verbreitung einer Literatur immer hinderlich sein. — Eine andere wichtige Fundation, die ein Ausdruck des intellektuellen Strebens jener Epoche ist, war die Anlegung eines botanischen Gartens, „Jardin des plantes" oder „Jardin du Roi" genannt. Herouard, der Leibarzt Ludwig's XIII., ward der Gründer dieses Etablissements, das sich unter jeder Regierung erweitert und bereichert hat und an dessen Spitze zwei der ersten Naturalisten der neuern Zeit, Buffon und Cuvier gestanden sind. Dieser Garten bildet, besonders im Frühjahr, durch die Menge seiner Blumen und die Mannigfaltigkeit seiner Bäume und Sträuche, eine überaus reizende Promenade.

Die Anlage so vieler neuer Klöster und Kirchen, mehrer Paläste und Gärten, einiger Plätze und vieler Fontainen, das Entstehen einer großen Menge neuer Straßen, besonders im nördlichen und westlichen Theile der Stadt, veränderte allmälig das Ansehn des alten Paris, gab ihm über alle andern Städte des Landes eine nicht mehr zu bestreitende Ueberlegenheit und bereitete die Epoche Ludwig's XIV., wo es den Anspruch machte, für die Hauptstadt von Europa zu gelten, der ihm auch in mancher Beziehung zugestanden wurde. Paris verwandelte sich aber nicht nur im Innern, sondern dehnte sich nach Norden zu, dem Laufe des Stromes folgend, bedeutend aus. Es fing unter Ludwig XIII. an, einer der großen Mittelpunkte Europas zu werden, eine Tendenz, die zum ersten Male unter Franz I. hervorbrach und unter Ludwig XIV. an ihr Ziel kam.

Siebentes Buch.

Erstes Kapitel.

Ludwig XIII. war, obgleich schwachen Willens und beschränkten Geistes, von seinem großen Minister Richelieu geleitet, ein unbeschränkterer Herrscher, als irgend einer seiner Vorfahren gewesen. Die Großen, die Geistlichkeit, die Parlamente hatten in Unterwürfigkeit mit einander gewetteifert, und jeder Versuch, die königliche Gewalt begrenzen, oder sich ihr auch nur entziehen, irgend eine Art thätiger Selbstständigkeit für sich in Anspruch nehmen zu wollen, war schwer oder unmöglich geworden. Diese Entäußerung aller freien Willenskraft in den bevorrechteten Ständen der Nation, diese allgemeine Abhängigkeit, schien den König über die natürlichen Grenzen seiner Macht, denn politische gab es für dieselbe in der letzten Zeit nicht mehr, zu täuschen. Er glaubte durch sein Testament die Regierung auch über sein Grab hinaus leiten zu können, und vergaß, daß die letztwilligen Bestimmungen unumschränkter Fürsten, sobald ihre Stimme für immer verklungen ist, gewöhnlich weniger als die ihrer geringsten Unterthanen beachtet werden. Der Nachfolger des verstorbenen Königs war allerdings noch ein Kind, und von ihm konnte kein Widerstand gegen die Verordnungen seines Vaters ausgehen, aber seine Mutter, im Testamente ihres Gemahls zur Regentin ernannt, war keineswegs geneigt, die in demselben ihrer Macht gesetzten Grenzen anerkennen zu wollen. Nach dem letzten Willen Ludwig's XIII. war seiner Witwe keine souveraine Gewalt, sondern nur der Vorsitz im Regentschaftsrathe verliehen worden, dessen Beschlüsse nach Stimmenmehrheit gefaßt werden sollten. Die geringe Meinung, die Ludwig sowohl von dem Charakter als den Fähig-

keiten seiner Frau gehabt, hatte ihn zu dieser Bestimmung veranlaßt. Da der Wille des Königs, so lange er athmete, für ein untrügliches Orakel galt, so hatte sich Niemand der letzten Erklärung desselben zu widersetzen gewagt, die Königin aber, wie oben erwähnt worden, dagegen, obgleich allerdings nur im Geheimen, eine förmliche Verwahrung eingelegt. Sie schien ihr Recht zur Regentschaft für ebenso unumschränkt wie das ihres Gemahls und ihres Sohnes zur Krone selbst zu halten. Die lange Agonie Ludwig's XIII. hatte der Königin und ihren Freunden die Zeit, ihre Maßregeln vorzubereiten, gelassen. Dem ersten Prinzen von Geblüt, Gaston von Orleans, war im Testament, für die Zeit der Minderjährigkeit der Titel eines Generallieutenants des Königreiches verliehen, und der Prinz von Condé zum Mitgliede des Regentschaftsrathes ernannt worden. Gleich nach dem Tode des Königs entsagten beide, der erste aus Schlaffheit und von einem seiner Günstlinge, den die Königin gewonnen hatte, bestimmt, der andere durch das Beispiel eines der Krone näher stehenden Prinzen gewissermaßen gezwungen, den ihnen im Testament ertheilten Rechten. Beide hofften entweder durch die Dankbarkeit der Regentin oder den Einfluß ihres Anhanges das, was sie aufgeopfert hatten, auf einem andern Wege und unter einem andern Namen wieder zu gewinnen. Gaston und Condé hätten sich wahrscheinlich weniger willfährig gezeigt, wenn sie mit der Königin allein den Regentschaftsrath ausgemacht hätten. Es gehörten aber zu ihm noch andere Personen mit demselben Stimmrecht, wie sie selbst besaßen. Sie meinten durch die Ausübung einer so getheilten Gewalt nicht viel gewinnen und durch deren Aufgebung nicht viel verlieren zu können. Die übrigen im Testament designirten Mitglieder glaubten dem Beispiele der Prinzen nicht widerstehen zu können und leisteten ebenfalls auf die ihnen bestimmte Stellung Verzicht. Diese beschlossene Umstoßung des letzten Willens eines Königs, der erst kurz vorher mit unumschränkter Macht geherrscht, bedurfte jedoch der Sanction irgend einer allgemeinen und, wenigstens dem Schein nach, parteilosen Autorität. Sie konnte nicht einzig, ohne mannigfaltige Uebelstände und mögliche Unruhen hervorzubringen, von den betheiligten Personen allein vollzogen werden. Die Reichsstände wären in einem solchen Falle, bei Abwesenheit eines volljährigen Königs, die natürlichen Richter dieser großen, das öffentliche Wohl betreffenden Frage gewesen. Die Nation war aber durch die Verwaltung Richelieu's an einen so passiven Zustand gewöhnt worden, daß sich keine Stimme für deren Zusammenberufung erhob. In ihrer Abwesenheit konnte das Par-

lament allein den Anspruch einer obersten Entscheidung über politische Verhältnisse, sobald der Souverain außer Stand gesetzt war, einen Willen zu haben, oder denselben zu erkennen zu geben, machen. Vier Tage nach Ludwig's XIII. Tode ward das Parlament zu einem Lit de Justice versammelt und der Königin, den getroffenen Maßregeln und Verabredungen gemäß, die alleinige Regentschaft, ohne alle Beschränkung, mit dem Recht, ihre Minister nach Belieben zu ernennen, überlassen. Das Parlament, dem nach einer der letzten Ordonnanzen Ludwig's XIII. aller Antheil an der Politik des Königreiches ausdrücklich untersagt, dem nur das Recht, nach vollzogener Eintragung der königlichen Edicte gegen deren Zweckmäßigkeit Vorstellungen zu machen, was jedoch ihre Anwendung nicht verzögerte, gelassen war, das demnach auf die Stellung eines mit einem consultativen Antheile an der Administration versehenen Tribunals beschränkt worden, hatte kein Recht, eine solche Verletzung des königlichen Testaments und seiner wesentlichsten Bestimmungen zu bestätigen. Da es indessen in einer Nation, welche, dies darf, wenn man die französische Geschichte betrachtet, nicht vergessen werden, sich aus dem Mittelalter und dem Feudalleben auf eine folgerechte und stätige Weise hervorgearbeitet hatte, neben der königlichen Gewalt eine nationale Autorität irgend einer Art geben muß, so nahm, da die Reichsstände in Frankreich zu keinem wahrhaften Leben gekommen waren, das Parlament die Stelle einer solchen ein, um so mehr, da es im Ganzen schon längst eine erbliche Körperschaft geworden war und einen wirklichen politischen Stand mit erblichen Grundsätzen und Maximen bildete. Wie sehr der Einfluß des Parlaments ein politisches Bedürfniß für die Nation geworden, wie sehr es einen durch nichts Anderes zu ersetzenden Mangel im französischen Staatsleben ausfüllte, geht bei dieser Regentschaftsfrage besonders klar hervor. Ludwig XIII. hatte es, wie schon andere Könige vor ihm, auf seine richterlichen Funktionen beschränken wollen, und alsbald nach seinem Tode kommt seine politische Bedeutung sogleich wieder zum Vorschein. Das pariser Parlament hatte dreiunddreißig Jahre vorher die Regentschaft der Maria von Medicis anerkannt oder vielmehr ausgesprochen, diesmal stieß es den förmlich anerkannten, in seine Register eingetragenen, allgemein bekannten Willen eines eben erst verstorbenen Königs um. Ein Beweis, daß das absolute Königthum in Frankreich, selbst nachdem es seinen äußern Bau vollendet, immer auf einem schwachen Fundamente stand und sein Dasein mehr der Persönlichkeit der Könige, der Gewalt der Umstände, den in der Nation bestehenden Theilungen und Par-

teiungen, als der Ueberzeugung von dessen Vorzügen oder gar dem Glauben an ein ihm ursprünglich einwohnendes von der Zustimmung Anderer unabhängiges Recht verdankte. Denn hätte man wirklich an die unumschränkte Macht Ludwig's XIII., wie an eine natürliche oder heilige Satzung geglaubt, so würde die oberste Reichsbehörde unter dem Vorwande des öffentlichen Wohles sein Testament nicht vier Wochen, nachdem sie dasselbe angenommen, wieder aufgehoben haben. Die französische Nation hat die absolute Monarchie, eine Bemerkung, die einer aufmerksamen Betrachtung ihrer Geschichte nicht entgehen kann, selbst in den glänzendsten Zeiten der königlichen Autorität, nur aus Schwäche, aus Mangel an Einsicht, aber nie mit vollkommener Ueberzeugung, mit unbedingter Hingebung, ertragen. Sie hat das Dasein der Autokratie als ein Mittel zu ihrer politischen Concentration, zur Befestigung und Ausbreitung ihrer Macht, aber nie als einen Zweck, als das letzte endliche Resultat ihrer Existenz betrachtet. Auch hat es in ihr, vielleicht die Zeit Ludwig's XIV. ausgenommen, und auch diese nicht ganz, nie eine vollkommene Autokratie, d. h. eine auf rein administrative und militairische Grundsätze, mit Ausschließung politischer Ideen und nationaler Traditionen gebaute Regierung gegeben. Der Despotismus hat auf die Sitten in Frankreich, zumal unter einigen Königen, vielleicht verderblicher als irgendwo gewirkt, er ist aber immer auf einen gewissen, wenn auch nur intellektuellen Widerstand gestoßen, ist der Theorie nach nie zu einem so festen, allgemein anerkannten Factum, wie unter mehren andern Nationen geworden. Die Idee der Freiheit hat in diesem Volke, in gewissen Epochen, allerdings nur sehr matt geglüht, ist aber von ihm nie ganz aufgegeben, ganz verloren worden, sondern hat sich unter einer religiösen, politischen oder rein intellektuellen Form, wie z. B. in der Literatur, jedoch selbst in diesem Falle immer mit einer gewissen Kraft und Anwendung auf die Wirklichkeit, geltend zu machen gewußt.

Die Witwe Ludwig's XIII., Anna von Oesterreich, der jetzt auf mehre Jahre hinaus eine dem Namen nach unbeschränkte Macht zufiel, war damals zweiundvierzig Jahre alt. Früher durch körperliche Vorzüge in hohem Grade ausgezeichnet, hatte sie nie Zeichen von Charakter oder Geist gegeben. Sie war ihrem Gemahle nie werth gewesen, hatte von demselben viele Jahre lang getrennt gelebt und kaum die Sitten und Gewohnheiten und noch weniger die Gefühle und Interessen ihres neuen Vaterlandes angenommen. Ihrer Schönheit sich bewußt und von dem kalten mißtrauischen Ludwig XIII. vernachlässigt, hatte sie, obwohl immer unter dem Schleier

des Geheimnisses, andern Männern zu gefallen gewußt. Diese Schwäche konnte dem Volke, an dessen Spitze sie eine Zeit lang stehen sollte, gleichgültig sein, aber ihre geringe Liebe für dasselbe, die Neigung, die sie für Spanien behalten, die Verbindung, in der sie ungeachtet des Krieges mit demselben geblieben und die sie den Verfolgungen Richelieu's und dem Verdachte ihres Gemahls ausgesetzt hatte, machte sie zu einer unsichern Bewahrerin der Unabhängigkeit und der Rechte Frankreichs. Sie war außerdem, wenn auch nicht ohne alles natürliche Talent, doch träge und unwissend und weder sich noch Andere zu beherrschen geschickt. Es war überhaupt eine sonderbare Erscheinung, in einem Volke, das die Frauen für immer von der Krone ausgeschlossen und das diesen Grundsatz in Mitte aller Veränderungen und Bewegungen bewahrt hatte, einer Königin-Witwe, einem Stamme, der seit einem Jahrhundert der gefährlichste Feind Frankreichs war, angehörig, eine, wenn auch temporaire, aber immer unbegrenzte Gewalt übertragen zu sehen. Anna von Oesterreich war übrigens, obgleich bessern und mildern Sinnes als Katharina und weniger wandelbar und leidenschaftlich als Maria von Medicis, dennoch unfähig, eine solche Last, wie die ihr anvertraute Regierung selbst zu führen. Sie mußte sich nothwendig nach Jemanden umsehen, der die Arbeit dieser Würde ihr abzunehmen und deren Genuß ihr zu lassen bereit war. Einen solchen fand sie in ihrer nächsten Nähe, in dem Günstlinge Richelieu's, der gleich nach dessen Tode in seine Stelle getreten war, dem Cardinal Julius Mazarini, oder, wie die Franzosen, für die er wichtiger als für seine italienischen Landsleute gewesen, ihn schreiben, Mazarin.

Mazarin hatte während der kurzen Zeit, die er unter Ludwig XIII. an der Spitze der Geschäfte gestanden, auf das Gemüth des mißtrauischen, eigensinnigen und kranken Königs nicht denselben Einfluß wie Richelieu, der seinen Gebieter mit einer magischen Gewalt geleitet, ausgeübt. Er hatte zu dem Testament Ludwig's XIII., das die Gewalt der Regentin beschränken sollte, seine Einwilligung gegeben, sie jedoch, wie man glaubt, zugleich heimlich benachrichtigen lassen, das dies das einzige Mittel sei, ihr überhaupt eine Stellung nach dem Tode des Königs, die sich dann leicht verbessern lassen würde, zu sichern. Wie dem auch gewesen sein mag, Mazarin erschien, als wolle er nicht seine Zustimmung zur Zerstörung eines Werkes geben, an dem er selbst gearbeitet, nicht in dem Lit de Justice, durch das der Königin-Witwe eine unumschränkte Regentschaft übertragen wurde, und man glaubte allgemein, daß Anna von

Oesterreich das Ministerium, an dessen Spitze der Cardinal stand, ändern würde. War es Vertrauen in die großen Talente Mazarin's, oder, wie man in jener Zeit allgemein behauptet hat, persönliche Neigung für den durch eine edle Gesichtsbildung, die einschmeichelndsten Sitten und eine glänzende Gabe der Unterhaltung ausgezeichneten Mann, die Königin-Mutter bestätigte ihn, an dem Tage jener feierlichen Parlamentssitzung selbst, in dem Vorsitze des Staatsrathes, und er leitete von diesem Augenblicke an die Regierung, eine kurze Unterbrechung während des Krieges der Fronde ausgenommen, mit ebenso unumschränkter Gewalt, obwohl mit etwas verschiedenen Mitteln und unter andern Formen, als Richelieu vor ihm gethan hatte.

Diese Stellung sollte jedoch Mazarin im Anfange, wenn auch ohne Erfolg, bestritten werden. Die vielen Verbannten, die nach Richelieu's Tode zurückgekehrt, versammelten sich um den Herzog von Beaufort, Vendome's zweiten Sohn, und der, wie oben bemerkt worden, der Regentin durch seine Jugend und Schönheit gefallen hatte. Beaufort glaubte, wie einst Cinq-Mars, dem er in vieler Beziehung glich, aus einem persönlichen Günstlinge der Lenker des Staates werden zu können. Alle Verbannten und jetzt Zurückberufenen von Range, Alle, welche in den letzten Verschwörungen gegen Richelieu thätig gewesen, versammelten sich um Beaufort, der ihnen durch seine Zuversicht und Anmaßung Vertrauen einflößte. Diese Partei der „Importants" bestand fast ganz aus solchen, die an der Regentin, zur Zeit, als sie von Richelieu verfolgt worden, gehangen hatten. Diese hofften jetzt, wo ihre Patronin an das Ruder des Staates gekommen, von ihr belohnt zu werden, und haßten in Mazarin nicht nur einen Nebenbuhler in Bezug auf die öffentliche Macht, sondern auch den Fortsetzer des Systems Richelieu's, durch den sie so viel gelitten hatten. Aber Anna hatte, wie gewöhnlich hohe Personen, mit ihrer Stellung und ihren Interessen auch ihre Gesinnungen verändert. Sie hatte durch den Despotismus zur Zeit Richelieu's, da sie nicht den ersten Platz einnahm und ein anderer Wille über dem ihrigen stand, gelitten; derselbe Despotismus konnte jetzt, da sie an der Spitze des Staates stand, für sie ein Werkzeug der Größe sein. Sie zog den feinen, geistreichen, verschlagenen italienischen Priester, der im Lande ohne Anhang und ihrer benöthigt war, dem sie den Willen und die Fähigkeit, das von Richelieu geschaffene System fortzuführen zutraute, der unruhigen, stolzen, auf ihren Adel und ihre Verbindungen trotzenden Partei der Importants, die mehr den Traditionen der Feudalzeit als der Macht der Krone geneigt waren, vor. Auch mochte Anna, der es nicht

an natürlichem Geiste fehlte, sich sehr bald davon überzeugen, wie sehr Mazarin an Talent und Erfahrung den Söhnen Vendome's und ihren Anhängern überlegen war. Sie fühlte, daß diese Partei durch ihre Ansprüche und Leidenschaften das Land in Bewegung bringen würde, und beschloß demnach dieselbe, aller frühern Verbindung und versprochenen Dankbarkeit ungeachtet, fallen zu lassen. Die Importants merkten sehr bald, wie Mazarin ihnen in der Gunst der Regentin zuvorgekommen und wie wenig diese in ihre Gesinnungen und Fähigkeit Vertrauen zu setzen geneigt sei. Sie griffen zu dem Mittel, das gegen Richelieu oft und immer vergeblich versucht worden, sie beschlossen Mazarin zu ermorden. Beaufort stand an der Spitze dieses Complots, dem der Cardinal durch seine Feinheit und Vorsicht entging. Anna hatte von diesem Plane einige, aber keine bestimmte Kunde, und wußte nicht, wie weit Beaufort in denselben verwickelt war. Aber durch eine Weiberintrigue gegen ihn gereizt, denn sie hatte erfahren, daß er, dem Scheine nach sich noch immer um ihre Gunst bemühend, eine der großen Damen des Hofes, die Herzogin von Montbazon, im Geheimen vorzog, ließ sie den Herzog in Verhaft nehmen, nach Vincennes abführen und seine gesammte Partei vom Hofe verbannen. Durch diesen entscheidenden Schlag befreite sich Anna von den Ansprüchen ihrer frühern Freunde und machte sich von ihnen unabhängig. Die Partei der Importants war nichts als eine Fortsetzung der aristokratischen von den Erinnerungen des Lehnswesens erfüllten Opposition, die bei jeder Gelegenheit die Rechte des alten Herrenstandes, obwohl immer mit Unglück, gegen die unumschränkte Macht der Krone vertheidigt hatte. — Während dieser Zeit wußte Mazarin durch den Eindruck seiner Persönlichkeit oder die Meinung von seinen Talenten auf den Willen der Regentin einen unbedingten Einfluß zu gewinnen. Er hielt Chateauneuf von ihr entfernt, ehemaligen Kanzler, einst Richelieu's Gegner und ein Mann von großen Fähigkeiten, und zwang sie, Seguier, den gegenwärtigen Kanzler, beizubehalten, obgleich sie von ihm zur Zeit Richelieu's persönlich beleidigt worden war. Er berief mehre seiner Creaturen, unter Andern le Tellier, nachmals unter Ludwig XIV. durch seinen eigenen Einfluß und den seines Sohnes Louvois berühmt, in den Staatsrath. Von diesem Augenblicke an konnte Mazarin durch eine große Bewegung eines Theiles der Nation selbst, oder ihrer mächtigsten Körperschaften, wie später wirklich geschah, aber nicht mehr durch Complote und Intriguen, beunruhigt werden. Sein politisches Ansehn schlug sehr bald tiefe Wurzeln. Im Grunde war er, wie vor

ihm Richelieu, die einzige Person, die Frankreich auf der Bahn, die es einmal seit Ludwig XI. eingeschlagen, der es mehr oder weniger mächtige Parteien zu verschiedenen Zeiten zu entreißen versuchten, in welche es aber immer wieder einlenkte, zur Erreichung einer möglichst großen nationalen und politischen Einheit, unter der Aegide des absoluten Königthums, weiter führen konnte.

Mazarin beschloß, die Politik Richelieu's, Frankreich auf allen seinen Grenzen im Kriegsstande zu erhalten, aus denselben Gründen, wie sein Vorgänger, fortzusetzen. Es war dies vor allen Dingen ein Mittel, die Aufmerksamkeit der Nation zu beschäftigen, dieselbe von der Aufmerksamkeit auf ihre innern Angelegenheiten, da ihr Schicksal zum Theil außerhalb ihrer Grenzen entschieden wurde, abzuziehen, der Regierung eine vielfältige Gelegenheit zur Belohnung derer, die sich in ihrem Dienst hervorthaten, zu geben, zugleich aber den Minister, der an der Spitze der ganzen Verwaltung stand, bei den verwickelten und schwierigen Zuständen, die ein großer auf so entfernten Punkten zugleich geführter Krieg hervorrief, seinem Gebieter unentbehrlich zu machen. Wenn es Völker gegeben hat, die durch den Genuß der Ruhe und des Friedens in einen politischen Schlaf eingewiegt worden, so haben andere, wie z. B. die Franzosen, mehr als einmal über ihren Erfolgen im Kriege, ihre Rechte und Freiheiten vergessen, so daß, während die äußere Macht und die Grenzen des Landes sich erweiterten, die innere Kraft und Unabhängigkeit der Nation vermindert wurde. — Mazarin ward indessen bei seinem Entschlusse, den langen und hartnäckigen Krieg gegen das Haus Oesterreich fortzusetzen, nicht allein von jenen ihm mit seinem Vorgänger gemeinsamen Gründen geleitet. Richelieu hatte, als Franzose und einer ausgezeichneten Familie seines Landes angehörig, die Größe seiner Nation geliebt und seinen Stolz darein gesetzt, dieselbe siegreich und furchtbar zu machen. Mazarin konnte, schon in seiner Eigenschaft als Fremder, keineswegs von einem ähnlichen Gefühle beseelt sein. Ebenso thätig und scharfsichtig wie dieser, vielleicht noch klarer und feiner, besaß er nichts von den großen weit aussehenden Planen, dem Patriotismus, der kühnen Zuversicht jenes außerordentlichen Mannes. Mazarin's vornehmste und fast einzige Leidenschaft war seine ungemessene Liebe zum Gelde, und da er diese auf keine ander Art als in der Verwaltung eines großen Landes befriedigen konnte, so setzte er alle seine Talente in Bewegung, um sich in dieser Stellung zu behaupten und unentbehrlich zu machen. Richelieu's Selbstsucht und Ehrgeiz gehörten einem vom Gefühle seiner innern Ueberlegenheit erfüllten Charakter

an, der sich zur Leitung Anderer für berufen hielt. Er hatte vor allen Dingen in der Art, wie seine Zeit dies begriff und die Umstände es erlaubten, die Größe seines Landes gewollt. Sein eigenes Dasein, das er so furchtlos aussetzte und so vielen Gefahren preisgab, war ihm nur ein Mittel zur Erreichung jenes allgemeinen Zweckes gewesen. Mazarin dagegen besaß die Art von Ueberlegenheit, welche eine seltene Fähigkeit, die Verhältnisse der Welt zu begreifen, die Menschen zu durchschauen, eine ungewöhnliche Feinheit und Klugheit verleihen, Eigenschaften, die, wenn sie nicht von einer großen sittlichen Würde des Charakters getragen werden oder einem hohen Ziele nachjagen, gewöhnlich in den Dienst einer niedern Selbstsucht, und besonders, wie dies bei Mazarin hervortritt, in den des Durstes nach Gold und Reichthum treten. Mazarin war das Ideal eines italienischen Prälaten, und seine niedrige Sinnesart, nicht einmal, wie sonst so oft in ähnlichen Lagen, von einem täuschenden Scheine von Größe und Würde umgeben, ward den Franzosen allmälig so zuwider, daß sie selbst seinen Vorzügen, wie seiner außerordentlichen praktischen Geschicklichkeit und einer, im Vergleiche zu Richelieu's Schonungslosigkeit und Härte, großen Milde des Charakters, keine Gerechtigkeit widerfahren ließen.

Mazarin hatte kurze Zeit vor dem Tode Ludwig's XIII. den Oberbefehl über das Heer gegen die Niederlande dem Herzoge von Enghien, dem Sohne des Prinzen von Condé, verliehen. Enghien war mit einer Nichte Richelieu's verheirathet und Mazarin wollte durch diese Ernennung des sehr jungen und nur noch durch seinen persönlichen Muth bekannten Prinzen weniger dem Lande einen Dienst leisten, als die Anhänger Richelieu's gewinnen und zeigen, daß er dessen System in Bezug auf Personen und Dinge fortzuführen denke. Das spanische Heer war in die Champagne eingebrochen und belagerte Rocroy. Dem Prinzen war ein alter General, der Marschall de l'Hopital als Führer zugegeben worden. In dem Augenblicke, als Enghien sich zum Entsatze der Festung in Bewegung setzte, kam die Nachricht vom Tode Ludwig's XIII. bei dem Heere an. De l'Hopital rieth ihm in diesem kritischen Augenblicke einen Kampf zu vermeiden, da eine Niederlage die neue Regierung in Gefahr setzen könne. Enghien beschloß dennoch den Angriff und schlug die Spanier so, daß fast ihr ganzes Heer getödtet oder gefangen wurde (1643). Diese Schlacht von Rocroy, die Enghien plötzlich auf den Gipfel kriegerischen Ruhmes erhob und der Regentschaft in der öffentlichen Meinung vortheilhaft war, hat in der Erinnerung der Franzosen einen langen Nachklang gefunden, der

fast bis zum Umsturz der alten Monarchie, durch die Gegenwart der Nachkommen des Helden, der sie gewonnen, lebendig erhalten, dauerte. Dieser Sieg war das erste große Zeichen der beginnenden militairischen Ueberlegenheit der Franzosen über von ihnen früher so gefürchtete Gegner. Die ältesten und besten spanischen Regimenter waren bei Rocroy vernichtet worden.

Enghien schickte eine Abtheilung seines Heeres dem Marschall Guebriant, der noch immer an der Spitze des großentheils von Bernhard von Weimar gebildeten Heeres stehend, zwischen dem Rhein und dem Schwarzwalde operirte, zu Hülfe. Er kämpfte hier gegen Lothringer und Baiern, deren Fürsten die Partei des Kaisers ergriffen hatten. Guebriant, der so große Beweise von Muth und Talent gegeben, wurde bei der Belagerung von Rothweil schwer verwundet und starb bald nachher. Sein Tod zog den Verlust eines großen Theiles seines Heeres nach sich. Einer seiner Generale, Ranzau, wie die Familie Schomberg, Deutschland angehörig, aber in Frankreich zu großen Ehren gekommen, ward mit dreitausend Mann gefangen. In Piemont wurde, bei gegenseitigen Vortheilen und Verlusten, zwischen Franzosen und Spaniern nichts entschieden. In Spanien, wo Philipp IV. sich, aber ohne daß der Zustand der Nation dadurch verbessert worden, endlich von dem verderblichen Einflusse seines Ministers, des Grafen Olivarez, befreit und ihn durch Ludwig de Haro, seinem Vorgänger wenig überlegen, ersetzt hatte, erlitt das französische Heer mehre Verluste und war genöthigt, sich auf Barcelona zu beschränken.

Der in Spanien und Deutschland erlittenen Unfälle ungeachtet, schien die neue Regierung sich durch den großen Sieg von Rocroy glücklich und ruhmwürdig anzukündigen. Aber Mazarin betrachtete die errungenen Vortheile nicht als Gelegenheit zur Einleitung eines ehrenvollen Friedens, sondern dem System Richelieu's treu, als ein Mittel, den Krieg fortzusetzen. Anna von Oesterreich, die im Herzen immer Spanierin geblieben, setzte sich indessen den Planen des Cardinals zur Bekämpfung ihres Heimathslandes nicht entgegen. Sie war gänzlich von ihm abhängig geworden, und aus Vorliebe für ihn, aus Trägheit und Unentschlossenheit keines selbstständigen Entschlusses fähig. Der Adel war bei der Aussicht auf Befehlshaberstellen, den Ruhm und die Beute, die der Krieg ihm gewährte, ebenfalls für dessen Fortsetzung geneigt, die Masse des Volkes aber begann seine Lasten schwer zu fühlen. Die producirenden Klassen hatten wie gewöhnlich von der neuen Regierung eine Begünstigung ihrer Industrie und eine Verminderung der Steuern gehofft und

sahen sich in ihren Erwartungen auf das Grausamste getäuscht. Der Krieg, der fast immer mit abwechselnden Erfolgen und von keiner Seite mit Aufbietung aller Kräfte geführt wurde, ließ sie eine endlose Folge von Verheerungen und Opfern fürchten.

Die regelmäßigen Abgaben zu erhöhen, ward für unmöglich gehalten. Mazarin sann demnach auf außerordentliche Mittel, die Kosten zum Unterhalte von vier außerhalb der Grenzen des Landes kämpfenden Heeren herbeizuschaffen. Er verfiel hierbei zuerst auf die Idee, sämmtliche Häuser vor den Thoren von Paris, die seit hundert Jahren, was nach einem unter Franz I. erlassenen, aber nie befolgten Gesetze verboten war, gebaut worden, niederreißen zu lassen, um den Grund und Boden zu gewinnen und dann zu verkaufen. Die Eigenthümer, durch diese Maßregel zur Verzweiflung gebracht, wandten sich an das Parlament zum Schutz ihrer Rechte. Diese Körperschaft, die jetzt ihre von Richelieu so sehr geschmälerte Macht allmälig wieder zu gewinnen hoffte, nahm die Klage an und machte der Regentin Vorstellungen. Dies war die erste Veranlassung zu den vielen Streitigkeiten zwischen Mazarin und dem Parlament, die Frankreich von Neuem in Verwirrungen und innere Kriege zu stürzen drohten. Der Plan, die in den Vorstädten gebauten Häuser zu konfisciren, ward als zu gewaltsam aufgegeben und die Regierung begnügte sich mit dem zehnten Theile der von den Eigenthümern früher verlangten Loskaufsumme. Aber der Schatz war leer und die Eröffnung eines neuen Feldzuges stand bevor. Man griff endlich zu dem Mittel der Verpachtung eines Theiles der Staatseinnahmen und zu einem erzwungenen Anleihen. Das Parlament ging hierauf ein, nahm aber von den Beiträgen zu letzterm ausdrücklich die gesammte Magistratur, die Advokaten und Notarien aus. Der höhere Handelsstand und die Lieferanten mußten diese Last fast allein tragen und wurden auf achtzehn Millionen Franken damaligen Geldes taxirt. Dieser Eigennutz des Parlaments, dessen Mitglieder ihre Kapitalien fast immer im Handel anlegten, dessen Vortheile genossen, dessen Lasten aber nicht mittragen wollten, giebt eine Vorstellung von dem engen Geiste, der übrigens bei den meisten Fragen der innern und äußern Politik wiederkehrte, der diese Körperschaft beseelte und sie unfähig machte, wahrhaft an der Spitze der Nation zu stehen und, in Abwesenheit der Reichsstände, die königliche Macht vor den Ausartungen des Despotismus zu bewahren. — Die Befreiung des Adels von Steuern und Geldbeiträgen konnte, wenn auch mehr scheinbar als wirklich, aus seinem Berufe zum Kriegsdienste erklärt werden, der ihn seine

Schuld gegen den Staat mit seinem Blute abzahlen ließ. Indessen dienten schon seit langer Zeit in den, im Vergleiche zum Mittelalter, so zahlreich gewordenen Heeren wenigstens zehnmal so viele Landleute als Adelige, die, wenn der Kriegsdienst von Geldleistungen frei gemacht hätte, ebenfalls nichts zu bezahlen gehabt hätten. Der wahre Grund der Abgabenfreiheit des Adels lag in der frühern Souverainetät dieses Standes innerhalb seiner Besitzungen, der, seinem Oberherrn zu nichts Anderem als Kriegsdienst verpflichtet, denselben aber auf eigene Kosten leisten mußte. Seitdem aber das Verhältniß des alten Herrenstandes vollkommen verwandelt worden, seitdem er durch die Errichtung eines stehenden Heeres für seine Dienste einen regelmäßigen Sold erhielt, hätten seine Besitzungen, ohne ihm Unrecht zu thun, besteuert werden können. Die Geistlichkeit stützte sich bei der Behauptung auf dieselbe Freiheit nicht nur auf die Ueberlieferungen der Lehnswelt, sondern auch auf den Ursprung und die Bestimmung ihres Standes. Sie behauptete der Erbe der Vorrechte der jüdischen Leviten zu sein, und wie der Adel durch den Militairdienst, so durch Opfer und Gebete ihren Theil zur Erhaltung des Ganzen beizutragen. Außerdem verstand sich der Klerus seit langer Zeit zu, dem Namen nach freiwilligen, dem Wesen nach aber nothwendigen Beiträgen an die Regierung. Welches Recht konnte aber das Parlament, sich von den öffentlichen Lasten zu befreien, in Anspruch nehmen? Die Magistratur war, fast ohne Ausnahme, aus der producirenden Klasse hervorgegangen, wurde für ihre Arbeiten vom Volke reichlich bezahlt, und befand sich durch die Erblichkeit ihrer Stellen, durch die Art, wie sie die reichen Familien des Mittelstandes an sich zog, sich mit ihnen verband, im Besitze eines unermeßlichen Kapitals. — Diese Selbstsucht, von der die altfranzösische Magistratur, im Verlaufe ihres Daseins, so viele Beweise gegeben, denn so erwies sie sich fast immer, wo ihr besonderes Interesse im Spiel war, machte es ihr unmöglich, zwischen der Krone und dem Volke eine wahrhaft vermittelnde Macht zu sein. Sie besaß sittliche Würde, Berufstreue, Unbestechlichkeit, aber keinen politischen, sondern nur einen Corporationsgeist, und konnte den Anforderungen nicht genügen, die das öffentliche Leben in einem großen Volke an diejenigen macht, die mit einem wesentlichen Theile seiner Leitung beauftragt sind.

Mazarin, obgleich keineswegs zum Frieden geneigt, wünschte jedoch, um Zeit und Kosten zu ersparen, das Theater des Krieges einzuschränken, und schloß deshalb mit dem unruhigen und abenteuernden Herzoge von Lothringen, der schon mehrmals seine Staaten

verloren und wieder gewonnen hatte, einen Vergleich ab, durch welchen er ihn dieselben von Neuem zurückgab, aber Frankreich das Recht, in fünf lothringischen Festungen Besatzung zu halten, vorbehielt. Auch erkannte er die von der Schweiz garantirte Neutralität der Franche-Comté an. Es blieben jedoch noch immer vier Heere, in den Niederlanden, in Deutschland, Piemont und Catalonien, zu erhalten übrig. Richelieu, der bei seiner furchtlosen Natur die Großen lieber demüthigte als gewann, hatte es vermieden, die Prinzen, Condé ausgenommen, an die Spitze der Heere zu stellen. Mazarin that das Gegentheil, und unter ihm spielte Gaston von Orleans, den Richelieu in so großer Unterwerfung gehalten, eine Rolle, so bedeutend, als es seine Trägheit und Schwäche erlaubten. Das gegen die Niederlande bestimmte Heer, von Orleans befehligt, war, von einer holländischen Flotte unterstützt, glücklich und nahm den Spaniern die wichtige Festung Gravelingen ab. In Deutschland commandirten Enghien und Turenne gegen den Grafen von Mercy, einen der geschicktesten Generale des Kaisers, der eben Freiburg eingenommen hatte. Es kam zwischen beiden Heeren bei letzterer Stadt zu einer der blutigsten und hartnäckigsten Schlachten dieses Krieges, durch die Mercy, obwohl nicht besiegt, durch die geringe Zahl seines Heeres zum Rückzuge gezwungen wurde. Das Resultat dieses Kampfes wurde den Franzosen, da Mercy zu schwach war, um das Feld zu behaupten, äußerst günstig. Sie eroberten fast alle Städte auf den beiden Ufern des Oberrheins, selbst Mainz ergab sich. In Piemont geschah nichts Entscheidendes. Mazarin hatte der Regentin von Savoyen die meisten unter Richelieu von den Franzosen besetzten Festungen zurückgegeben und überließ den Krieg den Piemontesern. Der spanische Statthalter der Lombardei war nicht stark genug, um diesen Umstand zu benutzen. In Catalonien, wo der Marschall La Mothe-Houdancourt als französischer Vicekönig befehligte, erlangten die Spanier, die ihm an Macht sehr überlegen waren, mehre bedeutende Vortheile, die den endlichen Verlust dieser Provinz vorbereiteten. La Mothe war von Mazarin, der ihn weder liebte noch fürchtete, vernachlässigt worden und ohne Ersatzmannschaft und Geld geblieben. Er wurde, ungeachtet er große Thätigkeit und Geschicklichkeit bewiesen, abberufen und durch den Grafen von Harcourt ersetzt.

Das Glück war den Franzosen in diesem Feldzuge von 1644, ungeachtet der Verluste in Catalonien, im Ganzen günstig gewesen. Sie hatten den Spaniern Gravelingen abgenommen, Mercy zum Rückzuge gezwungen, und eine der ersten deutschen Städte, Mainz,

nebst vielen andern, durch ihre Lage und Geschichte bedeutend, wie Worms, Speier u. s. w. eingenommen. Der immer fühlbarer werdenden Schwäche und Zerfallenheit Deutschlands stand die im Vergleiche so weit gediehene Einheit Frankreichs mit so entschiedenem Vortheile gegenüber, daß das Selbstgefühl des französischen Volkes, wenigstens in den höhern Klassen und unter dem Kriegsvolke, allgemeiner und auf eine früher nicht so hervortretende Weise sich auszusprechen anfing. Am Hofe und in den Schlössern des Adels, ja selbst in den größern Städten wurden die Nachrichten von den errungenen Vortheilen, und diese von dem nationalen Enthusiasmus nicht wenig vergrößert und geschmückt, mit Begeisterung aufgenommen. Der Anspruch auf eine Ueberlegenheit in den Waffen fing, wie am Ende desselben Jahrhunderts zugleich ein solcher in der Literatur und den Künsten, in der Nation allgemein zu werden an. Die aus einer glücklichen Mischung besonders kräftiger Elemente entstandene französische Nationalität hatte schon früh den Ruf großer Tüchtigkeit gehabt. Ihr Name war durch die Kreuzzüge über die ganze damals bekannte Erde getragen worden. Später aber hatte der langsame Bau der politischen Abrundung Frankreichs, seine so lange unglücklichen Kämpfe gegen England, die verfehlten Versuche auf die Eroberung Italiens, die innern religiösen und bürgerlichen Kriege einen Schatten über dasselbe geworfen. Richelieu war der große Erneuerer dieses etwas gesunkenen und zerrissenen Lebens geworden. Die größere politische Einheit, die er erschuf, begünstigte seine auswärtigen Unternehmungen. Sein so hartnäckig ausgeführter Plan der Bekämpfung des Hauses Oesterreich, die geschickten Feldherren, die er an die Spitze der Heere stellte, die Herbeiziehung der Masse des Volkes zum Kriegsdienst und die Bildung eines tüchtigen Fußvolkes erhob die Thatkraft und den Stolz der Nation. Mit Richelieu beginnt der Ruhm der modernen französischen Heere, im Gegensatze zu der frühern Feudalmacht, und der vorherrschende kriegerische Hang der Nation, der sonst nur dem Adel eigen gewesen. Mazarin und Ludwig XIV. haben nur auf dem von Richelieu gelegten Grunde fortzubauen gebraucht. Auch gewährte die Verwaltung jenes großen Mannes seinen Landsleuten noch einen andern bedeutenden Vortheil, den sie bald als ein ihnen zugehöriges Recht anzusehen anfingen. Frankreich war lange Zeit hindurch gewöhnt gewesen, den Krieg in seinem eigenen Gebiete geführt zu sehen und die doppelten Kosten desselben sowohl für sein eigenes Kriegsvolk, als für das des Feindes zu tragen. Von Richelieu an begannen die französischen Heere den Krieg in das Ausland zu tragen. Eine

Epoche wahrhaften Ruhmes, eines beständigen Steigens der innern Entwickelung und des äußern Einflusses, erhob sich für Frankreich mit Richelieu's Verwaltung, und dauerte über siebenzig Jahre, bis in den letzten Theil der Regierung Ludwig's XIV. hinein. Dann tritt eine Zeit politischer und militairischer Schwäche ein, die von dem Glanze des intellektuellen Lebens dieses Volkes mehr verhüllt als aufgewogen wird, bis die praktisch thätige und der Außenwelt ausschließend zugewandte Richtung der Revolution hervorbricht, eine Epoche, in der das Land, ungeachtet des langen Friedens, im Grunde noch immer steht.

Während dieser Zeit unterhandelten die europäischen Mächte, der Papst und Venedig als Vermittler an der Spitze, in Münster für einen allgemeinen Frieden. Aber Mazarin wünschte die Fortsetzung des Krieges und hatte den einen seiner Bevollmächtigten, Servien, zu diesem Zwecke so gut zu wählen gewußt, daß nicht nur die Bedingungen, die derselbe vorgeschlagen hatte, sondern auch seine anmaßende und eigensinnige Persönlichkeit den Unterhandlungen die größten Hindernisse entgegensetzten. Der Kampf begann von Neuem und der Feldzug von 1645 ward von keinem entscheidenden Erfolge gekrönt. In den Niederlanden, wo Gaston von Orleans, von einer Menge der größten französischen Edeln begleitet, befehligte, ging gar nichts Bemerkenswerthes vor. In Deutschland ward Turenne von dem bairischen Generale Mercy bei Herbsthausen, im Würtembergischen, geschlagen (5. Mai), und zwar so, daß er sein Geschütz, seine Vorräthe und selbst seine eigene Bagage verlor, die einzige Niederlage, die dieser große Feldherr erfahren und die auf ihn einen dauernden Eindruck gemacht, gleichwohl aber von keinen Folgen war. Einige Zeit nachher kam Enghien mit Verstärkungen für Turenne an. Die Franzosen nahmen bei Nördlingen eine feste Stellung. Mercy rückte gegen sie an, und es kam den 3. August zu einer Schlacht, in der von beiden Seiten mit der äußersten Anstrengung gefochten, Mercy, der für einen der größten Feldherrn seiner Zeit galt, getödtet, die Franzosen mehrmals geworfen wurden, aber doch endlich Sieger blieben. Fast alle französischen Generale waren verwundet worden. Der Verlust war auf beiden Seiten gleich, und während die Schlacht, die elf Jahre vorher (1634) zwischen den Kaiserlichen und Schweden auf demselben Kampfplatze vorfiel, die protestantische Partei in Deutschland in große Gefahr gebracht, so blieb diese zweite Schlacht von Nördlingen ohne sichtbares Resultat. Obgleich Turenne die Oesterreicher und Baiern zum Rückzuge gezwungen, so mußte er dennoch, da er ohne Ver-

stärkung blieb, sich vor dem kaiserlichen General, der gegen ihn mit frischen Truppen anrückte, zurückziehen. In Catalonien war das Glück den französischen Waffen unter Harcourt, der sich in Piemont einen großen Namen erworben hatte, günstig. Die Spanier verloren die Stadt Rosas, den einzigen festen Punkt, den sie zwischen Roussillon und Catalonien bisher behauptet hatten, und wurden außerdem bei Llorenz (23. Juni) in einem bedeutenden Gefechte geschlagen. Piemont, durch den langen Krieg vielleicht mehr als irgend ein anderes Land erschöpft, konnte das dahin gesandte Kriegsvolk nicht länger ernähren, und ward aus diesem Grunde von Franzosen und Spaniern verschont. Der Krieg beschränkte sich hier auf einige kleine Gefechte und Belagerungen, die keine Entscheidung nicht nur nicht hervorbrachten, sondern selbst nicht einmal vorbereiteten.

Die Feldzüge dieser beiden ersten Jahre seit dem Tode Ludwig's XIII., obgleich von keinem außerordentlichen Erfolge begleitet, waren den Franzosen dennoch im Ganzen günstig gewesen und hatten auf die Regentschaft im In- und Auslande einen gewissen Glanz geworfen. Der Hof, die Großen und selbst der kleine Adel fanden in diesem bewegten und gespannten Zustande ihr Interesse und ihre Leidenschaften befriedigt. Der Landmann, obgleich von der Last der Abgaben, den Lieferungen und Diensten bei den Durchzügen und Märschen der Truppen und den Aushebungen fast zu Boden gedrückt, wagte es nicht, sich zu beklagen, oder seine Klagen verhallten in die Luft. Denn obgleich sich in ihm in den langen innern und äußern Kriegen allmälig ein lebhaftes Gefühl seiner Nationalität gebildet hatte, obgleich er nicht von Engländern oder Spaniern beherrscht sein wollte, so war er sich doch noch keiner bestimmten Rechte als Mitglied des Staatskörpers selbst bewußt, und hielt die Dienste, die er dem Könige, dem Adel, der Geistlichkeit leisten mußte, sobald diese nicht die üblichen Gewohnheiten überschritten, oder mit einigem Scheine des Rechts bekleidet waren, für das ihm beschiedene Loos. Aber eine andere Bewandtniß hatte es mit dem Bürgerstande. Obgleich auch dieser noch weit davon entfernt war, in moralischer und politischer Beziehung vollkommen emancipirt zu sein, obgleich er sich noch nicht auf seine eigene Kraft verließ und das Andenken seiner frühern municipalen Freiheiten fast verschwunden war, so besaß er in den Parlamenten und besonders in dem von Paris, einen Schutz, der dem Landmanne fehlte. Die höhere Magistratur, obgleich durch die Erblichkeit ihrer Stellen, ihr Ansehn, ihre Reichthümer mehr zu dem herrschenden als dienenden Stande gehörig, obgleich im Besitze von Lehnsgütern und häufig adelige

Titel führend, war dennoch von dem eigentlichen Adel, der, obwohl nur selten von dem alten Herrenstande des Mittelalters abstammend, durch seine ausschließende Bestimmung zum Kriegsdienste als eine Fortsetzung desselben erschien, immer getrennt geblieben und von diesem dem Bürgerstande zugezählt worden. Diese Trennung war dem Feudaladel, der durch einen engen Bund mit der erblichen Magistratur zu einer wahren Aristokratie geworden wäre und der Krone hätte Gesetze vorschreiben können, ungemein hinderlich und bereitete seinen zunehmenden Verfall vor. Diese Trennung trug damals zur Befestigung der absoluten Monarchie bei, die den Adel gegen die Parlamente und die Parlamente gegen den Adel brauchte, ist aber der eigentliche Grund der Bildung und Erhebung des Tiers-etat, des Mittelstandes in Frankreich, und der Ueberlegenheit, die dieser über alle übrigen Klassen gewonnen hat, gewesen. Der französische Adel scheint von jeher nicht von mehr Selbstsucht, aber von einer mehr eigentlich feudalen, d. h. antipolitischen und antinationalen Gesinnung als dessen Standesgenossen in andern Ländern erfüllt gewesen zu sein. In England wurde der Adel durch seinen Bund mit der Kirche und dem höhern Bürgerstande eine nationale und politische Aristokratie. In Deutschland bewahrtee i n großer Theil desselben eine ständische Unabhängigkeit, eine lokale Souverainetät. In Italien schuf er einige mächtige Republiken und trat fast überall an die Spitze des municipalen Lebens. In Frankreich dagegen ward er von den Königen nicht nur nach und nach seiner Rechte und seiner Unabhängigkeit beraubt, sondern verlor zugleich, fast ohne es gewahr zu werden, seine Bedeutung in der Meinung des Volkes. Der Adel gab in Frankreich früher als anderswo den Charakter einer selbständigen Aristokratie, ohne die sein Dasein keinen politischen Zweck hat, auf. Sobald er aus einem Theilnehmer an der Souverainetät in die Stellung eines bevorzugten Dieners und privilegirten Unterthans herabgesunken, und der erste und vollkommenste Typus des Hof- und Militairadels neuerer Zeiten geworden, verlor er allen unmittelbaren Einfluß auf die übrigen Stände und das Geschick der Nation. Anstatt eine Stütze des Königthums zu sein, suchte er vielmehr in demselben seinen Halt, entfremdete und verfeindete sich mit den übrigen Klassen des Volkes, zu schwach, um sie zu beherrschen, und zu eitel, um sich mit ihnen zu vereinigen. Es ist deshalb kein Wunder, daß, als das Königthum in Frankreich sank, der Adel zugleich mit ihm fiel, und daß er, als dieses in ganz neuer Zeit sich wieder erhob, nicht mit ihm zugleich wieder aufgerichtet werden konnte. Denn die Stellung eines privilegirten

Unterthans, nach der er in den letzten Zeiten allein gestrebt, und aus der natürlich sein Widerstand gegen die Erhebung der Masse der Nation hervorging, hatte ihn dem Neide und Hasse der übrigen Stände ausgesetzt, ohne seine Macht zu vermehren. In Ländern, wo, sei es aus der Zerstückelung der Nation, wie in Deutschland, oder ihrer geringen Entwickelung, wie in Rußland, oder aus einem Verfalle und einer Lähmung in ihrem Organismus, wie in Italien, der Geist des Volkes sich nicht in der Leitung seiner öffentlichen Angelegenheiten auf eine unmittelbare Weise geltend machen kann, wo es, wie keine öffentliche Freiheit, so auch keine volksthümliche Politik giebt, und administrative und militairische Einrichtungen die Stelle nationaler Institutionen vertreten, kann ein solcher Adel, der nur die Stellung eines bevorzugten Dieners, ohne innere Selbstständigkeit und allgemeinen Einfluß, will, bestehen, denn in den übrigen Ständen tritt ebenso wenig als in ihm ein freies eigenthümliches Streben hervor, sondern das öffentliche Leben wird einzig von den Willen und den Interessen der Dynastien und Regierungen bestimmt, die jeder Klasse, wie jedem Individuum die Stelle anweisen, die sie in dem Gesammtverbande einnehmen und den Gebrauch, den sie von ihren Kräften und Einsichten machen sollen. In einer Nation aber, wie die französische, in der schon früh das Streben nach einer großartigen Einheit, einer harmonischen innern Ausbildung, einem Alles berührenden Einflusse nach Außen zu hervortrat, die sich selbst anzugehören, ihr eigenes Schicksal selbst zu entscheiden, bestimmt war, in der das Königthum nur so lange das öffentliche Dasein ausschließend zu leiten im Stande sein konnte, als dieses noch zu keinem festen Bewußtsein über sich selbst erstarkt war, mußte der Feudaladel, der, wenn er nicht die Fähigkeit besitzt, sich in eine politische Aristokratie umzugestalten, für eine Nation eine Last und Hemmung wird, nothwendig, über kurz oder lang, auf diese oder jene Art, untergehen. — Die letzte selbstständige That des französischen Adels war seine Theilnahme an den Religionskriegen des sechszehnten Jahrhunderts gewesen, wo er an der Spitze der beiden kämpfenden Parteien erschienen war, die übrigen Stände sich nachgezogen und das Königthum selbst einen Augenblick lang von sich abhängig gemacht hatte. Der Verfall desselben als eines politischen Standes, sein Verhältniß als eines bevorzugten Dieners, wird von Richelieu, obwohl nicht ohne vielen Widerstand, begonnen und von Ludwig XIV. vollendet. Zwischen beiden liegt die Epoche der Regentschaft, die Bedeutung, die das Parlament während derselben, als eine nationale Autorität, für sich in Anspruch nimmt,

und die Art, wie der Adel sich von ihm trennt und die einzige Gelegenheit nicht benutzt, in Verbindung mit der erblichen Magistratur, die Grundlage zu einer freiern politischen Verfassung zu legen und seinen eigenen Untergang und die mehre Generationen nachher erfolgte totale Umwälzung des Landes zu hindern. Das Schicksal Frankreichs hing in der Zeit, die uns hier beschäftigt, nicht vom Königthume, das sich im Besitze eines Kindes und unter der Verwaltung einer fremden Frau und eines fremden Priesters befand, nicht von der Geistlichkeit, die sich als politischer Stand überlebt, sondern von dem Adel und der erblichen Magistratur ab, die aber beide ihrer Rolle nicht gewachsen waren.

Das Parlament suchte damals das in einem Volke, das sich nicht selbst aufgeben will, nothwendige Gleichgewicht zwischen ihm und seiner Regierung, das durch den Anspruch des Königthums auf eine unbegrenzte Gewalt verletzt worden, wiederherzustellen. Die höhere Magistratur, die Spitze des Tiers-etat, wäre, hätte sie sich auf diesen stützen und auf seinen thätigen Beistand rechnen können, vielleicht stark genug gewesen, eine radikale Reform des an so vielen Gebrechen leidenden Staates zu bewerkstelligen. Aber der Bürgerstand war in sich selbst noch zu wenig entwickelt, der Adel nur mit seinen besondern Interessen beschäftigt, und das Parlament demnach in dem Kampfe, in den es mit der Krone trat, nicht nur äußerlich zu schwach, sondern es fühlte sich außerdem noch durch alle in seinen Ursprung, seine Stellung und seinen Geist verwebten Mängel und Widersprüche an jeder großen Unternehmung gehindert. Es bewies zuletzt, daß es, wie der Adel, mehr eine feudale als politische Institution, mehr eine auf ihre Vortheile bedachte Kaste, als eine erbliche, zum Schutze des Volkes bestimmte Magistratur war. Das Königthum, aller seiner Auswüchse ungeachtet, stärker und selbst nationaler als seine Gegner, siegte in dem Kampfe, in den es mit einem Theile des Adels, des Tiers-etat und besonders mit den Parlamenten verwickelt wurde, und den man den Krieg der Fronde genannt hat, und die feudale Monarchie, von der die Parlamente, obwohl mit dem Lehnssystem selbst im Widerspruch stehend, dennoch einen integrirenden Theil bildeten, machte der Autokratie Ludwig's XIV. und seiner Nachfolger Platz, die durch administrative und militairische Einrichtungen die Abwesenheit eines aus dem Geiste der Nation hervorgehenden politischen Daseins zu ersetzen suchten.

Der Zwiespalt zwischen der Krone, oder richtiger gesagt, dem Hofe und dem Parlamente, denn letzteres bekämpfte weniger den Anspruch des Königthums auf eine unbeschränkte Autorität als die

Art der Ausübung derselben, der erst einige Jahre später (1648) in einen offenen Krieg ausbrechen sollte, ward jedoch schon jetzt in einer Menge von Anschuldigungen, Vorwürfen und Streitigkeiten sichtbar, bei denen das Parlament meist den Kürzern zog, die öffentliche Meinung aber immer mehr auf seine Seite zog. — Der Versuch der Regierung sich in den Besitz des gesammten bebauten Terrains der pariser Vorstädte zu setzen, oder die Eigenthümer desselben zur Loskaufung zu zwingen, erneuerte sich (im März 1645) und die Betheiligten nahmen den Schutz des Parlaments in Anspruch. Dieses war in sich selbst getheilt. Die große Kammer (la grand'chambre), wo die ältesten und angesehensten Richter saßen, neigte sich den Maßregeln des Hofes zu, die andern Kammern (les chambres des enquêtes, requêtes u. s. w.) zeigten sich den Einwohnern geneigt. Die Regentin ließ vier Mitglieder dieser Opposition, darunter zwei Präsidenten, Gayant und Barillon, verweisen und den letztern sogar in die Festung Pignerol abführen. Dieser Gewaltstreich bewirkte, daß sich die parlamentarischen Parteien unter einander vereinigten und, um die Regierung zur Nachgiebigkeit zu zwingen, sich aller richterlichen Funktionen enthielten, so daß die Ausübung der Justiz während dreier Monate unterbrochen blieb. Während dieser Zeit starben die beiden Präsidenten Barillon und Gayant, und das Gerücht verbreitete sich, daß die Regentin sie habe vergiften lassen, indem sie nicht mehr wußte, wie sie länger den Forderungen für ihre Befreiung widerstehen sollte. Dieser wahrscheinlich ungegründete Verdacht erregte jedoch, anstatt das Parlament zu reizen, seine Furcht, und es sah sich in einem Lit de Justice, in welchem der siebenjährige König erschien, neunzehn Finanzedikte, welche die Lasten des Volkes bedeutend erhöhten, einzuregistriren gezwungen.

Mazarin hatte sich unterdessen der Königin immer werther und nothwendiger zu machen gewußt und war immer mehr, wie vorher Richelieu, der eigentliche Regent des Landes geworden. Er war anfangs leise und schonend aufgetreten und hatte sich, dem Scheine nach, nur mit der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten beschäftigen wollen, allmälig aber sich der gesammten Verwaltung bemächtigt und sein Wille war für Frankreich ein Gesetz geworden. Anna von Oesterreich sah in dem Cardinal nicht nur einen erfahrnen Rath, sondern einen persönlichen Freund, billigte nicht nur die allgemeinen Maßregeln seiner Verwaltung, setzte ihm nie den geringsten Widerstand entgegen, sondern ließ sogar ihre innern und häuslichen Einrichtungen, die Wahl ihrer Umgebungen u. s. w. von ihm abhängen. Die Abneigung des Volkes gegen Mazarin, gegen seine

Person, seinen Charakter, seinen Einfluß schien sich jedoch mit seinem Glücke selbst zu steigern, zugleich aber die Furcht vor seiner Macht deren Bekämpfung zu erschweren. Wenn ein fremder Geistlicher, ohne Wurzeln im Lande, einzig auf die Gunst einer Königin-Witwe gestützt, die selbst der Frankreich feindlichsten Dynastie angehörte, eine solche Gewalt ausüben konnte, wie tief mußte nicht aller Sinn, nicht nur für politische Freiheit, sondern selbst nationale Würde, gesunken sein, und welche Herrschaft mußte nicht später ein auf solche Vorgänger gestützter, eingeborner, mit Kraft und Talent begabter König, wie Ludwig XIV., sich auszuüben berufen fühlen!

Der Kriegszustand, und zwar auf allen Grenzen seit so langen Jahren herrschend, konnte dem Adel, von dem wenigstens ein Theil durch ihn gewann, der Geistlichkeit, die wenig oder nichts durch ihn verlor, gefallen oder erträglich scheinen, er mußte aber von der producirenden Klasse der Nation zuletzt als eine drückende Last und ein unerträgliches Uebel angesehen werden. Die fremden Mächte selbst waren desselben überdrüssig und trotz ihrer sich widerstrebenden und schwer auszugleichenden Ansprüche zu dessen Beilegung geneigt. Mazarin aber stellte dem Frieden die größten Schwierigkeiten entgegen, und machte die Vermittlung des Papstes und Venedigs, die mehrmals sich dem Ziele nahe glaubten, durch die Entfernung, in der er Schweden und Holland von Oesterreich und Spanien zu halten suchte, durch die Ansprüche, die er für Frankreich erhob, durch das allgemeine Mißtrauen, das er unter den verschiedenen Staaten geschickt zu nähren wußte, unnütz. Er hielt eine Fortsetzung des Kampfes seinem persönlichen Interesse, theils um in einer verwickelten Lage der Dinge sich unentbehrlich zu machen, theils um seine Verwendung der öffentlichen Einnahmen zu seinen Privatzwecken mit den Ausgaben und Lasten des Krieges zu bedecken, für zuträglich und nahm auf die Wünsche und Bedürfnisse des Landes keine Rücksicht.

Die Franzosen begannen den Feldzug von 1646 in den Niederlanden unter Gaston von Orleans und Condé mit der Eroberung von Courtray. Sie rückten darauf in die Ebene zwischen Brügge und Gent vor, die Spanier aber nahmen die ihnen dargebotene Schlacht nicht an. Die beiden französischen Prinzen wandten sich hierauf nach der flandrischen Küste, eroberten mehre feste Plätze, die, wie immer von den Spaniern mit der größten Hartnäckigkeit vertheidigt wurden. Condé schickte sich, nachdem Orleans an den Hof zurückgekehrt war und er allein an der Spitze des Heeres geblieben,

zu einem Angriffe auf Dünkirchen an, das nach einer vierwöchentlichen Belagerung überging. Vergebens hatte das spanische Heer unter dem kriegserfahrnen Piccolomini diesen wichtigen Platz zu entsetzen versucht. Seit der Einnahme von Calais unter dem Herzoge von Guise war dies die wichtigste Erwerbung für Frankreich auf dieser Seite. In Deutschland, wo Turenne commandirte, war dieser nach der Vereinigung mit den Schweden so stark geworden, daß er den Krieg bis in das Innere Deutschlands, bis in die Gegend von München tragen konnte. Die Erschöpfung seiner Staaten verhinderte den Kaiser an jeder kräftigen Anstrengung. Er sehnte sich, wie sein Nachbar und Bundesgenosse, der alte Kurfürst Maximilian von Baiern, der so viel für das Haus Oesterreich gethan, nach einer Beilegung dieses langen und im Ganzen ebenso resultatlosen als verheerenden Kampfes. In Piemont und der Lombardei, das von den Franzosen fast aufgegeben war, ging zwischen dem Prinzen Thomas von Savoyen und den spanischen Befehlshabern durchaus nichts Erhebliches vor. Mazarin hatte seine Aufmerksamkeit in Italien auf einen andern Punkt, und dabei einzig sein Privatinteresse im Auge habend, gerichtet. Der Papst Innocenz X., aus dem Hause Pamfilj, hatte die Erhebung Michael Mazarini's, eines Bruders des französischen Ministers und Dominikanermönchs, zur Cardinalswürde abgeschlagen. Mazarin, hierüber erbittert, nahm die Barberini, die Neffen Urban's VIII., die für ihre Erpressungen von Innocenz X. zur Verantwortung gezogen, sich nach Frankreich flüchteten, mit großen Bezeigungen von Freundschaft und Theilnahme auf. Es war auf diese Art eine lebhafte Spannung zwischen Innocenz X. und Mazarin entstanden, und Ersterer erklärte die ohne seine Erlaubniß von Rom abwesenden Cardinäle ihres Rechts, dem Conclave beizuwohnen, für verlustig, was einer Entsetzung gleichkam, denn das Cardinalat wäre, ohne die Theilnahme an der Papstwahl, nichts als ein leerer Titel gewesen. Mazarin fürchtete demnach in jedem Augenblicke durch eine Laune des Papstes nach Rom zurückberufen und der Verwaltung des Königreiches entrissen werden zu können. Er wandte sich an mehre Mitglieder des französischen Klerus, das Parlament, die Sorbonne und fand bei Allen eine Neigung, sich den Ansprüchen des Papstthums zu widersetzen, die seine Hoffnungen übertraf. Innocenz X. hatte jene Erklärung in der Form einer Bulle ausgestellt. Die Eifersucht auf den Einfluß der Hierarchie bestand damals noch im Parlamente in ihrer ganzen Stärke und der Generaladvokat Omer-Talon ergriff, obgleich die Magistratur den Cardinal keineswegs liebte, diese Ge-

legenheit, die Rechte des Papstes anzugreifen. Die Subtilitäten des Juristen traten denen des Priesters unter andern Formen, aber ungefähr mit demselben Gehalt entgegen. Die Ungerechtigkeit und Inconsequenz, mit der das Parlament und die Sorbonne, alle Vortheile der katholischen Kirchengemeinschaft für sich in Anspruch nehmend, der Pflicht des Gehorsams gegen den Papst sich, wenn solche ihnen lästig wurde, zu entheben suchten, kam dem Anspruche des Letztern, seine weltlichen Absichten und Interessen bei jeder Gelegenheit mit dem Mantel der Religion zu bedecken, gleich. Der Generaladvokat klagte jene Bulle an, die er, dem Wesen und der Abfassung nach, für unrechtmäßig erklärte, gerade so, als wenn es sich um einen der weltlichen Gerichtsbarkeit des Parlaments unterworfenen Act gehandelt hätte. Die parlamentarische Heuchelei und Anmaßung kam, besonders da, wo sie für sich keine unmittelbare Gefahr sah, der hierarchischen oft nahe, und beide waren sich in Frankreich wohl nur darum so entgegen, weil sie einander verwandt waren. — Mazarin, der seinen Privatstreitigkeiten mit dem Papst das Ansehn einer Staatssache gegeben, beschloß, auf die Erklärung des Parlaments gestützt, den römischen Hof durch eine militairische Demonstration zu schrecken. Die Spanier besaßen an der toskanischen Küste eine Anzahl kleiner Forts, die einst der Republik Siena gehört hatten. Eine französische Flotte ward unter dem Oberbefehl de Brezé's, eines Neffen Richelieu's und Schwager Enghien's, in Toulon ausgerüstet, und sollte sich der Küste nähern, wo der Prinz Thomas von Savoyen sie mit seinen Landtruppen, zur Bemannung dieser Flotte bestimmt, zu erwarten befehligt war. Die Spanier, von dieser Expedition unterrichtet, schickten von Neapel aus eine Flotte zum Schutze dieser Gegenden ab. Es kam zu einer Seeschlacht, die unentschieden blieb, in der aber der tapfere Admiral de Brezé getödtet wurde. Ein Sturm zwang hierauf beide Flotten die Küste zu verlassen, und der Prinz von Savoyen, zu Lande von den Spaniern bedroht, zog sich durch Toskana nach Piemont zurück. Dieser Unfall, diese Täuschung in seinen Erwartungen und der Spott der Römer darüber verwundeten Mazarin auf das Tiefste. Er war, ungeachtet seiner Niederlassung in Frankreich, in Allem, was ihn persönlich anging, durchaus ein Italiener geblieben, und er wünschte seinen Namen besonders in Rom, wo man ihn arm und unberühmt gekannt hatte, wo noch ein Theil seiner Familie lebte, verherrlicht zu wissen. In Frankreich, unter Fremden, war er auf Mißgunst und Widerstand gefaßt, hier verlangte er nur Macht und Geld; in Rom, unter seinen Landsleuten, machte er auf Ehre und

Ruhm Anspruch. Er ließ deshalb noch in demselben Jahre eine neue Flotte ausrüsten und Piombino und Porto-Longone von den Franzosen besetzen. Die italienischen Mächte erschraken in der That über die Erscheinung einer französischen Kriegsmacht in diesen Centralpunkten der Halbinsel, und der Papst legte den Streit mit Mazarin bei, indem er dessen Bruder zum Cardinal ernannte und die Verfolgungen gegen die Barberini einstellte.

Diese Unternehmung auf die Küsten von Toskana, einzig dazu bestimmt, dem Ehrgeize Mazarin's und seiner verletzten Eitelkeit zu dienen, hatte denselben verhindert, dem französischen Heere in Catalonien die nothwendigen Verstärkungen zu senden. Die Einwohner dieser Provinz, des französischen Joches jetzt ebenso müde, wie früher des kastilischen, fürchteten außerdem, daß Frankreich sie bei einem allgemeinen Frieden aufopfern und an Spanien zurückgeben würde. Sie waren schwierig geworden und die französischen Vicekönige hatten ihre Verschwörungen und Aufstände nur mit Mühe unterdrücken können. D'Harcourt, einer der besten französischen Feldherren, die in Catalonien befehligten, wurde von den Spaniern, als er Lerida belagerte, mit überlegener Macht angegriffen, geschlagen und mit bedeutendem Verluste zum Rückzuge gezwungen. — Der Feldzug von 1646 war demnach in Flandern durch die Eroberung von Dünkirchen glücklich, an der toskanischen Küste, wenn auch unnütz, doch nicht unrühmlich, in Piemont unbedeutend, in Catalonien aber entschieden unglücklich ausgefallen. — In den letzten Tagen dieses Jahres starb der Prinz von Condé, der in seiner Kindheit, ehe Heinrich IV. sich mit Maria von Medicis verbunden, eine Zeit lang der muthmaßliche Thronerbe gewesen, sich und seine Frau, Charlotte von Montmorency, vor den Verfolgungen Heinrich's IV. nach den Niederlanden gerettet, während der Minderjährigkeit Ludwig's XIII. an der Spitze der Opposition der Großen gestanden, mehre Jahre in der Bastille gefangen gewesen, später um Richelieu's Gunst sich beworben und, sein ganzes Leben hindurch mit der Vermehrung seiner Reichthümer beschäftigt, ungeachtet er im Verhältnisse zu seinem Range sehr arm geboren war, ein unermeßliches Vermögen hinterließ. In seinem Sohne Enghien, der jetzt den Titel Condé annahm, war aber der kriegerische Geist seines Großvaters und Urgroßvaters, die sich in der Vertheidigung des Protestantismus hervorgethan, wiedererwacht. Sein glänzender Kriegsruhm verschaffte ihm in der französischen Geschichte den Namen „des großen Condé," und er gehört zu den wenigen Figuren der alten Dynastie, die in der Erinnerung des französischen Volkes geblieben sind. Er besaß indessen

wenigstens ebenso viel Ehrgeiz als Talent und wurde, wie sein Vater von dem Durste nach Reichthümern, so von dem nach Macht und persönlicher Auszeichnung beherrscht. Obgleich er mehre Statthalterschaften besaß, so verlangte er jetzt noch die durch de Brezé's Tod erledigte Admiralswürde mit dem Gouvernement von La Rochelle. Außerdem wollte Condé sich nicht auf den Gebrauch seiner großen militairischen Fähigkeiten eingeschränkt wissen. Er verlangte zugleich einen bedeutenden Einfluß auf die Regierung selbst, für deren Leitung er, wie die meisten französischen Prinzen, keine besondern Gaben hatte, und behielt, auf seine Siege und Reichthümer stolz, in den Sitzungen des Staatsrathes und den friedlichen Verhältnissen am Hofe den gebieterischen Ton bei, den er im Lager angenommen hatte. Seine Freunde und Anhänger ahmten ihm hierin, so weit es ihre äußere Stellung zuließ, nach und erhielten von den Parisern, da sie mehr eitel als stolz, mehr anmaßend als ehrgeizig waren, den Namen „der Petits-Maitres", der lange ein allgemeiner Ausdruck für diese Art von Charakter gewesen ist. Gaston von Orleans, der, während er unter Richelieu, als er unmittelbarer Thronerbe war, in großer Abhängigkeit gelebt, jetzt aber, durch Mazarin's Gunst und Berücksichtigung, eine bedeutendere Rolle zu spielen angefangen, betrachtete Condé's Ruhm und Größe mit neidischem Auge und arbeitete ihm im Stillen, wo er wußte und konnte, entgegen. Der Hof und die ihm verwandten Kreise fingen an sich für den einen oder den andern der beiden Prinzen zu erklären und die Faktionen Orleans und Condé zu bilden, die bald nachher in dem Kriege der Fronde sich offen bekämpften.

Frankreich erschien in dem Feldzuge von 1647 weniger vorbereitet und mit geringerer Macht auf dem Kriegstheater als früher, entweder, weil die bisherigen Anstrengungen die Hülfsquellen des Landes für den Augenblick erschöpft hatten, die außerdem von der Verschwendung des Hofes und der Habsucht der Großen, Mazarin an der Spitze, so sehr in Anspruch genommen wurden, oder, weil die Hoffnung auf einen Abschluß der in Münster begonnenen Friedensunterhandlungen die Entwickelung größerer Streitkräfte für unnütz erachten ließ. Condé, der den Oberbefehl in Catalonien bekommen, belagerte Lerida, mußte sich aber, bei der hartnäckigen Vertheidigung der Spanier, mit Verlust von dieser Festung zurückziehen. In den Niederlanden blieb der Kampf unentschieden, aber die Franzosen verloren einen ihrer besten Generale, Gassion, einen der letzten protestantischen Marschälle. Nur Turenne behauptete seine Stellung, obwohl ohne Geld und Ersatzmannschaft gelassen, durch seine

Verbindung mit den Schweden, nahm seine Quartiere in Baiern und hielt die in Europa beginnende Vorstellung von dem Ruhme der französischen Waffen aufrecht. Der alte Kurfürst von Baiern, in seinem verheerten Lande auf das Aeußerste gedrängt, sah sich endlich zu einem Waffenstillstande mit den Franzosen und Schweden genöthigt, der in Ulm unterzeichnet wurde und auch seinen Bruder, den Kurfürsten von Köln, umfassen sollte. Turenne rückte in Verbindung mit dem schwedischen Generale Wrangel in Franken vor und hatte die Absicht, in Böhmen einzufallen. Die Franzosen und Schweden waren jedoch uneinig. Erstere unterstützten Letztere bei ihren Unternehmungen, aus Furcht, bei günstigen Erfolgen ihre Ansprüche zu erhöhen und den Abschluß des Friedens zu erschweren, wenig, und Turenne erhielt sogar den Befehl, über den Rhein zurückzugehen, um das französische Heer in Flandern zu verstärken. In Italien ergriff der Herzog von Modena, aus dem Hause Este, von der Anmaßung und Härte der spanischen Minister und Feldherren verletzt, bisher ein treuer Bundesgenosse Philipp's IV., die französische Partei, aber seine geringe Macht, ohnedies von dem spanischen Statthalter der Lombardei bedroht, konnte den französischen Waffen hier keine große Verstärkung gewähren.

Der schon längst sichtbare Verfall der spanischen Monarchie, die Unfähigkeit, Planlosigkeit und Tyrannei der Regierung, die Holland von ihr getrennt, Belgien mehr als einmal zu dem Wunsche, sich ebenfalls loszureißen, gereizt hatten, durch welche Catalonien in die Arme Frankreichs getrieben worden, veranlaßte Neapel und Sicilien zu einem Aufstande, aus dem die französische Politik, wenn ein so kühner Mann wie Richelieu an ihrer Spitze gestanden, große Vortheile hätte ziehen können. In den Aufstand der Sicilianer mischte sich Mazarin gar nicht, nach Neapel ging mit seiner Bewilligung der Herzog von Guise, der, aus dem Hause Lothringen stammend, durch die Erbtochter René's von Anjou, die vor zweihundert Jahren in dasselbe geheirathet, Rechte auf Neapel zu besitzen glaubte und die längst erloschene Partei der Angevinger zu erneuern und sich zum Herrn dieses Landes zu machen gedachte. Der Cardinal, der den lothringischen Prinzen zu diesem Unternehmen veranlaßt und ihm Hülfe versprochen hatte, unterstützte ihn nicht nur nicht, sondern handelte ins Geheim gegen ihn, und Guise, der ein tapferer, aber unkluger Abenteurer war, verlor durch Verrath alle Vortheile, die er im Anfange errungen, und fiel endlich sogar in die Hände der Spanier. Spanien erstickte diese und andere Versuche seiner italienischen Unterthanen, sich eines ihnen unerträglichen

Joches zu entledigen, mit ebenso viel Treulosigkeit als Grausamkeit. Mazarin ließ auf diese Art eine Gelegenheit, Neapel von Spanien zu trennen, vorübergehen. Die Flotte, die ihm dazu gedient hatte, die spanischen Forts an der toskanischen Küste einzunehmen und den Papst zur Verleihung der Cardinalswürde an seinen Bruder und zur Begnadigung der Barberini zu zwingen, was Alles mit den Interessen Frankreichs nichts gemein hatte, wäre hierzu mehr als hinreichend gewesen. Die Holländer und Portugiesen hatten, von ihrer Lage begünstigt, sich von Spanien loszureißen vermocht. Die Neapolitaner und Sicilianer waren durch die lange Tyrannei, unter der sie geseufzt, zu sehr geschwächt und entwürdigt worden, um das Werk ihrer Befreiung selbst vollführen zu können. Ihr Haß gegen ihre Unterdrücker war aber so groß, daß sie sich jeder andern Macht, die ihnen Rettung versprach, in die Arme geworfen und den großen natürlichen Reichthum ihrer Länder zu deren Verfügung gestellt haben würden.

Frankreich begann den Feldzug von 1648 wie gewöhnlich auf vier Punkten, in Flandern, Deutschland, Italien und Catalonien, zugleich, und diese Anstrengung wurde diesmal von bedeutenden Erfolgen gekrönt. Condé, der in den Niederlanden befehligte, schlug die Oesterreicher und Spanier bei Lens (20. März) so gänzlich, daß die vornehmsten Generale mit fünftausend Soldaten gefangen, dreitausend Mann getödtet und alles Gepäck und Geschütz von den Franzosen genommen wurde. In dieser glänzenden Action, die man, wenn man die geringe Stärke der damaligen Heere in Betracht zieht, den größten Siegen neuerer Zeiten vergleichen kann, hatte Condé ebenso viele Beweise seines militairischen Talents als seines begeisternden persönlichen Muthes abgelegt und sich, unter Anderm, um das feindliche Fußvolk zu durchbrechen, zehnmal an die Spitze der französischen Reiterei gesetzt. Der Name Condé hätte in Frankreich nicht seines Gleichen gehabt, wenn sein kriegerischer Glanz nicht durch die politische Unfähigkeit dessen, der ihn trug, indem er auf einem ihm fremden Gebiete sich ebenso sehr wie auf dem, für welches er geboren war, hervorthun wollte, verdunkelt worden wäre. In Deutschland hatte der Kurfürst von Baiern, der mehr seine Neigung für das Haus Oesterreich als das Interesse seiner Länder zu Rathe zog, den Waffenstillstand von Ulm, unter dem Vorwande, daß ihn die Schweden gegen seinen Bruder, den Erzbischof von Köln, nicht beobachtet hatten, gebrochen. Die Franzosen, Schweden und Hessen, welche letztere seit dem Frieden von Prag gegen den Kaiser in den Waffen geblieben, vereinigten sich. Das kaiserliche

Heer zog sich zurück, ward aber bei Sommershausen, drei Stunden von Augsburg entfernt, von Turenne erreicht und sein Fußvolk aufgerieben (17. Mai). Baiern ward von den Franzosen und Schweden auf das Grausamste vom Juni bis Oktober verwüstet, als die Bekanntmachung des Friedens von Münster den Feindseligkeiten ein Ende machte. Die Schweden waren sogar in Böhmen eingefallen und hatten einen Theil von Prag eingenommen, als dasselbe politische Ereigniß sie die Verfolgung ihrer Vortheile einzustellen zwang. In Italien entsetzten die Franzosen in Verbindung mit Piemontesern und Modenesern die von den Spaniern belagerte Festung Casal-Maggiore, schlugen letztere an der cremonesischen Grenze und fingen die Belagerung von Cremona an, die sie jedoch aus Mangel an Geschütz wieder aufgeben mußten. In Catalonien war Michael Mazarini, der Bruder des französischen Principalministers, zum Vicekönige ernannt worden. Mazarin mußte ihn, seiner gänzlichen Unfähigkeit wegen, abberufen, und der tapfere und erfahrene Marschall Schomberg ersetzte ihn in derselben Eigenschaft. Dieser nahm Tortosa, den wichtigsten Punkt des Landes, mit Sturm, zwang den berühmten spanischen General Franz de Melo zum Rückzuge und erhielt die Provinz unter französischer Botmäßigkeit.

Ungeachtet dieser Feldzug von 1648 einer der glücklichsten und glorreichsten war, denn die französischen Waffen hatten auf allen Punkten triumphirt, so verminderte sich das Bedürfniß des Friedens in der Nation nicht, die, obgleich kriegerisch und ruhmliebend, schon damals eine Abneigung gegen langwierige Unternehmungen und weit aussehende Plane bewies und bei ihrer Beweglichkeit nicht gern lange ihre Aufmerksamkeit auf dieselben Gegenstände richtete. Es gab indessen, außer dieser allgemeinen Stimmung der Franzosen, noch wichtigere materielle Gründe, die eine Beendigung des vieljährigen, im Ganzen glücklichen, aber doch nie vollkommen entscheidenden Krieges zu einem dringenden Bedürfniß machten. Frankreich war seit den Zeiten Heinrich's IV. allerdings nicht mehr von Bürgerkriegen zerrissen, von auswärtigen Feinden verheert worden, aber die Abgaben waren, bei einer mangelhaften und zugleich unredlichen Verwaltung, bei der Verschwendung des Hofes, dem Luxus der Großen, der Art, wie Jeder, der einen Theil der öffentlichen Gewalt ausübte, sie zur Befriedigung seiner besondern Interessen anwandte, auf eine für jene Zeit unerträgliche Höhe gestiegen und der Ackerbau und Kunstfleiß hatten in demselben Maße abgenommen, als die Steuern sich vermehrt hatten. Eine Nation kann, wie dies

in alter Zeit die Römer, in neuerer die Türken bewiesen, ganze Generationen hindurch sich immerwährend auf dem Kriegsfuße befinden, ohne dieser Last zu erliegen, es müssen dann aber, wie dies bei den beiden genannten Völkern der Fall war, alle seine Institutionen, seine politische und moralische Organisation, auf einen solchen Zustand berechnet sein. Bei den Franzosen fand dies aber ebenso wenig, wie bei andern modernen Völkern statt. Der Zweck aller Einrichtungen im christlichen Europa war, seit dem Aufhören der Privatkriege und der Territorialsouverainetät des Lehnsadels, die Erhaltung und, wenn er gestört worden, die Wiederherstellung des Friedens. — Mazarin hatte den zu Münster und Osnabrück begonnenen Unterhandlungen lange jeden von ihm abhängenden Widerstand entgegengesetzt, mußte jetzt aber endlich doch sowohl dem Wunsche des französischen Volkes als der Stellung, die seine Verbündeten annahmen, nachgeben. Holland söhnte sich mit Spanien, Schweden mit Oesterreich aus. Frankreich konnte nicht, allen seinen Feinden gegenüber, ganz allein auf dem Kriegsschauplatze bleiben. Es schloß mit dem Kaiser und dessen deutschen Verbündeten ebenfalls einen Frieden ab (24. October). Mazarin aber, für den der Krieg ein Bedürfniß zur Erhaltung seines Einflusses war und der während desselben seine Erpressungen unter den Ausgaben, die derselbe nothwendig machte, verbergen zu können hoffte, wünschte eine wenigstens theilweise Fortsetzung desselben und Spanien gab ihm hierzu eine schickliche Veranlassung. — Die deutsche Linie des Hauses Oesterreich, obgleich von denselben despotischen Grundsätzen wie die spanische beseelt, war jedoch nie von so ganz unfähigen Fürsten, wie letztere unter den beiden Nachfolgern Philipp's II., repräsentirt worden und hatte sich namentlich immer auf viel fähigere Räthe und Minister gestützt. Es fand unter den deutschen Habsburgern, wenn auch keine Rücksicht auf das Wohl der ihnen anvertrauten Völker, doch mehr politischer Verstand, mehr Kenntniß der eigenen Hülfsquellen, mehr Voraussicht der Zukunft statt. Der Grundsatz, daß eine Regierung nothwendig mit dem Volke, das sie beherrscht, steigen oder fallen muß, war hier nie so ganz wie in Spanien vergessen worden. Das Verhältniß zu Deutschland, auf das die Kaiser einen nur bedingten Einfluß ausübten, die beständigen Unruhen in Ungarn, die Besorgnisse und Gefahren, welche die Türken erregten, die vielfältigen Berührungen auf allen Punkten, in welchen die österreichische Monarchie zu ihren Nachbarn stand, ließen ihre Fürsten nicht in denselben Schlummer, wie ihre spanischen Verwandten, sinken. Diese verließen, nachdem unter Philipp II. der Despotismus

in Spanien in allen Theilen des Lebens das herrschende Gesetz geworden, dieses Land nie mehr und beurtheilten das Ausland nach den Umgebungen, unter denen ihr Leben verfloß, den Hofleuten und Mönchen des Escurials. Der Umfang ihrer Staaten, die Reichthümer, die sie ihnen lieferten, die Täuschungen, die jedes sinkende, früher großartige Dasein in sich und andern so lange unterhält, ließen in Philipp IV., seinen Räthen und Generalen selbst nicht den Gedanken des Verfalles aufkommen. Die spanische Monarchie hielt sich, obgleich jeder nicht nur großen, sondern selbst kräftigen Anstrengung unfähig, noch immer für die erste Macht der Welt. Auf der andern Seite ist es wahr, daß die Folgen dieses Despotismus mehr in den Spanien unterworfenen Provinzen, als in dem Hauptlande selbst fühlbar wurden, daß sein besonderer Charakter mehr die materielle als die moralische Kraft des Volkes verzehrte, dasselbe mehr beschränkte als verdarb, mehr lähmte als zerstörte, daß er den Kern der spanischen Individualität nicht brach, weshalb von Zeit zu Zeit sich bedeutende Erscheinungen in jedem Gebiete nationaler Thätigkeit erhoben und in der Nation sich ein gewisser Schwung und ein begeistertes Selbstgefühl, für den Augenblick der größten Anstrengungen fähig, erhielt. Diese Aeußerungen eines mehr schlummernden als erstorbenen Lebens verhüllten, im Zusammenhange mit dem Gefühle der frühern Größe, den wachsenden Verfall aller politischen Kraft und erhielten die Regierung dieses Landes wie das Volk selbst in einer phantastischen Selbsttäuschung über die Gefahren ihrer Lage. Philipp IV. war demnach keineswegs wie sein Vetter, der Kaiser, zum Nachgeben und zum Frieden gestimmt. Er hatte die schon längst sichtbare Unmöglichkeit, die Holländer wieder zu unterwerfen, begriffen und ihre Unabhängigkeit ohne Widerstreben anerkannt, er hoffte sogar auf sie bei dem Kriege gegen Frankreich und hoffte durch sie Belgien zu bewahren. Aber er war keineswegs geneigt, eine ähnliche Nachgiebigkeit gegen das benachbarte Portugal zu zeigen, widersetzte sich dessen Anerkennung und schloß seine Gesandten von dem europäischen Congresse von Münster aus. Mazarin benutzte diese Verblendung, um einen Grund zur Fortsetzung der zwischen Spanien und Frankreich bestehenden Feindseligkeiten zu finden. Er weigerte sich, wie Spanien die portugiesischen, so die lothringischen Bevollmächtigten an den Unterhandlungen Theil nehmen zu lassen. Frankreichs und Spaniens Ansprüche waren ohnedies die am schwersten auszugleichenden. Denn letzteres, noch voll von den Erinnerungen an die Schlachten von Pavia und St. Quentin, wollte bei einem Vergleiche gewinnen, und ersteres, das seither

fast immer im Vortheile gewesen, das Catalonien in Besitz genommen, alljährig in die Niederlande eingefallen, die Lombardei so oft bedroht, dagegen nichts verlieren. Jedoch wären diese Schwierigkeiten durch die Vermittlung der andern Mächte vielleicht noch auszugleichen gewesen, Mazarin aber gab bei Gelegenheit der Forderungen Spaniens für den Herzog von Lothringen seinen Bevollmächtigten den Befehl, die Unterhandlungen abzubrechen, und Frankreich und Spanien blieben auf dem Kriegsschauplatze einander allein gegenüberstehen, während die übrigen Staaten sich nach so langem Streite versöhnten.

Der Congreß von Münster und Osnabrück beendigte den größten europäischen Krieg, den die Geschichte bis dahin gekannt hatte und der, ebenso allgemein wie die der französischen Revolution und des Kaiserreiches, noch viel verheerender und zerstörender gewesen ist. In Deutschland, im Herzen von Europa entstanden, hatte er allmälig alle europäischen Völker entweder in seine Wirbel hineingezogen, oder seine Wirkung ihnen wenigstens fühlbar gemacht. Deutschland war dreißig Jahre lang der Tummelplatz des religiösen Fanatismus und des politischen Egoismus der fremden Fürsten und Völker gewesen. Der Despotismus des Hauses Oesterreich hatte zu seinem Entstehen und der Ehrgeiz Frankreichs zu seiner Verlängerung beigetragen. Wenn Deutschland während des Verlaufes dieses Kampfes am meisten gelitten, so verlor es außerdem durch dessen endliche Beilegung am meisten. Die radikalen Mängel seiner Verfassung, die auf einen aus den öffentlichen Verhältnissen anderer Völker längst entschwundenen Zustand, wie das Lehnswesen, gegründet war, und dessen gewaltsames widernatürliches Festhalten lähmten die Entwickelung der Nation, die durch die Macht dieser ungünstigen politischen Verhältnisse dazu verdammt wurde, ihre großen Anlagen nur stückweise und langsam zu entwickeln und hinter andern minder begabten Völkern zurückzubleiben. Die Zerrissenheit der deutschen Nation unter so vielen Regierungen, der Mangel eines großartigen Mittelpunktes, denn für einen solchen konnten die Kaiser seit Karl V. nicht mehr gelten, setzte sie der Gefahr einer endlichen Auflösung und totalen politischen Nullität aus, was ohne die Kraft, die einige deutsche Stämme, mitten unter dem allgemeinen Verfalle, sich zu bewahren wußten, auch der Fall gewesen sein würde. Der dreißigjährige Krieg machte diesen traurigen und hoffnungslosen Zustand zum ersten Male in seiner ganzen Tiefe kund. Der Mittelpunkt Europas, das weiteste, früher mächtigste Reich, das älteste zahlreichste Volk, mußte geduldig zusehen, wie

seine Nachbarn, die, wenn Deutschlands Kraft besser angewandt worden wäre, kaum ihre Unabhängigkeit hätten retten können, sich in alle seine innern Verhältnisse einmischten und sein Geschick zu entscheiden den Anspruch machten. Nicht blos die Freiheit im Innern, sondern auch die Unabhängigkeit nach Außen zu ging verloren. Wie die Religionskriege des sechszehnten Jahrhunderts in Deutschland und ihr endlicher Ausgang, der keiner der kämpfenden Parteien einen vollkommenen Sieg, ein entschiedenes Uebergewicht, gewährte, bewiesen, daß es der deutschen Nation an dem großen Lebensprincip der Einheit fehlte, ebenso wurde durch den Frieden von Münster und Osnabrück klar, daß es zwar ein deutsches Reich, eine hundertköpfige, aus allen möglichen Elementen locker zusammengesetzte Konföderation von großen und kleinen Herrschaften, aber kein deutsches Volk, im politischen Sinne, keine sich selbst angehörige, in entscheidenden Momenten ihr eigenes Schicksal selbst leitende, ihre innere Natur in der Wirklichkeit geltend machende deutsche Nationalität gab. Dieses Bewußtsein, auf die deutschen Staaten, Stände und Individuen zurückwirkend, machte, daß der ganze nationale Zustand, bis zur französischen Revolution hin, einzelner Versuche der Erhebung ungeachtet, immer tiefer sank, bis endlich dieser alte, hohle, unförmliche Körper des deutschen Reiches, der sich weder zum Leben noch zum Sterben entschließen konnte, dessen innerste Natur paralysirt erschien, sich fast ohne Zuckungen und ohne in der Welt durch sein Verschwinden eine Lücke zurückzulassen, von selbst auflöste. Die Fremden, die theils für, theils gegen Deutschland im dreißigjährigen Kriege gestritten, vergrößerten sich in dem Frieden, der diesen Kampf beendigte, auf dessen Kosten. Zu diesen Fremden gehörte selbst der Fürst, der, dem Namen nach, an Deutschlands Spitze stand. Frankreich und Schweden hatten sich unter dem Vorwande in die deutschen Angelegenheiten gemischt, dessen Verfassung gegen die Usurpationen des Kaisers aufrecht zu halten, und die Wiederherstellung aller vom Jahre 1618 an verletzten Rechte verlangt. Die Freiheiten Böhmens und die Zurückgabe der Pfalz wurden aber von diesen vermeintlichen Beschützern aufgegeben. Sie waren ausdrücklich darin übereingekommen, die öffentlichen Interessen Deutschlands in dem Maße fallen zu lassen, als ihre besondern Vortheile berücksichtigt werden würden. Unter allen fremden Mächten gewann Frankreich durch diesen Frieden am meisten. Das deutsche Reich trat ihm, was es sich bisher immer zu thun geweigert, die Souverainetät über die von Heinrich II. durch Verrath und Ueberfall eingenommenen welschen Bisthümer: Metz, Toul und

Verdun, und Oesterreich die demselben im Elsaß zugehörigen Besitzungen ab. Frankreich erhielt außerdem das Recht, in Philippsburg, einer deutschen Festung, eine Besatzung zu halten. Der Verlust des linken Rheinufers wurde, obgleich die geistlichen und weltlichen Stände des Elsaß von dem deutschen Reiche abhängig blieben und nur die dem Hause Oesterreich unmittelbar zugehörigen Städte und Landschaften an Frankreich kamen, dennoch durch jene Abtretungen vorbereitet. Frankreich, in seinem Innern durch die Vernichtung des Protestantismus als einer politischen Partei, die Aufhebung der Lehnseinrichtungen, die dem Interesse der Monarchie und dem Geiste der nationalen Einheit widerstrebten, längst zum concretesten Staate in Europa geworden, ging aus diesem Kampfe mit einer entschiedenen Ueberlegenheit hervor und stieg in dem Maße, als Deutschland sank. Obgleich Frankreich sich durch den Frieden von Münster mit dem Kaiser und dem deutschen Reiche ausgesöhnt hatte, so blieb ihm der Kampf gegen die spanische Monarchie übrig, die, da sie die Niederlande, die Franche-Comté, die Lombardei und beide Sicilien besaß, auf allen Grenzen an Frankreich stieß oder dessen Angriffen offen lag, so daß für Frankreich der Congreß von Münster mehr eine Veränderung des Kriegstheaters als die Wiederherstellung eines vollkommenen Friedensstandes hervorgebracht hatte.

Zweites Kapitel.

Die unerträgliche Höhe, zu der die Steuern in Frankreich, während des langen Krieges, gestiegen, die ungerechte Vertheilung und drückende Erhebung derselben, der Umstand, daß die öffentlichen Lasten fast ganz auf die producirende Klasse der Nation, die zugleich die ärmere war, fielen, indem der eigentliche Besitzerstand, Geistlichkeit und Adel, steuerfrei waren, hatten unter dem Landvolke eine tiefe, aber stumme und hoffnungslose Unzufriedenheit erzeugt, in der städtischen Bevölkerung aber, die ein lebhafteres Gefühl ihrer Rechte und mehr Kenntniß von der Lage des Staates besaß, eine Neigung

zum Widerstande hervorgerufen, die nur einer Veranlassung, um zum Ausbruch zu kommen, bedurfte. Ohne Zweifel befanden sich die niedern Klassen in einem großen Theile Europas damals in keinem bessern Zustande als in Frankreich, aber die persönliche Freiheit, deren die Mehrheit des französischen Landvolkes schon seit langer Zeit genoß, die größere intellektuelle Cultur, die sich in den städtischen Gemeinden verbreitet, hatten in dem französischen Volke ein höheres Selbstgefühl, eine schärfere Beurtheilung des Vorhandenen, eine größere Fülle moralischer Vorstellungen überhaupt erzeugt, so daß es den, im Vergleiche zu andern Ländern, vielleicht geringern Druck, unter dem es lebte, gleichwohl tiefer empfand. Dieser Fortschritt in den Gesinnungen und Ueberzeugungen der Massen hätte jedoch bei der Unmöglichkeit, in der sie waren, sich zu vereinigen, bei ihrer Unfähigkeit, irgend eine bestimmte Bahn einzuschlagen, bei der Abwesenheit von Führern und hervorragenden Talenten in ihrer Mitte, allein nicht hingereicht, die Unruhen und Kämpfe hervorzubringen, die nach dem Abschlusse des Friedens von Münster und Osnabrück Frankreich mehre Jahre lang in Bewegung setzten und unter dem Namen des Krieges der Fronde eine Epoche in seiner innern Geschichte ausmachen. Von jeher hatten sich einzelne Städte oder Landschaften gegen die Bedrückungen der Statthalter und die Forderungen der königlichen Steuereinnehmer erhoben, damit aber, statt einer Erleichterung, gewöhnlich nur eine Erschwerung ihres Zustandes hervorgebracht. Das Volk war im siebenzehnten Jahrhundert in Frankreich noch unfähig, nach irgend einem gemeinsamen Plane, von irgend einem festen Standpunkte aus, einen Einfluß auf das Schicksal seines Landes zu üben. Aber der persönliche Charakter der damaligen Gewalthaber, das Dasein einer ihrem Ursprunge nach aus den mittlern Klassen hervorgegangenen Autorität, wie das Parlament, das sich nie ganz von dem Interesse der Massen trennte, die Eifersucht eines Theiles der Großen gegen den Hof begünstigten die Stimmung des Volkes, das, wie immer, von ihnen als ein Mittel zur Erreichung ihrer eigenen Zwecke gebraucht wurde, wie immer aber aus der Theilnahme an ihrem Widerstande mit einer Verbesserung seiner jedesmaligen Lage und einer größern Hoffnung für die Zukunft hervorging.

Die Regentin, Anna von Oesterreich, war ungeachtet ihrer Schönheit und des Druckes, unter dem sie während des Lebens ihres Gemahls gestanden, von dem Volke nie geliebt gewesen. Ihre spanische Herkunft hätte wahrscheinlich allein hingereicht, die öffentliche Meinung gegen sie zu stimmen. Es war aber, seitdem sie an

der Spitze des Staates stand, ihr Stolz, ihre Liebe zur Pracht, ihre Trägheit mehr als früher zum Vorschein gekommen und hatte die Menge, die ihr beim Antritte der Regentschaft einen Augenblick lang entgegengekommen, wieder entfremdet. Nachtheiliger als dies Alles war ihr aber die allgemein verbreitete Meinung von ihrem vertrauten Verhältnisse zu dem Cardinal Mazarin. Unter einem sittlich schon damals wenig strengen Volke wäre ihr eine heimliche Neigung zu einem der Großen des Hofes und Heeres sehr leicht verziehen worden, aber ihre Liebe zu dem fremden, ränkevollen, habsüchtigen Priester brach ihr in dem Urtheile des Volkes den Stab. Die größere Vorsicht der Königin Anna, ihr erhabenerer Ursprung und auch wol der höhere Rang ihres Vertrauten retteten sie vor der Verachtung, in die einst Maria von Medicis, um ihres Lieblings Concini willen, gefallen war. In der Meinung der Franzosen jener Zeit über Mazarin, in der Art, wie seine Person, sein Charakter, seine Verwaltung beurtheilt wurden, thaten sich mehre eigenthümliche Züge dieses Volkes kund, die ein Licht auf seinen damaligen moralischen Zustand werfen und deshalb bemerkt zu werden verdienen. — Richelieu war noch kriegslustiger als sein Nachfolger gewesen, die öffentlichen Lasten waren unter ihm nicht weniger gefühlt worden, er hatte sich, bei vielen Gelegenheiten hart, selbst grausam gezeigt und durch keine besondere Sittenreinheit geglänzt. Er hatte aber in seinem ganzen Wesen, seinem öffentlichen und persönlichen Walten eine gewisse Größe und Hoheit zur Schau getragen, die, wenn sie auch von den Formen und Gebräuchen jener Zeit zuweilen einen theatralischen Schein bekam, dennoch wirklich in seiner Natur lag und deshalb ihren Eindruck nicht verfehlte. Er hatte seinen Gebieter in eine Art von leidendem Werkzeug für sich umgeschaffen, dessen Mutter, Frau und Bruder verfolgt, den Adel, die Geistlichkeit, die Parlamente vor sich zittern gemacht und die ganze Fülle und Energie der königlichen Gewalt in seinen Händen vereinigt. Er hatte, wenn er auch den ersten Grund seiner Macht von dem Willen seines Königs entlehnte, zu deren Ausübung nur sich selbst nöthig gehabt, sich nur auf sich selbst, seine Einsicht, seine Thätigkeit, die moralische Kraft seines Innern verlassen. Richelieu war ein aufrichtiger, furchtloser Despot, voll kühnen Selbstvertrauens gewesen, der das, was er wollte und that, nie verhehlte, und darum hatte ihn das Volk zwar gehaßt und gefürchtet, aber zugleich immer bewundert. Selbst in seiner rein persönlichen Art zu sein, seinen Gewohnheiten und Manieren, hatte er gegen alle Andern eine gemessene Entfernung und Würde beobachtet, dem verdrießlichen, lau-

nischen, ungeduldigen Ludwig XIII. in ihren Berührungen den größten Zwang aufgelegt, selbst die höchsten Personen, wenn auch nicht als ihm dem Range, aber als an Einsicht und Kraft ihm unendlich untergeordnet behandelt und eine allgemeine Scheu um sich her verbreitet. — Mazarin, seinem Vorgänger an Verstand und Feinheit gewiß gleich, an politischem Talent überhaupt vielleicht nicht untergeordnet, war weder hart noch gefühllos, dabei heiter, vertraulich, in hohem Grade geistreich und liebenswürdig, bemüht, seine Umgebungen zu gewinnen, jedes feindliche Zusammenstoßen mit ihnen zu vermeiden, ohne Haß und Rache, und, in seiner ganzen Weise zu sein, von einer Leichtigkeit und Bequemlichkeit begleitet, die sonst bei hochgestellten Personen so große Anziehungskraft ausübt, und dennoch erregte er, obgleich weniger Verschwörungen gegen seine Person, mehr Haß gegen seine politischen Maßregeln, einen offnen Widerstand und innern Krieg, der, unter andern Umständen, leicht zu einem Angriffe auf das Königthum selbst hätte führen und die Verfassung der Monarchie schon damals umändern können. Dieser Unterschied in der Stellung Mazarin's, im Vergleiche zu der seines Vorgängers, ging sowohl aus seinem eigenen, als aus dem Charakter des Volkes hervor, mit dem er zu thun hatte. Mazarin war, und dies brachte ihn vorzüglich um die Achtung der Menge, von dem Geiste der Lüge und Falschheit, auf eine Art, wie noch Niemand vor ihm, in ähnlichen Verhältnissen, beherrscht. Er kündigte seine Absichten fast niemals an, that nichts auf directe Weise, hielt beinahe nie, was er versprochen, und suchte auf Andere mehr durch Täuschungen und Vorspiegelungen aller Art zu wirken, als daß er ihr Urtheil überzeugt oder ihre Furcht erregt hätte. Er schien außerdem seine Gewalt nicht auf die Ueberzeugung von seiner Unentbehrlichkeit, seiner größern Kraft und Einsicht, sondern auf geheime Mittel, auf den Einfluß auf die weiblichen Leidenschaften der Königin zu stützen, was dem leichtsinnigen, aber hochherzigen Geiste des französischen Volkes als eine Unwürdigkeit erschien. Obgleich der Ausübung einer unumschränkten Gewalt nicht weniger als Richelieu ergeben, hatte Mazarin nicht den Muth, dies offen, wie sein Vorgänger, einzugestehen. Er unterhandelte da, wo jener sogleich angegriffen, drohte, wo derselbe gestraft hätte, und Mazarin's Nachgiebigkeit und Milde galten nicht für das Zeichen einer größern Achtung vor dem Willen und den Rechten Anderer, sondern für einen Mangel an Zuversicht und Kraft, an Ueberzeugung von der Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit dessen, was er wollte. Selbst Mazarin's persönliche Art zu sein, die ihm unter andern Umständen

vielleicht zum Vortheil gereicht hätte, war ihm als Nachfolger Richelieu's und bei dem Besitze einer so großen Macht, nachtheilig. Richelieu hatte Alles in eine gleiche Abhängigkeit von sich gebracht und sich gewöhnt, mit einiger Verschiedenheit der Formen, Alle auf dieselbe Art zu behandeln, ihnen die Ueberlegenheit seiner Macht und seines Geistes auf eine allgemeine, gewissermaßen unfehlbare Art fühlen zu lassen. Daher der große Haß, aber auch die noch größere Furcht, die er bei den Großen erregte. Er hatte seinem eigenen Könige, in Gegenwart von dessen Mutter, den Abend, ehe er zum Heere abging, eine Abhandlung über dessen Mängel und Fehler vorgelesen und dieser dies geduldig hingenommen. Er hatte die Königin, Gaston, Condé mit der Autorität eines Vormundes, eines ältern Freundes, zuweilen eines Richters behandelt. — Mazarin's Natur und Weise des Gefühls und Betragens wich hierin von dem Beispiele seines Vorgängers gänzlich ab. Er hatte aus Italien her die Gewohnheit beibehalten, die Großen mit Unterwürfigkeit, die Niedern aber mit Geringschätzung zu empfangen. Da seiner italienischen Natur jede feste Haltung, jeder Zwang in persönlichen Verhältnissen unerträglich war, so zeigte er sich gegen dieselben Personen und bei denselben Gelegenheiten, auf oft so verschiedene Weise, abstoßend oder anziehend, wohlwollend oder verletzend, eine Ungleichheit, die sowohl die Achtung als das Vertrauen gegen ihn minderte. Richelieu war, nach dem Charakter seines Volkes, für die öffentliche Meinung äußerst empfänglich gewesen und hatte in seinem besondern wie öffentlichen Leben überall den Ruhm dem Gewinne vorgezogen. Er hatte Lob und Schmeichelei geliebt, die damalige Literatur und Kunst beschützt, selbst viel geschrieben und alle hervorragenden Geister an sich zu ziehen gesucht. Mazarin war gegen das Urtheil derer, die ihm nicht gefährlich werden konnten, vollkommen gleichgültig. Er begriff die Schwäche und den Leichtsinn des Volkes, unter dem er sich niedergelassen, hatte aber keinen Sinn für seine Größe und trat ihm nie näher. Dem Lande und der Schule gemäß, in der er erzogen worden, sah er List und Feinheit als die sichersten Mittel zur Erreichung seiner Absichten und den Besitz von Macht und Geld als den Zweck jeder öffentlichen Thätigkeit an. Richelieu hatte in seinem Wesen etwas von einem Fürsten und Helden gehabt, Mazarin stellte dagegen das Muster eines italienischen Priesters und großen Handelsherrn seines Landes dar. Im Ganzen genommen hatte Richelieu vorzugsweise durch seinen Charakter gewirkt, Mazarin that sich aber nur durch sein Talent hervor Jener war ein wirklich großer, dieser nur ein sehr fähiger Mann.

Die Mängel des Erstern schienen von seinen Vorzügen, seiner Stellung, seinen Zwecken unzertrennlich zu sein, die des Letztern aber der Person, dem Individuum selbst, und dies ohne ein Gegengewicht großartiger Eigenschaften anzugehören. Die Fehler Mazarin's waren aber gerade solche, die dem, der mit ihnen behaftet ist, in der Meinung und dem Urtheile der Franzosen am meisten schaden. Der Unterschied der beiden verwandten und doch so verschiedenen Nationalitäten, der französischen und italienischen, trat in zwei so bedeutenden Erscheinungen, wie Richelieu und Mazarin, die sich beide so nahe gestanden, in so ähnlichen Verhältnissen gewirkt, auf eine merkwürdige und für Italien, im Ganzen genommen, sehr nachtheilige Art hervor. — In Frankreich hatte sich im Laufe der Jahrhunderte ein Staat, ein Volk voll kriegerischer und politischer Tüchtigkeit gebildet, dessen Dasein, von einem großen Princip beseelt, alle Prüfungen, die über dasselbe verhängt worden, glücklich überstanden, unter Gefahren und Hindernissen aller Art unaufhörlich gewachsen war, und das auf eine in der modernen Geschichte einzige Weise Alles, was andere Nationen hätte aufhalten oder vernichten können, in ein Mittel seiner Macht und seiner Vergrößerung verwandelt hatte. In der Mitte eines solchen Volkes hatte sich ein Gefühl für Größe überhaupt, eine stolze Zuversicht auf eine so oft geprüfte Kraft, eine zuversichtliche Hoffnung auf eine glänzende Zukunft gebildet. Die Sitten, Gewohnheiten, Formen des individuellen Lebens hatten natürlich die Farbe dieser allgemein erhöhten Stimmung angenommen. Sie waren von einem Ansehn von Freiheit, Selbstständigkeit und Offenheit begleitet. Die moralische Natur dieses Volkes hatte von dem vorherrschenden Streben nach Ruhm und Größe allerdings oft gelitten, war in ihrer Tiefe zu keiner innern Ruhe und Befriedigung gekommen, die sittlichen Mächte des Daseins genossen im Leben der Einzelnen keiner unbedingten und unmittelbaren Anerkennung, aber jene Richtung der Nation auf politische Macht und Größe hatte den moralischen Wahrheiten wenigstens eine gewisse, ihren Formen nach unwandelbare Anerkennung verschafft, die sich in einem besonders lebendigen Ehrgefühl, einer tödtlichen Scheu vor Tadel und Verachtung, in einer leidenschaftlichen Neigung, Beifall und Ruhm zu gewinnen, kurz, in dem Festhalten an dem Scheine sittlicher Vorzüge und Eigenschaften aussprach. Hierin bestand der formell große Vorzug des französischen Charakters im siebenzehnten Jahrhundert vor dem des Italieners jener Zeit. In Italien hatte sich das nationale Bewußtsein nie von dem rein natürlichen Unterschiede der Sprache und Sitten, gewisser besonderer Anlagen und

Eigenthümlichkeiten, zu dem Streben nach politischer Unabhängigkeit und Größe erhoben. Das individuelle Dasein hatte sich daselbst oft auf das Glücklichste und Glänzendste entwickelt, das Leben des Ganzen war aber verengt und verkümmert worden. Die Nation war nicht nur in sich zerstückelt, sondern unter die Herrschaft der Fremden, und dies oft mehrer zugleich, und bald in die der Einen, bald in die der Andern gefallen. Das ideale und reale Dasein weder vollkommen verbunden, noch vollkommen getrennt, hemmte und störte sich gegenseitig. Die bürgerliche Gesellschaft war in Italien von einem kirchlichen, und die kirchliche von einem weltlichen Geiste durchdrungen. Der ursprünglich kräftige Geist des Volkes war durch den Einfluß der hierarchischen Institutionen von der ihm gemäßen Bahn abgezogen und die Kirche, die seine Leitung ausschließend über sich genommen, die allein für dasselbe dachte und handelte, war durch ihre Stellung zur Welt auf das Aeußerste verdorben worden. Das Selbstgefühl der Nation war in sich durch die Herrschaft der Fremden gesunken und durch die Vermischung der religiösen und politischen Ideen eine tiefe Gleichgültigkeit gegen alle sittlichen Begriffe und aus dieser eine grenzenlose Entartung in der individuellen Führung des Lebens entstanden. Ohne Selbstständigkeit nach Außen, ohne Uebereinstimmung im Innern, ohne die Sicherheit, welche das Bewußtsein der nationalen Unabhängigkeit verleiht, löste sich allmälig das moralische Band der italienischen Nationalität, die, sich fast ausschließend der Vergangenheit zuwendend, den Besitz der Gegenwart und die Hoffnung auf die Zukunft verlor. Der Geist und Charakter begabter Individuen versuchte sich allerdings, und oft mit großem Erfolge, auf diesem oder jenem Gebiete realer oder idealer Thätigkeit, aber vom Ganzen nicht mehr getragen, aus keiner allgemeinen Richtung hervorgehend, konnte, was so vereinzelt entstand, und wäre es in seiner Art auch das Trefflichste gewesen, sich keines tief eingreifenden Einflusses erfreuen. Das sittliche und nationale Dasein verfiel in Italien, vom siebenzehnten Jahrhundert an, auf eine in der Geschichte beispiellose Weise. Das italienische Volk verlor allmälig nicht nur jedes moralische und politische Ziel aus den Augen, sondern auch die Kraft, und für lange Zeit selbst den Gedanken der Erringung eines bessern und höhern Lebens. Aus dieser Gleichgültigkeit für das Ganze ging, wie natürlich, eine grenzenlose Selbstsucht der Einzelnen hervor, die, da sie, zumal bei der Abwesenheit aller nicht nur politischen, sondern auch moralischen Freiheit, der herrschende Charakter wurde, das Gemüth der Nation unheilbar zu vergiften drohte. Der Druck, die

Zerstückelung, die Verengung aller öffentlichen Zustände in Italien veranlaßten eine Menge oft der fähigsten Individuen jenes Landes ihre Heimath zu verlassen und sich unter andern Völkern niederzulassen. Sie gelangten unter diesen sehr oft zu Einfluß, Reichthum und selbst zu Macht, gewährten den Fremden aber fast immer ein trauriges Bild der sittlichen Entartung ihrer Nation und wirkten durch ihr Beispiel auf diese selbst verderblich zurück. Mazarin war eine der hervorragendsten Persönlichkeiten dieser Art. — Nichts war demnach, bei verwandtem Ursprunge und vielfacher äußerer Aehnlichkeit, verschiedener als die Entwickelung der französischen und italienischen Nationalität. Denn bei ersterer war Alles auf ein allgemeines Princip gebaut, auf die Erreichung eines allgemeinen Zieles gerichtet, zu dem die Stände und Individuen, selbst oft ohne es zu wollen und zu wissen, fortgerissen wurden. In letzterer dagegen versank das Leben in lauter partielle und individuelle Richtungen und schien zuletzt nicht nur jeder allgemeinen Bewegung, sondern selbst jedes allgemeinen Gefühls zu entbehren. Im Dasein des französischen Volkes hatte ein Uebermaß von Kraft und Fülle die Lust an Kämpfen und Eroberungen und den Anspruch auf Herrschaft und Vergrößerung hervorgerufen, unter den Italienern aber der Verfall alles öffentlichen Lebens das Gefühl der Schwäche und Entsagung und, als deren Schutzmittel, die Gewohnheit der Täuschung und Heuchelei eingeführt. Eine kühne Zuversicht und ein verwegenes Umsichgreifen war der Charakter der französischen, eine biegsame und versteckte Selbstsucht der der italienischen Individualität geworden. Der Repräsentant der erstern war im siebenzehnten Jahrhundert Richelieu, der der letzteren Mazarin. Die Vergleichung zweier innerlich so verschiedener und äußerlich einander so nahe stehender Persönlichkeiten, in so hervorragender Stellung, unter so ähnlichen Umständen, konnte auf ein so geistreiches und scharfsinniges Volk, wie die Franzosen, nicht ohne eine bedeutende Wirkung bleiben. Der lange, zuweilen unterbrochene, aber immer wieder sich geltend machende Einfluß, den Italien durch seine Vorzüge wie seine Mängel, und durch letztere noch mehr, durch seine Sprache, seinen Handel und seine Künste, aber auch durch seine Geschicklichkeit im Truge und der Verstellung, durch den Firniß und täuschenden Schein, den es über seine Entartung zu werfen wußte, auf Frankreich ausgeübt hatte, ging unter Mazarin zu Grunde, und das moderne Frankreich erhob sich unter Ludwig XIV. selbstständiger und mehr aus seiner eigenen Natur schöpfend, als es in intellektueller Beziehung früher gethan hatte.

Mazarin hatte beim Antritte seiner Verwaltung die königliche Gewalt in der Kraft und Ausdehnung gefunden, die ihr Richelieu verliehen hatte. Das in der Feudalwelt ausgesprochene Recht der Stärke hatte seine letzten Früchte getragen. Der Mächtigste unter den Mächtigen war der Herr derselben und das Haupt einer Adelsconföderation allmälig ein unumschränkter Fürst geworden. Die Edeln, einst souveraine Herren in ihren Besitzungen, die freien Städtegemeinden, von dem demokratischen Geiste des Alterthums und dem oligarchischen des Lehnssystems zugleich beseelt, waren im siebenzehnten Jahrhundert, mit Schonung vieler ihrer Formen und Bewahrung mancher ihrer Erinnerungen, als lebendige Gestalten untergegangen. Das Parlament, ein Bastard des absoluten Königthums und der Feudalwelt, jedoch mehr vom Blute des erstern als von dem der letztern in sich tragend, stand allein noch aufrecht da, und sein Ansehn war sogar bei dem Sinken aller übrigen Institutionen gestiegen. Richelieu hatte auch ihm alle Selbstständigkeit rauben und es aus einem freiwilligen zu einem gezwungenen Diener der Krone machen wollen. Die letzte Geburt des Mittelalters war das Parlament der Gegenwart und ihren Bedürfnissen nicht so fremd, wie der alte geistliche und weltliche Herrenstand und die römisch-germanischen Communen, und hielt sich für einen integrirenden Theil des Königthums und der Nation zugleich, da ersteres einer Vermittlung zwischen sich und dem Volke bedurfte und letztere rein administrativen und militairischen Institutionen ohne einen politischen Organismus, auf die Dauer wenigstens, nicht unterworfen werden konnte. Das Parlament beschloß dem Nachfolger Richelieu's zu widerstehen und seine Stellung zwischen der Krone und dem Volke, beide im Gleichgewicht haltend, zu vertheidigen. Außer ihm gab es keine auf das Geschick der ganzen Nation einwirkende Körperschaft mehr. Die Prinzen des königlichen Hauses, obgleich ohne eine eigentlich politische Macht, hielten sich jedoch durch ihr Recht zur Krone zu einer besondern Stellung zwischen dem Königthum und dem Adel berechtigt und glaubten durch ihre Geburt zu einer Theilnahme an der Regierung berufen zu sein. Sie allein stellten durch ihre Nähe zum Throne, ihre weitläufigen Besitzungen, die Menge der in ihrem Dienste stehenden Edeln einen Schatten von dem, was die großen Vasallen des Mittelalters gewesen waren, dar. Seit langer Zeit waren sie jedoch eher Gegner als Stützen der Krone gewesen. Zu ihnen gesellten sich, jedoch mehr als Gefährten, denn als Diener, die Trümmer des hohen Adels früherer Zeiten und die neuerdings creirten Pairs, Würdenträger, Statthalter

u. s. w. Diese Alle werden in den Schilderungen der innern Unruhen und Bewegungen von den französischen Geschichtschreibern gewöhnlich unter dem Namen „die Großen" bezeichnet, eine Bezeichnung, fast ebenso unbestimmt, wie die Erscheinung des ganzen öffentlichen Zustandes, in dessen Mitte sie auftraten.

Richelieu hatte in den letzten Jahren seiner Verwaltung dem Parlamente die Pflicht auferlegt, die königlichen Edicte, die ihm in einem Lit de Justice vorgelegt wurden, ohne Discussion einzutragen. Das Recht der Vorstellungen, Remontrances genannt, war ihm, der Form nach, geblieben, aber erst nach Vollziehung und Bekanntmachung der Verordnungen erlaubt, hatte es den größten Theil seiner Bedeutung verloren. Die Regierung konnte durch dasselbe in ihrem Walten nicht beschränkt, die öffentliche Aufmerksamkeit aber durch diese nachträglichen Vorstellungen, die nicht heimlich, sondern öffentlich, mit einem gewissen Gepränge und Aufsehen geschahen, auf die Mängel der königlichen Edicte gerichtet werden. Mazarin, der die volle Gewalt Richelieu's geerbt, dachte sie in allen ihren Theilen zu bewahren.

Die großen Ausgaben für den Krieg, die Verschwendung des Hofes, die Habsucht des Cardinals, die Pensionen und Gehalte der Großen hatten in den letzten Jahren vor dem westphälischen Frieden die Finanzen, ungeachtet der Höhe der Abgaben, erschöpft. Der Schatz war leer und ein bedeutendes Deficit vorhanden. Mazarin wandte die in solchen Fällen üblichen Mittel: außerordentliche Besteuerung der Reichen (la taxe des aisés), Creirung und Verkauf neuer Aemter, Abgaben, welche die ländlichen Producte bei ihrem Verkaufe in den Städten zu entrichten hatten u. s. w. an. Das Parlament weigerte sich, diese Edicte zu sanctioniren und unterwarf sie einer nähern Beleuchtung. Der Cardinal, durch diesen Widerstand gereizt, ließ den jungen König ein Lit de Justice halten und die Annahme der vorher zurückgewiesenen Verordnungen ward auf diese Art erzwungen. Das Parlament, dem jedoch ein Kind, wie Ludwig XIV., nicht ebenso wie sein Vater imponirte, das eine Regentin weniger als einen König und Mazarin weniger als Richelieu fürchtete, beschloß den letzten Edicten, selbst nach deren Einregistrirung zu widerstehen und ihre Vollziehung zu hindern. Das Parlament delibexirte und machte der Regentin Vorstellungen. Beide Theile gaben in einigen Punkten nach und der Friede schien zwischen ihnen wiederhergestellt zu sein. Die sich immer erneuernden Bedürfnisse des Schatzes gaben jedoch zu einem neuen Bruche Veranlassung. Die Parlamentsstellen waren nicht dergestalt erblich, daß

der Sohn dem Vater, oder der Bruder dem Bruder, ohne Weiteres, wie bei einem Privatbesitze, gefolgt wären, sondern der, welcher eine solche Stelle bekleidete, gewann erst durch die Bezahlung einer jährlichen Abgabe an den König, „la paulette" genannt, das Recht über selbe zu Gunsten seiner Angehörigen verfügen zu können. Dieses Recht war von der Regierung, um das Parlament in Abhängigkeit zu halten, immer nur auf eine gewisse Anzahl von Jahren bewilligt, aber immer erneuert worden. Dieses Privilegium, denn ein solches war es offenbar, war damals gerade am 1. Januar 1648 abgelaufen. Man zögerte, um das Parlament geschmeidiger zu machen, mit dessen Erneuerung. Starb innerhalb des abgelaufenen Termins der „Paulette" und ihrer Erneuerung der Besitzer einer solchen Stelle, so verlor seine Familie ihr Recht auf dieselbe und damit immer einen bedeutenden, zuweilen den größten Theil ihres Vermögens, das in dem Erwerb eines solchen Amtes angelegt war. Mazarin war zur Erneuerung der Paulette geneigt, aber nur unter der Bedingung, daß alle großen Amtsstellen, wie die Parlamente, die Cour des Comptes und die Cour des Aides, das Parlament von Paris ausgenommen, vier Jahre lang die Gehalte ihrer Stellen, d. h. die Interessen des von ihnen für Erlangung desselben dem Staate übergebenen Kapitals verlieren sollten. Wie gewöhnlich brachte der Angriff auf das Vermögen einer Klasse oder Körperschaft eine größere Unzufriedenheit als selbst die schreiendsten Eingriffe in die Rechte Einzelner hervor. Das Parlament von Paris, das in der Bevorzugung, die ihm diesmal widerfahren war, nur eine temporaire Schonung sah, machte mit den bedrohten Körperschaften in einer besondern Erklärung (arrêt d'union genannt) gemeinsame Sache. Der Cardinal hatte diesmal den verwundbarsten Punkt jedes bevorzugten Standes, sein materielles Interesse, angegriffen und einen größern Widerstand, als er erwartet, hervorgerufen. Das Parlament traf Maßregeln, um den parlamentarischen Familien, deren Häupter während der Nichterneuerung der Paulette sterben könnten, ihr Eigenthum zu erhalten. Es verbot die Besetzung jeder zur Erledigung kommenden Stelle anders als mit Bewilligung der Witwe und der Erben des abgeschiedenen Besitzers. Zugleich, und dies war der eigentliche Anfang der parlamentarischen Opposition und der Anfang aller aus ihr entstehenden Bewegungen, beschloß es eine Versammlung aus Deputationen der verschiedenen Abtheilungen des Parlaments und der übrigen hohen Amtsstellen (compagnies souveraines) des Königreiches gewählt, zu bilden, welche sich mit Abstel-

lung der vorhandenen Mißbräuche und einer Reform des Staates beschäftigen sollte.

Die Bildung dieser deliberirenden Versammlung, die sich gewissermaßen über die bestehende Organisation des Staates stellte, versetzte die Königin in Zorn und Mazarin in Verlegenheit. Letzterer, der wußte, wie sehr er von allen Ständen gehaßt wurde, suchte die stolze und zu übereilten Schritten geneigte Königin von heftigen Maßregeln gegen die Magistratur abzuhalten. Die Zuversicht des Parlaments ward durch die einmüthige Weise erhöht, mit welcher der höhere Bürgerstand sich für dasselbe aussprach. Man zählte in Frankreich um diese Zeit ungefähr fünfundvierzigtausend Familien, die durch den Besitz von Aemtern und Stellen, von den kleinen Ortsgerichten bis zu dem Parlament von Paris herauf, durch Ursprung, Interesse, Erziehung und Sitte mit einander verbunden waren und in verschiedenen Abstufungen das ausmachten, was man bis zur Revolution „La Robe" genannt hat. Während die höhern Klassen des Tiers-etat bei den beginnenden Collisionen mit der Regierung eine durch ihre innere Uebereinstimmung imponirende Macht bildeten, war der Adel zersplittert, denn ein Theil von ihm stand im Interesse des Hofes, und selbst die, welche ihm feindlich waren, theilten sich in zwei Parteien, von denen die eine, die Importants genannt, sich dem aus der Bastille entkommenen Herzoge von Beaufort anschlossen, die andere, die Petits-maitres, der Fahne des Prinzen von Condé folgten. Das Parlament, das, an der Spitze des gesammten höhern Bürgerstandes stehend, über eine so große Menge von Interessen und Mitteln gebot, hätte, ohne Zweifel, die materielle Kraft besessen, die Regierung zu einer wirklichen Reform des Staates zu zwingen. Es lag dies auch eine Zeit lang wirklich in seinem Plan, aber seine eigene Verfassung als einer privilegirten Körperschaft ließ es zu keiner Uebereinstimmung mit der Masse der Nation, von der es sich durch eine zu große Kluft getrennt fühlte, kommen und entzog ihm deren Beistand. Sein Bund mit dem unzufriedenen Adel trug ebenfalls viel dazu bei, seine Plane scheitern zu lassen. Ohne die niedern Klassen des Volkes, den kleinern Handels- und den Handwerksstand, den Landmann in den Bereich seiner Interessen und Rücksichten zu ziehen, konnte er der Hülfe des Adels nicht entbehren, der gleichwohl, mit sehr seltenen Ausnahmen, weder Einsicht noch Neigung zu einer Verbesserung der bestehenden Verhältnisse besaß. Der hohe Adel wollte die Rechte der Krone nur zu seinem Vortheile beschränkt wissen. Nicht der Genuß einer gemeinsamen Freiheit, sondern einer

ausschließenden Herrschaft war sein Ziel. Der niedere Adel, meist ohne Eigenthum, oder wenigstens ohne ein solches, das für seine Ansprüche hinreichend gewesen, war auf den Dienst des Königs gewiesen, und eine Reform der Verfassung lag entweder außer seiner Fassungskraft, oder er war ihr sogar entschieden abgeneigt. Ein Theil dieses Standes befand sich allerdings im Dienste der Großen und zwar auch solcher, die der Regierung abgeneigt waren, die bei weitem größere Zahl hing jedoch von der Krone ab, von der sie durch die derselben zu Gebote stehenden größern Finanzmittel angezogen und belohnt werden konnte. — In Paris allein theilte die Mehrheit der Bevölkerung die Ueberzeugungen und Interessen des Parlaments. In den Provinzen konnte sich dasselbe nur auf die ihm verwandten Klassen stützen, die Masse der Nation war und mußte ihm fremd sein. Diese Stellung erklärt großentheils den Ausgang des von dem Parlament und den unzufriedenen Großen gegen die Regierung begonnenen Kampfes, der anstatt die Idee der Freiheit, für die er, wenigstens zum Theil, unternommen wurde, zu fördern, zu ihrem Verfalle beitrug.

Das Mißtrauen gegen die Regentin, die Abneigung gegen Mazarin, politische und persönliche Motive führten die Abgeordneten der souverainen Compagnien, die, dem Arret d'Union gemäß, durch Abgeordnete über die zu treffenden Reformen berathschlagten, auf einen endlichen Beschluß, nämlich die Annahme von siebenundzwanzig Fundamentalartikeln, die der Prüfung des Parlaments unterworfen und dann der Regentin vorgelegt werden sollten. Noch hatte diese Opposition von der öffentlichen Meinung keine sie charakterisirende Benennung, durch welche ihre Anhänger sich unterscheiden konnten, erhalten. Bei den Berathungen der Abgeordneten des Parlaments und der mit ihnen verbundenen Körperschaften äußerte einer der Redner scherzhaft, auf die Nachgiebigkeit, die man gegen den Herzog von Orleans bewies, so oft er in dieser Versammlung erschien, nachher aber in die einen Augenblick lang unterbrochene Bahn wieder zurücktrat, anspielend, daß ihm das Parlament wie die Pariser Schulknaben erschien, die sich in den Festungsgräben der Stadt mit Steinschleudern unterhielten, bei der Ankunft der Polizei sich zerstreuten, nach deren Entfernung aber zu ihren verbotenen Spielen zurückkehrten. Diese Vergleichung machte Glück. Nach dem französischen Worte für Schleuder und Schleuderer wurde die Opposition gegen die Regierung „Fronde" und ihre Theilnehmer „Frondeurs" genannt, und bei dem geselligen und spielenden Sinne des Volkes diese Bezeichnung durch passende Symbole auf allen möglichen

Waaren des Bedürfnisses und des Luxus ausgedrückt. Man trug Hüte, Tücher, Kragen, Ringe u. s. w. à la fronde.

Die vier wichtigsten unter jenen siebenundzwanzig Artikeln waren: die Abschaffung der Intendanten, eine bedeutende Herabsetzung der Steuern, besonders derer, die das Landvolk drückten, das Verbot, irgend eine Abgabe, deren Nothwendigkeit nicht vorher vom Parlament untersucht worden, zu erheben, und das Recht jedes Angeklagten, innerhalb vierundzwanzig Stunden vor seinen natürlichen Richter gestellt zu werden. Die Intendanten waren von Richelieu in den einzelnen Provinzen an die Spitze der Verwaltung gestellt worden. Sie hatten in dieselbe allerdings Einheit und Ordnung gebracht, aber sehr bald, mit den Staatspächtern und Lieferanten gemeinschaftliche Sache machend, waren sie ein williges Werkzeug für Mazarin's Erpressungen geworden. Diese Beschlüsse waren in der That in einem Geiste wahrhafter Verbesserung gefaßt worden, aber eine Menge anderer Bestimmungen zeigte, wie das Parlament, selbst ein privilegirter Körper, keineswegs von einem wahrhaften Gefühl für die Rechte Aller beseelt war, und daß der in ihm vorherrschende juridische und nicht politische Geist ihm keine tiefe Einsicht in die allgemeine Lage des Staates und seiner Bedürfnisse gestattete. Es gab die zahlreiche Klasse der Kapitalisten, ohne deren Hülfe die Regierung nicht bestehen konnte, einer Willkür preis, die an die rohesten und ungerechtesten Maßregeln früherer Zeiten erinnerte. Die mit ihnen eingegangenen Verträge wurden für aufgehoben erklärt, die Domainen, die ihnen verpfändet waren, ohne Erstattung ihrer Vorschüsse, eingezogen, sie zur Zurückgabe der ihnen gemachten Abschlagszahlungen gezwungen und eine eigene Behörde, zur Verurtheilung in Geldstrafen und Confiskationen gegen sie autorisirt, niedergesetzt. Das Parlament handelte in dieser Beziehung nicht nur gegen die ersten Grundsätze aller Gerechtigkeit, sondern widersprach seinem eigenen Verbesserungsplane, indem es einen bedeutenden und unentbehrlichen Stand zu unterdrücken suchte. Die Regentin und Mazarin waren allen Reformen, in denen jene eine Beschränkung ihrer Macht, dieser eine Schranke für seine Habsucht sah, auf das Aeußerste entgegen, indessen wurden sie durch die gegen die Staatsgläubiger beschlossenen Maßregeln, die sie von ihren Verpflichtungen gegen dieselben befreiten und ihnen außerdem noch Gelegenheit zu ihrer Verfolgung darboten, versöhnt. Die Regentin bewilligte in einem Lit de Justice den größten Theil der siebenundzwanzig Fundamentalartikel, jedoch mit solchen Modifikationen, daß den wichtigsten darunter alle Kraft und Wirkung benommen wurde.

Namentlich ward dem Parlament verboten, sich fortan mit den allgemeinen Angelegenheiten des Staates zu befassen und sich anders als zur Erfüllung seiner richterlichen Functionen zu versammeln. Es beschloß gegen die Art, wie seine Vorschläge von der Regierung modificirt und zum Theil illusorisch gemacht worden, zu protestiren. Einer der ältesten Parlamentsräthe, de Broussel, um seiner Wohlthätigkeit und Biederkeit willen von dem Volke sehr geliebt, zeichnete sich unter denen aus, welche auf die vollständige Anerkennung der von dem Parlament angenommenen siebenundzwanzig Artikel drangen. Die Regentin, hierüber gereizt, konnte nur mit Mühe von Mazarin dahin gebracht werden, ihren Unwillen zu bezwingen. Noch war der Friede in Münster mit dem Kaiser nicht unterzeichnet und ein vollkommener Bruch mit dem Parlament würde die vorhandenen Schwierigkeiten vermehrt haben. Sobald aber die Nachricht von Condé's Sieg bei Lens an den Hof gelangt, brach der Unwille desselben über die ihm abgedrungenen Zugeständnisse und seine Absicht, diese nicht nur nicht zu vermehren, sondern sie vielmehr zurückzunehmen, hervor. Die Regentin befahl die Verhaftung Broussel's, der beiden Präsidenten Blancmenil und Charton und dreier Räthe. Diese letztern, gewarnt, hatten sich in Sicherheit gesetzt. Die erstern wurden denselben Tag, an dem die Regentin dem Te Deum in der Kathedrale beigewohnt, festgenommen. Das Volk, über diesen Act der Willkür erbittert, zeigte sich zum Widerstande bereit. Ein Versuch, die Königin-Mutter zur Nachgiebigkeit zu bewegen, war umsonst gewesen. Das Parlament beschloß, sich in Procession nach dem Palais royal, den Anna von Oesterreich bewohnte, zu begeben und die Freilassung der Gefangenen zu verlangen. Diese hatte den Kanzler Seguier, unter Richelieu ihr Feind, seitdem sie aber an die Spitze des Staates getreten', ihr bereitwilligster Diener, nach dem Parlamentspalaste mit Drohungen des königlichen Zornes und dem Verlangen, Alles, was seit dem letzten Lit de Justice geschehen, zu annulliren geschickt. Aber das Volk, von der Nachricht, daß das Parlament sich in Masse zur Regentin begeben wolle, entflammt, erhob sich an demselben Morgen (27. August). Gegen tausend Barrikaden wurden errichtet und über vierzigtausend Bürger bewaffneten sich. Dieses Ereigniß bewies, wie sehr die Regierung an Achtung verloren und wie populair das Parlament durch den Widerstand gegen sie geworden war. Hätte dieses seinen juridischen Standpunkt mit einem politischen vertauschen können, wäre es nicht von seiner unentschiedenen Natur, zwischen einem obersten Tribunal und einer die Maßregeln der Regierung controlirenden

Reichsbehörde schwebend, niedergehalten worden, es hätte damals die Gelegenheit gehabt, die Willkür der Krone zu beschränken und die Rechte des Volkes zu vermehren, und auf den Beistand und die Zustimmung der Menge rechnen können. Das Parlament besaß, wie es in der Natur einer erblichen Magistratur liegt, eine große Zähigkeit des Widerstandes, besonders wo sein eigener Vortheil ins Spiel kam, es war nicht ohne eine gewisse Liebe und Sorge für das öffentliche Wohl, von dessen Früchten ihm ein bedeutender Theil zufallen mußte, es kannte die großen Mängel der bestehenden Verfassung, es besaß aber nicht die politische Einsicht, um zu begreifen, daß die von ihm vorgeschlagenen Reformen, ohne die Garantie einer nationalen Autorität, wie die Reichsstände, ohne Dauer und Einfluß bleiben mußten, und es fehlte ihm die moralische Kraft, zu einer Vermehrung und Befreiung des öffentlichen Lebens der Nation beitragen zu wollen. Es gefiel sich aber darin, der einzige Vermittler zwischen der Regierung und dem Volke zu sein, denn eine regelmäßige Theilnahme der Reichsstände an der Verwaltung würde das Parlament nothwendig auf den Standpunkt eines obersten Tribunals beschränkt haben. Es war deshalb seiner innersten Natur nach der Willkür günstiger als der Freiheit und griff das Dogma der uneingeschränkten Macht des Königthums nur in einzelnen seiner Auswüchse, aber nie in seinem Kerne selbst an. Sein Dasein, die Art, wie es die Regierung in gewissen Schranken zu halten suchte, hat den Despotismus in Frankreich zu keinem so unzweifelhaften und unerschütterlichen Factum, wie in manchen andern Ländern, werden lassen, die Einführung eines bessern Systems aber auch ohne Zweifel aufgehalten. In diesem ganzen Streite mit der Krone, die Fronde genannt, regte es kein einziges Mal die Zusammenberufung der Reichsstände, einer schon vorhandenen und nicht erst zu schaffenden Institution, an. Es war diesen, die allein eine wirkliche Reform des Staats hätten hervorbringen können, bei allen Gelegenheiten hinderlich gewesen. Es hatte ihnen das Princip der königlichen Machtvollkommenheit und seine eigenen Ansprüche auf eine Art juridischer Unfehlbarkeit entgegengesetzt, so oft sie die ihnen gebührende Stellung einzunehmen suchten. Die Parlamente des alten Frankreichs, und besonders das von Paris, hielten sich dazu berufen, den Cultus der Monarchie zu bewahren und dessen Mysterien der profanen Menge zu entziehen, vorausgesetzt, daß sie mit deren Verwaltung beauftragt wurden. Sie glaubten sich im ausschließenden Besitze der Kenntniß von dem Geiste, den Gesetzen und Formen des Staates und hielten weder Adel noch Geistlichkeit, ja nicht ein-

mal die Nation selbst zu deren Beurtheilung für fähig. Fast immer geneigt, einem kräftig ausgesprochenen Despotismus durch die That zu huldigen, suchten sie denselben durch ihre Theorien über das öffentliche Wohl, die Traditionen und Principien der Monarchie, in seinem eigenen Interesse, wie sie behaupteten, zu beschränken, was denselben oft milderte, aber nie aufhob. Einmal angenommen, daß das französische Volk im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert zu keiner freien und bestimmten Theilnahme an der Leitung seines eigenen Geschickes reif, und daß es auf der andern Seite unmöglich gewesen, demselben eine rein administrative und militairische Organisation aufzulegen, wie dies nur in solchen Staaten geschehen konnte, deren Dasein weniger tief in die früheste Entwickelung der modernen Welt hineinreichte, und die entweder in sich zerstückt oder unter fremdem Einflusse stehend, zu keinem vollkommenen Bewußtsein ihrer Nationalität gelangten, so waren die Parlamente die besten und einzig möglichen Institute, die mit dem Geiste der absoluten Monarchie, ihren religiösen und feudalen Formen verträglich waren. Ihr Einfluß, ihre Stellung, ihr Verhältniß zum Königthume und zum Volk gewährt mehr als alles Andere einen Blick in den eigenthümlich unentschiedenen, widerspruchsvollen, aber kräftigen und beweglichen Charakter des altfranzösischen Staatsorganismus, dessen Kenntniß zu einer rationellen Auffassung des gegenwärtigen Zustandes in mancher Beziehung noch immer unentbehrlich ist.

Mazarin, von der drohenden Bewegung des pariser Volkes erschreckt, bewog die Regentin zur Nachgiebigkeit. Die verhafteten Mitglieder des Parlaments wurden auf freien Fuß gestellt und einige der wesentlichsten Forderungen des Parlaments bewilligt. Aber Anna von Oesterreich, die den geringsten Widerstand gegen die königliche Autorität als eine Auflehnung gegen die Gesetze der Natur selbst anzusehen schien, hielt sich durch die von ihr geleisteten Versprechungen für keineswegs gebunden. Sie zählte auf die Kriegsmacht, deren Rückkehr nach beendigtem Feldzuge in den Niederlanden zu erwarten stand. Um sich aber außerhalb der Gewalt der pariser Bevölkerung zu stellen, verließ sie, unter dem Vorwande der Gesundheit ihrer Kinder, die Hauptstadt und begab sich zuerst nach Ruel und einige Zeit nachher nach St. Germain. Ihre Abreise erregte erst dann in der Bevölkerung Aufsehn, als die Prinzen, die Minister, der Kanzler von Frankreich und die einflußreichsten Personen des Hofes ihr folgten. Bald nachher vernahm man, daß eine Abtheilung des Heeres, das bisher in Deutschland gekämpft

hatte, in Frankreich eingerückt sei und seinen Marsch auf die Hauptstadt richte, und daß Condé zur Unterstützung der Königin-Mutter zurückberufen sei. Man zweifelte nicht, daß der Hof mit einem Anschlage auf Paris umgehe. Der Haß des Parlaments gegen Mazarin war jedoch größer als seine Furcht vor den drohenden Maßregeln der Regentin. Der Cardinal wurde in den Versammlungen desselben als die Ursache der bestehenden Unzufriedenheit und Unruhe angeklagt und ein bei Gelegenheit eines andern Italieners, Concini's oder des Marschalls d'Ancre, gegebenes Gesetz, das jeden Fremden, der sich an die Spitze der Verwaltung stellen würde, mit dem Tode bedrohte, gegen Mazarin in Anregung gebracht. Zu gleicher Zeit wurden Vorkehrungen zur Vertheidigung und Verproviantirung der Hauptstadt anbefohlen.

Anna, die aus Verachtung oder aus Unkunde der möglichen Gefahr, die in diesem Augenblicke aus einem gänzlichen Bruche mit dem Parlament und der pariser Bevölkerung für die Krone entstehen konnte, einen offenen Kampf nicht gescheut hätte, sah sich jedoch durch ihre Räthe zur Nachgiebigkeit bewogen. Die damals unter allen Anhängern der absoluten Monarchie herrschende Gewohnheit, die dem Volke gemachten Concessionen als ein Mittel der Vertheidigung und Täuschung anzusehen und sie, sobald die Gefahr vorübergegangen, zurückzunehmen, beruhigte das politische Gewissen der Regentin, und ließ sie in den Unterhandlungen, die sie mit dem Parlament eröffnete, nur ein Mittel, dasselbe zu überlisten und die gereizte Stimmung des Volkes einzuschläfern, erkennen. Das Parlament selbst griff nicht das Princip der unumschränkten Souverainetät an, sondern wollte nur deren Ausübung durch die von ihm entworfenen siebenundzwanzig Fundamentalartikel in gewissen Fällen geleitet sehen. So groß auch der Einfluß sein mag, den Erziehung, Gewohnheit und das Recht des Bestehenden auf das Urtheil ausüben, so läßt sich doch nicht leicht annehmen, daß eine große und gelehrte Körperschaft, wie das Parlament, so beschränkt gewesen, um nicht zu begreifen, daß eine solche Trennung zwischen der Theorie und der Praxis in sich widersinnig und in der Anwendung unmöglich sei, und daß es entweder das Princip der unumschränkten Monarchie angreifen oder sich dessen Consequenzen gefallen lassen mußte. Die wahre Absicht des Parlaments bei diesen, wie bei frühern Streitigkeiten mit der königlichen Autorität, war, dieselbe zu nöthigen, sich bei der Ausübung ihrer Gewalt auf die Magistratur zu stützen, dieser eine oberste Controle zuzugestehen, sie als eine Vermittlerin zwischen sich und der Nation anzuerkennen. Das Parla-

ment wollte die ganze Fülle der königlichen Macht, wie ein drohendes Ungewitter, das jeden Augenblick über dem Volke ausbrechen konnte, über dessen Haupte schweben lassen, sich aber die Mittel und das Verdienst vorbehalten, dessen Ausbruch abzuwenden oder zu besänftigen. Es war dies ein von Legisten ausgedachtes System, ohne politische Energie, selbst, wie die Geschichte beweist, ohne eine mögliche consequente Anwendung, aber darauf berechnet, die Einheit des Staates, die damals in Frankreich, bei der Neigung zu Parteiung und Factionswesen, ohne die Anerkennung des Princips der unumschränkten Gewalt des Königthums nicht für möglich gehalten wurde, und die Stellung und den Einfluß der höhern Magistratur zu bewahren. Eine politische und durch Wahl entstandene Versammlung, wie die Reichsstände, einmal so von den vorhandenen Mißbräuchen, wie das Parlament es war, und von der Wurzel derselben, dem Dasein einer unbeschränkten Autorität, unterrichtet, deren Ausübung fast immer in die Hände ehrgeiziger Minister, zuweilen ganz unwürdiger Günstlinge und, bei den in der französischen Geschichte so häufig wiederkehrenden Minderjährigkeiten der Souveraine, in die von Königinnen fremden Stammes fiel, würde kein Bedenken getragen haben, das Princip dieses Uebels anzugreifen, und, mit Erhaltung der Monarchie, die Souverainetät zwischen dem Könige und der Nation zu theilen. Aber eine erbliche und rein aus Legisten bestehende Körperschaft, die nur sich selbst repräsentirte, wie das Parlament, besaß hierzu weder Kraft noch Willen, sondern zog bei aller Theilnahme, die es dann und wann, und besonders wenn die Regierung seine eigene Bedeutung zu verringern suchte, für die Leiden des Volkes zu erkennen gab, seine besondern Interessen den Rechten der Nation vor und erhielt das Princip des absoluten Königthums, ohne welches es selbst von seiner Höhe gesunken wäre.

Nach dem Rathe der Prinzen und der bedeutendsten Personen am Hofe fand am Ende September eine Reihe von Conferenzen zwischen den Abgeordneten der Königin und denen des Parlaments statt, und nach langem Hin- und Herstreiten wurden endlich alle in den siebenundzwanzig Fundamentalartikeln ausgedrückten Forderungen des letztern angenommen. Am meisten kostete es dem Hofe, ein charakteristischer Zug jener Zeit — das Recht der willkürlichen Verhaftungen aufzugeben. Die Forderung, jeden Angeklagten innerhalb vierundzwanzig Stunden vor seinen natürlichen Richter zu stellen, schien den Ministern ein Angriff auf die Rechte des Souverains zu sein, der, wie im Orient, der Theorie nach, für den uneingeschränkten Herrn des Lebens, der Güter und der Freiheit seiner Unter-

thanen gehalten wurde, obgleich der sittliche Einfluß des Christenthums und die im Feudalwesen entstandenen Ideen einer Anerkennung gegenseitiger Rechte und Pflichten der verschiedenen Gewalten, Stände und Individuen diesen Despotismus in seiner Praxis vielfach beschränkten. Von den bei den Conferenzen gegenwärtigen Prinzen von Geblüt ward das Recht der willkürlichen Verhaftungen, das auch gegen sie angewandt werden konnte, nur matt vertheidigt, von Mazarin aber, der auf diese Art, wie jeder mächtige Minister in absoluten Monarchien, sich im Namen des Königs zum Herrn jeder ihm widerstrebenden Existenz machen konnte, als ein unentbehrliches Werkzeug der Regierung hingestellt. Der Cardinal gab zu, daß seine Anwendung gegen die Masse der Unterthanen ohne großen Nachtheil aufgegeben werden könne, daß aber der König die Mittel behalten müsse, sich solcher Personen, denen er wichtige Aemter anvertraut, die sich überhaupt in einer exceptionellen Stellung befänden, in kritischen Momenten, unmittelbar und ohne weitere Formen bemächtigen zu können. Die Sicherheit des Staates und die Bewahrung der sogenannten Staatsgeheimnisse, von denen damals und bis zur französischen Revolution hin so viel die Rede war, fordern eine solche Ausnahme von dem allgemeinen Recht, ein Anspruch, der, wenn er gegründet wäre, sowohl bei der Regierung als bei denen, die sie brauchte, einen bedeutenden Grad von Immoralität voraussetzte. Endlich wurde auch diese Forderung bewilligt, denn die Unterhandlungen in Münster hatten eine für Frankreich unvortheilhafte Wendung genommen. Mazarin, der vor dem Anfange der Streitigkeiten mit dem Parlament dem Abschlusse des Friedens mit Spanien so viele Schwierigkeiten in den Weg gelegt, hätte ihn jetzt, selbst unter Aufopferungen, gern beschleunigt, aber Spanien gedachte von den Verlegenheiten der französischen Regierung Vortheil zu ziehen, und beschloß mit derselben im Kriege zu bleiben. Die Regentin und Mazarin, die während der Minderjährigkeit Ludwig's XIV. gewissermaßen eine und dieselbe Person ausmachten, da die Königin von dem Cardinal durchaus geleitet wurde, letzterer aber von ersterer, wenigstens der Form nach, alle Gewalt entlehnte, hatten dem Parlament lange widerstanden und behielten sich, als sie ihm endlich nachgaben, die Zurücknahme aller geschehenen Zugeständnisse bei nächster Gelegenheit vor. Eine instinktartige Kenntniß der Schwäche und Inconsequenz der Parteien und Massen, die sich zuweilen auch bei den beschränktesten Naturen unter den Großen und Mächtigen findet, ließ die Regentin auf Ereignisse hoffen, welche das Parlament schwächen, die Theilnahme

des Volkes für dasselbe verringern und Alles wieder unter die absolute Macht der Regierung zurückführen würden. Diese Ueberzeugung von ihrer Macht und der Ohnmacht der Völker, die herrschende Stimmung der Mächtigen zu allen Zeiten, die, wenn auch aus selbstsüchtigen Motiven entstehend, im Ganzen nicht ohne Wahrheit ist, und die sich nur in Epochen einer gänzlichen Umwandelung der Gesellschaft, wie dies bei Karl I. und Ludwig XVI. der Fall war, irrt, täuschte diesmal die Regentin nicht. Die politische Bewegung zur Zeit der Minderjährigkeit Ludwig's XIV., die Fronde genannt, war keine jener Begebenheiten, welche, wie das Feuer eines Vulkans, das, plötzlich aus der Tiefe, in der es sich gesammelt, emporsteigend, von den Dingen selbst, die darauf berechnet sind, ihm zu widerstehen, sich nährend, Alles ergreift und verzehrt, und dessen Verheerungen nur durch die Zeit gelöscht werden können. Die Unruhen der Fronde hatten sich auf der Oberfläche des damaligen Lebens, aus leichten Stoffen entzündet und sollten bald in sich selbst verglühen. Sie waren aus der Willkür, der Verschwendung und Erpressung einer Regentin fremden Stammes und eines ihr ähnlich gesinnten Ministers, und durch den Anspruch des Parlaments, mitten in einer absoluten Monarchie, die es selbst anerkannte, ein Recht der Controle über die Regierung ausüben zu wollen, entstanden und wurden von dem ungestümen und entzündbaren, aber planlosen und beweglichen Sinne eines Volkes unterhalten, das, ohne den innersten Grund der dasselbe drückenden Uebel zu erkennen, nur von deren momentanem Uebermaße gereizt wurde. Die niedere Klasse, die große Masse des französischen Volkes des siebenzehnten Jahrhunderts, wurden noch von der kindlichen und unentwickelten Gesinnung des Feudallebens beherrscht und in einer Art von Helldunkel gehalten, das es ihn unmöglich machte, die Gegenwart, von der sie umgeben waren, klar zu erkennen. Dieses Volk ward von dem Drange nach Licht und Befreiung, der sich in seinem Innern allerdings dann und wann erhob, wie von einem Dämon erschreckt und wußte nicht, ob es dieser Stimme folgen, oder ihr widerstehen sollte. Seine biegsame Natur und schlummernde Kraft machten es seinen Führern möglich, den herkömmlichen Zustand, ohne große Anstrengung, zu erhalten und durch momentanes Nachgeben, durch Versprechungen und Drohungen sein Erwachen aus dem gewohnten Halbschlummer zu verhindern. Es war dies, unter andern Formen, bei mehr Selbstsucht und Ehrgeiz, auch die Stimmung der höhern Klassen jener Zeit, deren Ränke und Parteiungen, Verschwörungen und Kämpfe, sich wie eine Explosion entladend, eine augenblickliche Er-

schütterung hervorbrachten, aber keine bedeutende Wirkung hinterließen. Die Religionskriege zwischen den Katholiken und Hugenotten allein waren nicht aus diesem planlosen und unruhigen Geiste, der eines wahrhaften Bewußtseins entbehrte, sondern aus einem großen und klar begriffenen Princip intellektueller und sittlicher Befreiung hervorgegangen. Hätte der Protestantismus in Frankreich zur Herrschaft kommen können, so würde er, wie in England, wahrscheinlich auch die politische Bildung der Nation beschleunigt haben, die nicht bei der Trennung des Gedankens und der That, der idealen und realen Welt, wie die Deutschen, stehen geblieben sein, sondern ein einmal erkanntes Princip auch in seiner ganzen Entwickelung verfolgt haben würde. In der Epoche, die uns hier beschäftigt, lebte, bei ganz verschiedenen Formen, in allen Ständen des Volkes noch immer der Geist des Mittelalters, der politischen und religiösen Hierarchie, wie denn jede große, aber abgestorbene Zeit, nachdem ihr Körper zerstört ist, die nachkommenden Geschlechter, so lange nicht eine unübersteigliche Kluft sich zwischen der Vergangenheit und Gegenwart erhoben, mit ihrem Geiste erfüllt. Erst in der letzten Epoche der Regierung Ludwig's XIV., und besonders in der Zeit unmittelbar nach ihm, ging in dem Charakter der französischen Nation eine große Veränderung vor, und damals begann auf fast unmerkliche Art der große Bruch mit den Gesinnungen und Gefühlen des Mittelalters, der es endlich zu einer gänzlichen Umwandelung seines Daseins, so weit eine solche von dem Willen eines Volkes abhängen kann, führte.

Die vom Parlament vorgeschlagenen und vom Hofe endlich angenommenen Verbesserungen hätten, wäre letzterer von dem aufrichtigen Willen, sie zu beobachten, beseelt gewesen, zu der Beruhigung des Landes hingereicht und würden die Regierung außerdem in keinem wesentlichen Souverainetätsrechte, sondern nur in dessen Auswüchsen beschränkt haben. Denn das Parlament bezweckte keineswegs eine wirkliche Verminderung des monarchischen Princips. Es sah in seiner Verblendung und an den Zauber seiner juridischen Formen, die wohl dem Volke, aber nicht der Regierung imponiren konnten, glaubend, sich selbst für eine hinlängliche Garantie der Vollziehung der von der Regierung gewährten Reformen an. Der erste Widerstand gegen die Willkür und die Erpressungen Mazarin's war allerdings vom Parlamente ausgegangen, die Bevölkerung der Hauptstadt hatte sich für dasselbe erhoben, aber sehr bald sollte es nicht nur die Stellung eines obersten Führers des Volkes verlieren, sondern selbst unter die Leitung Anderer kommen. Bei den Con-

ferenzen in St. Germain, welche die Berathungen über die vom Parlament vorgeschlagenen Reformen zum Gegenstand hatten, waren vier Prinzen, Gaston, Condé, Conti und Longueville von Seite des Hofes zugegen gewesen. Bei der festen Absicht der Regierung, jene gemachten Zugeständnisse sobald als möglich zurückzunehmen, ließ sich ein Kampf mit dem Parlament, das dieselben ohne Widerstand nicht aufgeben konnte, und sehr bald ein Uebergewicht der Prinzen und ihrer Partei, mochten sie sich nun für den Hof oder das Parlament erklären, voraussehen. Bis jetzt waren diese Prinzen unter einander einig, und, obgleich äußerlich die Interessen der Regentin theilend, in ihren Ueberzeugungen den Forderungen des Parlaments geneigt gewesen und hatten durch ihren versöhnlichen Geist zur Beilegung der Streitigkeiten beigetragen. Der Charakter Gaston's von Orleans, ehrgeizig und unruhig, aber unfähig, aus sich selbst zu urtheilen und zu handeln, und immer eines Führers bedürftig, hatte Mazarin Gelegenheit gegeben, auf denselben einen geheimen, aber sichern Einfluß auszuüben. Er hatte einen Abbé La Riviere, wie alle Vertraute Gaston's, ein Mann von niedriger Sinnesart und üblem Rufe, dadurch in sein Interesse gezogen, daß er ihm versprach, seine Ernennung zur Cardinalswürde in Rom zu erwirken. Der Minister dachte, wie gewöhnlich, nicht daran, dieses Versprechen zu erfüllen, sondern wollte La Riviere dadurch nur eine Zeit lang an sich knüpfen. Condé besaß einen jüngern Bruder, den Prinzen Conti, der kränklich und mißgestaltet war. Er hoffte denselben zum Eintritte in den geistlichen Stand zu bereden und dadurch dessen Besitzthümer an sich zu bringen. Um Conti durch die Aussicht auf eine glänzende Laufbahn für diesen Plan zu stimmen, verlangte Condé von Mazarin seine Verwendung in Rom für die Erlangung eines vacanten Cardinalshutes für seinen Bruder. Der Minister war erfreut, eine schickliche Gelegenheit zu finden, das La Riviere gethane Versprechen zurückzunehmen, denn dieser konnte sich nicht füglich darüber beschweren, daß ihm ein Prinz von Geblüt vorgezogen worden sei. Aber Gaston, der sich von La Riviere blind leiten ließ und, bei aller persönlichen Schwäche, eine hohe Meinung von seinem Range hatte, nahm diese Vernachlässigung seines Günstlings als eine ihm widerfahrne Kränkung auf und fing an, sich von Condé und Mazarin zu entfernen. Auf ersteren hatte bisher Paul de Gondi, Coadjutor des Erzbischofs von Paris, unter dem Namen des Cardinals de Retz, als einer der Führer der Fronde berühmt, einen nicht unbedeutenden Einfluß ausgeübt und dazu beigetragen, den Prinzen für die vom Parlament vorgeschlagenen Reformen zu

gewinnen. Condé aber war, im Gefühle seines großen militairischen Talents, dem Herzoge von Orleans, der den ersten Rang unter den volljährigen Mitgliedern der königlichen Familie besaß und auf einen vorherrschenden Einfluß in der Regierung Anspruch machte, nur ungern gewichen. Der offne Bruch mit Gaston, den die getäuschte Hoffnung des Abbé la Riviere verursacht, bewog ihn, sich Mazarin, in den er sonst kein Vertrauen setzte, zu nähern. Condé, obwohl nicht ohne großen natürlichen Verstand und von dem Drucke, den die Verwaltung des Cardinals auf das Land ausübte, wohl überzeugt, besaß dennoch in hohem Grade die Selbstsucht der Großen seiner Zeit, die für die Leiden des Volkes meist ohne alles Mitgefühl waren, und den Stolz eines an den Oberbefehl gewöhnten Feldherrn, der die Grundsätze und Forderungen der Civilregierung oft nicht begriff und noch öfterer sich durch dieselben verletzt fühlte. Sein militairischer Charakter ließ sich schwer von Andern leiten, war aber auch wiederum zu einem moralischen und politischen Einflusse auf Andere nicht geschickt. Gondi hatte ihn früher besonders dadurch gewonnen, daß er ihm die Möglichkeit gezeigt, den Cardinal aus dem Vertrauen der Regentin zu verdrängen und sich an die Spitze des Kabinets zu stellen. Der Bruch mit Gaston veränderte jedoch diesen Plan und bewirkte, daß Condé sich von dem Coadjutor entfernte und Mazarin zuneigte. Sobald Gondi sich hiervon überzeugt hatte, beschloß er aus Haß gegen Mazarin, und von dem Verlangen, eine politische Rolle zu spielen, erfüllt, die Bildung einer neuen Partei, von der er nicht das nominelle Haupt, aber die Seele zu sein gedachte und die er nach seinen Zwecken leiten wollte. Die Herzogin von Longueville, die Schwester des Prinzen von Condé, die vornehmlich durch ihre Schönheit einen großen Einfluß ausübte, war damals mit der Königin-Mutter, dem Cardinal und dem Hofe, um einiger Intriguen willen, sehr gespannt, in denen die Liebe und Politik, wie dies unter einer Regierung, wo die Frauen fast mehr als die Männer hervortraten, natürlich war, zugleich thätig gewesen. Sie stand zugleich mit ihrem Bruder Condé seit langer Zeit in offenbarer Feindschaft, denn beide waren stolz und herrisch und konnten sich nicht mit einander vertragen. Sobald sie von dem Coadjutor vernommen, daß Condé sich mit der Regentin und Mazarin auszusöhnen bereit war, ging sie auf seinen Plan, eine neue Opposition gegen diese zu bilden, begierig ein. Ihr jüngerer Bruder, Conti, den sie ebenso sehr liebte, als sie den ältern haßte, hatte es letzterem sehr übel genommen, ihn, ohne seine Einwilligung, zum geistlichen Stande bestimmt zu haben. Die Herzogin

und der Coadjutor beschlossen ihn an die Spitze der neu zu bildenden Partei zu stellen. Seine Jugend und Unfähigkeit erschienen hierbei als kein Hinderniß, sie glaubten, was ihm fehlte, durch ihr eigenes Talent ersetzen zu können. Ein großer Name, wie der eines Prinzen von Geblüt, war nothwendig, um den Adel zu gewinnen und dem Volke zu imponiren. Außerdem glaubten sie auf den Gemahl der Herzogin, obgleich dieselbe mit ihm in keinem besonders guten Vernehmen lebte, auf einen ihrer Liebhaber, der damals Prinz von Marsillac hieß, später unter dem Namen de la Rochefoucauld in der Literatur und Politik jener Zeit berühmt, auf den Marschall La Mothe-Houdancourt, den Mazarin von dem Commando in Catalonien entfernt und mehrfach beleidigt hatte, auf den Herzog von Bouillon, der den Hof zur Zurückgabe seiner Festung Sedan zwingen wollte, und auf die Anhänger aller dieser großen Herren zählen zu können. Der hohe Adel hatte seit Richelieu's und Ludwig's XIII. Tode wieder sein Haupt erhoben und der kleinere angefangen, auf diesen zu blicken und die Losung von ihm zu empfangen. Auf diese Art ward, außer den schon bestehenden, wenn auch für den Augenblick beruhigten Parteien der Regentin und des Parlaments, eine neue und, ein charakteristisches Zeichen jener Zeit, durch einen in hohem Grade fähigen, aber ehrgeizigen und seiner Sitten wegen übel berufenen Priester, wie Paul de Gondi war, und eine Frau, die Herzogin von Longueville, gestiftet, die unter den Schönen für die Schönste galt, aber sonst keine andern Vorzüge ihres Geschlechts besaß. — Die beständige Einmischung der Frauen in das Thun der Männer zu jener Zeit, die Art, wie erstere von letztern sich abhängig gemacht, ihre Schwächen getheilt, man möchte fast sagen, ihre Natur angenommen, wirft auf diese Epoche der Fronde, die, als der letzte Kampf gegen das absolute Königthum in Frankreich, ihre ernste Seite hat, gleichwohl einen spielenden Schein, und giebt ihr mehr das Interesse eines Romans als einer historischen Begebenheit. Es stand bei diesen Unruhen den Parteien kein allgemeiner Zweck, kein klar erkanntes Ziel vor Augen. Es handelte sich bei ihnen meistens nur um persönliche Rücksichten, persönliche Vortheile und der Haß gegen Mazarin's Dictatur und Erpressungen war nur ein Vorwand, der dem Hange zum Wechsel und dem Ehrgeize dienen sollte. Ein ernstes Interesse in dieser Bewegung hatten im Grunde nur Mazarin, der die Ausübung seiner Gewalt und die aus ihr fließenden Vortheile sich nicht schmälern lassen, und das Parlament, das seine Ansprüche auf eine Controle der Verwaltung nicht aufgeben wollte. Es fehlte allerdings so fähigen und

hervorragenden Personen, wie Condé, de la Rochefoucauld, Gondi u. s. w. nicht an Einsicht in die wahre Lage der Dinge und die Bedürfnisse des Landes, auch handelten sie zuweilen dieser Kenntniß gemäß, im Ganzen aber gaben ihr Ehrgeiz und ihre persönlichen Leidenschaften den Ausschlag.

Gondi hatte bei seinen Intriguen mit der Herzogin von Longueville auf einen nahen Ausbruch von Unruhen gerechnet und sich in diesen Erwartungen nicht getäuscht. Die Aussöhnung zwischen dem Hofe und dem Parlament, zu der Mazarin nur durch die Furcht vor einem Aufstande der Pariser und durch die Abwesenheit einer hinlänglichen Truppenzahl bewogen worden und in deren Dauer auch das Parlament kein großes Vertrauen setzte, sollte nur für kurze Zeit bestehen. Mehre der wichtigsten in den siebenundzwanzig Artikeln enthaltenen Finanzreformen wurden von der Regierung kurze Zeit nach deren Anerkennung verletzt. Das Parlament protestirte und der Coadjutor reizte durch seinen Einfluß auf die ihm untergeordnete Geistlichkeit die pariser Bürgerschaft gegen den Minister auf. Mazarin war ohne persönlichen Haß, wie ohne persönliche Zuneigung und nie zu gewaltsamen Maßregeln gegen seine Gegner geneigt, die Regentin aber brannte vor Ungeduld, sich an dem Parlament und der Hauptstadt zu rächen. Der größte Theil des in Flandern gebrauchten Heeres war in der Nähe von Paris angekommen. Anna von Oesterreich verließ Paris zum zweiten Male, aber diesmal heimlicher als das erste Mal und sandte den Tag darauf von St. Germain aus ein Schreiben an den Prevot des Marchands, in welchem sie ihm die Sicherheit der Hauptstadt empfahl und einen Theil des Parlaments feindlicher Gesinnungen gegen die Krone und einer verrätherischen Verbindung mit den Feinden des Staates beschuldigte. Zu gleicher Zeit befahl sie dem Parlament Paris zu verlassen und sich nach Montargis zu begeben. Ein Theil der Magistratur hätte sich gern mit der Regentin ausgesöhnt, die Mehrheit beschloß aber, ihren Befehlen keine Folge zu leisten und traf Anstalten zur Vertheidigung und Verproviantirung der Stadt. Die Verachtung, mit welcher eine an den Hof gesandte Deputation von diesem behandelt wurde, führte endlich einen vollkommenen Bruch herbei. Das Parlament legte in einer Bekanntmachung vom 8. Januar, zwei Tage nachdem die Königin Anna Paris verlassen, dem Cardinal Mazarin alle vorhandenen Uebel, Gährungen und Unruhen zur Last, befahl ihm das Königreich innerhalb acht Tagen zu verlassen und erklärte ihn, im Falle des Ungehorsams, in die Acht. Die Parlamente der Bretagne, der Nor-

mandie, Guienne und Provence traten diesem Beschlusse bei. Die königlichen Gelder in Paris wurden mit Beschlag belegt und nach dem Stadthause gebracht. Die Gilden und Corporationen legten sich freiwillige Steuern auf und es wurde außer der bestehenden Miliz noch die Bildung eines ansehnlichen Truppencorps befohlen.

Der Coadjutor, der in geheimen Conferenzen mit den Führern der parlamentarischen Partei das Meiste zur Ergreifung dieser kräftigen Maßregeln beigetragen, kannte den Geist der erblichen Magistratur und des höhern Bürgerstandes der Hauptstadt zu wohl, um denselben irgend eine Art von kriegerischer Energie zuzutrauen. Conti und seine Anhänger, wie Marsillac, Longueville u. s. w. waren gezwungen gewesen, dem Hofe zu folgen, und man konnte dem Bruder Condé's nicht den Oberbefehl über die versammelte und noch zu bildende Kriegsmacht in Paris übertragen, ohne ihn einer Verhaftung in St. Germain auszusetzen. Der Herzog von Elbeuf, aus dem Hause Lothringen, der ohne Ruf und Fähigkeiten war, bot sich, den Traditionen seiner Familie treu, die sich so oft in die innern Unruhen in Frankreich gemischt, zum Führer an und ward angenommen. Zwei Tage nachher langten Conti und Longueville in Paris an. Das Parlament übergab dem Erstern sogleich den Oberbefehl über das gegen die Regierung bestimmte Heer. Elbeuf, Bouillon und La Mothe-Houdancourt wurden ihm zur Seite gesetzt. Das Parlament behielt sich jedoch die oberste Leitung und Entscheidung der Operationen vor. Alle Feinde Mazarin's regten sich. Die Herzöge von Longueville, Chevreuse, Luynes, Brissac, Retz und Beaufort boten, von einer großen Menge Edelleute begleitet, ihre Dienste gegen den Cardinal an. Die vornehmsten und schönsten Frauen dieser Partei, die Herzoginnen von Longueville und Bouillon an der Spitze, suchten durch ihre Gegenwart und ihre Reden das Volk zu entflammen und begaben sich zu Fuß nach dem Stadthause, um, wie sie versicherten, den Bürgern als Geißeln für die Treue ihrer Männer zu dienen. Die Zeiten Heinrich's III. und der Ligue schienen in dem gegen die königliche Autorität gerichteten Geiste der pariser Bürgerschaft, in der politischen Stellung, die das Parlament annahm, in dem Bunde, der sich zwischen den Großen und den Bürgern der Hauptstadt gebildet, wiedergekehrt zu sein. Gondi hatte zu diesem Allen das Meiste beigetragen. Voll Mißtrauens in die Ausdauer des Parlaments suchte er besonders, wie es in der Epoche der Ligue geschehen, auf die Masse des niedern Volkes zu wirken. Er brauchte, da er in seiner Eigenschaft als Coadjutor des Erzbischofes, seines persönlichen Muthes und seiner

Beredtsamkeit ungeachtet, nicht offen hervortreten konnte, zu diesem Zwecke den Enkelsohn Heinrich's IV., Beaufort, der durch seine schöne Gestalt und die Erinnerung an seinen Großvater dem Volke gefiel und bei seinem geringen Talent unter Gondi's Leitung blieb. Er sprach auf den öffentlichen Plätzen gegen Mazarin und die Menge zeigte sich sehr für ihn eingenommen. Alle Frauen wollten ihn umarmen und er gelangte nur mit Mühe bis zu dem Stadthause, wo die Herzöge von Longueville und Bouillon von einer Menge der vornehmsten Damen umgeben waren, welche die anwesenden Edelleute zum Kampfe ermuthigten und das Volk durch den Anblick ihrer Schönheit und die Musik, die aus allen Fenstern klang, zum Widerstande begeisterten. Der Krieg hatte schon begonnen. Condé befehligte das königliche Heer, das aber, aus nur zwölftausend Mann bestehend, zum Angriffe auf eine so große Stadt zu schwach war. Schon waren in der Nähe der Hauptstadt mehre blutige Gefechte vorgefallen, in denen sich die Bürger, wie einst zur Zeit der Ligue, mit großem Muthe geschlagen hatten.

Wenn man die Bedeutung und das alte Ansehn des pariser Parlaments, die Menge großer Namen und Talente, die sich mit ihm verbanden, den Einfluß, den schon damals die Hauptstadt auf das Land ausübte, bedenkt und damit die Herrschaft eines Königs, der noch im Kindesalter stand, die Macht einer weder geliebten noch gefürchteten Regentin und die Künste eines fremden Ministers vergleicht, so erstaunt man, daß diese der Fronde so günstigen Umstände sie nicht zu einem entscheidenden Siege geführt, daß sie zu keiner Veränderung im Systeme der Regierung, ja nicht einmal zum Sturz Mazarin's, stark genug gewesen ist. Aber sowohl der Charakter der verschiedenen Parteien, aus denen sie gebildet war, als die Art ihrer Verbindung unter einander, erklären ihre im Verhältnisse zu der Bewegung, die sie einen Augenblick lang verursachte, geringe Wirkung und ihr später fast spurloses Verschwinden. Das Parlament hatte den Kampf gegen den Despotismus der Regierung begonnen und wollte auch dessen Leitung sich vorbehalten, es zählte aber, sobald man es auf seine eigentlichen Mitglieder, d. h. die Richter, die in ihm saßen, beschränkte, nicht nur keinen Kriegsmann, ja nicht einmal ein wahrhaft politisches Talent in seiner Mitte. Denn obgleich die Prinzen von Geblüt, einige Minister und hohe Geistliche in der sogenannten großen Kammer (la grand'chambre) ihren Sitz hatten und bei außerordentlichen Veranlassungen an den Verhandlungen Theil nahmen, so waren diese alle dennoch von einem vollkommen andern Geiste als die erbliche Magistratur beseelt. Sie waren und

blieben Prinzen, Pairs, Prälaten oder Räthe der Krone und repräsentirten die besondere Stellung, der sie zugehörten, den Stand, aus dem sie hervorgegangen, und blieben sonst von dem Parlament durchaus getrennt. Das Parlament brauchte in diesem Kriege die Großen, um sie an die Spitze der bewaffneten Bürger und Söldner zu stellen, es konnte sie aber weder leiten noch controliren. Die Prinzen und Edeln, einmal von ihren Bewaffneten umgeben, fragten nichts nach den Befehlen des Parlaments, folgten ihren eigenen Planen und berathschlagten und verbanden sich unter einander. Die erbliche Magistratur, obgleich in ihrer Sphäre, da wo ihre Formen anwendbar waren, groß, verlor in den Stürmen und Wechselfällen des Kampfes ihre Bedeutung. Man hat allerdings mehrmals deliberirende Versammlungen kriegerische Operationen leiten, ihre Generale als Werkzeuge sich unterordnen und bei den Heeren Gehorsam finden sehen, wie dies namentlich bei dem venetianischen Senate, dem englischen Parlament zur Zeit Karl's I. und den französischen Nationalversammlungen der Fall war, diese Versammlungen aber besaßen entweder die Souverainetät oder rissen sie an sich, waren überhaupt von Hause aus wenigstens politische Körperschaften. Das pariser Parlament besaß aber weder den Muth noch den Willen, dem Könige auch nur einen Theil seiner Macht streitig zu machen, es wollte nur seine besondern Privilegien, die es mit der absoluten Monarchie für verträglich hielt, retten und entschloß sich erst dann zu offenem Widerstande, als auch diese angetastet wurden. Es dachte nicht daran, die Regierung in seine eigene Mitte zu verpflanzen, aus seinen eigenen Mitgliedern eine Regentschaft, einen Vormund für den jungen König zu ernennen. Es kämpfte nur gegen die Uebermacht eines Ministers und die Verletzung einiger hergebrachten Formen an. Es sah sich selbst nicht, wie das englische Parlament zu derselben Zeit, als einen Repräsentanten der Nation an, es verlangte für sich nur eine gewisse Controle der Verwaltung. Indem es sich selbst so wenig vertraute, keine entschiedene politische Stellung einnahm und immer als ein oberstes Tribunal handeln wollte, konnte es nicht verlangen, daß Andere es für etwas mehr nahmen, als es sich selbst gab. Seine Stellung blieb eine negative. Es verweigerte der Regierung dieses oder jenes Recht, ohne ihr ein entschiedenes Princip als Richtschnur vorzuschreiben. Eine so beschränkte, passive, rücksichtsvolle Haltung ließ ihren Gegnern alle Vortheile des Angriffs. Das Parlament verlor selbst in diesem Kampfe nie den Charakter und die Gewohnheiten eines Tribunals, das nach Gesetzen, die es nicht selbst gegeben, richtet und zur Voll-

ziehung seiner Urtheile einer fremden Hülfe benöthigt ist. Die Großen hatten vor ihm gezittert, wenn es sie im Namen des Königs richtete; von der königlichen Autorität getrennt, flößte es ihnen keinen Schrecken ein. Die Magistratur hätte immer noch ein Mittel besessen, den mit ihm verbundenen Adel zum Gehorsam zu zwingen, wenn es vollkommen auf das Volk zählen, wenn es durch dieses seinen Befehlen hätte Nachdruck verschaffen können. Aber indem das Parlament aufhörte, ein reines Tribunal zu sein und sich gleichwohl nicht in eine Regierung verwandelte, führte es das Volk irre, das, bei aller Ehrfurcht vor dem parlamentarischen Namen, doch mehr auf die, welche das Schwert, als auf die, welche die Feder führten, sah und den Parteien der einzelnen Großen zufiel. Der Adel besaß, bei seinem Widerstande gegen die Regentin und den Cardinal, noch weniger als das Parlament ein festes System, sah sich noch weniger als eine selbstständige Macht an. Es war ihm nicht einmal, seltene Ausnahmen abgerechnet, um eine Verbesserung in der Verwaltung zu thun. Er wollte nur seinen Haß gegen Mazarin zeigen, die Königin-Mutter zur Nachgiebigkeit zwingen und die Minderjährigkeit des Souverains zur Erneuerung seiner localen Herrschaft benutzen, sich, je nach Maßgabe seiner Stellung, in den Provinzen, Statthalterschaften, Festungen und Schlössern niederlassen und daselbst, bei einer blos nominellen Anerkennung der königlichen Autorität, nach Belieben schalten. Zu diesem Zweck war er mit dem Parlament, das sich ebenfalls von der Regentschaft gedrückt sah, in einen zufälligen Bund getreten. Die Großen wollten hierdurch, bei ihrem Widerstande gegen die Krone, den Schein einer gewissen Loyalität retten. Es war in dem französischen Adel jener Zeit, und dies hatte schon Richelieu den Kampf gegen denselben so sehr erleichtert, noch weniger politischer Geist als in dem Parlament vorhanden. Beide Stände, Parlament und Adel, waren im Grunde immer noch vom Geiste des Mittelalters beseelt. Sie dachten fast immer nur an ihre Privilegien, ihre Vortheile, ihre besondere Stellung und selten an die Nation, der sie angehörten. Sie empfanden Druck, der von oben her, von der Krone und ihren Stellvertretern auf sie gewälzt wurde. Sie konnten sich aber zum Widerstande gegen denselben nicht einmal recht unter einander vereinigen, geschweige denn dabei sich auf das Volk stützen, durch dessen Theilnahme ihnen der Sieg allein möglich geworden wäre. Zur Zeit der Ligue war dies in mancher Beziehung anders gewesen. Damals hatte ein großes religiöses und politisches System die verschiedenen Stände unter einander verbunden. Man wollte die Herr-

schaft des Katholicismus, den man in Gefahr glaubte, man dachte daran, die herrschende Dynastie zu ändern, man stellte einen König einem andern gegenüber. Die großen Gewalten theilten sich in entschiedene Parteien, und die Häupter der Ligue nahmen die volle Macht der Regierung für sich in Anspruch, stellten sich wirklich einen Augenblick lang an die Spitze des Staates. Aus dieser entschiedenen Stellung der Führer entstand die Energie, mit der die Hauptstadt Heinrich III. und Heinrich IV. widerstand. — Es gab unter denen, welche in den Unruhen der Fronde hervortraten, einige ausgezeichnete Charaktere, wie der erste Parlamentspräsident Molé, der, ohne große politische Fähigkeiten zu entwickeln, die Nothwendigkeit einzelner Reformen begriff und in seiner persönlichen Würde und Unbescholtenheit das Ideal einer vornehmen Magistratsperson aufstellte, wie der Prinz von Condé, der ein ebenso großer General wie Molé ein großer Jurist, aber auch ein ebenso schwacher Politiker wie dieser war. Condé sah die vorhandenen Mängel in der Verwaltung des Staates vollkommen ein, besaß aber nicht den Muth und die Entschlossenheit des Geistes, sich mit ganzer Kraft auf ihre Abstellung zu werfen. Er war unbeständig, oberflächlich, hielt sich bald zu dieser, bald zu jener Partei und schadete deshalb sich selbst und der Sache, für die er sich zuletzt entschieden hatte. Die beiden ersten Prinzen von Geblüt, Gaston und Condé, waren nicht nur unter einander uneinig, sondern arbeiteten zugleich dem Parlament, dessen Grundsätze sie gleichwohl in ihrem Innern billigten und theilten, entgegen. Der Adel war auf die Magistratur eifersüchtig und wollte ihr nicht die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten übertragen wissen. Diese mißtraute wiederum den Großen und stellte in ihrem Widerstande gegen die Regentin und den Cardinal kein festes Princip auf, um welches das Volk sich hätte versammeln können. — Ein Mann von den größten Anlagen zum Denken und Handeln, von einem seltenen Scharfsinne, einer tiefen Kenntniß aller damals in Frankreich bedeutenden Personen und Zustände, war der Coadjutor Paul de Gondi. Er begriff besser als das Parlament, daß die vorhandenen Mißbräuche nicht mit einzelnen Reformen zu heilen wären, sondern daß vor Allem der Despotismus der Regierung, aus dem sie herrührten, zerstört werden müsse. Er wollte die Allgewalt der Krone im Interesse der nationalen Rechte beschränkt wissen. Er war in politischer Beziehung seiner Zeit vorangeschritten. Aber die Einsicht seines Geistes und die Kühnheit seines Charakters wurden von einem unbändigen Leichtsinne, einem planlosen Hange zu Unruhe und Verwirrung verdunkelt, der ihn, ohne

daß er eigentlich seine Grundsätze geändert oder seine Partei verrathen hat, bald diesem, bald jenem der öffentlichen Führer in die Arme warf. Besonders aber trug er durch das Mißtrauen, das er zwischen Gaston und Condé zu säen verstand, zum Untergange der Fronde bei. Seine romanhafte Lust zu Intriguen aller Art ließ ihn keinen festen Standpunkt einnehmen und ward ihm zuletzt selbst gefährlich. Hätte er übrigens auch ebenso viel Charakter als Geist, so viel Festigkeit als Thätigkeit besessen, er hätte sich nicht an die Spitze seiner Partei stellen können, auf die er fast immer nur durch Andere wirkte. Im siebenzehnten Jahrhundert hätte eine große politische Veränderung in Frankreich, in Opposition mit der Regierung und ihren Grundsätzen, nur von einem Kriegsmanne, wie Cromwell in England war, bewerkstelligt werden können. Die verschiedenen Talente Condé's und Gondi's in Einer Person, und selbst in viel geringerm Maße als in jedem von ihnen vereinigt, hätten hierzu ausgereicht. Diese beiden Individualitäten getrennt, trugen selbst durch ihre Vorzüge dazu bei, die vorhandenen Schwierigkeiten zu vermehren und eine für Frankreich glückliche Lösung derselben unmöglich zu machen.

In diesem Kriege der Fronde war das Parlament, ungeachtet seiner Schwäche und seiner Fehlgriffe, die einzige Macht in seiner Partei, die, ein nationales Interesse über die politischen Vortheile des Augenblickes stellend, mit den Feinden des Staates sich nicht zur Bekämpfung der Regierung verbinden wollte. Dennoch wandte sich Mazarin zuerst gegen dasselbe, weil es, wie gesagt, die einzige Körperschaft war, der von der öffentlichen Meinung gewisse Berechtigungen zuerkannt wurden, die in sich mit einer gewissen Uebereinstimmung handelte und die, gewonnen oder in Furcht gesetzt, den ehrgeizigen Großen, von denen jeder nur nach seinem Vortheile und Gutdünken sich bestimmte, keinen Vorwand eines fernern Widerstandes übrig ließ. Zugleich wußte er, wie sehr die Mitglieder der souverainen Compagnien, an Ordnung und Frieden gewöhnt, des Bundes mit dem unruhigen Adel schon jetzt überdrüßig, im Stillen die Wiederherstellung der Ruhe wünschten. Der Prinz, der Herzog, der Befehlshaber, selbst der kleine im Dienste der Großen sich befindende Edelmann konnte durch diese Bewegung an Macht oder Gut gewinnen. Es blieb ihm im schlimmsten Falle die Möglichkeit übrig, sich den Feinden des Staates in die Arme zu werfen und mit deren Hülfe in der Fremde ein seinen frühern Verhältnissen ähnliches Dasein zu finden. Die Magistratur war dagegen durchaus an das Land, in welchem sie entstanden, gebunden. Die Er-

ziehung des Legisten, seine Geschicklichkeit, der ihn beseelende Geist konnten nur auf dem heimischen Boden Anwendung finden. Seine Stellung, sein Vermögen in Frankreich verloren, hatte er keine Aussicht, dasselbe in der Fremde wiederherzustellen. Sein ganzes Dasein war ein weniger allgemeines, als das des Edeln jener Zeit. Helm und Schwert redeten noch immer in fast allen Ländern eine allgemeine Sprache, der schwarze Mantel des Parlamentsrathes wurde aber außerhalb Frankreichs nicht begriffen. Die Lage der höhern Magistratur, die Unmöglichkeit, in der sie sich befand, den Widerstand gegen die Regierung auf das Aeußerste zu treiben, so lange sie nicht das Volk zu einer vollkommenen Umwälzung der bestehenden Organisation des Staates auffordern wollte, was außer ihrem Gesichtskreise und ihren Interessen lag, entschieden Mazarin mit Nachdruck gegen dieselbe einzuschreiten. Ein Erlaß des Staatsrathes verbot im Anfange Februar (1649) allen Untergerichten (présidiaux) im Ressort des pariser Parlaments, dessen Erkenntnisse auszuführen, oder dessen Befehlen in irgend einer Art zu gehorchen. Eine solche Emancipation der niedern Magistratur hätte die höhere um ihr Ansehn, ja selbst um ihre Existenz gebracht. Außerdem ward die Nachricht verbreitet, daß die Regierung mit einer Aufhebung aller Parlamentsstellen, d. h. nicht mit einer Abschaffung des Parlaments selbst, sondern mit einer Entfernung aller seiner gegenwärtigen Mitglieder umgehe und deren Aemter an Andere vergeben wolle, eine Drohung, deren Ausführung einer Confiscation des Vermögens aller dabei interessirten Familien gleichgekommen wäre, denn dasselbe war in der Erwerbung dieser Stellen angelegt worden. Ebenso verbreitete sich von St. Germain aus die Nachricht, daß die Regentin an eine Zusammenberufung der Reichsstände denke, welchen die Magistratur, sie als ihre Nebenbuhler betrachtend, immer abgeneigt gewesen war. Diese Gerüchte verfehlten auf die Parlamente die beabsichtigte Wirkung nicht. Nichts ward von ihnen mehr als eine Versammlung der nationalen Repräsentation gefürchtet, denn wenn diese eine von der Regierung vorgeschlagene Abschaffung oder wesentliche Beschränkung der erblichen Magistratur sanctionirt hätte, welches Mittel des Widerstandes wäre dieser übrig geblieben? — Ein Theil des Parlaments war zur Nachgiebigkeit, ja, wenn sie mit einiger Schonung der Ehre bewerkstelligt werden konnte, zur Unterwerfung bereit. Die jüngern Mitglieder desselben verhinderten zwar, daß eine Adresse, welche zu diesem Behufe vorgeschlagen wurde, durchging, aber der mit dem Parlamente verbundene Adel fürchtete, daß dasselbe ihn bald verlassen und sich auf seine Kosten mit der Regierung aus-

söhnen könne. Auf der andern Seite war Mazarin einem Vergleiche ebenfalls nicht abgeneigt. Er besaß nichts von dem furchtlosen, verwegenen Charakter Richelieu's, der, so sehr er auch in den auswärtigen Verhältnissen, mit unabhängigen Mächten, List und Intrigue zur Erreichung seiner Zwecke angewandt hatte, im Innern immer mit rücksichtsloser Gewalt vorgeschritten war. Mazarin's großes Talent bestand in seiner Gabe, neue Unterhandlungen anzuknüpfen oder die schwebenden zu seinem Vortheile zu lenken. Der Zustand der Unruhe und Gewalt, in welchem Richelieu sich oft wie gefallen zu haben schien, war seiner Natur fremd, und so wenig er auch an einen endlichen Sieg der Fronde und an eine Umwälzung der bestehenden Verfassung glaubte, so stellte ihm seine Klugheit doch die Möglichkeit eines Angriffes auf seine Person oder Stellung vor. Er fürchtete, entweder durch eine Verschwörung umkommen, oder für immer seines Einflusses beraubt werden zu können. In dieser friedlichen Stimmung ward er noch durch seine Verhältnisse zu Spanien bestärkt. Der in den Niederlanden befehligende Erzherzog Leopold, ein Bruder Ferdinand's III., hatte des Cardinals Vorschläge zu einem Vergleiche abgewiesen. Mazarin wußte, daß manche der Großen, wie z. B. Bouillon, mit dem spanischen Kabinet in geheimem Einverständnisse standen. Er kannte den Haß, den sie gegen ihn hegten, und fürchtete, daß das Parlament, wenn er sich gegen dasselbe unversöhnlich zeige, sich enger an sie anschließen könne. Die Leiden des Volkes, die Verwüstung der Umgegend von Paris durch das Heer der Regentin, das unter Condé's Befehl die Hauptstadt mehre Monate lang, wenn auch nicht eigentlich belagerte, aber doch bedrohte, die Unterbrechung des Handels bei den sich in allen Provinzen, besonders aber in der Normandie, Poitou und Provence erhebenden Unruhen bewegten den Cardinal wenig, aber dieser Zustand der Gährung und Verwirrung konnte sich in irgend einem ihm gefährlichen Schlage entladen. Und dies stimmte ihn friedlich. Gaston und Condé, die über diese planlosen Unordnungen zu keiner festen Stellung kommen konnten und sich von der Menge kleiner nichts entscheidender Kämpfe ermüdet fühlten, boten ebenfalls zu einem Vergleiche die Hand. Der erste Parlamentspräsident, Mathieu Molé, war unter allen Mitgliedern seines Standes der, welcher die herkömmlichen Gerechtsame des Parlaments am standhaftesten vertheidigte, aber einer Veränderung in der Verfassung, einer Beschränkung der königlichen Autorität, für deren vornehmstes Organ er die Magistratur hielt, am meisten abgeneigt war. Er hätte Mazarin gern vom Ruder der Regierung entfernt gesehen,

aber er glaubte der Regentin in der Wahl ihrer Räthe keinen Zwang auflegen zu dürfen. Er kannte die ehrsüchtigen Absichten der Großen, die nichts als die Wiedererlangung ihrer alten Unabhängigkeit in den ihnen anvertrauten Provinzen und Statthalterschaften wünschten, er argwohnte und kannte zum Theil ihre verrätherischen Verbindungen mit den Feinden des Staates. Es schien ihm politischer und zugleich würdiger, sich mit der höchsten nationalen Autorität, der Regentin und ihren Ministern, zu versöhnen, als die Hülfe des Feindes in Anspruch zu nehmen. Der Erzherzog Leopold hatte dem Parlament ein Heer zu seiner Unterstützung angeboten. Einige Zeit nachher war er, von mehren französischen Großen begleitet, in die Champagne eingefallen und bis Reims vorgerückt. Turenne, der die zum Theil aus deutschen Söldnern bestehende Streitmacht am Rhein commandirte, hatte sich, von seinem Bruder Bouillon verleitet, ebenfalls gegen den Hof erklärt und führte sein Heer nach Frankreich, um sich mit dem Erzherzoge zu vereinigen, zurück. Eine große Summe, die Mazarin an Erlach, der unter Turenne befehligte und der das Vertrauen der meisten Offiziere besaß, gesandt, hatte die Soldaten bewogen, Turenne plötzlich zu verlassen, der, von wenigen Freunden umgeben, die Flucht nehmen mußte. Alle diese Umstände ließen Molé eine Erneuerung der Zeiten der Ligue, einen Bund der innern und äußern Feinde des Landes gegen dessen Unabhängigkeit gerichtet, fürchten und veranlaßten ihn, den Vorschlägen des Hofes bereitwillig entgegenzukommen. Demnach wurde im März 1649 zu Ruel bei Paris, nachdem die Unterhandlungen einigemal abgebrochen und mancherlei Schwierigkeiten umgangen worden, ein Vertrag zwischen den Abgeordneten der Königin-Mutter und des Parlaments abgeschlossen, dessen Grundlage die Zurücknahme der von dem Hofe und dem Parlamente gegenseitig gefaßten feindlichen Beschlüsse und die Bestätigung der siebenundzwanzig sogenannten Fundamentalartikel war, die im October des vorhergehenden Jahres von dem Parlament bekannt gemacht worden waren. Dieser Vergleich, der, wenn seine Bedingungen beobachtet worden wären, das Land in den Besitz einiger wesentlichen Verbesserungen gesetzt hätte, war, im Ganzen genommen, der Sache der Partei, die sich für das öffentliche Wohl bewaffnet zu haben vorgab, günstig, erregte aber dennoch im ersten Augenblicke bei dem Parlament, noch mehr aber unter den mißvergnügten Großen und, von diesen angestiftet, unter einem Theile der pariser Bevölkerung einen lebhaften Widerspruch. Mazarin wußte jedoch viele unter den Vornehmen durch Gunstbezeigungen

und noch mehr durch Versprechungen, eine Form des Trugs, die er mit besonderer Gewandtheit handhabte, zu gewinnen, und Molé den unruhigen Pöbel durch seinen Ernst und seine Würde einzuschüchtern. Der Coadjutor und Beaufort, sein Werkzeug, um die niedern Klassen in Bewegung zu setzen, söhnten sich mit Mazarin nicht aus, sondern hielten sich in einer mehr drohenden als friedlichen Entfernung. Die Parlamente der Provinzen, die mit dem der Hauptstadt bei dem Anfange der Opposition gegen den Hof gemeinschaftliche Sache gemacht, wurden in den gegenwärtigen Vertrag mit eingeschlossen. Die seit langer Zeit zwischen der Regierung und dem Parlament stattfindende Spannung, die durch das Hinzutreten der Großen und die Bewegung des pariser Volkes seit mehren Monaten in offenen Krieg ausgeartet, war dem Anschein nach beendigt, aber der Funke, obgleich zu keiner großen Flamme bestimmt, glimmte unter der Asche fort. Es waren durch den Vertrag von Ruel mehr die äußern als innern Ursachen des stattgefundenen Streites aufgehoben worden. Sowohl die Lage der Dinge als der Charakter der betheiligten Personen ließ eine Erneuerung desselben fürchten, aber nach dem, was geschehen, war vorauszusehen, daß dem Princip der Einheit, das von der absoluten Monarchie repräsentirt wurde, der Sieg über den gespaltenen, feudalen und parlamentarischen Geist der Fronde bleiben würde.

Drittes Kapitel.

Spanien, das zur Zeit der Unterhandlungen in Osnabrück von den innern Parteiungen in Frankreich und der Unzufriedenheit des Volkes mit der Regierung unterrichtet, die Fortsetzung des Krieges nicht gefürchtet, hatte die französischen Grenzen mehrmals überschritten. Der Erzherzog Leopold hatte das von den Franzosen eroberte Ypern, damals weit bevölkerter und bedeutender als heute, ihnen wieder abgenommen. Mazarin's Versuche, nach dem Vertrage von Ruel mit Spanien Unterhandlungen anzuknüpfen, waren umsonst gewesen. Dieses rechnete auf eine Erneuerung der innern Un-

ruhen in Frankreich und spannte seine Forderungen so hoch, daß sie von dem Cardinal, so sehr er auch in diesem Augenblicke den Frieden wünschte, nicht angenommen werden konnten. Dieser Krieg, der um des Zusammenhanges der Begebenheiten und seiner endlichen Folgen willen erwähnt werden muß, sollte noch viele Jahre lang, obwohl ohne großen Einfluß oder entscheidende Unternehmungen, fortdauern. D'Harcourt, der den Oberbefehl über das französische Heer an der belgischen Grenze erhalten, belagerte, obwohl vergeblich, Cambrai und der Rest des Feldzuges ward auf beiden Seiten mit kleinen, nichts bedeutenden Gefechten und Belagerungen hingebracht. In Oberitalien, das die Franzosen fast aufgegeben, und wohin Mazarin seit langer Zeit keine Verstärkungen mehr geschickt, schienen die Spanier eine Zeit lang im Vortheile zu sein, wurden aber durch den thätigen Widerstand des Herzogs von Savoyen von weitern Fortschritten abgehalten. In Catalonien ging ebenfalls nichts Bemerkenswerthes vor. Die Einwohner dieser Provinz, die längst begriffen hatten, daß sie bei einem Frieden, der, so lange er verzögert werden mochte, endlich einmal eintreten mußte, von Frankreich aufgeopfert werden würden, wünschten die Rückkehr unter ihre alte Herrschaft, aber die französischen Besatzungen, obwohl nicht stark genug, um alle Angriffe der Spanier abzuweisen, reichten dennoch hin, die Catalonier in Zaum zu halten. — Der Hof der Regentin widmete in dieser Zeit den auswärtigen Verhältnissen geringe Aufmerksamkeit. Der letzte Bürgerkrieg, obwohl weder in seinem Verlaufe blutig, noch in seinen Folgen zerstörend, hatte in den öffentlichen Verhältnissen eine große Unordnung und Verwirrung hervorgebracht. Die verschiedenen Parteien und ihre Führer, mit seinen Resultaten keineswegs zufrieden, fühlten sich in ihren Stellungen, die, wie überhaupt dieser ganze Kampf, keinen entschiedenen Charakter an sich trugen, unbehaglich und gedachten sich aufs Neue zu organisiren. Condé, der das königliche Heer befehligt, in diesem Kriege aber nichts seines frühern Ruhmes Würdiges geleistet, söhnte sich mit seinem Bruder Conti, der, dem Namen nach, an der Spitze der Fronde gestanden, und mit seinem Schwager Longueville aus und nahm von Mazarin die im Vertrage von Ruel versprochenen Entschädigungen in Anspruch. Es war dies die letzte Bewegung im alten Frankreich, wo die, welche sich gegen die Krone aufgelehnt hatten, von ihr, statt Verzeihung, Belohnungen verlangten. Condé ließ es sich außerdem angelegen sein, Bouillon und Turenne mit der Regentin zu versöhnen. Er veranlaßte Letztere, sich mit dem jungen Könige in der Hauptstadt zu zeigen, wo beide vom Volke, dessen

Eifer für die Fronde schon erkaltet war, mit Beifallsbezeigungen aufgenommen wurden. Condé's Absicht war, den großen Adel und alle militairischen Streitkräfte unter seinen Einfluß zu bringen und die Königin-Mutter und den Cardinal von sich abhängig zu machen. Dieser Plan, dessen Ausführung ihm bei seinem hohen Range, seinem Ruhme und entschlossenen Charakter nicht unmöglich gewesen wäre, scheiterte jedoch großentheils durch seine eigene Schuld. Durch seine Geburt, seine Reichthümer und seinen früh erworbenen Kriegsruhm verführt, hatte dieser Prinz sich an eine rauhe, despotische Form des Betragens und Verhaltens gegen Andere gewöhnt, die im Lager gegen Untergebene und Gehorchende erträglich und unschädlich, ihn zur Leitung eines stolzen und unruhigen Adels und einer von dem Gefühle ihrer Würde durchdrungenen Magistratur, wie das Parlament, unfähig machte. Bei jeder möglichen Collision, größerer oder kleinerer, berief er sich auf die Rechte seines Ranges, drohte da, wo er hätte gewinnen oder überreden sollen, und stellte diejenigen, mit denen ihm gleichwohl dieselben Interessen gemein waren, in eine so große Entfernung von sich, daß er ihnen die Ueberzeugung aufdrang, er sehe sie blos als Instrumente für sich an, die er, wenn sie seinen Absichten gedient, fortwerfen werde. In der Regel behandelte er die, welche sich ihm nahten, mit offenbarer Verachtung oder mit übel verhaltenem Spott. Diese Art zu sein, von einem halb barbarischen an das Joch gewöhnten Volke ohne Murren geduldet, wäre in Frankreich, im siebenzehnten Jahrhundert, an dem Souverain selbst kaum erträglich befunden worden, denn die Könige dieses Landes hatten sich früher als anderswo durch gewinnende Herablassung und schonende Güte in den persönlichen Berührungen mit ihren Unterthanen ausgezeichnet und dadurch den Eindruck ihrer Majestät gleichwohl eher erhöht als vermindert. Condé war deshalb sowohl dem Parlament als der übrigen Bevölkerung von Paris verhaßt, und das Bewußtsein dieses Hasses hatte ihn veranlaßt, sich in dem letzten Kriege gegen diese zu erklären. Jetzt, wo er wohl einsah, daß er, ohne an der Spitze einer Partei zu stehen, über die Regentin und ihren Minister nichts vermöge, hätte er darnach streben sollen, den Beifall der öffentlichen Meinung zu gewinnen. Statt dessen glaubte er, von seinem heftigen Temperament und seiner militairischen Natur getrieben, seine Ansprüche mit Gewalt durchsetzen zu können. Unter schwankenden Verhältnissen, in unentschiedenen Zuständen, sind Klugheit und Milde die Mittel, welche den, der die öffentliche Macht besitzt, in ihr erhalten, und den, der sie sucht, zu ihr führen. Die Regentin, die im Namen

eines Königs gebot, dem von Allen, wenigstens dem Princip nach, ein unbeschränktes Recht zugestanden wurde, und Mazarin, welcher der größte Hofmann seiner Zeit war, schmeichelten Allen, die ihnen zu widerstehen vermochten, suchten Alles durch Hoffnungen und Versprechungen zu gewinnen, und bewiesen sich, besonders der Cardinal, nur in seltenen Fällen hart oder unversöhnlich. Sie mußten über einen so rauhen und hochmüthigen Charakter, wie Condé, der keine eigene, selbstständige Gewalt besaß und die, welche ihm zu einer solchen verhelfen sollten, bei jeder Gelegenheit verletzte, zuletzt den Sieg davontragen. Außer diesen Fehlern des Charakters und Betragens besaß Condé, bei angebornem militairischen Genie, keinen umfassenden Blick, keine tiefe Kenntniß der Personen und Dinge um ihn her, kein politisches Talent, das gleichwohl in Bürgerkriegen und bei innern Unruhen, wie die Geschichte lehrt, den rein militairischen Fähigkeiten sich fast immer überlegen zeigt. Condé strebte nach einer ganz unabhängigen, aber damals unmöglichen Stellung im Staate. Er wollte, wie ein Souverain, sich nur auf sich selbst stellen und verlangte von Jedermann Unterwerfung für seine Ansichten und Plane. Er begann jetzt der Regentin und dem Cardinal, wie früher dem Parlament und dem Volke entgegenzuhandeln, ohne sich an letzterem eine Stütze zu bereiten. Sein Sturz war deshalb unvermeidlich und von Seite seiner Gegner selbst ohne einen großen Aufwand von Macht und Kunst zu bewerkstelligen.

Mazarin fürchtete ihn jedoch für den Augenblick noch, indem er ihn an der Spitze bedeutender militairischer Streitkräfte sah. Er wollte ihn durch die größte Willfahrung in allen seinen Forderungen eine Zeit lang täuschen, während dessen seine Verbündeten, einen nach dem andern von ihm abziehen und ihn erst, nachdem er ihn so isolirt, angreifen. Condé schadete sich aber nicht nur durch seinen Stolz und Ungestüm, sondern auch, weil er keiner ruhigen Erwägung und Berechnung fähig war und sich den Eingebungen des Augenblickes mit Leidenschaft überließ, durch sein Schwanken und den Wechsel in seinen Maßregeln. Nachdem ihm Mazarin die meisten seiner Forderungen in Bezug auf die Häupter der Fronde bewilligt, verlangte er für den Herzog von Longueville die Festung Pont-de l'Ardeche in der Normandie, die diesen zum Herrn dieser Provinz gemacht hätte. Der Cardinal, der den übeln Willen des Herzogs gegen sich kannte und jeden Augenblick eine Schilderhebung unter dem Adel fürchtete, glaubte diesem Ansinnen widerstehen zu müssen. Condé, seiner selbst nie Meister, beleidigte den Cardinal auf das Gröblichste und kündigte ihm, nach seiner Weise, in einem

halb drohenden, halb spöttischen Tone offene Fehde an. Er wollte zu diesem Ende sich mit seinen Anhängern, zu denen damals der Coadjutor Gondi gehörte, verabreden, als er plötzlich seine Plane und Gesinnungen änderte. Mazarin, der denen, die er fürchtete, Alles vergab, hatte Condé durch die größten Versprechungen und Zugeständnisse zu gewinnen gewußt. — Er hatte seine sieben Nichten, Töchter seiner beiden Schwestern, aus Rom kommen lassen, um durch ihre Verheirathungen sich im französischen Adel Anhänger zu verschaffen. Seine unermeßlichen Reichthümer und die Macht, die er besaß, machten, daß die Großen auf solche Vorschläge begierig eingingen. Der Cardinal hatte schon mit zwei der größten Herren, Mercoeur und Candal, Verabredungen dieser Art getroffen. Condé, der diese Plane fürchtete, verlangte als Bedingung seines Friedens mit dem Cardinal, daß dieser keine seiner Nichten, ohne seine Bewilligung, verheirathen und überhaupt ohne ihn keine bedeutende Ernennung oder Erhebung vornehmen sollte, und letzterer ging hierauf ein. Mazarin fürchtete, daß Condé, der noch immer an der Spitze eines großen Theiles des Adels stand und durch seine Verbindung mit dem Coadjutor auch auf das Parlament und die Bevölkerung der Hauptstadt einwirken konnte, sich im Weigerungsfalle vielleicht zu irgend einem gewaltsamen Schritte entschließen würde. Dieser Vergleich sollte, nach Condé's Absicht, geheim bleiben. Mazarin aber fand Mittel, den Herzog von Orleans davon zu unterrichten, der auf Condé eifersüchtig wurde und allen Einfluß in den öffentlichen Angelegenheiten zu verlieren fürchtete. Indem Mazarin sich scheinbar so nachgiebig gezeigt, hatte er in Wahrheit durch die Trennung, die er zwischen den beiden ersten Prinzen auf diese Art bewerkstelligte, mehr gewonnen als verloren. Hätte es Condé verstanden, sich mit Gaston zu verbinden, so würde der Cardinal ihrer vereinten Macht nicht haben widerstehen können, denn Gaston war, seiner persönlichen Unwürdigkeit ungeachtet, durch seinen hohen Rang als Oheim des Königs, seinen unermeßlichen Reichthum und großen Anhang einer der mächtigsten Herren im Staate, und Mazarin's Charakter und Stellung machte ihm Richelieu's Kühnheit und Strenge unmöglich. Richelieu hatte sich auf einen König gestützt, der für den Herrn des Staates angesehen wurde, und gehörte selbst dem Lande, das er regierte, an, während Mazarin im Namen einer Königin handelte, die selbst eine nur erborgte Gewalt besaß, und Frankreich, wie ihr Minister, durch Geburt, Charakter und Sitte fremd, nie vollkommen dessen Vertrauen besaß, sich darin nie auf ihrem natürlichen Boden bewegen konnte. — Condé, auf diese Art

mit dem Herzoge von Orleans entzweit, brach durch seine Verbindung mit Mazarin zugleich mit dem Coadjutor, dem fähigsten und unternehmendsten Charakter seiner Zeit, und mit dessen Partei. Ein Vorfall, an und für sich unbedeutend, der aber durch die Sitten jener Zeit Wichtigkeit erhielt, trug dazu bei, Condé auch mit dem größten Theile des höhern Adels zu entzweien. Diesem hatte der Hochmuth dieses Prinzen, seine heftige und zugleich beißende Weise des Betragens nie gefallen, er hatte sich ihm jedoch, als er ihn mit dem Cardinal gespalten sah, als einem Schutz- und Angriffspunkt gegen letztern, wieder zugesellt. Einige Familien des großen Adels nahmen, von Condé unterstützt, gewisse Ehrenrechte am Hofe, die übrigens weder Macht noch Einfluß gewährten, sondern nur in Vorzügen des Ranges bestanden, für sich in Anspruch. Sie verlangten in dieser Beziehung mit den Bastarden des königlichen Hauses, wie die Familien Vendome und Angouleme, und mit den fremden Prinzen aus nicht königlichem Stamme, wie Lothringen, Savoyen u. s. w. auf gleichen Fuß gestellt zu werden. Der Adel der eigentlichen Feudalwelt hatte in Frankreich wenig oder nichts von Rang- und Ceremonienstreitigkeiten gewußt. Sein Rang war durch den Lehnsdienst bestimmt und durchaus von der politischen Stellung jedes Einzelnen abhängig gewesen. Sobald aber das Königthum sich über alle Stände gleichmäßig erhoben, waren die alten Stufenordnungen entweder verschwunden oder wenigstens in ihrer ursprünglichen Reinheit nicht mehr anerkannt worden. Es hatte sich, wenn auch mit Bewahrung einiger Unterschiede, im Ganzen eine Art Adelsdemokratie gebildet, wie sie der aus dem Feudalwesen entstandenen absoluten Monarchie natürlich ist, wo die allen gemeinsame Abhängigkeit ein gewisses Gefühl der Gleichheit hervorbrachte und in dem Kreise des Herrenstandes keine besondern Unterschiede und Privilegien gelten lassen wollte. Dieses Gefühl machte sich auch in diesem Falle geltend. Ueber achthundert Edelleute versammelten sich und erklärten keine Bevorzugungen einzelner Familien unter ihnen anerkennen zu wollen. Condé nahm für seine Günstlinge, die allerdings zum ersten Adel jener Zeit gehörten und von denen einige durch Heirathen mit den Prinzen von Geblüt verwandt waren, wie die Rohan, La Rochefoucauld u. s. w. gewisse Vorzüge in Anspruch, und drohte Jedem, der sich deren Anerkennung widersetzen würde, mit seinem Zorn. Der übrige Adel kehrte sich aber an die Drohungen nicht und behandelte die Frage, ob der Eintritt in die Gemächer des Königs diesem oder jenem Herrn, durch diese oder eine andere Thür, zu welcher Stunde u. s. w. und welcher Dame

bei der Königin ein Sitz angeboten werden könne oder nicht, wie eine Staatssache, begann die Rechte der Krone zu deren Ertheilung zu untersuchen und von einer Versammlung der Reichsstände zu sprechen. Dem Cardinal, der sich, seiner großen persönlichen Gewandtheit ungeachtet, nie vollkommen an die Sprache, die Sitten und Vorstellungen der französischen Großen hatte gewöhnen können und im Herzen immer Italiener geblieben war, erschien die Entscheidung dieser und ähnlicher Ansprüche gleichgültig und lächerlich, aber um Condé entgegenzuarbeiten, versagte er den von demselben ihm empfohlenen Familien die Auszeichnungen, die sie für sich verlangten. Bald nachher gab die Nichtauszahlung der den Staatsgläubigern, die meist aus Bewohnern der Hauptstadt bestanden, schuldigen Zinsen Gelegenheit, die zwischen Condé und dem Coadjutor und dessen Anhängern im Parlament schon bestehende Spannung noch zu vergrößern und gegen den Prinzen immer mehr Haß und Feindschaft zu erregen. Mazarin schürte dieses Feuer sorgfältig an. Er wollte seine Gegner, zu denen fast Alles gehörte, was nicht unmittelbar von der Regierung abhing, unter sich so viel als möglich trennen, weil er sich nur so behaupten zu können hoffte. Es ward eines Abends, während der durch die Unterbrechung der Rentenzahlung entstandenen Unruhen, auf den Wagen des Prinzen, ohne ihn jedoch selbst zu verwunden, geschossen. Condé wollte in den Prozeß, der deshalb vor dem Parlament angestellt wurde, den Coadjutor, dessen Vertrauten, den Herzog von Beaufort, so wie mehre Führer der Fronde verwickeln. Entweder glaubte er wirklich an deren Theilnahme bei diesem Attentat, oder er wollte der Regentin und dem Cardinal beweisen, daß er aus Anhänglichkeit an sie Gefahren ausgesetzt war. Das Volk der Hauptstadt hielt ihn von dem letzten Kriege her, wo er Paris belagert, noch immer für einen Anhänger der Regierung und haßte ihn deshalb. Es konnte auf Gondi und Beaufort kein Schein von Schuld geworfen werden, gleichwohl verlangte Condé mit großem Stolz, daß beide, um ihm Genugthuung zu geben, sich jedenfalls für einige Zeit von Paris entfernen sollten. Die Königin-Mutter und Mazarin sahen mit Freude, wie ihre Gegner sich unter einander entzweiten und wie Condé sich immer mehr von denen trennte, mit denen er um jeden Preis hätte verbunden bleiben sollen. Der Prinz, anstatt die Gefahr zu ahnen, der er sich aussetzte, schien dieselbe herauszufordern. Er beleidigte Anna von Oesterreich persönlich, indem er einen seiner Günstlinge anstiftete, ihre Handlungen und Absichten unter dem Vorwande, von einer besondern Neigung für sie beseelt zu sein, zu

beobachten, was von ihr entdeckt wurde; er verjagte die Befehlshaber der Königin aus Le Havre und verfügte über diesen wichtigen Platz zu seinem eigenen Vortheil. Diese letzte Aeußerung seines rücksichtlosen Uebermuthes überstieg das Maß dessen, was die Regierung von ihm zu dulden geneigt war. Sie glaubte jedoch, ehe sie gegen den Prinzen einen entscheidenden Schlag versuchen könne, des Einverständnisses mit dem Coadjutor gewiß sein zu müssen. Paul de Gondi übte auf die Geistlichkeit, die Bürgerschaft und den jüngern Theil des Parlaments einen großen Einfluß aus. Anna von Oesterreich liebte ihn, der sonst ein großer Günstling ihres Geschlechts war, nicht, wahrscheinlich weil sie fühlte, daß sie keine Macht über ihn besitze und ihn nie nach ihrem Gefallen würde lenken können. Sie wußte außerdem, wie thätig er sich gegen sie in den letzten Unruhen gezeigt hatte. Mazarin begriff den Coadjutor noch besser. Er kannte die Verachtung, die dieser gegen seine Heuchelei und seine Erpressungen hegte, und wußte, daß Gondi, bei allem Leichtsinne in seinem persönlichen Verhalten, von einer wahrhaften Liebe für sein Land durchdrungen und durch Geist und Studium mehr als irgend Jemand befähigt war, die Mängel der damaligen französischen Zustände zu begreifen. Beide überwanden ihre Abneigung gegen den Coadjutor, und empfingen denselben heimlich und in der Nacht in den Gemächern des Palais royal, wo die von ihm gestellten Bedingungen, wie namentlich die Beobachtung der im Vertrage von Ruel dem Parlamente zugestandenen Reformen, zum Beitritt der gegen Condé beschlossenen Maßregeln angenommen wurden. Gondi war ohne Zweifel von persönlicher Abneigung gegen den Prinzen erfüllt, zugleich aber glaubte er mit Recht, daß dessen Selbstsucht, die sich über alle Rücksichten hinaussetzte, und ein Uebermuth, der in alle Verhältnisse die Ideen und Gewohnheiten des Lagers trug, dem Staate noch nachtheiliger als der Königin Launen und des Cardinals Ränke seien. Der Herzog von Orleans, schon längst auf Condé eifersüchtig und mit ihm gespannt, billigte ebenfalls den Plan, sich seiner zu bemächtigen. Man hielt diesen jedoch bis auf den letzten Augenblick geheim, denn Condé besaß unter dem Kriegsvolke zahlreichen Anhang und man glaubte von seiner Entschlossenheit einen thätigen und vielleicht selbst gefährlichen Widerstand fürchten zu können. Mazarin beschloß mit Condé zugleich seinen Bruder Conti und seinen Schwager Longueville, damit der Partei kein Führer übrig bleibe, verhaften zu lassen. Condé verachtete die Warnungen, die ihm von mehren Seiten zukamen. Er wurde mit seinen beiden Verwandten in dem Saale, in welchem

sich gewöhnlich der Staatsrath versammelte, kurz vor dem Anfange der Sitzung, verhaftet und nach Vincennes geführt (Januar 1650). Seine Freunde verließen sogleich die Hauptstadt und flüchteten sich in ihre festen Sicherheitsplätze. Das Volk, dem Condé ungeachtet seines kriegerischen Ruhmes verhaßt war, billigte den gegen ihn geführten Staatsstreich. Die Königin-Mutter überhäufte den mit dem Coadjutor verbundenen Theil der Fronde mit Vortheilen und Auszeichnungen. Ihre Abneigung gegen Condé drängte in dieser letzten Zeit jede andere Rücksicht und Bedenklichkeit zurück. Die Verhaftung eines Prinzen wie Condé, der seinem Lande so große Dienste geleistet, und dies obenein ohne vorhergegangene Untersuchung, ohne irgend eine Rechtsform, war eine arge Verletzung der von dem Parlamente verlangten Garantien für die persönliche Freiheit, um deren willen zum Theil der letzte Bürgerkrieg entstanden und die von der Regierung endlich bewilligt worden waren. Diese Gewaltthat erregte jedoch, wie bei der Bevölkerung keine Mißbilligung, so von Seite der Magistratur keinen Widerstand. Die Lage eines Prinzen und Großen überhaupt galt in den Augen der Menge für eine exceptionelle; indem man ihm große Privilegien zugestand, hielt man sich auch zu deren Verletzung für berechtigt. Die Idee einer absoluten Gerechtigkeit, deren Verwirklichung übrigens oft sehr schwer wird, wurde damals kaum geahnt. Sie ist übrigens auch nur da möglich, wo keine zu große Ungleichheit die Mitglieder eines Gemeinwesens einander entfremdet. Der Mächtige, der seiner Vortheile nicht mit einer gewissen Mäßigung genießt, erregt, je nach den Umständen, Furcht oder Haß, und die Menge freut sich über seinen Fall, selbst wenn ihre eigenen Rechte oder ihre eigene Sicherheit durch denselben bedroht werden sollten, und sieht ihn als eine ihr gewordene Genugthuung an. Man erinnerte sich bei Condé's Gefangensetzung nicht nur des Uebermuthes, mit welchem er seine Stellung gemißbraucht hatte, sondern auch des von ihm bei den Conferenzen in St. Germain geäußerten Grundsatzes, daß es der Regierung frei stehen müsse, sich der Personen, die mit besondern Rechten und Würden bekleidet seien, sobald sie ihr verdächtig geworden, ohne weitere Förmlichkeiten zu bemächtigen. Condé hatte dabei nicht an sich, sondern an Andere gedacht, sich aber in dem Netze, an dem er selbst gesponnen, gefangen.

Das tragische Geschick so vieler Großen in Frankreich, besonders der Prinzen des königlichen Hauses, vom Anfange der Parteiungen und bürgerlichen Unruhen, seit dem Tode Heinrich's II. an, reichte allein hin, um ein, wenn auch nicht vollständiges, aber

charakteristisches Bild von dem Geschick des Landes und der Mißbräuche, von denen es litt, zu geben, und unter denen es ohne die ihm eigenthümliche Elasticität und regenerirende Kraft erlegen wäre. Die Mitglieder des Hauses Bourbon, unter den letzten Valois Prinzen von Geblüt, stehen zu ihren Senioren in einem fast immer feindlichen Verhältnisse. Der König von Navarra und sein Bruder, der Prinz von Condé, befinden sich im Augenblicke des Todes Franz' II. im Gefängniß, unter einer Anklage, die sie mit dem Tode bedrohte. Der Befehl zu Condé's Hinrichtung war schon gegeben worden. Der König von Navarra wird bei der Belagerung von Rouen tödtlich verwundet. Condé fällt in einer Schlacht von der Hand der Soldaten seines Königs. Der zweite Condé wird wahrscheinlich von seiner eigenen Frau vergiftet. Sein Sohn muß, um die Ehre seiner Frau zu retten, vor den Nachstellungen Heinrich's IV. sein Heil in der Flucht außer Landes suchen. Der letzte Valois und der erste Bourbon sterben unter Mördershand. Ludwig XIII. und sein Bruder Gaston stehen ihr ganzes Leben hindurch in Feindschaft zu einander. Der dritte Condé wird unter Maria von Medicis Jahre lang in der Bastille gehalten. Seinem Sohn widerfährt jetzt ein ähnliches Loos. Die meisten dieser Fürsten werden nicht nur von ihren eigenen Verwandten gehaßt, sondern stehen sogar zu ihren Frauen in unwürdigen Verhältnissen. Erst unter Ludwig's XIV. Autokratie, als die wilde Gährung, die Frankreich so lange zerrissen, in sich selbst versiegt, hören diese Beispiele der innern Trennung und Befehdung der Verwandten und Familienglieder innerhalb des königlichen Hauses auf, brechen aber unter seinen Nachfolgern von Neuem aus.

Fast immer spiegelt ein herrschendes Geschlecht den Geist, den Charakter und die Sitten eines Volkes, wenn auch meist auf getrübte und beschränkte Weise, wider, denn wie viele Schatten von Fürsten gehen an dem, vor dessen innerm Sinne die Geschichte lebendig geworden, vorüber, ehe eine Gestalt sichtbar wird, die von einer lebendigen und eigenthümlichen Natur beseelt ist. Obgleich demnach eine große nationale Individualität von ihren Regenten selten auf eine angemessene Art dargestellt und selbst nicht von den Größten und Besten darunter vollkommen erschöpft werden kann, so stehen die regierenden Häuser, so lange sie nicht in sich zu verfallen anfangen, in einer oft mehr gefühlten als bewußten Uebereinstimmung zu ihren Völkern und werfen immer ein, wenn auch oft verkleinertes Bild derselben zurück. Das der menschlichen Natur einwohnende Streben nach Einheit, das, je mehr sie sich entwickelt,

immer lebendiger hervortritt und ohne das es kein großes Dasein giebt, ist, seinem innersten Grunde nach, der Ursprung der Monarchie gewesen, die weder nothwendig in der Herrschaft eines einzigen Geschlechtes über ein Land, noch weniger in dem Besitze desselben, als vielmehr vornehmlich in der Individualisirung eines Volkes in einer Person und Familie besteht, die, dem Wesen nach, wie der Baum von dem Boden abhängt, der ihn trägt, ebenso ihr Leben von der Nation empfängt, in deren Mitte sie sich erhoben hat. — In der Aristokratie personificirt sich das Volk in einem Inbegriff von Geschlechtern, die aber dessen Natur auf eine weniger reine Art als eine einzige Dynastie ausdrücken. Da das Princip der Einheit in der Aristokratie, die ihrem Wesen nach aus vielen, oft ganz ungleichartigen Elementen, die nur durch eine politische Fiction zusammenhängen, besteht, nur gebrochen und künstlich, als etwas Gewolltes und Gemachtes, erscheint, so ist diese Form des öffentlichen Lebens an und für sich eine unvollkommnere, weniger natürliche und weniger vernünftige zugleich als die Monarchie, und ihre Erhaltung hängt mehr von äußern und zufälligen Umständen als ihrem Wesen selbst ab, die, wenn sie verschwinden oder sich verändern, die Auflösung des ganzen politischen Verbandes, der von keinem tiefen und einigen Mittelpunkte zusammengehalten wird, zur Folge haben. In der Demokratie, der politischen Form, in welcher das Bedürfniß der menschlichen Natur nach Einheit am wenigsten befriedigt wird, sucht das Volk diesen Mangel durch eine möglichst umfassende, Alles bestimmende Gesetzgebung zu ersetzen, dazu bestimmt, den Einzelnen mit der Gesammtheit auf das Engste zu verbinden. Der Mangel einer natürlichen Einheit wird aber in der Demokratie auf diese Weise nur unvollständig und vorübergehend ersetzt. Die Individualität ist in einem solchen Zustande an und für sich so sehr zur Willkür geneigt, daß sie nur durch die größte Strenge der Gesetze und Sitten zur Anerkennung jener künstlichen Einheit, die als der Wille Aller gedacht wird, gezwungen werden kann. Daher die blinde Unterwerfung, die unter diesen Willen gefordert, die rücksichtslose Härte, mit der jede Verletzung desselben gerächt wird und die in der Demokratie als Tugend und Gerechtigkeit hervortreten. Da in ihr weder das Princip der reinen Einheit, wie in der Monarchie, noch dasselbe, wenn auch weniger fest, doch aber noch vorhanden, wie in der Aristokratie, erscheint, so wird die Individualität in ihr nie anders in dem Kreise des allgemeinen Daseins festgehalten, als durch einen Zustand der Gewalt, der sich besonders in dem Drange nach Eroberungen ausspricht, weil hierdurch alle besondern

Gesinnungen auf ein außer ihnen liegendes festes Ziel gerichtet werden. Es versteht sich von selbst, daß hier von dem besondern Charakter und der Vergleichung dieser drei großen politischen Formen nur so weit die Rede ist, als sie sich rein dargestellt haben und das in ihnen waltende Princip sich in einem Körper, mächtig genug, um eine historische Gestalt zu werden, personificirt hat. — Die Idee der Monarchie ist, ihrer innern Einheit ungeachtet, ebenso wie die Aristokratie unter verschiedenen Gestalten erschienen, in denen sie sich mehr oder weniger rein ausgesprochen, und von dem allgemeinen Geiste der Zeit oder Nation, in der sie erschienen, modificirt worden. Wenn man von dem gegenwärtigen Moment abstrahirt, der weder das Maß der Vergangenheit, noch das der Zukunft ist, so kann man ohne Uebertreibung behaupten, daß das monarchische Princip in Frankreich sich, im Vergleiche zu andern Staaten am besten dargelegt und seinen Zweck, die Herstellung einer großen socialen und politischen Einheit der durch ihren Charakter und ihre Lage von der Natur zu einer innern und äußern Verbindung bestimmten Völker am vollkommensten erreicht hat. Es ist kein Zufall gewesen, daß hier dieselbe Dynastie, mit dem Entstehen der Nation selbst hervortretend, sich durch acht Jahrhunderte lang, ungeachtet so großer Stürme, erhalten hat. So lange von ihr die Bestimmung der Monarchie begriffen wurde, wuchs ihre Kraft, nur selten durch schwache oder schlechte Fürsten aufgehalten, und grünte, wenn ihr Stamm vertrocknete, an seinen Wurzeln wieder auf. Selbst die von Robert von Artois an sich unaufhörlich erneuernden Feindschaften, Trennungen und Spaltungen unter den Mitgliedern des königlichen Hauses sind ein Beweis für die Bedeutung desselben, denn es kann sich in der Nation keine politische oder religiöse Parteiung erheben, ohne daß ein französischer Prinz an ihre Spitze tritt und sie zu leiten sucht. Das Leben des französischen Volkes scheint wie mit unlösbaren Banden an das Dasein seiner Dynastie geknüpft zu sein, und dies ist so wahr, daß selbst die gewaltsamsten Versuche, sich von ihr gänzlich zu trennen, immer wieder zu einer Erneuerung des alten Bundes geführt haben. Nach den mißlungenen Versuchen in der Republik und dem Kaiserreiche, mit der Vergangenheit vollkommen zu brechen, erscheinen die Nachkommen Hugo Kapet's wiederum auf dem Throne, und als die eine Linie dieses Hauses sich mit dem veränderten Geiste der Nation nicht aussöhnen kann, tritt eine andere an ihre Stelle, aber immer demselben Stamme angehörig, und knüpft von Neuem das Geschick des französischen Volkes an das Bestehen der Dynastie, die nicht nur so lange über

Frankreich geherrscht, sondern, was von der keines andern Landes gesagt werden kann, an der Wiege des nationalen Lebens selbst gestanden hat.

Der Kampf der Fronde, obgleich, seinem Ursprung und seiner Veranlassung nach, eine Erhebung der Nation gegen den Despotismus, der von Mazarin im Namen der Krone ausgeübt wurde, war gleich anfangs durch die Selbstsucht der Großen und den Mangel an politischem Blick im Parlament von seinem wahren Ziele abgeführt worden. In ihrem Verlaufe aber scheiterte diese Bewegung völlig an der Gleichgültigkeit und Theilnahmlosigkeit des Volkes, das in diesem Streite der Regierung und der privilegirten Stände nur ein Spiel ihrer beiderseitigen Herrsch- und Habsucht erkannte und sich von demselben zurückzog. Dies ist der allgemeine Grund, warum diese Opposition gegen den Anspruch der Krone oder derer, die ihre Macht in Händen hatten, auf eine unbeschränkte Leitung der öffentlichen Angelegenheiten und ein willkürliches Eingreifen in das Dasein der Einzelnen ihren Zweck nicht erreichte. In der besondern Entwickelung dieses Kampfes tritt aber die Uneinigkeit zwischen den Großen und dem Parlament und der Zwiespalt, der sich überhaupt unter den Anhängern der Fronde selbst bildete, als die nächste Veranlassung zu ihrem Untergange hervor. Es bildete sich in dieser Opposition, nach der Verhaftung der drei Prinzen, denn Conti und Longueville hatten dasselbe Schicksal wie Condé erfahren, eine besondere Partei, „die neue Fronde" genannt, welche vor Allem die Befreiung der Gefangenen und ihre Wiederherstellung in ihre Rechte verlangte, und diesem Zwecke jede andere allgemeine Rücksicht unterordnete. Die Partei, welche, wenigstens dem Scheine nach, die Erhaltung der zugestandenen Reformen und die Beschränkung des ministeriellen Despotismus verlangte, wurde von da an „die alte Fronde" genannt. Zur letztern gehörte der größte Theil des Parlaments und Gaston von Orleans, so weit dieser schwache und unthätige Charakter überhaupt einer Ueberzeugung oder eines Planes fähig war, vor Allen aber zeichnete sich in ihr der Coadjutor, Paul de Gondi, aus. An der Spitze der neuen Fronde standen die Anhänger des Hauses Condé, wie der Herzog von Bouillon, sein Bruder, der berühmte Turenne, de la Rochefoucauld u. s. w. Sie zählte in der pariser Bevölkerung ebenfalls viele Anhänger, obwohl weniger als die alte Fronde. Ihre Stärke bestand vornehmlich in dem Interesse, das ein großer Theil des höhern Adels an den gefangenen Prinzen und gegen den Cardinal Mazarin zu nehmen anfing. Diese beiden Parteien, nur auf

Augenblicke einig, sonst sich fast entgegengesetzt, wandten die Kraft, die sie der Regierung hätten entgegensetzen können, großentheils zu ihrer Befehdung unter sich an, und dies ist der Grund, warum eine Regentin, die weder Einsicht noch Festigkeit besaß, und ein Minister, der allgemeine Abneigung erregte, zuletzt dieser ganzen Bewegung, für die anfangs die Mehrheit des großen Adels, die Magistratur und die Bevölkerung der Hauptstadt Partei genommen, Herr werden konnten.

Das Parlament und das Volk waren mit Condé's Verhaftung zufrieden gewesen. Der Adel, der ihm früher nie hold gewesen, war es jedoch, der endlich für ihn zu den Waffen griff. Die kühne Maßregel Mazarin's, der, sich auf die Abneigung, die Condé überall erregt hatte, stützend, den ersten Prinzen von Geblüt, den gefeierten Helden und Sieger ohne Weiteres, ohne Untersuchung und Verurtheilung, im Gefängniß hielt, erschreckte und verletzte den Adel, der für sich selbst keine Sicherheit sah, wenn solche Gewalt an dem verübt wurde, der an seiner Spitze stand. Denn der höhere Adel zählte die Prinzen von Geblüt unter die Mitglieder seines Standes. Dann äußerte ein besonderer Umstand, der mehr in den Sitten jener Zeit als in den politischen Verhältnissen seine Wurzel hatte, auf die Entschließung der Großen einen mächtigen Einfluß. Der französische Adel jener Zeit lebte, obwohl sein Zustand, seine Lage sich seit dem Verfalle des Lehnswesens vollkommen verändert hatten, dennoch mit seinen Gesinnungen und Sitten in jener für die damalige Gegenwart verschwundenen Zeit des Mittelalters. Es war dies um so leichter, da die Feudalwelt mehr ihrem Geiste und Gehalt, als ihrer Form nach untergegangen war und das Königthum, bei seinem unbeschränkten Walten, ihr Wesen zerstörend, ihren Schein erhalten hatte. Es gab, so zu sagen, keinen Abschnitt in dem Fortschritte der französischen Geschichte, der das Aufhören des Lehnslebens und den Beginn einer andern Epoche klar vor Augen gebracht hätte. Dasselbe schien in seinen Namen, Formen und Gebräuchen noch immer vorhanden zu sein. Die unumschränkte Autorität der Krone brachte deshalb in dem Adel keineswegs die Meinung hervor, daß seine Lage sich vollkommen verändert und ihm nur der Schatten und Name seiner frühern Verhältnisse übrig geblieben, er sah jene unbegrenzte Gewalt als einen Mißbrauch, eine Anmaßung an, gab ihr nach oder widerstand ihr, je nach den Umständen, hielt sich aber noch immer für einen wahren Herrenstand, glaubte noch immer mit dem Könige die Herrschaft über das Land zu theilen. Es ging der französischen Aristokratie jener Zeit, wie

der römischen unter den Kaisern. Diese hatten ihre Macht gänzlich gebrochen. Da aber dieselben Namen und Formen geblieben, da keine neue Theorie, sondern nur eine neue Praxis sich geltend gemacht hatte, so glaubte der Senat selbst unter Nero und Domitian noch immer der Quell der öffentlichen Macht zu sein und seinen Fürsten zur Seite zu stehen. Nur ein ganz neuer, von den Verhältnissen des Mittelalters durchaus verschiedener Zustand, wie der, welchen die Revolution in Frankreich hervorgebracht, hat diese Illusionen vernichten können, die, ihrer Natur nach, da sie sich an etwas Vergangenes oder Vergehendes hängten, mehr den Schein als das Wesen, die Form als den Gehalt in Betracht zogen. Für den französischen Adel in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts gab es im Grunde noch keine Nation, keinen Staat und keine Personifikation desselben in dem Souverain, sondern nur einen Herrenstand, dessen Haupt der König war, einen Klerus und eine Magistratur, dazu bestimmt, die Lücke, die der Adel in der Organisation des Ganzen ließ, auszufüllen, und ein Volk, bestimmt, dies Alles zu tragen und zu nähren, dem gewisse natürliche und menschliche Rechte aus Gewohnheit zugestanden wurden, das aber politisch nur in gewissen Krisen als Instrument der Mächtigen zum Vorschein kam. Dieser Stimmung und Gesinnung des ganzen Standes entsprach natürlich die Sitte und Erziehung der Einzelnen. Letztere war noch immer ausschließend auf Krieg gerichtet, und in ersterer herrschte ein unbändiger unerschöpflicher Hang zum sinnlichen Genusse des Lebens, das, so oft und leicht auf das Spiel gesetzt, nur die Befriedigung des Augenblickes kannte. Obgleich die Privatkriege im Innern, als ein regelmäßiges politisches Recht, längst aufgehört hatten und nur hier und da als eine bewaffnete Räuberei ausgeübt werden konnten, so war durch die Religions- und Bürgerkriege die Sitte der Selbsthülfe wieder, wie in der Feudalwelt, erneuert worden, und die unaufhörlichen äußern Kriege seit Karl VIII. hatten der Kampf- und Thatenlust fast ebenso viel Nahrung wie im Mittelalter geboten. Aus solchen Sitten und einer solchen Stimmung des Adels gingen, wie früher, viele kräftige und kühne Charaktere hervor, aber ein klares und umfassendes Bewußtsein, selbst nur über die nächsten Interessen, war selten und die eigentliche Bildung der Intelligenz, Gedanke und Urtheil, unentwickelt geblieben. Nichts war in der Mehrzahl des damaligen französischen Adels seltener als ein politisches Talent irgend einer Art. Er wurde fast einzig von persönlichen Leidenschaften und Interessen bewegt. Hieraus erklärt sich zum Theil die Bedeutung, welche sich Mazarin, des Hasses und

Widerstandes der Großen ungeachtet, erwarb, warum die Leitung des Staates, ungeachtet des Verfalles der Hierarchie, so oft Geistlichen im alten Frankreich zufiel, und warum die weltliche Aristokratie dieses Landes sich zu keiner wahrhaft politischen Stellung zwischen dem Könige und dem Volke erheben konnte.

In diesem Dasein des Adels, wo Alles auf Kämpfe, Verschwörungen, Intriguen, auf die Befriedigung eines leidenschaftlichen Willens, den Genuß des Augenblickes, die Ergreifung des Glückes mit Verachtung der äußersten Gefahren gerichtet war, mußten nothwendig die Frauen eine große Stelle einnehmen, alle Lücken, die dasselbe ließ, ausfüllen, auf so geartete Naturen einen unermeßlichen Einfluß ausüben, sie nicht nur gewinnen, sondern leiten, nicht nur belohnen, sondern beherrschen. Sie mußten in einem solchen Zustande nicht nur das Gefühl und die Phantasie erfüllen, sondern indem sie fast Alles besaßen, was den Männern fehlte, wie z. B. eine feinere Beobachtung und Kenntniß des Vorhandenen, eine genauere Schätzung und Abwägung der Personen und Dinge, die Rathgeber und Entscheider der Männer werden. Sie selbst litten in ihrer Erziehung, Sitte und Lebensweise allerdings an vielen, von einer solchen Lage unzertrennlichen Mängeln, jedoch weniger als die Männer, und glänzten durch Eigenschaften, deren Erwerbung diesen unmöglich gewesen war. Daher die überaus thätige einflußreiche, obgleich im Ganzen allerdings unsittliche Stellung, welche die Frauen des herrschenden Standes in den Unruhen der Fronde einnahmen, die weder früher noch später in dieser Weise erschienen ist. Im Anfange dieser Bewegung waren es die Herzoginnen von Longueville und Bouillon gewesen, welche am thätigsten gegen den Hof intriguirt und die Flamme der Unzufriedenheit am heftigsten angefacht hatten. Der Zauber, den sie ausübten, hatte den Adel nach Paris und in die Partei gegen Mazarin gezogen und ihre unwiderstehliche Anmuth selbst die Herzen des Volkes gewonnen. Die Herzogin von Bouillon ward für ein Muster ehelicher Treue, wenigstens so weit man dies damals verlangte, angesehen, die Herzogin von Longueville lebte mit ihrem Bruder Condé und ihrem Gemahle in Unfrieden und war keineswegs durch ihre Sittenstrenge berühmt, aber sie galt in Aller Augen für ein Ideal von Reiz und Schönheit, und die von ihr erhaltenen Bildnisse bestätigen diese Meinung ihrer Zeitgenossen. Beide Frauen besaßen dabei wenigstens ebenso viele Kühnheit und Thätigkeit als die sie umgebenden Männer, und dieser Verein von Entschlossenheit und Anmuth, der übrigens oft unter den Französinnen der vornehmen Klassen erschienen, mußte eine

außerordentliche Wirkung hervorbringen. Anna von Oesterreich wünschte diese beiden weiblichen Häupter der Fronde um jeden Preis in ihre Gewalt zu bekommen. Die Herzogin von Bouillon war, nach der Festnehmung der Prinzen von der Sorge für eine kranke Tochter in Paris zurückgehalten, verhaftet worden, die Herzogin von Longueville dagegen flüchtete sich, von ihrem Geliebten, de la Rochefoucauld, und einem Trupp von Edelleuten begleitet, zu ihrer Freundin, der Pfalzgräfin Maria von Gonzaga, irrte hierauf unter vielen Gefahren in Nordfrankreich umher, bis sie endlich nach Holland entkam. Von hier begab sie sich nach Stenay im Herzogthume Bouillon, wo Turenne, von seinem Bruder, dem regierenden Herzoge, unterstützt, ein Heer versammelte. Die Reize der Herzogin von Longueville hatten den großen Feldherrn, der schon über die Jugendjahre hinaus war, so gefesselt, daß er, alle andern Rücksichten vergessend, sich ihrer Partei noch fester als früher anschloß. Die übrigen Helden der Fronde waren fast alle in den Netzen einer ähnlichen Verbindung verstrickt und wurden von ihren Heroinen geleitet. Selbst den Coadjutor Gondi hatte sein geistlicher Stand nicht abgehalten, nach vielen andern Liebesabenteuern, die Gunst der Mademoiselle de Chevreuse, wie sie von den Franzosen genannt wurde, einer Prinzessin aus dem Hause Lothringen, zu gewinnen. Ihre Mutter hatte, nachdem sie ihren ersten Gemahl, den Connetable de Luynes, verloren, einen Sohn des Herzogs von Guise, der in Blois auf Heinrich's III. Befehl ermordet worden, geheirathet. Gondi, ebenso kühn wie Condé, voller Lust zu persönlichen Abenteuern und politischen Bewegungen, und dabei fein und durchdringend wie Mazarin, bedurfte weder weiblicher Anregung noch weiblichen Rathes, um sich in seiner Rolle thätig zu zeigen. Seine Freundin war vor allen Dingen seine Späherin und verrieth ihm die Geheimnisse des Hofes, denn ihre Mutter, die Herzogin von Chevreuse, einst die vertraute Jugendfreundin der Regentin, war bei dieser, obwohl nicht in demselben Grade wie früher, in Gunst geblieben. In derselben Zeit, wo die Tochter eines souverainen Hauses zu der Rolle der Geliebten eines Prälaten herabgestiegen war, wollten die beiderseitigen Freunde sie mit einem Mitgliede des königlichen Hauses, dem gefangenen Prinzen von Conti, verheirathen, dem die Annahme dieses Plans als eine Bedingung seiner Befreiung vorgelegt wurde. Der Herzog von Beaufort, ein Enkelsohn Heinrich's IV. und Vertrauter Gondi's, liebte die Herzogin von Montbazon, obgleich sie viel älter war als er, und Mazarin, der mit dieser in Verbindung stand, erfuhr durch sie die Geheimnisse der Fronde. So bunt durchkreuzten sich in dieser

Zeit Leidenschaften und Interessen! — Diese Spiele der Laune und Politik, diese Verbindung der Numa der Fronde mit ihren Egerien waren allgemein, selbst im Volke, bekannt und ihre Rechtmäßigkeit ward fast von Niemand in Zweifel gezogen. Die politische Wichtigkeit, die sie zum Theil besaßen, die Gefahren, denen sie aussetzten, die Energie und Kühnheit, von der sie oft begleitet wurden, milderten den Eindruck ihrer unsittlichen Natur und warfen in den Augen der Menge auf sie einen verschönenden Schein. In der That lebte, wenn auch mit vielem falschen Beiwerk vermischt, etwas von dem Gefühle des Mittelalters in dem Herzen jener Epoche, und selbst diese Auswüchse gingen mehr aus dem Drange nach Thätigkeit und Bewegung als aus einer verderbten Natur und dem Hange zu Selbstsucht und Weichlichkeit hervor. Aber das unsittliche Beispiel, das durch diese Liebesintriguen und deren Verbindung mit den öffentlichen Verhältnissen in der Epoche der Fronde, mehr als je früher, gegeben wurde, äußerte auf die moralische Stimmung der Großen einen überaus verderblichen Einfluß. Aus ihm ging das moderne französische Serails- und Maitressenwesen der Zeiten Ludwig's XIV. und Ludwig's XV. hervor, wo eine weiche und entnervende Sinnlichkeit, jeder Kraft und Leidenschaft, jedes romantischen Scheines entbehrend, das Gefühl so tief herabzog, das ganze Dasein erniedrigte und die Franzosen in den Ruf des unsittlichsten Volkes der Erde brachte. — Die Verhaftung der beiden Prinzen von Geblüt und des Herzogs von Longueville hatte den Adel empört, der jedoch ohne diesen Einfluß der Frauen auf ihn, der fast ebenso mächtig, wie einst der religiöse Enthusiasmus auf seine Vorfahren wirkte, vielleicht nicht so schnell zu den Waffen gegriffen hätte. Diese Frauen waren es aber, die noch mehr Hang zu Abenteuern jeder Art als die Männer selbst besaßen. Diesmal gab jedoch, gegen die herrschenden Sitten der Zeit, ein rechtmäßiges Verhältniß zu einer neuen Bewegung Veranlassung. Die Frau des Prinzen Condé, die Nichte Richelieu's, obgleich von ihrem Gemahle vernachlässigt, entfloh aus Furcht, daß man ihr ihren fünfjährigen Sohn, den Herzog von Enghien, als Geißel abnehmen und sie selbst in Gewahrsam bringen möchte, nach Berry, wo der Adel dieser Provinz, dem Hause Condé ergeben, sich alsbald gegen die Regierung erhob. Von hier aus wandte sie sich, auf die Ergebenheit desselben Standes im Süden zählend, von einem zahlreichen bewaffneten Gefolge umgeben, nach diesen Gegenden. In Auvergne stieß eine Anzahl der größten französischen Herren, die Bouillon, de la Rochefoucauld, Duras, Clermont, Hautefort u. s. w. mit ihren Vasallen zu ihr.

Bald hatte sich ein kleines Heer von ungefähr funfzehnhundert Reitern, fast alles Edelleute, und zweitausend Fußknechte um sie versammelt. Das Unternehmen war bis jetzt mehr eine Lustreise als ein Feldzug gewesen. Ueberall in den Schlössern, wo die Herzogin empfangen wurde, wurden die politischen Berathschlagungen und kriegerischen Plane mit Festen und Jagden begleitet. Täglich vereinigten sich neue Freunde mit ihr. Die Erinnerung an die Siege des gefangenen Prinzen, der Anblick seiner flüchtigen Frau und seines kleinen Sohnes, der Haß gegen den fremden Priester, der an diesem Allen die Schuld trug, entflammte den Adel. Mazarin hatte dem Parlament und der Bürgerschaft von Bordeaux verboten, die Prinzessin in ihren Mauern aufzunehmen. Sie ward gleichwohl von dem Volk mit Jubel aufgenommen und legte bei dem Parlament eine Klage über die von dem Cardinal gegen ihr Haus verübte Tyrannei nieder. Die Bevölkerung von Bordeaux erhob sich zu ihrer Vertheidigung und zog das Parlament mit sich fort. Der königliche Befehlshaber der Provinz, der Ritter de la Valette, ein Sohn des Herzogs von Epernon, war unfähig, dieser Bewegung zu widerstehen. Mazarin hatte, bald nach der Verhaftung der Prinzen, den jungen König und seine Mutter mit einem Heere nach Burgund, der Statthalterschaft Condé's, wo dieser die meisten Anhänger zählte, geführt, um diese Provinz in Gehorsam zu erhalten. Nach seiner Rückkunft war von dem Parlament eine königliche Bekanntmachung sanctionirt worden, welche die Herzogin von Longueville, den großen Turenne, Bouillon und de la Rochefoucauld des Hochverrathes schuldig erklärte. Das Parlament von Paris hatte sich, besonders durch Gondi's Einfluß, der ein erklärter Feind Condé's geworden, veranlaßt, mit dem Cardinal zur Bekämpfung der Anhänger des Prinzen verbunden. Unterdessen war Turenne, mit dem Erzherzoge Leopold, der die Spanier befehligte, vereinigt, in Frankreich eingefallen. Aber der Marschall du Plessis-Praslin zwang ihn zum Rückzuge und machte ihm eine Zeit lang jede weitere Unternehmung unmöglich. Mazarin, von der Stellung der Prinzessin Condé im Süden und der Theilnahme, die sie dort bei allen Klassen fand, beunruhigt, faßte plötzlich den Entschluß, den größten Theil des gegen die Spanier an der niederländischen Grenze kämpfenden Heeres nach Guienne zu führen. Dieser Plan des Cardinals war nicht ohne Gefahr für ihn, denn das Parlament von Paris, obgleich mit ihm scheinbar ausgesöhnt und ihn gegen die Partei der Prinzen unterstützend, nährte im Geheimen gegen ihn dieselbe Abneigung wie früher. Mazarin konnte während seiner Ab-

wesenheit eine Bewegung in der Hauptstadt fürchten, die dann ganz unter die Leitung seiner Feinde gekommen wäre. Gondi, früher sein entschiedenster Gegner und noch immer sein stiller Feind, suchte ihn von seinem Entschlusse abzubringen, und stellte ihm den übeln Eindruck, den der projectirte Feldzug in Guienne gegen die Prinzessin Condé machen würde, und die möglichen Folgen dieser Unzufriedenheit vor. Der Coadjutor selbst hatte seit seiner Verbindung mit dem Cardinal einen großen Theil seines Einflusses auf das Volk verloren. Dies aber war es, was Mazarin, der in Gondi seinen gefährlichsten Gegner erkannte, um jeden Preis vermehren wollte. Er selbst wußte sich so unpopulär, daß die beschlossene Verfolgung der Prinzessin in Guienne seine Lage in dieser Beziehung nicht verschlimmern konnte. Er wollte aber den Coadjutor in der öffentlichen Meinung als einen Theilnehmer und Rathgeber bei Allem, was geschah, verderben. Mazarin setzte sich mit dem jungen Könige, der Regentin und einem Heere nach dem Süden zu in Bewegung, und Gaston von Orleans ward während seiner Abwesenheit mit der höchsten Autorität in der Hauptstadt und in allen Nordprovinzen beauftragt. Während dieser Zeit hatte das Parlament von Bordeaux zwei Deputationen nach einander an das Parlament mit Klagen gegen die Bedrückungen des Herzogs von Epernon, des Statthalters von Guienne, eines Sohnes des berühmten Epernon, der unter Heinrich III. und Heinrich IV. so mächtig gewesen, abgesandt und zugleich den Schutz der ersten Magistratur des Königreiches gegen die unrechtmäßige Gefangenschaft der Prinzen in Anspruch genommen. Mazarin hatte der Tyrannei Epernon's in Guienne, der sich daselbst die größten Gewaltthätigkeiten erlaubte, ruhig zugesehen, denn er wünschte eine seiner Nichten mit dem Sohne desselben, dem Herzoge von Candal, der seine Frau vergiftet hatte und mehrer anderer Verbrechen angeschuldigt war, zu verheirathen. Der Cardinal ward bei dieser Gelegenheit von seiner gewöhnlichen Klugheit verlassen, denn die Verbindung mit zwei so allgemein gehaßten Personen, wie Epernon und Candal, konnte ihm nicht vortheilhaft sein. Aber seine Eitelkeit und besonders sein Geiz, eine Leidenschaft, die in ihm immer stärker hervortrat, verblendeten ihn, denn Epernon war unermeßlich reich, und Mazarin dachte bei den Vermählungen seiner Nichten vor Allen an die reichsten Bewerber, denn er liebte es, ein großes Vermögen mit dem andern in Verbindung zu setzen. Die Abwesenheit des Hofes und die Ankunft der Abgeordneten von Bordeaux setzten das Volk der Hauptstadt in Bewegung. Das Parlament faßte den für Mazarin feindlichen Beschluß, die Kla-

gen der Provinz Guienne in Betracht zu ziehen. Es war vorauszusehen, daß es sich bei der ersten Gelegenheit gegen den Cardinal erklären würde. Der Herzog von Orleans und der Coadjutor, die jetzt für Anhänger Mazarin's galten, wurden von dem Volke bedroht, zwei Diener des Erstern, als er sich nach dem Parlament begab, an der Seite ihres Herrn getödtet und auf Gondi mehre Dolche gerichtet. Die Verbindung des Parlaments oder „der alten Fronde" mit dem Cardinal war jedoch noch immer fest genug, um die gefangenen Prinzen von Vincennes, wo sie Turenne, der wiederum in Frankreich eingedrungen war, zu befreien dachte, nach einer andern Festung zu bringen.

Der Herzog von Epernon hatte schon vor der Ankunft Mazarin's die Feindseligkeiten gegen Bordeaux eröffnet. Die Bewohner hatten die Partei der Prinzessin von Condé mit Begeisterung ergriffen, aber der Mangel an Geld, der von jeher bei allen innern Kriegen die Gegner der Regierung in Verlegenheit gesetzt, ließ sich auch diesmal fühlen. Spanien, das durch seine Versprechungen viel zu der Bewegung in Guienne beigetragen, erfüllte wie gewöhnlich die gemachten Zusagen nicht. Es brachen in der Stadt Unruhen aus. Die Gefahr, die der Anzug des königlichen Heeres verursachte, erregte die Leidenschaft des niedern Volkes, das einen Theil des Parlaments und der Bürgerschaft mit Mazarin in Einverständniß zu sein anklagte. Die Stadt ward endlich eng eingeschlossen und ihre Außenwerke, ungeachtet der tapfern Vertheidigung der Einwohner, eines nach dem andern, erstürmt. Die städtischen Besitzer sahen mit Schrecken die Zeit der Weinlese herankommen, die für sie, wenn die Feindseligkeiten fortdauerten, verloren ging. Zugleich war der Cardinal selbst des Krieges müde geworden. Es wurden mit den vertrauten Rathgebern der Prinzessin Condé Unterhandlungen angeknüpft und endlich ein für sie und ihre Anhänger, den Stand ihrer Angelegenheiten in Betracht gezogen, vortheilhafter Vergleich abgeschlossen. Die Bewegung, die sich gegen Mazarin im Norden Frankreichs ankündigte, hatte ihn wahrscheinlich zu dieser Mäßigung bewogen. Es ward den Anhängern des Hauses Condé eine vollständige Amnestie bewilligt, und dieselben wurden in alle ihre Aemter, Würden und Güter wieder eingesetzt. Die Prinzessin erhielt die Erlaubniß, sich in den festen Platz Montrond zurückzuziehen und dort eine kleine Besatzung zu ihrer Sicherheit zu halten, die von ihr nicht nur abhängen, sondern von der Regierung sogar bezahlt werden sollte. Sie verließ Guienne, nachdem sie daselbst ungefähr vier Monate lang den Krieg gegen die Krone oder den allmächtigen

Minister unterhalten hatte. Ihre Anhänger zogen sich in ihre Besitzungen zurück. Einige derselben wandten sich nach Spanien, um, wenn, wie zu erwarten stand, im nächsten Frühjahr der Krieg von Neuem ausbrechen sollte, dessen kräftige Führung vorzubereiten. Um der Provinz einige Genugthuung zu geben, ward der habsüchtige und gewaltthätige Statthalter Epernon seiner Stelle entsetzt. Die Königin-Mutter und Mazarin waren im November (1650) nach der Hauptstadt zurückgekehrt und bald nachher wurden die gefangenen Prinzen nach Le Havre gebracht, einem Orte, wo sie mehr als in Marcoussy, wohin man sie, als Turenne Vincennes bedrohte, geführt hatte, in Mazarin's Gewalt waren. Während des Winters (von 1650 zu 1651) bildete sich die im Parlamente dem Cardinale feindliche Partei, unter dem Einflusse des Coadjutors, weiter aus. Die neue Fronde oder die Partei der Prinzen, die sich gern mit Mazarin gegen das Parlament oder die alte Fronde verbunden hätte, trat, da sie sich von dem Minister vielfältig getäuscht sah und kein Vertrauen in ihn setzen konnte, der Partei des Coadjutors endlich näher. Mazarin hatte mit diesem, sobald er die Prinzen in seinem Gewahrsam wußte, wieder gebrochen und das ihm gethane Versprechen, in Rom seine Ernennung zum Cardinal zu erwirken, zurückgenommen. Der Krieg mit Spanien, der während dieser innern Unruhen auf allen Grenzen fortbestand, ward von den Franzosen nur matt geführt, denn Mazarin hatte, mit der Unterwerfung der Partei Condé in Guienne beschäftigt, auf keinen Punkt hinreichende Verstärkungen senden können. Die Spanier hatten mehre Vortheile davongetragen und schienen, obgleich sie seit langer Zeit großentheils nur einen Vertheidigungskrieg geführt hatten, jetzt die Offensive ergreifen zu wollen. Der Cardinal hielt es für nöthig, sich selbst mit den aus Guienne gezogenen Truppen nach der Champagne zu begeben, um das dort gegen Turenne und die Spanier kämpfende Heer zu verstärken. Gleich nach seiner Abreise ward die Annäherung zwischen der alten und neuen Fronde sichtbar. Das Parlament berathschlagte über eine Eingabe der Prinzessin von Condé, welche dessen Verwendung für die Freilassung ihres Gemahls in Anspruch nahm. Broussel, dessen Verhaftung einst die erste Veranlassung zu den Unruhen in Paris gegeben und der, zur alten Fronde gehörig, bisher gegen die Partei der Prinzen gewirkt, griff in einer der Sitzungen den Cardinal mit Heftigkeit an und erklärte die Verhaftung Condé's für ein dem ganzen Lande widerfahrnes Unrecht. Um diese Zeit kam in der Hauptstadt die Nachricht von einem unter den Augen des Cardinals von dem Marschall du Plessis bei Smide, einige

Stunden von Rethel, über die Spanier erfochtenen großen Sieges an. Das gesammte Fußvolk des Feindes war niedergehauen oder gefangen, seine Reiterei zerstreut, sein Geschütz und Gepäck genommen worden. Turenne hatte sich nur mit großer Mühe gerettet und einige der vornehmsten Anhänger der Prinzen, die so wie er sich den Spaniern angeschlossen, waren in die Hände der Franzosen gefallen. Dieser Sieg erschreckte die Feinde des Cardinals in der Hauptstadt und Gondi bedurfte seines ganzen Einflusses, um eine Auflösung seiner Partei und deren Uebertritt zu dem Cardinal zu verhindern. Er, der eine Vereinigung der alten und neuen Fronde gegen Mazarin vorbereitete, sprach diesmal zwar nicht für die Freilassung der Prinzen, aber schlug vor, sie aus Le Havre nach der Bastille zu führen und sie hier nach den üblichen Formen zu richten. Molé, der Führer der neuen Fronde im Parlament, ging einen Schritt weiter und verlangte ihre Freilassung. Man sah deutlich, daß die beiden einander früher so feindlichen Parteien der alten und neuen Fronde nach einer Vereinigung strebten, deren Resultat ein gemeinsamer Kampf gegen Mazarin sein mußte. Der Cardinal, auf die Vortheile, die er aus dem Siege bei Smide zu ziehen hoffte, zählend, war wenige Wochen darauf nach Paris zurückgekommen. Ohne Haß und ohne Vorliebe für irgend eine politische Partei, denn er war immer zur Aussöhnung und zum Vergessen bereit, dachte er sich mit einer von ihnen auszusöhnen, um mit ihrer Hülfe die andere zu bezwingen. Aber obgleich in Mazarin's Natur kein Hang zu Rachsucht und Härte, der den großen Charakter Richelieu's entstellt hatte, lag, so war er dagegen um so treuloser, und dieser Ruf der Treulosigkeit ward ihm selbst schädlich, denn man traute ihm nie und nimmer, und selbst dann nicht, wenn er Vertrauen verdiente. Die gegenseitige Abneigung zwischen Condé und Gondi, um so größer, je vertrauter früher beide gewesen, bewirkte, daß die Anhänger des Prinzen seine Befreiung lieber dem Minister als dem Haupte der alten Fronde verdanken wollten. Der Herzog de la Rochefoucauld, der Geliebte der Herzogin von Longueville und der thätigste Freund ihres gefangenen Bruders, unterhandelte lange heimlich in diesem Sinne mit Mazarin, der, einer endlichen Befreiung der Prinzen nicht abgeneigt, dieselbe jedoch hinauszuschieben suchte. Beide trauten einander nicht und fürchteten einer von dem andern getäuscht zu werden. De la Rochefoucauld begab sich nach einer der nächtlichen Unterhandlungen mit dem Cardinal zu der Pfalzgräfin Maria von Gonzaga, bei der sich diejenigen, welche eine Vereinigung der alten und neuen Fronde gegen den Minister wollten, versammelten, und

unterzeichnete in seinem und des Herzogs von Longueville Namen einen Vertrag mit dem Coadjutor, der bald darauf Gaston von Orleans zur Theilnahme an demselben überredete. Zu gleicher Zeit setzte das Parlament, Molé an der Spitze, seine Anträge zur Befreiung der Prinzen mit zunehmendem Eifer fort. Mehr als fünfhundert Edelleute versammelten sich in demselben Sinne und nahmen gegen den Cardinal eine persönlich drohende Stellung an. Die Stimmung der pariser Bevölkerung ward dem Hofe immer abgeneigter. In dieser Lage der Dinge begab sich Mazarin heimlich mit einer kleinen Bedeckung nach Le Havre, um die Prinzen in Freiheit zu setzen, sich mit ihnen zu verbinden und den Widerstand des Parlaments und der alten Fronde zum Schweigen zu bringen. Die Regentin sollte zu derselben Zeit die Hauptstadt verlassen, um außerhalb derselben mit mehr Freiheit und Nachdruck gegen die ihr aufgelegten und noch zuzumuthenden Beschränkungen ihrer Gewalt sich erklären zu können. Sobald die Abreise Mazarin's bekannt geworden, erließ das Parlament eine Erklärung, die ihm das Königreich innerhalb vierzehn Tagen zu räumen befahl und ihn im Weigerungsfalle mit dem Tode bedrohte. Der Entschluß der Königin-Mutter, Paris zu verlassen, der aus dem, was im Anfange dieser Unruhen geschehen, errathen werden konnte, ward dem Coadjutor außerdem noch auf ganz bestimmte Art, wie andere Geheimnisse des Hofes, von seiner Freundin, der Prinzessin von Chevreuse, verrathen. Gondi ließ die Bürger sogleich zu den Waffen greifen und die Abreise des jungen Königs und seiner Mutter verhindern. Mazarin setzte die gefangenen Prinzen in der That in Freiheit und entschloß sich, die überall feindliche Stimmung gegen ihn bemerkend, die so verbreitet war, daß mehre auf seinem Wege liegende Städte ihm die Thore verschlossen, dem Sturme zu weichen und außerhalb Frankreich eine günstigere Wendung seines Geschickes, deren er bei seiner Kenntniß der Personen und Verhältnisse gewiß war, abzuwarten. Die befreiten Prinzen, oder vielmehr Condé, denn Conti und Longueville wurden nur um seinetwillen bemerkt, wurden überall mit großer Freude aufgenommen. Die Prinzessin von Condé, die so viel zur Befreiung ihres Gemahls versucht hatte, die Herzogin von Longueville, jetzt mit ihrem Bruder versöhnt, kehrten ebenfalls nach der Hauptstadt zurück. Condé schien jetzt auf dem Gipfel der Größe zu stehen. Die eifrigsten oder verwegensten seiner Anhänger riethen ihm, die Königin in ein Kloster zu sperren und sich selbst zum Regenten zu erklären, manche wollten sogar seine Erhebung auf den Thron für möglich halten. Condé aber, der, wenn er nicht von

Aufwallungen des Stolzes oder Ungestümes verblendet wurde, ein scharfes und gesundes Urtheil besaß, erkannte sehr bald, daß seine Macht keineswegs so fest war, wie seine Freunde glaubten, und daß der Triumph des Augenblickes bald neuen Verlegenheiten Platz machen würde. Was eine Usurpation der Krone selbst betrifft, so lag sie außer dem Charakter dieses Prinzen und dem Kreise seiner Vorstellungen. Er besaß den Ehrgeiz eines Feldherrn und großen Herrn. Er wollte befehlen, bewundert werden, war aber der Art tiefer und wilder Leidenschaft fremd, die den Gedanken einer gänzlichen Umkehrung des Bestehenden und die Verletzung für heilig gehaltener Rechte allein möglich macht. Nach Art der Großen jener Zeit liebte Condé den Ruhm noch mehr als die Macht, und wollte von der Regierung lieber gefürchtet und geschmeichelt werden, als sich ihrer selbst bemächtigen. Jene Epoche war überhaupt mehr unruhig und bewegt, als zu großen radikalen Veränderungen geneigt. Die Gewohnheit und Praxis waren damals mächtiger als die Abstraktion und Theorie. Das Uebergewicht letzterer ist aber der innerste Grund aller Revolutionen, so wie das Gleichgewicht beider die Aufgabe und das Ziel des menschlichen Zusammenlebens im Staate. Zur Zeit der Fronde zitterte die Oberfläche des moralischen Bodens in Frankreich zuweilen, aber diese Bewegung drang nicht bis in seine Tiefen hinab.

Mazarin war jetzt entfernt und die Regentin in der Gewalt derer, welche nur für das öffentliche Wohl sich bewaffnet zu haben vorgaben. Warum benutzte die Fronde diesen Augenblick nicht, um die unumschränkte Autorität der Krone, deren Ausübung fast immer in die Hände eines ministeriellen Despotismus fiel, auf eine dauernde Art, durch die Feststellung gewisser organischer Grundgesetze zu beschränken? Es fehlte nicht durchaus an dem Willen oder der Einsicht zu einem solchen Beginnen. Auch wäre durch Reformen solcher Art keine Umwälzung hervorgebracht, kein anerkanntes Recht verletzt worden. Im Grunde gefiel die Ausübung einer unbeschränkten Macht nur denen, in deren Händen sie sich befand. Keine Partei, kein Stand war derselben an und für sich geneigt. Die harte Verwaltung Richelieu's und die treulose Mazarin's hatte sehr vielen die Augen über die Mängel der absoluten Monarchie erschlossen. Warum ward jedoch durch diese Erfahrung so wenig gewonnen, warum ging die Gelegenheit, diesen Mißbrauch des Königthums, der seine heilsame Kraft schwächte, mit der Wurzel auszureißen, ungenutzt vorüber? — Die Uneinigkeit der Parteien und Stände trug die Schuld davon. Das Leben der Nation war noch aus dem Mittelalter her

in zu viele einzelne, unter einander zu sehr verschiedene Kreise getheilt, um von einer gemeinsamen politischen Richtung, wie einst von einer einmüthigen religiösen, beseelt werden zu können. Es gehörte später die lange Autokratie Ludwig's XIV. dazu, um die Schranken, die sich zwischen allen einzelnen nationalen Zuständen erhoben, nicht zu brechen, aber so zu schwächen, daß sie einer einmal erwachenden neuen Bewegung, sobald diese mit einiger Kraft auftrat, keinen unbesiegbaren Widerstand entgegenzusetzen vermochten und dieselbe eine allgemeine werden konnte. Dies aber wäre in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts in Frankreich noch nicht möglich gewesen. So vorgeschritten die nationale Einheit dieses Landes, im Vergleiche zu der anderer Staaten, in jener Zeit auch sein mochte, so bestand sie doch mehr in einzelnen, zwar wesentlichen Zügen, die aber die vorhandenen Lücken nicht auszufüllen, die Ungleichheiten nicht zu ebenen vermochten, als daß sie ein in allen Theilen mit sich übereinstimmendes System dargestellt hätte. Die Erziehung, die Sitten, Interessen und Meinungen der einzelnen Stände waren nicht nur, ihrer besondern Lage nach, verschieden, wie dies recht und natürlich ist, sondern schlossen sich gegenseitig aus, liefen in keinem gemeinsamen Punkte zusammen, wurden von keinem Alles umfassenden Kreise zusammengehalten. Ein nationales Gefühl wohnte allerdings in der Seele des ganzen Volkes, wurde aber erst im Kampfe gegen eine fremde Nationalität lebendig. In sich selbst, auf seinem natürlichen Boden, in seinen heimischen Zuständen, zersplitterte sich dieses Gefühl und brach sich an den Schranken, die es in der Wirklichkeit überall um sich her aufgerichtet sah. Kaum war Mazarin entfernt, so geriethen der Adel und das Parlament in Kampf mit einander. Der Adel hielt sich im Grunde noch immer für die Nation selbst und stützte seine Ansprüche auf sein Recht und seine Pflicht zur Vertheidigung des Landes. Das Parlament sah die Erhaltung und Ausübung der Gesetze als das Fundament des Staates an und hielt sich, mit deren Verwaltung beauftragt, für den Schiedsrichter des öffentlichen Lebens. Beide nahmen an dem Volke nur so weit Antheil, als es für sie das Material war, mit dem sie ihr privilegirtes Dasein aufbauten. Aus solchen Gegensätzen, aus so getrennten Ansprüchen, konnte kein dauernder Widerstand gegen den Despotismus der Regierung, keine Vereinigung zu einer großen Reform des politischen Zustandes der Nation hervorgehen. Der in Paris damals sehr zahlreich anwesende Adel und die höhere Magistratur gingen in ihrer Rivalität sogar so weit, daß sie sich öffentlich beleidigten, daß die pariser Bürgerschaft für letztere schon

zu den Waffen greifen wollte, und daß, statt einer Verbindung zu einem gemeinsamen Zweck, ein noch tieferer Bruch als früher zwischen ihnen entstand. Denn weder der Adel noch das Parlament allein konnte sich den so tief gewurzelten Ansprüchen der Krone auf Unumschränktheit und dem daraus hervorgehenden Ministerdespotismus mit Erfolg widersetzen. Aus dieser Trennung der beiden Klassen, die damals fast allein in das öffentliche Leben eingriffen, denn der Einfluß der Geistlichkeit war sehr gesunken und sie trat bei diesen rein politischen Kämpfen und Bewegungen, im Vergleiche zu frühern Zeiten, wenig hervor, kam noch die der Parteien, der alten und neuen Fronde. Mazarin, der sich in das Gebiet des Kurfürsten von Köln zurückgezogen, stand mit der Regentin in geheimer, aber ununterbrochener Verbindung und leitete sie aus dieser Entfernung ebenso unumschränkt, als es früher der Fall gewesen war. Die kämpfenden Parteien vergaßen über ihrem Hader sich der Regierung zu bemächtigen. Auf Mazarin's Rath veränderte Anna von Oesterreich ihr Ministerium und berief die Freunde des Prinzen von Condé in dasselbe, ohne vorher den Herzog von Orleans um Rath gefragt zu haben. Diese Maßregel war ein Meisterstück der Politik des Cardinals. Die von der Regentin ernannten Mitglieder der neuen Verwaltung waren zwar Mazarin's Feinde, aber zugleich so eifrige Anhänger Condé's, daß Gaston, von jeher auf diesen Prinzen eifersüchtig, sich durch diese Erhöhung seines Einflusses auf das Tiefste verletzt fühlte. Die alte Fronde theilte seine Unzufriedenheit. Die beiden Parteien, die sich zur Befreiung Condé's vereinigt, trennten sich von Neuem. Dem Cardinal war es gleichgültig, wer für den Augenblick im Rathe der Königin-Mutter saß, denn diese besaß eine von ihren Ministern unabhängige Gewalt und folgte nach wie vor Mazarin's Eingebungen. Er hatte der Vereinigung der beiden Fraktionen der Fronde weichen müssen, war aber gewiß, daß, sobald sie getrennt waren, die Regentin sehr bald wieder die Oberhand bekommen und ihn in seine frühere Stellung zurückberufen würde. Die beiden Parteien, mit ihren Rivalitäten beschäftigt, versäumten es die Macht der Regentschaft zu beschäftigen, wozu ihnen das Testament Ludwig's XIII. einen hinreichenden Vorwand gegeben hätte. Nur so hätten sie gegen Mazarin einen entscheidenden Streich führen und ihn von der Verwaltung für immer ausschließen können. Statt dessen brach ihre Eifersucht und ihre Lust, sich gegenseitig zu schwächen, hervor. Einige der durch die Verhältnisse am festesten geknüpften Bande wurden gelöst. Beaufort trennte sich von dem Coadjutor, der ihn so lange geleitet, und trat zur Partei Condé über,

und Conti nahm das von ihm früher gethane Versprechen, die Prinzessin von Chevreuse heirathen zu wollen, zurück. Die Regentin schien sich ganz an Condé zu ergeben, der seinerseits die von ihm oder in seinem Namen von seinen Verwandten und Freunden, bei der Vereinigung der alten und neuen Fronde eingegangenen Verpflichtungen, nicht erfüllte und sich mehr zu Mazarin als zu Gondi zu neigen schien. Anna haßte und fürchtete jedoch Condé jetzt wie früher. Er hatte ihren Stolz zu tief gedemüthigt, indem er sie zu einer Veränderung ihres Ministerium und zu einer Trennung von ihrem vornehmsten Rathe und Günstlinge gezwungen, um nicht seinen Sturz zu wünschen. Sobald sie den Haß Gaston's gegen Condé und die Trennung der alten und neuen Fronde gewahr wurde, beschloß sie sich ersterer wieder zu nähern und sich mit ihr zur Wiedererlangung ihrer Gewalt zu vereinigen. Die Rivalität der beiden Parteien brach in zahlreichen, großentheils anonymen Flugblättern hervor, in denen sie sich gegenseitig zerrissen und sich des Wortbruches und der Treulosigkeit anklagten, Vorwürfe, die heute einer politischen Partei in den Augen des Volkes keinen großen Schaden zufügen würden, damals aber, wo mit der Oeffentlichkeit noch weniger Mißbrauch getrieben worden, reizten und erbitterten. Die Regentin, von Mazarin veranlaßt, bot dem Coadjutor, um ihn von Condé noch mehr zu entfernen, die Stelle eines ersten Ministers an, hielt mit ihm zu diesem Zwecke nächtliche Zusammenkünfte, sann auf Mittel, sich des Prinzen, dessen Stolz den ihrigen demüthigte, zu entledigen, wollte ihn wiederum verhaften lassen und blieb sogar dem Gedanken, ihn zu ermorden, nicht fremd. Denn sie war durch die Veränderungen, die Condé's Befreiung und Mazarin's Verbannung hervorgebracht, in allen ihren Gewohnheiten und Gefühlen, als Königin und Frau, zugleich verletzt worden. Condé, zu stolz, um vorsichtig zu sein, schien von den Intriguen, die um ihn her gesponnen wurden, lange nichts zu ahnen; als er dieselben endlich gewahr wurde, brach sein Zorn nur um so heftiger hervor. Er verließ, für seine Freiheit, selbst für sein Leben fürchtend, Paris, zog sich, von seinen Anhängern begleitet, in seine Schlösser zurück und drohte mit einer Erneuerung des Krieges. Die Regentin wurde gezwungen, ihre Minister, die an den Planen gegen den Prinzen Theil genommen, zu entfernen. Erst dann kehrte dieser in die Hauptstadt zurück. Im Parlament fielen zwischen Condé und Gondi die gewaltsamsten Scenen vor. Die Gallerien, die Zugänge, die Straßen, die zu dem Palaste des Parlaments führten, waren von Tausenden von Bewaffneten der beiden Parteien erfüllt. In jedem

Augenblicke schien der Haß zwischen dem Prinzen und dem Coadjutor zu einem blutigen Ausbruche Veranlassung geben zu können. Sonderbar genug bewies im Ganzen der Feldherr und Sieger mehr Mäßigung als der Prälat. Gondi that durch die Art, wie er den Bruch zwischen ihm und Condé und den beiden Parteien der Fronde vergrößerte, der Sache der öffentlichen Freiheit und Verbesserung der Verwaltung einen unermeßlichen Schaden. Condé, auf das Aeußerste gereizt, beschloß von Neuem den Krieg, nicht aus irgend einer Rücksicht auf das öffentliche Wohl, sondern um sich an der Regentin für ihre Verbindung mit dem Coadjutor zu rächen und die Partei der alten Fronde zu vernichten. Er hatte in seiner Statthalterschaft Burgund Alles zu Angriff und Vertheidigung vorbereitet. Er war mit Spanien in Unterhandlungen getreten und hatte die ihm und seinem Hause zugehörigen Regimenter von dem königlichen Heere abberufen. Er verließ Paris, um sich nach Guienne zu begeben, wo er den Krieg anzufangen gedachte. Anna von Oesterreich war über die steigende Verwirrung und Unruhe, die sich der Parteien und der Hauptstadt bemächtigte, bestürzt. Mazarin hatte ihr gerathen, die vorhandene Bewegung nicht zu hemmen, indem aus ihr, sobald sie unerträglich geworden, sich sehr bald das Bedürfniß nach Ruhe erheben und diese selbst mit einer vollständigen Unterwerfung unter ihren Willen erkauft werden würde. Der schlaue Minister war, seiner Entfernung ungeachtet, mit der Lage der Dinge auf das Genaueste bekannt geblieben. Der Plan, den er seiner Gebieterin zu befolgen rieth, beweist, wie scharfen und durchdringenden Geistes er war, und wie sehr er die schwache Seite im Charakter und Zustande des damaligen französischen Volkes kannte. Er rieth ihr bei dem herandrohenden Bürgerkriege sich auf das Parlament zu stützen, das, von seinen Traditionen und dem dasselbe beseelenden Geiste getrieben, in einem so extremen Falle, sich für die Regierung und gegen die Prinzen und deren ausländische Verbündete erklären würde, und in keinem Falle die Reichsstände, wie sie oft versprochen, zu versammeln. Sie sollte die juridischen Formen und Grundsätze des Parlaments dazu benutzen, ihre Feinde verurtheilen zu lassen, mit dessen legaler Gewalt das Volk in Zaum halten, und nachdem sie so mit dessen Hülfe über jeden Widerstand triumphirt, das Parlament, nachdem es so isolirt worden, sich unterwerfen. Dieser Plan ward befolgt und gelang über Erwarten.

Anna von Oesterreich hatte, als sie sich zwischen der alten und neuen Fronde ohne Halt sah, die Reichsstände berufen zu wollen erklärt, vielleicht um sich an ihnen wirklich eine Stütze zu verschaf-

fen, vielleicht auch nur um ihre Gegner und besonders das Parlament zu schrecken. Die Wahlen hatten im August (1651) in mehren Gegenden schon angefangen und die Eröffnung war auf den September bestimmt worden. Die Regentin umging jetzt diese Versammlung, die sich vielleicht versucht gefühlt haben würde, in einem so entscheidenden Augenblicke die Macht der Regierung zu beschränken, indem sie, wie einst Katharina und Maria von Medicis, ihren Sohn, den dreizehnjährigen Ludwig XIV., dem von Karl V. gegebenen Gesetze gemäß, für volljährig erklärte. Das Spiel, einem Kinde, vermittelst der Anwendung gewisser Phrasen und Formen, einen Willen und Charakter anzudichten, den es unmöglich haben konnte, ward auch diesmal angewandt. Anna hoffte sich hinter dem Zauber des königlichen Namens und seiner Machtvollkommenheit um so besser verbergen und jeder Verantwortlichkeit entgehen zu können. Zugleich ward dies ein Mittel, alle den Parteien bisher gemachten Zugeständnisse zurücknehmen zu können, denn eine Regentin ward immer nur für eine provisorische Gewalt, und was sie gethan, als von der spätern Entscheidung des wirklichen Souverains abhängig gedacht. Der König mußte bei seinem Alter, nach der feierlichen Sitzung des Parlaments, in welcher ihm seine Mutter die Herrschaft übergab (8. September 1651), nach wie vor unter ihrer Leitung bleiben. Anna von Oesterreich besaß, obgleich ohne Fähigkeiten zur Regierung, dennoch und in einem noch bedeutendern Grade, als einst Katharina und Maria von Medicis den Instinkt des Despotismus und die Neigung, ihn, mit Aufopferung aller andern Rücksichten, überall triumphiren zu sehen. Es war dies ein in ihrem Hause erblicher Hang und Grundsatz, und die Ehre eines Souverains ward als von der Freiheit, das Gute so wie das Böse nach Belieben ausüben zu können, unzertrennlich gedacht. Der Ausübung des erstern ward von der Religion und Moral der Vorzug gegeben, aber die Politik stand gewöhnlich mehr mit dem letztern in Uebereinstimmung und die Würde eines Monarchen sprach sich, nach dieser Meinung, vornehmlich in der Unverantwortlichkeit und Strafloſigkeit aus, mit der er sich in dieser Welt Alles, so weit seine Macht reichte, zu erlauben berechtigt war.

Viertes Kapitel.

Eine der ersten Handlungen, zu der man den jungen König veranlaßte und mit welcher er seine angebliche Selbstregierung eröffnete, war eine Erklärung, durch die er seine Zufriedenheit mit der Treue und den Diensten des Prinzen von Condé bezeigte und Alles, was gegen denselben geschehen und verhandelt sein konnte, zu unterdrücken befahl. In derselben Erklärung ward dem Cardinal alle Schuld der während der Minderjährigkeit entstandenen Unruhen beigelegt und demselben die Rückkehr in das Königreich ausdrücklich unter Strafe des Hochverrathes verboten. Niemals aber war die Verbindung zwischen der Königin-Mutter und dem verbannten Minister lebhafter als gerade in diesem Augenblicke gewesen. Jene Erklärung war nur, um Zeit und die Gunst des Volkes zu gewinnen erlassen worden. Condé war ungeachtet derselben entschlossen, seine Ansprüche mit bewaffneter Hand durchzusetzen. Sein Zweck war keineswegs, die vom Parlament im Anfange der Unruhen geforderten Reformen ausgeführt zu sehen, sondern er wollte die oberste Leitung des Staates an sich reißen, die Macht eines ersten Ministers mit der Würde eines Prinzen von Geblüt vereinigen und allen übrigen Gewalten im Staate nur so vielen Einfluß einräumen, als mit seiner vorherrschenden Stellung verträglich sein würde. Da dieser selbstsüchtige Plan von seinen Gegnern durchschaut und dessen Verwirklichung ihm nicht freiwillig zugestanden wurde, so entschloß er sich zu einem Bürgerkriege und, im Nothfalle, zu einem Bunde mit den Feinden seines Landes. Er hielt seine Partei im Adel, dem Parlament und der Hauptstadt für stark genug, um an sein Ziel zu kommen, gleichwohl schien er eine Zeit lang zu schwanken und die Schwierigkeiten, die sich ihm bei der Ausführung seiner Entwürfe entgegensetzen würden, zu fühlen. Er wurde jedoch, wie seine vornehmsten Anhänger, durch den in allen diesen Bewegungen so mächtigen Einfluß der Frauen, namentlich seiner Schwester, der Herzogin von Longueville, seiner Geliebten, der Herzogin von Chatillon, und anderer mehr fortgerissen. Diese vornehme weibliche Welt besaß natürlich noch weniger als die männliche derselben Klasse irgend einen auf das Ganze berechneten Zweck und Plan. Sie

wurde im Gegentheil nur von Neid und Eifersucht auf die Königin und ihre Umgebungen und vielleicht noch mehr von einer blinden Lust an Unruhe und Fehde geleitet und hoffte in dem Kampfe, der sich erneuern sollte, eine Gelegenheit zur Unterbrechung des auch in den höchsten Verhältnissen einförmigen Ganges des damaligen Lebens zu finden. Diese Partei hatte sich vom Hofe entfernt, weil ihr dort die von ihr in Anspruch genommene Stellung versagt worden, sie wollte sich dafür an demselben rächen. Zugleich blieb, so lange der Friede nicht gestört wurde, alles politische Leben, die Unterhandlungen mit dem Auslande, die Kenntniß aller wichtigen Verhältnisse, am Hofe und in der Nähe der Königin-Mutter concentrirt. Mit dieser zerfallen, wollten sich die Herzogin von Longueville und andere von dieser großen Welt nicht ausschließen lassen, sie wollten einen Hof, eine Regierung, einen Staat für sich bilden, in dieselben eingreifen und sie leiten. Für diesen Zweck war ein innerer Krieg das einzige Mittel und sie zogen ihre Verwandten, Freunde und Günstlinge zu ihm fort. Dieser Einfluß der weiblichen Fronde hat der Geschichte jener Epoche einen so glänzenden Schein und ein so großes dramatisches Interesse verliehen, aber auch viel dazu beigetragen, jener Bewegung den leichtsinnigen, schwankenden und abenteuerlichen Charakter, der sie bezeichnet, mitzutheilen, ihre ernste Seite zu verdunkeln und das Volk um ein möglich heilsames Resultat derselben zu bringen. Die weibliche Welt, welche der der Fronde gegenüberstand, Anna von Oesterreich und ihr Hof besaßen, wenn auch in ihr vielleicht weniger Schönheit, Geist, persönliche Kühnheit glänzte, einen großen Vortheil über ihre Rivalinnen. An ihrer Spitze befand sich die Mutter des Souverains und sie wurde von dem feinsten Kopfe jener Zeit, Mazarin, geleitet. Condé's Persönlichkeit legte außerdem seinem Unternehmen große Schwierigkeiten in den Weg. Sein Stolz und Ungestüm entfernten alle diejenigen von ihm, die etwas mehr als blos leidende Werkzeuge seines Willens sein wollten. Es gab zwei Männer in Frankreich, in Verbindung mit welchen er wahrscheinlich alle Schwierigkeiten besiegt haben würde, der Coadjutor Gondi und der Marschall Turenne, beide aber besaßen zu viel Selbstgefühl, um sich Condé's Leitung zu unterwerfen. Ersterer war von ihm in der ersten Zeit der Fronde verlassen und fast verrathen worden und später war ihr Mißtrauen in offene Feindschaft übergegangen. Gondi übte auf den schwachen Geist Gaston's von Orleans, dem seine Geburt und sein Reichthum immer eine große Bedeutung gaben, einen solchen Einfluß aus, daß er ihn wider seinen Willen hinderte, sich mit Condé zu verbinden. Turenne hatte

bisher mit Condé in Uebereinstimmung gehandelt, beschloß aber bei einem bevorstehenden Kriege sich dem Hofe in die Arme zu werfen. Condé hatte demnach in dem Coadjutor den fähigsten und kühnsten politischen Parteigänger, und in Turenne einen Feldherrn, der ihm selbst nicht nachstand, gegen sich. Niemand unter seinen Anhängern konnte diesen beiden Männern verglichen werden. Er konnte sich weder auf das Parlament, das er immer mit Geringschätzung behandelt und dem seine Selbstsucht wohl bekannt war, noch auf die Bevölkerung der Hauptstadt, die unter dem Einflusse der Magistratur und des Coadjutors stand, verlassen. Es stand ihm außerdem ein so geschickter, mit allen innern und äußern Verhältnissen so vertrauter Minister wie Mazarin gegenüber, der mit der Autorität des königlichen Namens und der Kraft einer regelmäßigen Regierung ausgerüstet war. Condé's Unternehmen, dem weder ein Princip zu Grunde lag, denn er wollte weder den Sieg des Adels noch der Parlamente, noch eine Verbesserung in der Lage des Volkes, und das gegen so mächtige Hindernisse ankämpfen sollte, konnte demnach von keinem günstigen Erfolge gekrönt werden. Er scheint im Anfange diese Bodenlosigkeit seiner Stellung gefühlt und darum gezögert zu haben. Einmal durch seine Verwandten und Freunde fortgerissen, warf er sich mit dem Ungestüm und der Zuversicht seines Charakters in ein Labyrinth von Intriguen und Kämpfen, aus denen er zwar zuletzt sicher, aber ohne seinen Zweck erreicht und ohne etwas seines großen Namens Würdiges geleistet zu haben, hervorgehen sollte.

Condé begann den Krieg in Guienne, wo sich das Volk kurz vorher seiner Frau und seinem Hause so günstig bewiesen hatte. Seine Anhänger waren außerdem in den westlichen Provinzen, in Poitou, Berry u. s. w. besonders stark und zahlreich. In diesen Gegenden hatte sich, wie die frühern Religionskriege beweisen, ein mächtiger und kriegerischer Adel erhalten, der auf seine Vasallen großen Einfluß ausübte und dem Prinzen geneigt war. Aber die Mehrheit des Volkes, besonders die Städte, bewiesen bei den Vorbereitungen zu diesem Kriege eine große Gleichgültigkeit. Sie begriffen weder seine Gründe, noch sahen sie in der Theilnahme an ihm einen Vortheil für sich, und der Adel war in Frankreich nicht mehr im Stande, selbst in diesem bewegten Augenblicke, das Schicksal der Nation, ohne die Hülfe der übrigen Klassen, zu entscheiden. Condé's Verbindung mit den Spaniern, die bald ruchbar wurde, machte ihm außerdem das Parlament von Guienne und einen Theil der Bevölkerung abgeneigt. Er suchte die in diesen Gegenden zahl-

reichen Hugenotten für sich zu gewinnen, er erbot sich, wie mehre seiner Vorfahren gethan, ihren Glauben anzunehmen, und trat sogar mit Cromwell, der damals für das Haupt der protestantischen Partei in Europa galt, in Unterhandlungen. Aber die Hugenotten waren um diese Zeit, da Mazarin keineswegs verfolgungssüchtig war, mit ihrem Loose zufrieden und Condé's bekannte Sittenlosigkeit und sein offen zur Schau getragener Unglaube verschlossen ihm ihre Herzen. Seine Angelegenheiten nahmen im Süden eine ungünstige Wendung. Die festen Städte verschlossen ihm ihre Thore, und seine Generale wurden mehrmals von denen des Königs geschlagen. Die Königin-Mutter hatte sich auf Mazarin's Rath, um dem Kriegsschauplatze näher zu sein, nach Poitiers begeben und versammelte hier ihre Streitkräfte, die sie unter Turenne's Leitung stellte, der allein mit Condé an kriegerischem Genie verglichen werden konnte. Während dieser Zeit war Mazarin, ungeachtet der Drohungen des pariser Parlaments mit einem auf seine Kosten geworbenen Heere nach Frankreich zurückgekehrt und von der Königin mit offenen Armen empfangen worden. Anna hatte den bisherigen Parlamentspräsidenten Molé zum Siegelbewahrer ernannt und ihn zu sich nach Paris beschieden. Molé, obgleich dem Despotismus, den Mißbräuchen und Erpressungen der Regierung abgeneigt und ein eifriger Vertheidiger der Magistratur, sah in dem Kampfe der Parteien, besonders da Condé mit den Feinden des Staates in Verbindung getreten, die königliche Autorität als das einzige Mittel der Ordnung und Ruhe an und beschloß sich ihr noch entschiedener als bisher zuzuneigen. Die unerwartete Rückkehr Mazarin's, ungeachtet der letzten königlichen Erklärung und des Spruches des Parlaments, hatte die Bevölkerung der Hauptstadt auf das Aeußerste erbittert. Hätte sich Gaston von Orleans in diesem Augenblicke mit Condé vereinigt, so wäre der Hof wahrscheinlich zur Nachgiebigkeit gezwungen worden und die Partei des Prinzen Sieger geblieben. Aber Gaston's Eifersucht auf seinen Verwandten, seine Unentschlossenheit und die Intriguen des Coadjutors, der ihre Vereinigung um jeden Preis hindern wollte, erlaubten Condé nicht, von diesen Umständen Vortheil zu ziehen. Molé hatte die mit der unumschränkten Gewalt der Krone verträglichen Reformen der Gesetzgebung und Verwaltung mit großem Nachdruck vertheidigt, schien aber, in dem Drange der Umstände, sich endlich doch lieber zu dem rechtmäßigen Könige als zu den aufrührischen Großen zu schlagen, die vielleicht noch weniger als der Hof das Beste des Landes wollten. Gondi, der der königlichen Autorität keineswegs geneigt war und wie ein

großes Parteihaupt dachte und empfand, wollte, im schlimmsten Falle, lieber den Hof als seinen persönlichen Feind Condé siegreich sehen und haßte den Cardinal immer noch weniger als den Prinzen. Gondi suchte mit dem politischen Talent, das ihm eigen war, den Herzog von Orleans zur Bildung einer eigenen Partei, welche sich zwischen Condé und die Königin stellen sollte, zu vermögen. Gaston's Rang als Oheim eines so jungen Königs gab ihm hierzu einen hinlänglichen Vorwand. Wahrscheinlich hätten sich zu einer solchen Partei alle diejenigen gewandt, welche sich weder zu einer spanischen Königin, noch einem italienischen Minister hingezogen fühlten und ebenso wenig einem so ehrgeizigen und selbstsüchtigen Fürsten, wie Condé, vertrauten, aber Orleans war zur Ausführung eines solchen Planes unfähig. Es war dies jedoch der glücklichste und patriotischte Gedanke, auf den im ganzen Verlaufe der Fronde eines ihrer Häupter gefallen war. Der Coadjutor, der den Herzog zu keiner entscheidenden Maßregel bewegen konnte, der die Schwäche und die Widersprüche in dem Verfahren des Parlaments erkannte, das, während es seine gerichtlichen Verfolgungen gegen Mazarin, der von Neuem an die Spitze der Regierung getreten, fortsetzte, nichts that, denselben Nachdruck zu verschaffen, und der sich weder der Königin noch Condé anvertrauen konnte, begann jetzt an einem glücklichen Ausgange der Opposition gegen den Hof, die seit Condé's Befreiung überhaupt ihren frühern Charakter sehr verändert hatte, zu verzweifeln. Beim Anfange dieser Unruhen hatte es sich um eine bessere Verwaltung des Staates und die Erreichung eines höhern Grades von Freiheit für das Volk, um Beschränkung des ministeriellen Despotismus gehandelt. Seit Condé an die Spitze der Opposition getreten, hätte man, im Falle des Sieges, nur einen Gebieter mit dem andern vertauscht, und Mazarin war, Alles zu Allem gehalten, zur Regierung des Landes geschickter als sein ebenso selbstsüchtiger und dabei härterer Rival. Gondi erhielt um diese Zeit seine Ernennung zum Cardinal und nahm von einer Herrschaft, die seiner Familie gehörte, den Namen des Cardinals von Retz, unter welchem er so bekannt ist, an. Er hatte sich zu tief in die Bewegungen der Fronde eingelassen, um sich vollkommen von ihr trennen zu können; indessen zog er sich, von dieser Zeit an, aus dem Vordergrunde, in welchem er seit Jahren gestanden, in etwas zurück. Unter andern Umständen würde Retz vielleicht als der erste Staatsmann seiner Zeit geglänzt haben. Als Parteiführer beurtheilt, ist ihm in seinem Lande nie Jemand an Geist und Feinheit gleich gekommen.

Condé, der im Süden keine Erfolge davongetragen und dort überall auf Hindernisse gestoßen, beschloß endlich sich zu dem Heere zu begeben, das seine Anhänger, Beaufort und Nemours, in der Nähe von Orleans befehligten. Er verließ Guienne, von einem kleinen Gefolge umgeben, setzte seinen Weg mitten durch ein von den königlichen Garnisonen erfülltes Land mit großer Gefahr Tag und Nacht fort, vereinigte sich mit seinen Anhängern und maß sich bei Bleisnau mit seinen Feinden, wo Condé's Ungestüm und Turenne's Ausdauer den Sieg lange ungewiß machten. Die Schlacht blieb ohne entscheidenden Erfolg. Der Prinz, der den Krieg jeder andern Thätigkeit vorzog, wäre gern bei seinem Heere geblieben, aber man stellte ihm vor, daß seine Partei in der Hauptstadt, wenn er ihr länger fern bleibe, auseinander fallen müsse. Er erschien demnach in Paris, wo das niedere Volk, das während der Unruhen der Fronde wiederum, wie einst zur Zeit der Ligue, furchtbar geworden, ihn mit großem Beifall aufnahm, während die obersten Behörden, wie das Parlament, die Cour des Aides u. s. w. ihm ein entschiedenes Mißtrauen bewiesen und seine Verbindung mit Spanien als einen Verrath ansahen. Nichts war in mancher Beziehung moralischer und legaler als das Verhalten des Parlaments in diesen und ähnlichen Fällen, nichts aber bewies mehr seine politische Unfähigkeit. Es wußte, daß es von der Krone für nichts weiter als ein Depot ihrer Gesetze, ein Institut, denselben beim Publikum Vertrauen einzuflößen, angesehen wurde. Das Parlament wollte einmal sich mit einer solchen Stellung nicht begnügen, es verlangte an der Abfassung der Gesetze, die es sanctioniren sollte, einen Antheil zu haben. Dann waren ihm die zahlreichen Mißbräuche bekannt, welche die höhern Klassen verdarben und die untern erniedrigten. Obwohl ohne Einsicht in die allgemeinen Angelegenheiten des Staates, kannte es die Details der Verwaltung sehr genau, denn seine Mitglieder waren nicht eine abgesonderte Klasse von Beamten, die nur von ihren Geschäften Notiz genommen hätte, sondern mit einer allgemeinen Aufsicht über alle innern Verhältnisse bekleidet, und außerdem Eigenthümer, Kapitalisten u. s. w., mit allen Interessen der Gesellschaft vertraut. Das Parlament verlangte die königliche Macht in ihrer Ausübung beschränkt zu wissen, verurtheilte Mazarin, bestürmte die Königin-Mutter mit Vorstellungen und Beschwerden, erklärte sich zugleich aber gegen diejenigen, welche diese Beschränkung mit den Waffen in der Hand durchzusetzen versuchten. Es stand dem Hofe und zugleich dessen Gegnern gegenüber. Es theilte die in den gegen die Regierung bewaffneten Parteien herrschende Ueber-

zeugung von der Nothwendigkeit großer Reformen, hielt aber zu deren Erreichung jeden andern Widerstand, als einen legalen und moralischen, für unerlaubt, während der Despotismus sich keineswegs auf die Stärke seiner Principien verließ, sondern dieselben mit Hülfe seines Kriegsvolks realisirte. Das Parlament hätte sich entweder auf die Stellung eines obersten Tribunals beschränken und dann der Krone einen passiven Gehorsam beweisen, oder, sobald es sich für eine politische Macht im Staate hielt, Gewalt mit Gewalt vertreiben müssen. Es hatte den schlummernden Geist des Volkes mehr als einmal zur Erkämpfung eines freiern Daseins angeregt, denselben aber, sobald er erwacht war, auf der Mitte seiner Bahn verlassen und sich in sein Arsenal von legalen und juridischen Formen zurückgezogen. Es dachte nicht daran, daß das Leben des Staates mehr von seiner allgemeinen politischen Verfassung als der Administration der Justiz abhängt, daß eine mit letzterer beauftragte Magistratur nicht zur Vertretung einer Nation befähigt sein kann, und daß diese entweder sich zur Theilnahme an der Gesetzgebung und Regierung erheben oder zur Ertragung des Despotismus entschließen muß. Das Parlament wollte weder eine vollkommene Freiheit noch eine vollkommene Abhängigkeit des Volkes. Aus diesem ungewissen und unbehaglichen Mittelzustande gingen großentheils die Unruhen und Bewegungen der Fronde hervor. Die Krone dagegen und deren Verwalter hatten sich ein klares und festes Ziel: die Erreichung einer durchaus unabhängigen, von jeder Beschränkung und jeder Verantwortlichkeit freien Regierungsgewalt, vorgesteckt. Bei der Festigkeit dieses Princips und der Ungewißheit jedes andern im alten Frankreich mußte jede Collision zum Vortheile der königlichen Autorität und zum Nachtheile der Nation ausfallen.

Dann war es die Trennung zwischen Gaston von Orleans und Condé, die den endlichen Sieg des Hofes über die Opposition der Fronde erklärt. Sie ging aus beider Charakter und Stellung hervor und wurde von ihren Anhängern sorgfältig unterhalten. Beide Prinzen näherten sich zuweilen einen Augenblick, um sich um so weiter von einander zu entfernen, und suchten das Parlament, das zwischen ihnen und dem Hofe eine unmögliche Neutralität beobachten wollte, zu erschrecken oder zu gewinnen. Die Verwirrung vermehrte sich unter diesen Umständen, da das Parlament, die Macht, von der diese ganze Bewegung ausgegangen, zu ihrer Leitung nicht stark genug war, und die Parteien, die außer ihr standen, ihren Sieg von dem blinden Zufalle der Gewalt oder der Anwendung heimlicher Ränke erwarteten. — Die Prinzen regten den Pöbel gegen die

Magistratur und den mit ihr wie immer verbundenen höhern Bürgerstand auf. Condé berief sogar den Herzog von Lothringen, der mit Frankreich im Kriege war, mit seinem Heere in die Nähe von Paris. Eine Reihe stürmischer und selbst blutiger Scenen, bei denen einige Parlamentsmitglieder und viele ihrer Anhänger vom Pöbel ermordet wurden, schien die Gräuel der Ligue erneuern zu wollen. Die höhern Klassen der Bevölkerung erschraken über diese beginnende Anarchie und gaben sehr bald dem Gedanken Raum, daß, Alles zu Allem gehalten, die Rückkehr der Ordnung dem Sturze Mazarin's vorzuziehen sei. Die im Anfange der Fronde mit so großem Eifer in Anregung gebrachten Fragen über die Mittel zu einer radikalen Reform der bestehenden Mißbräuche, über die Erweiterung der persönlichen Freiheit durch unverletzbare Garantien, waren durch die Schwäche und Halbheit des Parlaments und die Selbstsucht und Treulosigkeit der Großen so zusammengezogen worden, daß es sich fast nur um die Entfernung Mazarin's gehandelt hatte. Dieser, abgesehen davon, daß er in einer absoluten Monarchie kein so durchaus verwerflicher Minister war, daß, unter den vorhandenen Umständen, und wenn die Nation zu keiner politischen Emancipation reif war, seine Verwaltung für den Staat nicht ohne Vortheil gewesen, schien dem bessern Theile der Bevölkerung kein hinreichender Vorwand, um sich um dessentwillen dem Ehrgeize und der Habsucht der Großen und ihrer Anhänger oder der Wuth einer Pöbelherrschaft, auch nur für eine Zeit lang, zu unterwerfen. Mazarin unterhandelte außerdem fortwährend mit dem Parlament und Condé und erklärte sich, sobald die Prinzen die Waffen niederlegen würden, zur Entfernung aus dem Königreiche bereit, wohl wissend, daß die Gunst der Königin, die Jugend des Königs und seine eigene Unentbehrlichkeit ihn sehr bald in seine alte Stellung zurückbringen würden, denn Frankreich, obwohl im Anfange einer großen intellektuellen Bewegung begriffen, war an eigentlich politischen Talenten damals sehr arm. — Der Kampf sollte übrigens endlich, ohne Rücksicht auf die moralischen und politischen Mächte, die bei demselben betheiligt waren, wie zu erwarten stand, durch die Waffen entschieden werden. Turenne hatte sich mit dem königlichen Heere der Hauptstadt genähert. Condé, der in der Nähe von Paris manövrirte, stand in der Gefahr, eingeschlossen zu werden, und sah sich zum Rückzuge gezwungen. Es kam zwischen ihm und seinem Gegner, der ihn hart drängte, in der Vorstadt St. Antoine, unter den Kanonen der Bastille, zu einem blutigen und hitzigen Gefechte, in welchem beide Theile und besonders Condé und die Edelleute in seinem

Gefolge mit dem größten Muthe kämpften und Turenne auf die Einnahme von Paris verzichten mußte. Der Prinz rückte mit seinem übrigens sehr zusammengeschmolzenen Heere in die Hauptstadt ein, ein längerer Widerstand konnte aber nur dann möglich sein, wenn die Bevölkerung entschieden seine Partei nahm. Condé regte von Neuem den Pöbel, um die höhern Klassen zu schrecken, auf, und es wurden, wie früher im Parlamentspalast, so jetzt im Hotel de Ville, eine Anzahl Parlamentsräthe und notabler Bürger von der Gegenpartei dem Volke zum Opfer gebracht, von dem jedoch bei dem Angriffe über zweihundert Personen fielen. Condé, der von wenig umfassendem, aber unbeugsamem und in gefährlichen Lagen zum Aeußersten entschlossenem Geiste war, suchte in der Hauptstadt eine Art Schreckenssystem einzuführen und durch die Furcht sich in den Besitz aller vorhandenen Mittel des Widerstandes zu setzen. Die Königin-Mutter hatte gehofft, daß Turenne Paris einnehmen würde, und fürchtete jetzt den Einfluß, den Condé auf die Hauptstadt zu gewinnen schien. Sie zeigte sich demnach zu neuen Unterhandlungen bereit. Aber der Prinz spannte seine Forderungen höher als je. Ihre Gewährung würde ihn zum Herrn des Staates gemacht haben. Sie wurden verworfen. Condé war unfähig, an der Spitze einer Partei zu stehen, und gab seinen geringen Eifer für das öffentliche Wohl unverhohlen zu erkennen. In seiner nächsten Nähe brachen Streitigkeiten aus und seine Partei schien ihrer Auflösung entgegenzugehen. Beaufort tödtete im Zweikampfe seinen Gegner Nemours, mit dem er schon lange in heftiger Feindschaft lebte. Condé selbst ward von einem der lothringischen Prinzen schwer beleidigt. Gaston hatte seinen einzigen Sohn verloren und seine ganze Thätigkeit, die immer nur auf seinen Vortheil gerichtet gewesen, schien ihm jetzt so zwecklos zu sein, daß er nur auf eine Gelegenheit sann, sich von dem Schauplatze dieser Bewegungen auf seine Privatbesitzungen zurückziehen zu können. Der Cardinal von Retz lebte, seit längerer Zeit an einem glücklichen Ausgange des ganzen Unternehmens verzweifelnd und von den unheilbaren Mängeln der Personen und Zustände überzeugt, so viel als möglich im Dunkel. Mazarin, um das Parlament, das Condé zur Sanctionirung mehrer seiner Maßregeln gezwungen, zu annulliren, befahl demselben, im Namen des Königs, die Hauptstadt zu verlassen und sich nach Pontoise zu begeben. Ein Theil, obgleich die Minderzahl, gehorchte dieser Aufforderung. Endlich erließ der König, von demselben Orte aus, auf Mazarin's eigenen Rath, eine Erklärung, worin er seinen Minister, ungeachtet seiner Zufriedenheit mit dessen Diensten, um dem Wunsche

des Volkes nachzugeben, seines Amtes entließ. Der Cardinal zog sich nach Sedan, in die Grafschaft Bouillon zurück. Die innere Unordnung, die schon seit Jahren währte und deren Folgen vorzugsweise die Hauptstadt trafen, die Stockung des Handels und der Gewerbe, das Verschwinden des Geldes brachten in den niedern Klassen der pariser Bevölkerung endlich eine große Veränderung in ihrem Hasse gegen Mazarin und in ihrer Bewunderung für Condé hervor. Das Volk sehnte sich nach der Wiederherstellung eines regelmäßigen Zustandes, dessen Störung ihm zuletzt selbst am fühlbarsten geworden. Bald nach der Abreise des Cardinals machte der Hof eine Amnestie bekannt, deren Vortheile für die Betheiligten durch eine Menge sie einschränkender Bedingungen fast aufgehoben wurden. Condé besonders fand dieselbe so wenig in seinem Interesse, daß er den Krieg, besonders da der Herzog von Lothringen, sein Verbündeter, sich zum zweiten Male Paris mit einem Heere näherte, fortzusetzen beschloß. Aber Turenne hatte in der Nähe der Hauptstadt eine so feste Stellung genommen, daß ihn Condé nicht nur nicht entfernen konnte, sondern an jeder eigenen Bewegung gehindert wurde. Das Verlangen nach Frieden ward in der Hauptstadt immer allgemeiner. Retz wartete dem Könige in Compiegne, wohin sich der Hof begeben, an der Spitze seiner Geistlichkeit auf. Ludwig XIV. ward bald darauf, um der Hauptstadt näher zu sein, nach St. Germain geführt. Die Aeltesten der Gilden und Gewerke und die Anführer der Miliz begaben sich dorthin und wurden vom Hofe, um sie gegen den Prinzen und seine Partei zu stimmen, mit besonderer Gunst behandelt. Condé ward endlich gezwungen, Paris zu verlassen, und warf sich, um seinen Streit mit dem Hofe auf das Aeußerste zu treiben, den Spaniern in die Arme. Die Königin kehrte zwei Monate, nachdem Mazarin Frankreich verlassen, mit ihrem Sohne in die Hauptstadt zurück (21. October). Den Tag nachher hielt Ludwig XIV., der jetzt vierzehn Jahre alt war, im Louvre ein Lit de Justice, dessen merkwürdigste Erklärung darin bestand, dem Parlament ausdrücklich jede Einmischung in die Politik, jede Kenntnißnehmung von dem allgemeinen Zustande des Landes und besonders jede Theilnahme an der Verwaltung der Finanzen, den Angel, um den sich die ganze Staatsmaschine drehte, zu untersagen. So endigte der letzte Kampf, gegen den Anspruch der Krone, das Schicksal der Nation ohne deren Zuziehung entscheiden zu wollen, gerichtet, mit einer gänzlichen Niederlage der Partei, die ihn unternommen hatte. Eine Erklärung, wie die eben erwähnte, gegen die Einmischung des Parlaments in die allgemeinen Regierungs-

angelegenheiten, war einst von Ludwig XIII. erlassen worden, und doch hatte sie nicht eine Opposition gegen die unumschränkte Gewalt der Krone verhindern können. Ein ähnlicher Widerstand sollte sich aber im Laufe von hundertsiebenunddreißig Jahren nicht mehr erneuern. Ludwig XIII. und Richelieu hatten jenen Sieg über die Freiheiten der Nation, denn das Parlament war ihr letzter Vertheidiger, erst am Ende ihres Lebens davongetragen, Ludwig XIV. stand aber im Anfange seiner Laufbahn und hatte eine lange Epoche vor sich, in welcher er diese Grundsätze mit stets wachsender Stärke geltend machte. Die französische Nation war von jetzt an zur Hervorbringung einer Reihe großer Erscheinungen im Kriege, in der Literatur, den Wissenschaften und Künsten bestimmt, blieb aber in ihrer politischen Entwickelung tief hinter diesem allgemeinen intellektuellen Fortschritte zurück.

Die Fronde hatte übrigens ihr Schicksal verdient. In allen Parteikämpfen erscheinen innere und äußere Hemmungen, Fehlgriffe aller Art, Augenblicke der Schwäche und Ermattung, nie aber sind in einer politischen Partei solche Spaltungen und Widersprüche, und ohne daß für sie eine bestimmte und klare Ausgleichung gesucht worden, wie in der Fronde, hervorgetreten. Die Nation selbst nahm übrigens an ihr nicht den tiefen Antheil, der ihr allein den Sieg möglich gemacht hätte. Dieser Kampf ist übrigens, ungeachtet einiger neuen Tendenzen, die in ihm auftauchen, und der schon ziemlich modernen Charaktere, die sich in ihm bewegen, immer noch mit den Gesinnungen des Mittelalters und auf dem geistigen Terrain desselben geführt worden und zugleich die letzte Begebenheit dieser Art in der französischen Geschichte gewesen. Die Prinzen von Geblüt, der Adel, die Parlamente und die Gemeinde von Paris versuchten in ihrem Interesse, oder wenigstens mit baldiger Aufgebung jeder allgemeinen Tendenz, einen Widerstand gegen die unumschränkte Gewalt der Krone, welche damals ihre Aufgabe, die Vereinigung aller nationalen Elemente zu einer großen und allgemeinen Ordnung, noch nicht beschlossen hatte und darum Sieger blieb. — Drei Wochen nach der Bekanntmachung der Amnestie ward der Prinz Condé mit einigen der vornehmsten seiner Anhänger des Hochverrathes schuldig erklärt und seine und ihre Güter eingezogen. Später ward, ein Beweis, wie sehr der Geist, der die Opposition der Fronde entzündet hatte, erloschen war, der Cardinal von Retz, dessen Beispiel und Rath in dieser Bewegung so thätig, obwohl vergeblich geblieben, in der Mitte der für ihn früher so begeisterten Bevölkerung von Paris, verhaftet und ohne Widerstand nach dem Schlosse von Vin-

cennes abgeführt. Mazarin, der Richelieu an Verstand und Feinheit wenigstens gleichkam, aber nichts von seiner Kraft und Kühnheit besaß, zögerte, ungeachtet der vollständigen Niederlage der Fronde, noch einige Monate lang, bevor er an den Hof zurückkehrte und von seiner frühern Stellung Besitz nahm. Vielleicht hielt er deren Wiedererlangung für so gewiß, daß er sich erlauben durfte, bei seinem Triumphe den Schein der Zögerung und Gleichgültigkeit anzunehmen. Als er endlich wiederkehrte, ging ihm der junge König selbst entgegen und die Anhänglichkeit der Königin-Mutter schien mit der Dauer ihrer Verbindung zu wachsen. — Die Zeit von der Rückkehr Mazarin's bis zu seinem Tode (1653—1661) ist im Vergleich zu der der Fronde und der spätern Selbstregierung Ludwig's XIV. leer und einförmig und im Grunde nur darum bemerkenswerth, weil die Art, wie der Cardinal den Adel und das Parlament in immer größere Abhängigkeit zu bringen wußte, die Vereinigung aller nationalen Kräfte in der Hand Ludwig's XIV. vorbereitete, und weil bei der Wiederherstellung der Ruhe im Innern und dem nach Außen zu ohne große Anstrengung geführten Kriege gegen Spanien Ackerbau und Handel sich rasch zu erheben anfingen und diese Regeneration ebenfalls dazu beitrug, die großen Erfolge der nächstfolgenden Epoche möglich zu machen.

Condé, von den meisten seiner Anhänger verlassen, hatte sich, wie einst der Connetable von Bourbon unter Franz I., obwohl nicht von derselben Nothwendigkeit getrieben, den Feinden seines Landes in die Arme geworfen. Er war einzig von seinem Stolz und seiner Hartnäckigkeit zu diesem Schritt veranlaßt worden. Es war ihm bis auf den letzten Augenblick möglich gewesen, sich in den Frieden einschließen zu lassen, und er hätte, bei Beobachtung einiger Klugheit und Mäßigung, nichts zu fürchten gehabt. Statt dessen zog er es vor, mehre Jahre lang, ohne Vermehrung seines kriegerischen Ruhmes und ohne Gewinn für seine neuen Alliirten, die Spanier, die Rolle eines großen Abenteurers zu spielen, denn ein politischer Zweck ließe sich bei seinem Thun nicht entdecken. Sein Bruder Conti und seine Schwester, die Herzogin von Longueville, die in Guienne, noch während einiger Monate nach dem Einzuge Ludwig's XIV. in Paris, den Widerstand gegen die königliche Autorität fortzusetzen suchten, unterwarfen sich endlich ebenfalls und bald folgte der ganze Süden von Bordeaux bis Marseille diesem Beispiele. — Während der Unruhen der Fronde hatten die Spanier in Flandern, Italien und Catalonien Alles, was sie früher verloren, wiedererobert. Philipp IV., dem der Uebertritt Condé's sehr er-

wünscht war, vertraute ihm ein zehntausend Mann starkes Heer in Flandern, mit dem Befehl, in Frankreich einzufallen, an. Aber Condé hatte während dieses Krieges beständig Turenne zum Gegner, der dem Prinzen an Entschlossenheit und Thätigkeit gleichkam und ihn an Vorsicht und Feinheit übertraf. Der Kampf dieser beiden großen Feldherren, der sich weniger in entscheidenden Schlachten, als in klug berechneten und durch eine gleiche Einsicht vereitelten Combinationen aussprach, hat lange unter den militairischen Kennern für eine der Schulen des Krieges gegolten. — Bei den Gefechten und Belagerungen dieser Feldzüge erschien Ludwig XIV. öfters, doch ohne persönliche Theilnahme, und hier war es wahrscheinlich, wo ihm der Geschmack an dem großen Spiele des Krieges, zu dessen Führung er übrigens keine eigenen Gaben besaß, eingeflößt wurde. In politischer Beziehung blieb er noch immer unter der unbedingten Leitung Mazarin's, der, zugleich mit der obersten Aufsicht über seine Erziehung beauftragt, ihn durchaus in der Abhängigkeit eines Kindes hielt und ihm sogar den Besitz für einen königlichen Jüngling kleiner Geldsummen nicht gestattete. Diese persönliche Abhängigkeit bildete einen sonderbaren Widerspruch mit der legalen Machtvollkommenheit des jungen Souverains. — Die wichtigste That des Feldzuges von 1653 gegen die Spanier war die Einnahme von Sainte-Menehould, dessen Condé sich bemächtigt hatte und das ihm den Weg nach Paris hätte eröffnen können. In Italien und Catalonien trugen die Franzosen, nachdem sie während der bürgerlichen Unruhen lange im Nachtheil gewesen, ebenfalls einige Vortheile davon, welche die Spanier wenigstens an weitern Fortschritten hinderten. Die Resultate dieses ersten Feldzuges, nach dem Untergange der Fronde, waren Mazarin, der jetzt ganz als unumschränkter Gebieter zu walten anfing, in den Augen des Publikums, das jetzt wieder seine Augen auf das Ausland zu werfen anfing, günstig. Der Cardinal vertraute die Verwaltung der Finanzen dem Generalprocurator des Parlaments von Paris, Fouquet, an, der später unter der Selbstherrschaft Ludwig's XIV. durch sein Unglück berühmt wurde. Er hoffte, daß dieser sehr fähige, aber harte und habsüchtige Mann die nöthigen Geldmittel, ohne auf das Elend des Volkes Rücksicht zu nehmen, finden und einen guten Theil des öffentlichen Hasses gegen den Cardinal auf sich selbst ableiten würde. Zugleich befolgte Mazarin in Bezug auf seine persönlichen Verhältnisse die Politik seines Vorgängers Richelieu. Er trat durch die Vermählung einer seiner Nichten, Martinozzi, mit dem Prinzen Conti, dem königlichen Hause selbst näher. Dessen ungeachtet ward einige Monate nachher (März 1654)

Mazarin's vornehmster Gegner, Condé, in einer feierlichen Sitzung des Parlaments, in Gegenwart des Königs selbst und unter Beobachtung aller bei dem Processe eines Prinzen von Geblüt üblichen Förmlichkeiten, zum Tode verurtheilt. Ein Versuch des Parlaments, sich der Einregistrirung einiger neuen Finanzedicte zu widersetzen, zog ihm von Seite des Königs, der jetzt sechszehn Jahre alt war, die bittere Demüthigung zu, denselben in seinem Jagdkleide mit einer Reitpeitsche in dessen Mitte erscheinen und sich zur Vollziehung des geforderten Actes zwingen zu sehen. Bei einer ähnlichen Gelegenheit ließ Mazarin zehn der widerstrebenden Parlamentsmitglieder verhaften und in die Bastille werfen. Der Zauber der parlamentarischen Macht und ihr Einfluß auf das Volk begann jetzt zu verschwinden und diese große Körperschaft trat in das lange Schweigen ein, in welchem es die Autokratie Ludwig's XIV. über funfzig Jahre lang zu halten verstanden hat. Die Geistlichkeit, die seit langer Zeit ihren politischen Einfluß verloren und weder etwas gethan noch gelitten hatte, empfand jedoch die Verhaftung des Cardinals von Retz übel und drang auf seine Befreiung. Der Oheim des Cardinals, der Erzbischof von Paris, war, während der Neffe im Gefängniß saß, gestorben und das Kapitel proklamirte den gefangenen Coadjutor als dessen rechtmäßigen Nachfolger. Mazarin unterhandelte mit Retz um seine Freiheit, als deren Preis er dessen Niederlegung der erzbischöflichen Würde verlangte. Retz unterwarf sich dieser Forderung, der Papst aber verweigerte die Bestätigung. Retz, seinem kühnen Charakter treu, rettete sich unter vielen Gefahren aus dem festen Schlosse von Nantes, wohin er gebracht worden, und begab sich über Spanien nach Rom, wo er von dem Papste mit den größten Ehren aufgenommen wurde.

In dem Kampfe zwischen Condé und Turenne, der, wie gesagt, mehr in nach allen Regeln der Kriegskunst unternommenen Märschen und Gegenmärschen als in entscheidenden Schlägen bestand, trugen die Franzosen am Ende große Vortheile davon. Die damals bedeutenden Festungen Sedan und Stenay gingen an Turenne über. Ende August nahm derselbe das befestigte Lager der Spanier bei Arras ein, wobei diese ihr Geschütz, ihr Gepäck und den besten Theil ihres Fußvolkes verloren. In Italien und in Catalonien erlangten die Franzosen zwar keine so entschiedene Ueberlegenheit, doch blieben sie auch dort in den meisten Gefechten Sieger. — In dem Feldzuge von 1655 nahm Turenne Landrecies ein und zwang die Franzosen zum Rückzuge. In Oberitalien gelang es den Franzosen zwar nicht, Pavia, das sie belagerten, einzunehmen, aber mit den

meisten kleinen Fürsten des Landes, Savoyen, Modena, Mantua im Bunde, zeigten sie sich den Spaniern fast immer überlegen. In Catalonien ging in diesem Jahre nichts Erhebliches vor. Der Prinz von Conti eroberte einige feste Plätze.

Während dieser Zeit suchte Mazarin, obwohl vergeblich, Unterhandlungen mit Condé anzuknüpfen und söhnte sich mit der Schweiz und Holland aus, von denen erstere durch die Nichterfüllung der gegen ihre Miethstruppen eingegangenen Verpflichtungen und letzteres durch die Räubereien der französischen Kaper verletzt war, wenigstens zum Schein aus. Obgleich Mazarin, überhaupt mildern Sinnes als Richelieu, in Bezug auf das Ausland nicht die herrschsüchtige und anmaßende Politik seines Vorgängers befolgte, so gab er doch in so weit den überlieferten Gewohnheiten der Regierung, an deren Spitze er stand, und dem Charakter des Volkes, unter dem er lebte, nach, daß er die kleinern Staaten meist ohne Rücksicht und Achtung behandelte, den Forderungen der mächtigeren aber um so williger nachgab. So schloß er unter Anderm einen Vertrag mit Cromwell ab, in welchem er sich anheischig machte, die beiden ältern Söhne Karl's I., von denen der Herzog von York mit Auszeichnung im französischen Heere diente, zu verlassen und sie zu nöthigen, ihre Zuflucht außer Frankreich zu suchen. Zu gleicher Zeit bewog er, ebenfalls auf Englands Veranlassung, den Herzog von Savoyen die gegen die Waldenser mit großer Grausamkeit begonnenen Verfolgungen einzustellen. Mazarin fühlte außerdem, daß die Kunde von den Bedrückungen derselben den seit langer Zeit schlummernden Eifer der Hugenotten wieder erwecken könne.

Bei den großen europäischen Friedensverhandlungen in Münster war es anfangs Frankreich gewesen, das von Spanien Vortheile verlangte, die dieses ihm nicht gewähren zu können glaubte. Später, als die ersten Unruhen der Fronde ausbrachen und Mazarin gern auf den Fuß vollkommener Gleichheit unterhandelt hätte, waren die Schwierigkeiten von dem spanischen Principalminister Don Luis de Haro ausgegangen, der von den Verwirrungen in Frankreich Vortheile zu ziehen hoffte. Seitdem waren acht Jahre verflossen und das spanische Cabinet hatte sich überzeugen können, daß ihm Frankreich selbst im Zustande innerer Zerrüttungen widerstehen und nach deren Beilegung sich ihm immer überlegen zeigen werde. Die beiden letzten Feldzüge seit dem Untergange der Fronde waren, ungeachtet sich an der Spitze der spanischen Heere ein französischer Prinz, das Haupt einer Partei in seinem Lande und zugleich ein großer Feldherr befand, doch zum Vortheile Frankreichs ausgefallen.

Mazarin wünschte ebenfalls eine Beilegung dieses langen Streites mit Spanien. Er war einmal überhaupt nicht kriegerisch gesinnt und dann stand er nach der Besiegung seiner Gegner im Innern auf einer solchen Stufe der Macht und des Ansehens, daß er derselben lieber in Ruhe genießen, als sie auf irgend eine Art aussetzen wollte. In den ersten Jahren der Regentschaft hatte er den Krieg gewollt, weil dieser ihn bei seinem Talent dem Lande nothwendig machte und er durch ihn allein seine großen Erpressungen bedecken konnte. Jetzt, auf einen heranwachsenden König gestützt und über alle seine innern Gegner Sieger, durfte er nicht mehr für die Erhaltung seiner Macht kämpfen, die ihm Niemand bestritt, und die Mittel zur Vermehrung seines Vermögens nicht länger verbergen, denn er hatte Niemandem Rechenschaft zu geben und Niemand verlangte diese von ihm. Richelieu hatte bis zu seinem letzten Augenblicke gegen das Mißtrauen Ludwig's XIII. und die Nachstellungen seiner Feinde zu kämpfen gehabt, Mazarin war nach der Niederlage der Fronde vollkommen Herr seines Terrains geworden. Fast Alle haßten ihn, Viele verachteten ihn, aber Niemand widerstand ihm. Er wünschte demnach den Frieden mit Spanien und derselbe schien, da Frankreich Catalonien verloren, für dessen Zurückgabe es früher anderweitige Entschädigungen verlangt, und da der Krieg ihm in der letzten Zeit immer vortheilhaft gewesen, leicht bewerkstelligt werden zu können. Aber Spanien forderte die Wiedereinsetzung des Prinzen von Condé nicht nur in seine Güter und Rechte als Prinz, sondern auch die Zurückgabe seiner Statthalterschaften, in die er die Feinde seines Landes selbst eingeführt hatte. Dies glaubte der französische Hof nicht bewilligen zu können. Außerdem trug sich Spanien, so erschöpft es war, mit allen Illusionen einer großen, aber sinkenden Macht und hoffte, durch keine Erfahrung belehrt, in der Fortsetzung des Krieges eine Vermehrung seiner Macht zu finden. Lyonne, der später noch berühmter werden sollte, aber schon damals einer der ersten französischen Diplomäten, verließ Madrid, obgleich die Unterhandlungen durch andere Kanäle, wenn auch langsam, fortgesetzt wurden. — Der Krieg dauerte zwischen den beiden Staaten, die beide ein gleiches Interesse an seiner Beilegung gehabt hätten, fort. In dem Feldzuge von 1656 erfuhren die Franzosen bei der Belagerung von Valenciennes einen nicht unbedeutenden Unfall, der allein durch Turenne's Vorsicht und Thätigkeit keine weitern Folgen hatte. Das französische Heer war in zwei Corps, unter Turenne und dem Marschall la Ferté, getheilt. Zwischen beiden lagen große künstlich angelegte Moräste. Die Spanier brachen die Schleusen,

welche die Gewässer aufhielten, und benutzten den Schrecken, den diese Ueberschwemmung verursachte, um sich auf la Ferté zu werfen und demselben einen großen Verlust beizubringen. Als Condé herbeikam, diesen Unfall zu benutzen, hatte Turenne denselben durch seine Operationen schon unschädlich zu machen und dem Soldaten sein Selbstvertrauen wiederzugeben verstanden. In Italien wurde das französische Heer von den Herzögen von Modena und Mercoeur, beide mit Nichten Mazarin's vermählt, befehligt. Sie nahmen den Spaniern, nach der tapfersten Vertheidigung, die wichtige Festung Valenza am Po ab. In Catalonien ging in diesem Jahre nichts Bemerkenswerthes vor.

In dem geheimsten und zugleich öffentlichsten Verhältnisse Mazarin's, in dem zur Königin, war um diese Zeit eine große Veränderung eingetreten. Obgleich keineswegs eine so abgeschlossene, eiserne, auf sich beruhende Gestalt wie Richelieu, sondern aus viel weicherm Stoff gebildet, war er doch ebenso kalt wie dieser und zeigte sich seiner Gebieterin, der er so viel verdankte, nur so lange ergeben, als sie ihm eine unentbehrliche Stütze seiner Größe erschien. Sobald er nach der Besiegung der Fronde auf eine solche Stufe der Macht gestiegen, daß es im Lande Niemanden mehr gab, den er fürchten oder auch nur schonen zu müssen brauchte, so entfernte er sich von der Königin allmälig und stellte sie zuletzt in ein ebenso abhängiges Verhältniß von sich, wie Richelieu mit den Gliedern der königlichen Familie gethan hatte. Er wußte sogar den König, als er zum Jünglinge heranwuchs, mit Mißtrauen gegen seine Mutter zu erfüllen, als sei sie geneigt, ihren Einfluß auf ihn über die Grenzen der Unmündigkeit und ersten Jugend hinauszudehnen. Anna von Oesterreich, die mehr zärtlich als leidenschaftlich, mehr stolz als herrschsüchtig war, blieb ihm jedoch bis an seinen Tod unwandelbar zugeneigt, brach nie mit ihm, wie einst Maria von Medicis mit Richelieu gethan, beklagte sich nie über seine Härte und Selbstsucht und stellte die Undankbarkeit dieses ehrgeizigen Mannes, der, so lange sie ihm nothwendig gewesen, sie vergöttert hatte, in ein nur um so gehässigeres Licht.

Während Turenne in dieser Zeit der rechte Arm Mazarin's war und seinen großen Gegner Condé und dessen Anhänger in Zaum hielt, stützte sich der Cardinal im Innern auf mehre sehr fähige Organe seines Willens, auf le Tellier, der noch lange nachher, unter Ludwig's XIV. Selbstregierung, einen der ersten Plätze im Rathe der Krone einnehmen sollte, auf Lyonne und Fouquet, die, sich durch verschiedene, aber im Ganzen übereinstimmende Talente auszeichnend, der Verwaltung einen Charakter von Festigkeit auf-

drückten, den sie früher nicht gehabt hatte. Mazarin wußte zugleich die Anhänglichkeit dieser seiner ersten Untergebenen zu gewinnen, denn obgleich mit derselben Gewalt, wie einst Richelieu, bekleidet, war er doch weniger ausschließend und herrschsüchtig und ließ Andere in seiner Nähe mehr gelten und gewähren. Zugleich hatte sich der innere Zustand Frankreichs, wie fast immer, sobald sich dieses Volk einiger Ruhe erfreute, in den wenigen Friedensjahren rasch erholt. Es kann dies in Verwunderung setzen, wenn man sich alle Lasten vergegenwärtigt, die dieses Land seit so langer Zeit getragen hatte. Der allgemeine Grund dieser schnellen Wiederherstellung, der mehrmals im Verlaufe dieser Geschichte bemerkt worden ist, lag allerdings in dem reichen und in seinen Hervorbringungen zugleich so mannigfaltigen Boden, der ungemein glücklichen Lage an zwei Meeren, und dem regsamen und energischen Charakter der Bevölkerung, deren Kraft, im Genusse eines langen Friedens einzuschlummern geneigt, durch das Unglück gewöhnlich zu einer verdoppelten Thätigkeit getrieben wird. Außerdem aber waren die niedern Klassen dieses Volkes damals so unbekannt mit allen Gegenständen der Verfeinerung und des Luxus, an so wenige Bedürfnisse überhaupt gewöhnt, daß sie viel mehr producirten, als für sich selbst brauchten, und daß dieser bedeutende Ueberschuß bei der politischen Verfassung des Landes, ohne Einschränkung, zur Verfügung der Regierung stand. Dieser Umstand, der sich noch heute in manchen Ländern auf einer ähnlichen Stufe niedriger Gesittung und politischer Unfreiheit vorfindet, erklärt, warum der französische Landmann im siebenzehnten Jahrhundert, im Verhältnisse zu seiner Zahl, mehr Lasten als heute trug und wirklich tragen konnte, und wie die Regierung bei der Steuerfreiheit des Adels, der Geistlichkeit, der Habsucht und Verschwendung der Großen, den zahllosen Vergeudungen u. s. w. immer die nöthigen Mittel zu allen ihren Unternehmungen fand und das Volk doch nicht vollkommen erschöpft wurde.

Im April des Jahres 1657 starb der Kaiser Ferdinand III. in Wien, der, wie alle seine Vorgänger, mit der spanischen Linie seines Hauses in einer engen Verbindung geblieben und, ungeachtet des Friedens mit Frankreich, die Spanier in den Niederlanden und in Italien auf directe und indirecte Weise unterstützt hatte. Noch in der letzten Zeit seiner Regierung hatte er unter dem Vorwande, daß Mailand, ein Lehen des deutschen Reiches, von den Franzosen bedroht werde, dem spanischen Statthalter der Lombardei Hülfstruppen geschickt. Frankreich suchte sich der Wahl seines Sohnes Leopold, der noch nicht das erforderliche Alter besaß, zu widersetzen und

stellte mehre Candidaten für den Kaiserthron, unter anderen Ludwig XIV. selbst, dann die Kurfürsten von Baiern, den Pfalzgrafen von Neuburg u. s. w. auf. Es fand ein Interregnum von funfzehn Monaten statt, aber die deutschen Stände wählten, aller Intriguen ungeachtet, den Sohn des Verstorbenen, der unter dem Namen Leopold I. gekrönt wurde. Der französische Einfluß war dennoch mächtig genug, um dem jungen Kaiser unter den Wahlbedingungen eine gänzliche Verzichtleistung auf alle Theilnahme an dem zwischen Frankreich und Spanien bestehenden Kriege, nicht nur für das Reich, sondern auch für seine Erbstaaten, vorzuschreiben. Ihn zur Beobachtung derselben nöthigenfalls zu zwingen, schlossen die drei geistlichen Kurfürsten, der Bischof von Münster, der König von Schweden als Herzog von Bremen und Verden, Braunschweig und Hessen mit Ludwig XIV. einen Vertrag ab, der dazu beitrug, Spanien noch mehr als früher zu isoliren und es das ganze Gewicht seines Krieges mit Frankreich allein fühlen zu lassen. Mazarin's Wunsch, den trägen und beschränkten, aber hartnäckigen und stolzen Philipp IV. zum Frieden zu zwingen, veranlaßte ihn, seinen Bund mit Cromwell gegen Spanien und Holland, das sich in der letzten Zeit Frankreich feindlich gezeigt und Spanien zugeneigt hatte, zu erneuern. Ein englisches Corps sollte landen und in Verbindung mit den Franzosen die Festungen Gravelingen, Mardik und Dünkirchen angreifen, von denen erstere unter französische, letztere beide aber unter englische Botmäßigkeit kommen sollten.

In dem Feldzuge von 1657 standen sich, wie gewöhnlich, an der niederländischen Grenze Condé und Turenne gegenüber, die, ohne daß es zu einer entscheidenden Schlacht kam, mit großer Geschicklichkeit gegen einander manövrirten, ihre Plane gegenseitig zu errathen und zu vereiteln suchten, wobei jedoch Condé, von dem Mißtrauen und der Langsamkeit der spanischen Befehlshaber vielfältig gehindert, sein großes Talent nicht so frei, wie sein Gegner entwickeln konnte. In Italien und Catalonien ward der Krieg ebenfalls ohne Entscheidung geführt und beschränkte sich von beiden Seiten auf Hin- und Hermärsche und meist vergeblich unternommene Belagerung fester Plätze. — Der Feldzug von 1658 begann für die Franzosen mit einigen Unfällen, unter Anderem ward der Marschall d'Aumont, bei seinem Versuche, Ostende zu überraschen, gefangen genommen. Bald nachher aber gewann Turenne bei Dünkirchen, dicht am Meeresufer (10. Juni 1658) eine entscheidende Schlacht, in welcher, ungeachtet Condé's Muth und Talent, die Spanier gänzlich geschlagen und das Schicksal des Feldzuges ent-

schieden wurde. Dieser Kampf, in welchem Turenne's Dispositionen allgemeine Bewunderung erregten, wird in der französischen Geschichte: „la bataille des dunes" genannt. Ein Corps von sechstausend Engländern nahm daran Theil. Eine Anzahl der größten französischen Edelleute, die, um unter Condé zu dienen, Frankreich verlassen hatten, wurden an der Seite des Prinzen getödtet oder gefangen genommen. Dünkirchen ging an die Franzosen über und ward, dem Vertrage gemäß, an England übergeben. Turenne nahm darauf Ypern und verbreitete in ganz Belgien Schrecken. — In Oberitalien waren die Franzosen ebenfalls glücklich, in Catalonien aber machten ihre Waffen keine Fortschritte. Diese Vortheile flößten Mazarin die Hoffnung ein, daß Spanien von seinem zähen und hartnäckigen Stolze etwas nachlassen und begreifen würde, daß der Krieg kein Mittel wäre, seine überall verfallende Macht wiederherzustellen. Des Cardinals eigene persönliche Neigung ging auf Frieden, zugleich aber schien ihm das Interesse des Landes, an dessen Spitze er stand, denselben wünschenswerth zu machen. England, sein mächtigster Verbündeter, war damals in der Hand Cromwell's, aber es schien unwahrscheinlich, daß nach dessen Tode die von ihm in Bezug auf Frankreich befolgte Politik, welche Partei auch an das Ruder des Staates gelangen möchte, fortgesetzt werden würde. Die Holländer hatten sich von Frankreich abgewandt und Savoyen fürchtete von dem Einflusse der französischen Waffen in Italien den Verlust seiner eigenen Unabhängigkeit. Die Königin, die, obgleich im Herzen ihrer Familie und ihrem Vaterlande geneigt, so unter der Leitung Mazarin's stand, daß sie seinen Planen gegen Spanien nie Hindernisse in den Weg gelegt hatte, begegnete jetzt dem Wunsche des Cardinals nach Frieden, wie sie ihm bisher im Kriege freie Hand gelassen, und wünschte eine Vermählung des Königs, der jetzt zwanzig Jahre alt war, mit der Infantin Maria Theresia, einer Tochter Philipp's IV. Dieser König hatte mehre Söhne im ersten Alter verloren, jetzt besaß er deren zwei, von denen der eine ein Jahr alt, der andere aber erst geboren war. In der Zeit, da er keine männlichen Kinder besaß, wären die Spanier, da die Krone ihres Landes auf die Frauen übergehen konnte, einer Vermählung seiner Tochter mit einem Könige von Frankreich auf das Entschiedenste abgeneigt gewesen. Jetzt schien, bei der Anwesenheit zweier männlichen Erben eine solche Gefahr entfernt und unwahrscheinlich zu sein. Mazarin ließ dem spanischen Hofe seine Bereitwilligkeit zu einer solchen Verbindung zu erkennen geben, brach aber, da Spanien hohe Forderungen machte, die Unterhandlungen

plötzlich ab und erklärte, eine Vermählung des jungen Königs mit einer Prinzessin aus dem Hause Savoyen vorziehen zu wollen. Philipp IV., der die Gelegenheit, seine Tochter auf einen so großen Thron setzen zu können, nicht verlieren wollte, gab nach, und Savoyen, das in seiner Allianz mit Frankreich geschwankt, zeigte sich, von der Aussicht auf eine solche Verbindung gelockt, zu einer Befestigung des gelockerten Bündnisses bereit. Mazarin hatte, seinem Charakter gemäß, beide getäuscht. Er hatte Spanien zu günstigern Bedingungen veranlaßt und Savoyens Abfall verhindert. Der französische Hof begab sich nach Lyon, wohin der savoyische, unter dem Vorwande, daß der junge König die Prinzessin, die man ihm bestimmt, zu sehen wünschte, sich begeben hatte. Als aber plötzlich ein spanischer Bevollmächtigter erschien, wurden die Unterhandlungen mit Savoyen sogleich abgebrochen. Dies war Mazarin's charakteristische Weise des Verhaltens, um an sein Ziel zu kommen, den Umständen gemäß und der Form nach verschieden, im Ganzen aber immer von derselben Treulosigkeit bezeichnet.

Die Friedensverhandlungen wurden jetzt in Paris fortgesetzt und die Präliminarien bestimmt, ihre letzte Bestätigung aber von weitern Verhandlungen abhängig gemacht. Aus den geringen Schwierigkeiten, die sich einer endlichen Abschließung entgegenstellten, ersah man, wie leicht es gewesen wäre, sich schon früher zu verständigen. Frankreich sollte den größten Theil der in den Niederlanden eroberten Städte herausgeben, aber den Herzog von Lothringen wieder in seine Staaten einsetzen, obgleich einige von dessen Festungen besetzt halten, Spanien aber Rousillon an Frankreich und Vercelli an Savoyen abtreten. Die Bestimmung über das Geschick des Prinzen Condé erregte allein noch Schwierigkeiten. Philipp IV. nahm sich desselben persönlich an. Mazarin war geneigt, ihm seine Güter und Würden, aber nicht die früher von ihm besessenen Statthalterschaften zurückzugeben. Philipp IV., in seinen Entschließungen langsam und hartnäckig, hielt lange an dieser Bedingung fest, auf die der französische Hof nicht eingehen zu können glaubte. Portugal, seit seiner Befreiung vom spanischen Joche mit Frankreich im Bunde, hatte in der letzten Zeit (1658) die Spanier geschlagen, und Philipp IV., von dem Verlangen getrieben, sich an denen, welche er noch immer Empörer nannte, zu rächen, gab in Bezug auf Condé nach, sobald Mazarin mit dem Könige Alphons VI., dem Sohne Johann's IV., brechen wollte. Mazarin, der an Portugal durch keine bestimmte Traktaten gebunden war, zog sich von demselben zurück. Die Vermählung des Königs von Frankreich mit der Infantin sollte den Frieden zwischen

den beiden Kronen besiegeln. Im Juni (1659) setzte sich Mazarin und einige Wochen nachher der französische Hof nach der spanischen Grenze zu in Bewegung. Der Cardinal hielt mit dem spanischen Principalminister, Don Luis de Haro, eine Zusammenkunft auf einem kleinen Eilande, das in der Bidassoa liegt, die Fasaneninsel genannt, von der ein Theil zu Frankreich, der andere zu Spanien gehörte und wo sich ebenfalls die beiden regierenden Familien und das verlobte Paar begegnen sollten. Bei den Conferenzen der beiden Minister kam Don Haro wieder auf die Wiedereinsetzung Condé's in seine Statthalterschaft zurück, und erklärte, daß im Falle der Weigerung der König von Spanien sich zu einer Entschädigung für den Prinzen verbunden halte und Cambrai und die Umgegend für denselben zu einem unabhängigen Fürstenthum erheben würde. Mazarin, der Philipp IV. nicht verhindern konnte, in seinen Staaten nach Belieben zu schalten, der aber Condé nicht im Besitze eines unabhängigen Landes an der französischen Grenze wissen wollte, gab endlich in so weit nach, daß Condé seine Güter und Würden zurückerhalten, für die Statthalterschaft von Guyenne dagegen die von Burgund erhalten solle.

Die Bedingungen des eigentlichen Friedensinstruments, denn Alles, was vor der Zusammenkunft der beiden Minister geschehen, ward nur als Einleitung betrachtet, waren Frankreich noch günstiger als die bisherigen Präliminarien. Den 7. November (1659) ward der Vertrag endlich nach mehrfachen Zögerungen unterzeichnet. Frankreich erwarb den größten Theil von Artois, einige Theile von Flandern, Hennegau und Luxemburg, ganz Roussillon, Cerdagne und das Fürstenthum Bar. Die Vollziehung der projectirten Vermählung ward auf das kommende Frühjahr hinausgesetzt.

Ludwig XIV., seine Mutter und Mazarin beschlossen den Winter im Süden Frankreichs zuzubringen. In Toulouse stellte sich Condé dem Könige vor und erhielt seine Verzeihung. Um dieselbe Zeit kam die Nachricht an, daß Gaston von Orleans in Blois, wo er die letzten Jahre seines Lebens zugebracht, gestorben war. Da er aus seinen beiden Ehen keine Söhne hinterließ, so fiel der größte Theil seiner Besitzungen an die Krone zurück und der Bruder Ludwig's XIV. ward später mit denselben ausgestattet. Während dieses Winters begann Ludwig XIV., der jetzt einundzwanzig Jahre alt war, an den innern Verhältnissen einen etwas thätigern Antheil als früher zu nehmen — die auswärtige Politik blieb, nach wie vor, Mazarin ausschließend überlassen — und gab dabei nicht undeutliche Beweise des stolzen und oft harten Sinnes, der seine spätere Selbstregierung

bezeichnen sollte. Marseille, das mit seinem Statthalter in Streit war und dessen municipale Unabhängigkeit dem jungen Könige eine Minderung seiner eigenen Größe erschien, ward aller seiner aus dem Mittelalter stammenden Freiheiten beraubt und die Anlegung einer Citadelle, die Stadt im Zaume zu halten, befohlen. In Avignon zog er ohne Erlaubniß des Papstes ein und schickte dessen Kriegsvolk während seiner Anwesenheit fort. Er nahm Orange ein, das dem Prinzen desselben Namens, nachmals als König von England, unter dem Namen Wilhelm III. berühmt, gehörte und der damals erst zehn Jahre zählte. Schon damals brach seine Abneigung gegen die Hugenotten, die in Orange einen ihrer Centralpunkte besaßen, hervor. Im Juni des folgenden Jahres (1660) ward die Ehe zwischen Ludwig XIV. und der Infantin Maria Theresia, nachdem die beiden Könige und ihre Höfe sich auf der Insel Bidassoa begegnet, vollzogen. Der lange Kampf zwischen Spanien und Frankreich, der über fünfundzwanzig Jahre gedauert und in welchem, um eines im Ganzen genommen geringen Resultates willen, unzähliges Blut und Geld verschwendet worden, war demnach beendigt. Alles schien sich im In- und Auslande auf einen langen Frieden vorzubereiten und Frankreich ein seit lange nicht gekanntes Glück zu versprechen. Karl II. hatte durch eine unerwartete Revolution den Thron seiner Väter bestiegen und versprach seine Schwester dem Bruder Ludwig's XIV. Schweden und Polen beendigten im Frieden von Oliva, unter Frankreichs Garantie, ihre langen Feindseligkeiten. Der Herzog von Lothringen versöhnte sich mit Frankreich und erhielt das Fürstenthum Bar zurück. Der Erzherzog Karl Ferdinand von Oesterreich empfing die von ihm seit Jahren vergeblich in Anspruch genommene Geldentschädigung für seine an Frankreich im Elsaß verlorenen Besitzungen. Alle Streitigkeiten und selbst die Ursachen zu neu entstehenden schienen, wenn auch nicht aufgehoben, doch entfernt und besänftigt zu sein. Mazarin, der seit achtzehn Jahren an der Spitze der französischen Regierung mit unbeschränkter Macht gestanden, hatte sich in der letzten Zeit die Erlangung eines allgemeinen Friedens als sein Ziel vorgesetzt und dasselbe wirklich erreicht. Er schien auf diese Art einen großen Theil der Fehler seines Lebens wieder gut gemacht zu haben. Außer den allgemeinen politischen Rücksichten hatte ihn, ohne Zweifel, das Gefühl der Abnahme seiner Gesundheit und Kraft friedlicher als früher gestimmt. Er fühlte sich der Last eines auf allen Grenzen geführten Krieges und der davon im Innern unzertrennlichen Spannung nicht mehr gewachsen. Er starb ein Jahr nach Erlangung dieser glücklichen Resultate

(8. März 1661), als Mensch von Niemanden, kaum von seiner eigenen Familie betrauert, der er unermeßliche Reichthümer, wie sie nie ein anderer Privatmann besessen, hinterließ, als Staatsmann mit dem Rufe, daß er wohl an Kraft und Kühnheit, aber nie an Glück und Feinheit übertroffen worden.

Fünftes Kapitel.

Der Tod Mazarin's ist einer der wichtigsten Momente in der französischen Geschichte, nicht als ob das Dasein dieses Ministers eine wahrhaft tiefe und nachwirkende Bedeutung besessen hätte, sondern weil sein Abscheiden Gelegenheit zu einer neuen Organisation des Staates, der Politik, der Gesellschaft überhaupt gab, die, obgleich auf die in den letzten funfzig Jahren gelegten Fundamente fortgebaut, in ihrer Totalität dennoch sich von allem Vorhergehenden wesentlich unterscheidet und in vieler Beziehung den Eindruck einer neuen Erscheinung gewährt. Die Grundsätze der unumschränkten Monarchie, von dem kapetingischen Königthume seit Jahrhunderten verkündet und lange mit Kraft und Consequenz verfolgt, waren unter den letzten Valois und dem ersten Bourbon, in den langen innern Kriegen zwar nicht aufgegeben und zerstört, aber erschüttert und in ihrer Vollendung aufgehalten worden. Heinrich IV. hatte zwar in den letzten vierzehn Jahren seines Lebens, in Bezug auf die Wahl der Mittel, durchaus nach eigenem Gutdünken regiert, aber der lange Widerstand, den er gefunden, der offene Krieg, durch den er seine Gegner überwältigt, die Unterhandlungen, zu denen er sich mit den Mächtigsten unter ihnen gezwungen gesehen, hatten ihm mehr das Ansehn eines Eroberers, der seine bestrittenen Rechte mit Gewalt und Glück durchgesetzt, als eines rechtmäßigen und natürlichen Herrschers verliehen. Die Großen hatten unter ihm, wie die Verschwörung des Herzogs von Biron beweist, die Hoffnung, sich als eine die Krone beschränkende Macht im Staate zu erhalten, nie aufgegeben und selbst die Umstände des Todes dieses Königs, so sehr sie auch in Dunkel gehüllt geblieben, dringen die Ueberzeugung

auf, daß es eine thätige und ihm feindliche Partei in seinem Reiche gab. Während der Minderjährigkeit seiner beiden Nachfolger brach der Widerstand der bevorrechteten Klassen gegen den Anspruch des Königthums, sich alle Theile der gesellschaftlichen Organisation gleichmäßig zu unterwerfen, von Neuem hervor. Richelieu, der die Macht der Krone mit einem Eifer erhob, als wäre er selbst für sie geboren, ihr Besitzer und nicht blos ihr momentanes Instrument gewesen, fand bis zu seinem Tode, wie die letzte Verschwörung Cinq-Mars' und de Thou's beweist, einen immer besiegten, aber sich immer erneuernden Widerstand. Ludwig XIII. herrschte durch ihn allerdings über alle Stände mit freier Gewalt, aber die Opposition war, wenn auch nicht sichtbar, doch immer fühlbar, und die Härte selbst, mit der Richelieu waltete, erklärt, wie sehr die Parteien ihm widerstrebten, wie wenig die privilegirten Klassen sich einer unumschränkten Herrschaft, ohne Zeichen eigenen Willens und Lebens zu geben, zu unterwerfen geneigt waren. Das Volk, die Gemeinden einiger großen Städte ausgenommen, in denen sich ein Anspruch auf eine gewisse Selbstständigkeit seit dem Mittelalter her erhalten, nahm an dieser Opposition keinen Theil, sondern sah die Krone als seinen natürlichen Beschützer an, unterstützte dieselbe durch die willige Zahlung der ihm aufgelegten Steuern und die Stellung seiner Kinder zum Waffendienst, und war, wenn auch ohne deutliches Bewußtsein, zur Hinwegräumung aller Schranken, die sich jener obersten Macht entgegenstellen wollten, beizutragen bereit. Es zog die unumschränkte, aber regelmäßigere Herrschaft eines Einzigen der ebenfalls unumschränkten und unregelmäßigern Gewalt Vieler vor, und dieser, wenn auch passiven Geneigtheit der Massen war es vorzüglich, der die Regierung unter Richelieu den Sieg über die ihr feindlichen verdankte. Der Widerstand der letzteren war jedoch mehr beseitigt als vernichtet worden. Unter der Regentschaft der Königin Anna und der Verwaltung Mazarin's brach derselbe von Neuem los. Mazarin regierte nur in den letzten sechs Jahren ohne Opposition, obgleich immer von dem geheimen Hasse seiner alten Feinde und deren übel verhaltenem Unmuthe umgeben. Das Königthum hatte endlich nach der Auflösung der Fronde einen vollständigen Sieg davongetragen, war in politischer Beziehung durchaus unumschränkt geworden, aber diese Macht lag in den Händen eines Ministers, der, als Fremder außerhalb dem nationalen Kreise stehend und als Geistlicher einem gewissermaßen übersinnlichen, allgemeinen Stande angehörend, diese unumschränkte Gewalt zwar mit großem Nachdruck ausüben konnte, von ihr aber dennoch wiederum getrennt,

in ihr nicht einheimisch, erschien und sie deshalb nicht in ihrer Vollkommenheit darstellen konnte. Er diente einem solchen Systeme, besaß es aber nicht, es wurde in ihm nicht personificirt und dasselbe konnte demnach auf die Stimmung und den Geist der ihm unterworfenen Nation, auf Sitte, Gesinnung und Recht keinen entscheidenden Einfluß ausüben. Die letzte Vollendung der absoluten Monarchie, daß der, dem ihr Besitz zusteht, sie auch wirklich ausübt, erscheint erst in Ludwig XIV., als er, nach dem Tode des Cardinals, die Zügel des Staates selbst ergreift, denn die Autokratie ist der wahre Charakter des unumschränkten Königthums, nach dem dasselbe unaufhörlich strebt und ohne dessen Erreichung es, wenigstens unter einem lebendigen und strebenden Volke, sich nicht erhalten kann. Eine lange Reihe unumschränkter Fürsten, unter denen sich selten Selbstherrscher finden, ist nur im Orient, wo die ganze Lage der Gesellschaft den Despotismus begünstigt, erschienen, in Europa nur unter Völkern, die erst im Werden oder schon im Sinken begriffen sind. Unter Nationen, die zu der ihnen von der Natur bestimmten Höhe ihres Daseins gekommen, ist das Streben nach politischer Freiheit und Selbstständigkeit nur durch große Autokraten für eine Zeit lang aufgehalten oder ihm eine andere Richtung angewiesen worden.

Die Regierung Ludwig's XIV., auf den nicht nur der Besitz eines großen, besonders wohl gelegenen, von einem einigen, in sich geschlossenen Volke bewohnten Landes kam, sondern für den zugleich Richelieu und Mazarin alle die Schranken weggeräumt hatten, welche früher die Könige so oft in ihrer Thätigkeit hinderten, hätte, wäre er auch ebenso arm an Talent wie sein Vater gewesen, nicht ohne große Bedeutung sein können. Es fand sich in ihm aber mit dem Recht und dem Besitz einer so großen Macht zugleich der Wille und die Kraft, sie selbst zu verwalten, vor, nicht nur dem Namen, sondern der That nach an ihrer Spitze zu stehen, sich zu ihrem Alles leitenden, man kann sagen, Alles belebenden Mittelpunkte zu machen. Es hatte vor ihm mehre Könige gegeben, wie z. B. sein eigener Großvater, die ohne Zweifel persönlich größer als er gewesen, aber ihre Kraft war großentheils von den Hindernissen verzehrt worden, die sie zu bekämpfen gehabt, ehe sie in die Bahn treten konnten, auf der sie eigentlich wirken wollten, oder der ganze Zustand ihres Volkes war noch zu unentwickelt und widersprechend gewesen, als daß sie ihm eine bestimmte Richtung hätten anweisen und das monarchische Princip in allen Theilen seines Daseins herrschend machen können. Ludwig XIV., der, nach Beendigung aller

innern Kämpfe, zur Herrschaft über eine durch jene Unruhen mehr bewegte als zerrissene Nation, die ihre Kraft mehr geübt als verbraucht hatte, und in welcher noch das bildsame Feuer der Jugend wohnte, gelangte, mit einer allgemein anerkannten, unbeschränkten Macht ausgerüstet, mußte, wenn er Kraft und Verstand genug besaß, dieselbe selbst auszuüben, das ganze Dasein seines Volkes durchdringen, demselben einen neuen Schwung verleihen und es seinem endlichen Ziele um einen großen Schritt näher führen. Die Idee der Monarchie, von ihm nicht nur repräsentirt, sondern thätig und lebendig gemacht, mußte unter ihm zu ihrer größten Reife kommen, ihn selbst zu dem Ideal eines absoluten Herrschers machen, seinem Volke aber zugleich die vornehmste Frucht des unumschränkten Königthums: die Herstellung eines großen, in sich abgeschlossenen, auf eine unerschütterliche Grundlage gestellten Gemeinwesens, ohne politische Freiheit und politischen Geist, aber mit Entwickelung aller nationalen Kräfte und Erhebung aller individuellen Kreise des Daseins, verschaffen.

Ludwig XIV. hatte bis zum Tode des Cardinals Mazarin an der Regierung, die seit achtzehn Jahren in seinem Namen geführt wurde, nicht nur keinen thätigen Theil genommen, sondern sich gar nicht um sie bekümmert, war seinem Minister selbst nicht einmal mit Bitten und Empfehlungen beschwerlich geworden, sondern hatte denselben nach eigenem Gutdünken walten lassen. Mazarin, ein vollendeter Diplomat und Hofmann, der aber, wie in seinem Geiste, so auch in seiner äußern Erscheinung, nichts Erhabenes und Ehrfurchtgebietendes, wie einst Richelieu, besaß, war dennoch geschickt genug gewesen, den jungen, scharfsichtigen und sich früh entwickelnden König mit der höchsten Meinung von seinem Charakter und Talent zu erfüllen, wozu seine hohe kirchliche Würde und das Verhältniß zu der Königin-Mutter nicht wenig beigetragen haben mochte. Er hatte sich, um seine politische Macht und seinen persönlichen Einfluß zu vermehren, mit der obersten Leitung der Erziehung Ludwig's XIV. beauftragen lassen, war jedoch bei derselben nicht thätig gewesen. Die Bildung des königlichen Zöglings war so vernachlässigt worden, daß derselbe kaum die gewöhnlichsten Kenntnisse besaß, von den einem großen Fürsten nöthigen Wissenschaften aber sich nichts angeeignet hatte. Sein natürlicher Geist war aber, wenn auch wenig geformt, doch auch nicht, wie so oft bei Fürsten der Fall ist, verbildet worden. Seine Zeit war von strengen und anhaltenden Andachtsübungen, denen seine spanische Mutter jeden Tag mehre Stunden widmete, und den Spielen und körperlichen Uebungen

der Jugend ausgefüllt gewesen. Als er heranwuchs, und seine Person hatte sich früh ausgebildet, waren seine Zeit und seine Phantasie von mehren der weiblichen Umgebungen seiner Mutter eingenommen worden, unter denen sich, außer manchen anderen, auch zwei Nichten Mazarin's befanden. Diese und ähnliche Bestrebungen beschäftigten ihn fast ausschließend. Indessen hatte man an ihm früh eine lebendige Auffassung der ihn umgebenden Personen und Dinge, eine in Allem, was er ergriff, entschiedene Willenskraft, und besonders ein stolzes Gefühl seiner hohen Bestimmung bemerkt. Die Unruhen der Fronde hatten auf ihn, so jung er auch damals war, einen großen Eindruck gemacht, und er war, obgleich an positiven Kenntnissen arm, nicht ohne Einsicht und Vorstellung über die allgemeine Lage der Dinge geblieben. Ludwig XIV. hatte, wie es die Stellung eines mächtigen Fürsten, so vernachlässigt sein Unterricht auch gewesen sein mag, von selbst mit sich bringt, Gelegenheit gehabt, von den großen und öffentlichen Verhältnissen der Welt schon in früher Jugend eine Kenntniß zu bekommen, nur daß ihm dieselbe aus einer einzigen Quelle zufloß und unter einem einzigen Gesichtspunkte dargestellt wurde. Dieselbe kam ihm nur von seiner Mutter und seinem Minister zu und wurde ihm ausschließend unter der Farbe seines persönlichen und königlichen Interesses vorgestellt. Außer diesen lebendigen Einflüssen und Mittheilungen, die einem jungen Fürsten, wenn er nicht stumpfsinnig ist oder durchaus eingesperrt gehalten wird, niemals ganz fehlen können, besaß Ludwig XIV. eine Neigung zu langsam prüfendem Urtheil, eine große Ausdauer und Festigkeit des Willens und die entschiedene Gesinnung, sich um jeden Preis in seiner hohen Stellung hervorzuthun und ein großer König zu werden. Der Begriff der Größe ward damals in hohen Verhältnissen, vielleicht noch mehr als zu andern Zeiten, nicht in eine moralische Ueberlegenheit über Andere, sondern einzig in den Besitz einer großen und wo möglich unumschränkten Macht gesetzt. Die Erziehung, welche die Fürsten damals erhielten, ging von einer doppelten Quelle aus. Der Geistliche, der sie leitete, flößte ihnen eine grenzenlose Ehrfurcht gegen die Gebote der Kirche ein, machte ihnen in dieser Beziehung die tiefste Unterwerfung zur Pflicht und lehrte sie, daß die Vorsehung sie nur um diesen Preis über Andere erhoben hätte; die weltlichen Umgebungen störten diesen Einfluß nicht, machten aber ihren königlichen Zögling vorzüglich auf die Erhabenheit seines Ranges aufmerksam, stellten ihm den unberechenbaren Abstand zwischen ihm und dem Volke vor, einigermaßen, obgleich nur schwach,

durch den Adel vermittelt, und flößten ihm eine Art von blinder gedankenloser Zuversicht auf sich selbst ein, die bei bessern Naturen zu einem edeln Stolze, bei geringern zu einer gemeinen Verachtung Anderer führte. Diese doppelte und dem Anscheine nach widersprechende Lehre der tiefsten Unterwerfung unter die unsichtbare und der unbegrenzten Herrschaft über die sichtbare Welt hatte gewöhnlich den Einfluß, daß die letztere im Gemüthe der Fürsten bei weitem größere Früchte als die erstere trug, der als einer heiligern, aber weniger wichtigen Form eher gehuldigt als gehorcht wurde, daß der Hochmuth die Demuth verschlang und die Könige jener Zeiten, nur zuweilen durch unvermeidliche Uebel an ihren Zustand als Menschen erinnert, in ihrem Walten sich als eine Art von sterblichen Göttern ansahen. Alles in der Erziehung und Stellung der Fürsten jener Epoche mußte sie in der Ueberzeugung des Besitzes einer von andern Menschen verschiedenen und ihnen überlegenen Natur bestärken. Die Unterwerfung unter die Vorschriften des Christenthums wurde als die einzige Schranke ihrer Macht hingestellt, in allen weltlichen Dingen ihnen aber eine vollkommen unbeschränkte Gewalt zugestanden. Diese Unterwerfung unter übersinnliche, mysteriöse Gesetze und Gebräuche, die den Fürsten empfohlen wurde, konnte nur ein Zügel für den idealen, rein moralischen Theil ihrer Natur sein, der mit ihrem Verhältnisse als Machthaber in keinem bestimmten Zusammenhange stand. Ihr Recht, über die sinnliche Welt nach Belieben zu schalten, sprach aber viel verständlicher zu ihrem Wesen und nahm dasselbe gewöhnlich ausschließend in Anspruch. Sie fühlten die Fessel jener Idee nicht, die aus einem zu geheimnißvollen Stoffe bestand, um dem gröbern Theile ihrer Natur fühlbar zu sein. Im Katholicismus waren die Vertreter jener übersinnlichen Idee zugleich die Unterthanen des Fürsten, und dieses Verhältniß war seit dem Untergange des Mittelalters sogar das wichtigere geworden; im Protestantismus gab es überhaupt keine solchen Vertreter, wenigstens nicht als ein mit einer übersinnlichen Macht begabter Stand gedacht. In den protestantischen Staaten trat deshalb, alles moralischen Einflusses, den die Religion ausüben konnte, ungeachtet, das Princip der unumschränkten Monarchie mit einer ganz besondern Härte auf, besonders wenn, wie dies in dieser Epoche Gebrauch wurde, die Fürsten eine rein militairische Erziehung bekamen und die Einrichtungen der bürgerlichen Gesellschaft einer militairischen Organisation möglichst nahe gebracht wurden. — Unter den meisten katholischen Völkern jener Zeit war das Princip des Despotismus tiefer gewurzelt, unter den meisten protestantischen

fing dessen Verwirklichung im äußern Leben drückender zu werden an. Ueberall aber, mit wenigen Ausnahmen, trat die Idee des absoluten Königthums an die Stelle aller andern Ideen, die es mehr nur tolerirte als wirklich anerkannte. — Bei dem Sinken des Adels war nicht nur seine alte Hoheit, sondern auch sein Reichthum großentheils auf den Souverain übergegangen, denn die frühern Unterthanen der Edeln waren jetzt die der Fürsten geworden, und es hatte sich zwischen den regierenden Geschlechtern und besonders den größern unter ihnen und selbst den höchsten Klassen des Herrenstandes ein im Mittelalter unbekannter, unermeßlicher Abstand gebildet, der die Könige in eine Art übersinnlicher Höhe stellte. Eine solche war die Lage der Souveraine vom funfzehnten Jahrhundert geworden und ihre Größe ununterbrochen und, besonders in Frankreich, gestiegen. — Auf Ludwig XIV. kam diese ganze Erbschaft von idealer und realer Macht, mit der das Mittelalter, sich selbst aufgebend, ihren Zögling, die absolute Monarchie, ausgestattet hatte. Ludwig XIV. war, ungeachtet des Widerstandes, den die Fronde der Krone entgegengesetzt, doch in einer Art Vergötterung seiner Rechte erzogen worden und die Idee eines uneingeschränkten Besitzes des Lebens, der Freiheit, der Güter, des gesammten Geschickes seiner Unterthanen ihm zu einer natürlichen Vorstellung geworden. Der unglückliche Ausgang dieser letzten Opposition der Fronde hatte die Kraft des unumschränkten Königthums, wie jeder vergebliche Widerstand, vermehrt. Ludwig XIV. fand diese Stimmung und Ueberzeugung nicht blos in seiner Familie, an seinem Hofe, sondern in der unermeßlichen Majorität seines Volkes vor, das, mit äußerst seltenen Ausnahmen, wie ein leidenschaftlicher Liebhaber, dem Gegenstande seiner Verehrung nicht genug Rechte und Vorzüge beilegen zu können glaubte und es kaum für hinreichend hielt, sich demselben ganz aufzuopfern. Diese Stimmung war übrigens in einem großen Theile Europas allgemein und das bestimmte Zeichen des vollständigen Unterganges des Mittelalters, in welchem die religiöse Macht allein eine allgemeine Unterwerfung gefunden hatte, die weltliche aber unter so viele und mannigfaltig bevorrechtete Häupter vertheilt gewesen, daß sie mehr von Ständen als Personen dargestellt wurde. Der Zauber, mit dem der Besitz einer unumschränkten Hoheit jeden, auch den persönlich mittelmäßigsten Träger einer Krone in jener Epoche umgab, ward in dem jungen Könige von Frankreich noch durch seine äußere Erscheinung, denn sein Charakter und seine Fähigkeiten waren außerhalb seines nächsten Kreises wenig bekannt, vermehrt. Ludwig XIV. war von

der glücklichsten und edelsten äußern Bildung und mit einer natürlichen Würde und Anmuth ausgestattet, die ihn nicht nur zum Herrn, sondern auch zum Liebling seines Volkes machte. Er besaß, was an ihm in Frankreich, wenn er im Privatstande geboren gewesen, vielleicht nicht gefallen hätte, an einem Könige aber bewundert wurde, schon in der Jugend eine gemessene und feierliche Haltung des Betragens, aus der in jedem Augenblick das Gefühl seiner Ueberlegenheit und Größe hervorsah. Er war mehr ernst als lebhaft, besaß weniger die seinen Landsleuten eigenthümliche Leichtigkeit der Rede und Raschheit der Bewegung, sprach wenig, aber mit Wahl, und stellte sich der Annäherung Anderer nie ohne vorangegangene Prüfung und Vorbereitung dar. Diese ernste und stolze Stimmung seines Charakters artete später häufig in Manier und ein theatralisches Spiel aus, war ihm jedoch im Wesentlichen natürlich und wurde in seiner Jugend durch den Adel seiner äußern Erscheinung gemäßigt.

Seit mehr als funfzig Jahren, seit dem Tode Heinrich's IV., war Frankreich nie wirklich von dem regiert worden, der, dem Namen nach, an seiner Spitze gestanden hatte. Ludwig XIII., die beiden Regentinnen, seine Mutter und seine Frau, waren so sichtbar von ihren Ministern geleitet worden, daß man allmälig dahin gekommen war, den Besitz der höchsten Gewalt und deren Ausübung als von einander nothwendig getrennt anzusehen. Das Erstaunen des Hofes und der Hauptstadt war deshalb nicht gering, als der junge König, der in der letzten Zeit dem verstorbenen Cardinal mehr aus Gewohnheit als Ueberzeugung gehorcht zu haben scheint, seinen Räthen erklärte, daß er von jetzt an keinem Minister mehr die oberste Verwaltung der Geschäfte anzuvertrauen, sondern dieselben selbst zu leiten gesonnen sei. Diese Erklärung ward anfangs als der Ausdruck einer jugendlichen Zuversicht, welche mit der Größe der zu übernehmenden Last unbekannt sei, betrachtet. Man hielt es für unmöglich, daß ein Fürst, der bisher nur an den Vergnügungen seines Alters und Ranges Geschmack gefunden, plötzlich zu einer anhaltenden und mühsamen Arbeit übergehen werde. Ludwig, obgleich durchaus ohne eigentliche Gaben des Genies, ohne Ideen, die in ihm selbst gekeimt wären, oder die, wenn er sie von Andern empfangen, in ihm eine eigenthümliche Gestalt angenommen hätten, ohne lebendige Phantasie oder Tiefe des Geistes irgend einer Art geboren, war von der Natur mit einem bedeutenden Willensvermögen und einer langsamen, aber beharrlich wirkenden Urtheilskraft ausgestattet worden, die in seiner Lage, als ein von bedeutenden

Talenten aller Art umgebener, mit einer unumschränkten Gewalt ausgestatteter Herrscher, der nur mit einer gewissen Folgerichtigkeit zu wollen brauchte, um viele geschickte Köpfe und Arme zur Ausführung seiner Beschlüsse bereit zu finden, den Mangel an Genie und schöpferischem Geist ersetzten. Außerdem war ihm ein gewisses passives Talent eigen, welches das, was ihm selbst hervorzubringen oder vielleicht auch nur tief zu empfinden, versagt war, an Andern wohl begriff, sich dessen Resultate zu eigen machte und aus dem sein Geschmack und zum Theil auch seine Begünstigung der bedeutenden Talente aller Art entstand, die seine Regierung verherrlicht haben. Die wahre Kraft dieses Königs ging jedoch aus einer von einzelnen Gaben und Fähigkeiten getrennten, mehr im Charakter als im Talent wurzelnden Richtung für alles Edle und Große, so weit es seine Stellung und seine Zeit ihm zu begreifen erlaubte, hervor, und durch die er zu einer der merkwürdigsten Individualitäten geworden ist, die je auf einem Throne gesessen haben. So viel er auch in dieser Richtung geirrt, so sehr er sich zuweilen in der Wahl der Mittel vergriffen, so viel eitle Selbstsucht in der Aeußerung dieses Gefühls mit untergelaufen sein mag, das Dasein und die Bethätigung dieses großartigen Instinkts ist unzweifelhaft und hat auf seine Zeit und den Charakter des französischen Volkes selbst einen tiefen Eindruck ausgeübt. Es ist diesem unter Ludwig XIV. das früher nur schwach gehegte und dunkel gefühlte Bewußtsein seiner eigenen Größe mit einer Kraft aufgegangen, die alle Wechsel und Formen der Zeiten überlebt und es in den schwersten Prüfungen aufrecht erhalten hat und aufrecht erhalten wird. Die begeisterte Theilnahme für Alles, was sich als edel, glänzend und rühmlich ankündigt, und die diesem Volke, so viel Falsches sich diesem Gefühl in seiner Bewährung auch zugesellen mag, dennoch von keinem Einsichtigen und Unparteiischen bestritten werden kann, ist vorzüglich unter diesem Könige hervorgebrochen und, früher als ein Privilegium der Krone oder des Hofes betrachtet, allmälig ein Gemeingut der Nation selbst geworden. Frankreich, nach Besiegung der Fronde unwiderruflich der absoluten Monarchie anheimgefallen, erlangte durch die feste und einmüthige Richtung, die dieser König dem äußern Dasein der Nation gab, durch die Begünstigung, die er ihrer geistigen Entwickelung gewährte, durch die Art, wie diese unter ihm sich mit dem öffentlichen Leben zu verbinden anfing, die Reife und Consistenz, ohne welche der Besitz der öffentlichen Freiheit weder ein Bedürfniß noch ein Gut ist. Bei Erfüllung dieser gro-

ßen Aufgabe seiner Regierung ist er allerdings nicht allein thätig gewesen, es ist jedoch kein gemeines Verdienst, daß sein Charakter, sein Wille und Geist sich zu derselben in keinem Mißverhältniß befunden, sondern sich ihr so enge angeschlossen haben, daß seine Epoche in ihm personificirt erscheint und mit Recht nach ihm genannt worden ist.

Ludwig, obgleich in den Ideen eines unbeschränkten Herrschers erzogen und voll Stolzes und Selbstgefühls auf sein Recht, besaß jedoch zu viel Verstand, um nicht zu begreifen, daß, ohne eine genaue Kenntniß der öffentlichen Verhältnisse, der innern Verwaltung und äußern Politik, sein Anspruch auf Selbstherrschaft ein leeres Spiel sein und er fortwährend, welchen Schein von Autorität er auch annehmen möge, in der Wirklichkeit von Anderen abhängig bleiben würde. Seine erste Sorge war deshalb darauf gerichtet, den Zustand seines Reiches und den Gang der politischen Maschine, die dasselbe in Bewegung setzte, kennen zu lernen. Dies war damals, selbst für einen besser vorbereiteten, an Arbeit und Geschäfte mehr gewöhnten Geist als den seinigen, ein schwierigeres Unternehmen, als es etwa heute der Fall sein würde. Ungeachtet der größern nationalen und politischen Einheit, welche in das öffentliche Leben in Frankreich, im Vergleiche zum Mittelalter und den heterogenen Elementen, aus denen dieses zusammengesetzt gewesen, gekommen, so war die Organisation des Staates doch immer noch im höchsten Grade ungleich, zersplittert, widersprechend und ermangelte der Abrundung und Regelmäßigkeit, die eine Kenntnißnahme und Beurtheilung desselben erleichtert. In der Tiefe des nationalen Bodens, in den wesentlichen Fundamenten des Staates lag allerdings eine große und unzerstörbare Einheit verborgen; in dem, was über dem Boden sich erhob, herrschte dagegen eine verwirrende Mannigfaltigkeit vor. Die einzelnen Provinzen standen nicht unter sich, sondern nur zu der Regierung in einem engen Verbande. Ihre Lokalinteressen beschäftigten sie ausschließend. Der getrennte Ursprung der einzelnen Bevölkerungen erhielt sich in den verschiedenen Verfassungen der Provinzen, die jede wie ein besonderer Staat verwaltet wurden. Die Gesetzgebung, die seit den Zeiten des Kanzlers L'Hopital wenig Fortschritte gemacht, obgleich so viele alte Verhältnisse abgestorben, so viele neue entstanden waren, war ein Chaos, in welchem alle möglichen Rechte und Gewohnheiten, ohne ein oberstes, sie verbindendes Princip durcheinander liefen. Die Nation war allerdings in drei große Massen, Geistlichkeit, Adel und Tiers-etat getheilt, aber

jede von diesen zerfiel wieder unter sich in so viele und nicht immer unter einander eng verbundene Unterabtheilungen, daß sie kaum an ein gemeinsames Ganze erinnerten. Das öffentliche Leben war von Gesetzen, Ueberlieferungen, Einrichtungen des verschiedensten Ursprunges und Charakters durchschnitten, die, wie Ruinen alles dessen, was überhaupt einmal da gewesen, den Boden bedeckten. Die Parlamente hatten allerdings insofern in die Verwaltung der Justiz mehr Einheit gebracht, als sie den von ihnen einregistrirten Edicten der Könige eine unbedingte Geltung verschafften und die besondern lokalen oder ständischen Gewohnheiten und Rechte denselben unterordneten; indessen umfaßte diese Einheit nur gewisse Gegenstände und politische Materien, was nicht gerade unter diese gehörte, blieb in dem frühern labyrinthischen Zustande. Die Intendanten der Provinzen hatten die Administration der Finanzen vereinfacht, aber die geringe Kenntniß der Hülfsquellen des Landes, die Verschwendung und Veruntreuung der Machthaber, die auf keine bestimmten Grundsätze basirten Rechte der Kapitalisten und Staatsgläubiger hatten diesen wichtigsten Theil der innern Organisation dem Zufall und der Willkür überlassen, so daß meist Gewohnheit, Noth oder Gewalt die Wahl der in Anwendung zu bringenden Mittel bestimmten. Selbst in den auswärtigen Verhältnissen Frankreichs, obgleich von Richelieu und Mazarin mit großem Geschick und Erfolg geleitet, ward die Unzulänglichkeit des bisher beobachteten Systems sichtbar. Sie konnten nicht mehr nach denselben Principien fortgeführt werden. Frankreich war von Franz I. bis Heinrich IV. unablässig damit beschäftigt gewesen, sich der Uebermacht des Hauses Oesterreich zu erwehren. Es hatte deshalb immer die Allianz der protestantischen und nordischen Mächte gesucht. Das Sinken der spanischen Monarchie und die Schwäche des deutschen Reiches schien Frankreich jetzt eine andere Rolle vorzuschreiben, und es, anstatt wie früher auf Vertheidigung und Abwehr zu beschränken, so jetzt auf Angriff und Vergrößerung zu weisen. — In allen diesen verwickelten, widersprechenden Einrichtungen und Verhältnissen gab es im Grunde nur einen äußerlich festen und bestimmten Punkt, nämlich den durch die Besiegung der Fronde zur höchsten Vollendung gekommenen Grundsatz der unumschränkten Gewalt der Krone. Auf ihn gestützt, begann Ludwig XIV. seine Arbeit einer größern Concentration und Vereinfachung der Verwaltung und Gesetzgebung, sowie später die Revolution durch das Princip der nationalen Souveränetät und der rechtlichen Gleichheit aller Staatsgenossen das Werk der nationalen und politischen Einheit vollendete. Unter Lud-

wig XIV. trat zugleich, was seiner Regierung eine ganz besondere Bedeutung verleiht, die höhere Individualisirung der Nation durch die Hervorbringung einer großen Literatur hervor, die sich dem äußern Leben nicht nur mehr, als in andern Ländern geschehen, anschloß, sondern, wie sie den Einfluß Frankreichs weit über dessen politischen Bereich hinaustrug, so auch dem politischen Zustande des Landes vorauseilte und auf dessen Geschick einen sonst nirgends wiedergesehenen Einfluß ausübte. Ludwig's XIV. Regierung ist für die politische Organisation des französischen Volkes von großen, für dessen allgemein geistigen Zustand aber von noch größern Folgen gewesen. Er hat in den Staat gerade so viel Einheit, Ordnung und Bewegung gebracht, als mit einer auf den Trümmern des Feudalwesens erhobenen Autokratie möglich war. Die Revolution hatte, ihr Princip einmal anerkannt, im Vergleiche zu ihm, ein leichtes Spiel, indem sie alles Alte umschmolz oder zerstörte. Auf das ideale und intellektuelle Leben der Nation hat jene Epoche der absoluten Monarchie eine viel tiefere Wirkung als die Revolution ausgeübt. Sie hat dasselbe mit allen seinen Vorzügen und Mängeln gewissermaßen für immer fixirt und die Erinnerung an Ludwig XIV. ist mit dem innersten Leben des französischen Volkes wie die weniger andern Fürsten verbunden worden.

In dem Augenblicke, da der dreiundzwanzigjährige König die Zügel der Regierung ergriff, war in Frankreich jede selbstständige politische Richtung, jeder Anspruch auf eine unmittelbare Theilnahme an der Leitung des Staates, sowohl in den einzelnen Ständen als in dem Geiste der Nation überhaupt, verschwunden. Nur einzelne Individuen bewahrten, wie z. B. der Cardinal de Retz, im Stillen die Ueberzeugungen, welche die Fronde ins Leben gerufen, aber sie standen isolirt, ohne Stützen da und suchten eher vergessen zu werden als hervorzutreten. In Andern, Denkern und Gelehrten, großentheils Hugenotten, lebten durch Anregungen von England, Holland und Genf herübergekommene demokratische, einer beschränkten Monarchie oder der Republik geneigte Gesinnungen, aber dieselben wurden nur in Schriften, und auch da nur auf verhüllte Weise, unter den Formen einer allgemeinen Moral, als Erinnerungen aus dem Alterthum oder als Fiktionen überhaupt vorgetragen. Auf das wirkliche Leben aber hatten weder diese Ideale, noch die Erinnerungen der letzten Kämpfe gegen die Allmacht der Krone, noch das Beispiel freierer Verfassungen und Staaten, einen Einfluß. In allen Klassen des Volkes lebte das Bedürfniß des Schutzes und Rathes in Bezug auf öffentliche Verhältnisse, und man glaubte der-

selben um so sicherer theilhaftig zu werden, je mehr man in dieser Beziehung jeder Selbstthätigkeit entsagte und sich zu einer unbedingten Hingebung an die oberste Autorität bereit erklärte. Dies ist nun zwar nicht so zu verstehen, als ob das Publikum jener Zeit die Maßregeln der Regierung ohne alles Urtheil aufgenommen und sich ihnen mit einer stumpfsinnigen Gleichgültigkeit unterworfen hätte. Dies hat in Frankreich nie und zu keiner Zeit stattgefunden, aber die Kritik, die man anlegte, der etwaige Tadel, der geäußert wurde, waren passiv, blieben im Gebiete der Meinung, traten nur hier und da isolirt und ohne Berechtigung hervor, und blieben deshalb ohne Wirksamkeit. Die Freiheit machte sich damals in Frankreich, wie noch heute in Deutschland, nur im Reiche der Ideen geltend. Hier konnte sie noch so hoch getragen werden, denn sie stieß in diesem ätherischen Gebiete auf keinen Widerstand. Hier waltete sie, während der ersten und bessern Hälfte der Regierung Ludwig's XIV. ungehindert, in der Realität aber, in den entscheidenden Interessen und Zuständen waren überall Zwang und Unterwerfung sichtbar. Die Freiheit war ein Orakel, dessen Stimme im Anfange dieser Epoche wohl noch zuweilen vernommen wurde, das aber bald gar nicht mehr gefragt, allmälig völlig verstummte und sich selbst vergaß. Sie war ein Gefühl, eine Idee, aber ohne Gestalt und Farbe und ohne Recht in der Wirklichkeit. Die vielen und zuletzt immer zum Vortheile der unumschränkten Souverainetät entschiedenen Kriege und innern Unruhen seit den Zeiten Heinrich's III., die Unfähigkeit und Uneinigkeit, welche die Großen, der Adel, die Parlamente in der langen Bewegung der Fronde bewiesen, hatte die Hoffnung auf einen freiern Zustand in dem Herzen auch der Muthigsten gebrochen, und ihnen alles öffentliche Leben überhaupt wie ein Labyrinth erscheinen lassen, in dessen Irrgängen nur die unbeschränkte Autorität eines Einzigen einen Ausweg zu finden vermochte. Man war froh, sich nicht selbst bestimmen, sich nicht selbst helfen und in eine von Andern vorgezeichnete Bahn eintreten zu dürfen. Zu dieser Gleichgültigkeit gegen alle öffentliche selbstständige Thätigkeit trat der Drang, die privaten Kreise des Lebens auszufüllen, in ihnen sich geltend zu machen, seine Befriedigung in seinen persönlichen und besondern Verhältnissen zu finden. Industrie, Handel, Literatur, Gesellschaft begannen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen und alle vorhandenen Kräfte in Anspruch zu nehmen. Eine Theilnahme am Leben des Staates ward fortan nur in der Form des königlichen Dienstes und mit Entäußerung aller besondern Richtung und Ueberzeugung möglich. Die letzten Funken

des Feudalgeistes waren in der Niederlage der Fronde erloschen und mit ihnen die letzten Traditionen der Freiheit des Mittelalters. Von der Lehnswelt und ihrem besondern Charakter war nur gerade so viel übrig geblieben, um den König von jedem Einzelnen als seinen unmittelbaren Herrn und persönlichen Gebieter ansehen zu lassen. Die Nation, nicht mehr von den Banden des Feudalwesens und der Hierarchie zusammengehalten, von langen innern Kämpfen ermüdet, in welchen die Einen das Maß ihres Daseins der Vergangenheit entlehnt, Andere in die Zukunft vorausgegriffen hatten, Niemand aber im Stande gewesen war, der Gegenwart eine freie und zugleich einige Gestalt zu verleihen, erkannte in der unbeschränkten Herrschaft eines Einzigen den Halt, den sie sonst nirgends zu finden vermochte. Man wollte diesem, wie das Ende der Fronde beweist, auch nicht die wenigen Bedingungen auflegen, die man noch hätte für sich erhalten können. Die Großen, der Adel, die Magistratur, die Geistlichkeit, Alle dachten von jetzt darauf, nur diesem Einen zu dienen und sich zu diesem Zweck aller besondern Zustände, jeder individuellen Stimmung und Ueberlieferung, so viel dies möglich war, zu entäußern, um in diesen Dienst vollkommen eingehen zu können. Ein Gefühl der Abhängigkeit ward, wenn auch unter verschiedenen Formen, in allen Klassen der Nation allgemein. Alles stürzte sich, wie am Ende des achtzehnten Jahrhunderts, in die nationale Einheit, welche die Revolution geschaffen, so, in der Mitte des siebenzehnten, in die königliche, welche der Untergang der Fronde zur Vollendung brachte. Dies Bedürfniß der Unterwerfung war jedoch mehr politischer als intellektueller Natur, denn gerade in dieser Epoche nahm die Intelligenz der französischen Nation ihren größten Schwung und bereitete für alle spätern Erzeugnisse die ihrer Natur gemäßen Formen vor. Diese intellektuelle Bewegung war es, welche dem politischen Stillstande das Gleichgewicht hielt, der ohne dieselbe die innere Kraft der Nation gelähmt und vielleicht getödtet haben würde. Nach der Besiegung der Fronde war die absolute Monarchie die für Frankreich einzig mögliche und heilsame Form des öffentlichen Lebens und eine große, intellektuelle, im Innern ruhige und stetige Entwickelung das dringendste Bedürfniß geworden. Ohne den Fortschritt der Intelligenz würde eine rein politische Bewegung in eine zerstörende und zuletzt erschlaffende Anarchie ausgeartet und das Leben der Nation aus seinem Gleichgewicht gekommen sein. Dieses Gefühl war schon, ehe Ludwig XIV. das Ruder selbst ergriff, und ehe noch sein Charakter und sein Talent sich zu zeigen Gelegenheit hatte, allgemein geworden. Als er selbst auf-

trat und man in ihm alle die Eigenschaften, welche zur Erhaltung und Erhebung dieses Systems der unumschränkten Monarchie nothwendig waren, erkannte, ward er mit einer Begeisterung aufgenommen, die spätere Zeiten oft als eine niedrige Schmeichelei betrachtet haben, die aber, mancher Uebertreibungen ungeachtet, dennoch aus dem natürlichen und wahren Gefühle floß, daß die Art von Persönlichkeit, die damals allein sich mit Erfolg an der Spitze der Nation zeigen konnte, in dem jungen Könige wirklich erschienen war. Die moralische Stimmung, welche in einer Nation, die seit achtzig Jahren, mit geringer Unterbrechung, von beständigen politischen und religiösen Kämpfen bewegt worden, herrschen mußte, war das Bedürfniß der innern Ruhe, ohne welche sich das intellektuelle Leben, zu dem sie sich berufen fühlte und in dessen Ausbildung sie lange aufgehalten worden, sich nicht entwickeln konnte. Die widersprechenden Elemente, aus denen sich ihr gesellschaftlicher Zustand gebildet und die sich von selbst nicht versöhnen konnten, bedurften vor allen Dingen der Einheit. Jene innern Unruhen, welche die besten Kräfte der Nation in der langen Epoche von Franz II. an bis zum Erlöschen der Fronde, ohne ein endliches Resultat, einen fixen Zustand, hervorzubringen, verzehrt, und die Disharmonie der gesellschaftlichen Organisation, welche die verschiedenen Provinzen, Städte und ausgezeichneten Individuen, bei jeder Gelegenheit für lokale oder persönliche Interessen bewaffnet hatten, machten die absolute Monarchie nothwendig, die alle diese kämpfenden, sich gegenseitig aufreibenden Kräfte um sich versammelte und sie zu ihnen und, dem Wesen nach, zum Dienste des großen Ganzen, zu dem des großen nationalen Daseins selbst, zwang. Die allgemeinen von dieser Staatsform unzertrennlichen Gebrechen traten in Frankreich, selbst in der besten Epoche der Regierung Ludwig's XIV., obgleich durch das reiche intellektuelle Leben, das sich in ihr entwickelte, und den Ruhm, zu dem die Nation im Auslande gelangte, sehr gemildert auf und mußten, von ihren Vorzügen unzertrennlich, wie die Schale von dem Kern, mit ihr zugleich hingenommen werden. Die üblichen Betrachtungsweisen, von denen die eine die Begeisterung, mit der die Erscheinung Ludwig's XIV. aufgenommen wurde, und den tiefen Einfluß, den er ausgeübt hat, allein seiner Persönlichkeit zuschreibt, und die andere, die diese Epoche als eine Zeit der Erniedrigung für das französische Volk ansieht, sind beide gleich irrig. Das Bedürfniß der monarchischen Einheit vergötterte die Individualität, die sich der Lösung dieser Aufgabe gewachsen zeigte, denn in einer andern Zeit würde Ludwig's XIV. Persönlichkeit, wenn auch immer beachtet worden sein,

doch nicht dieselbe außerordentliche Anerkennung gefunden haben, und die unumschränkte Monarchie gewährte der Nation alle Güter und Vorzüge, die Freiheit ausgenommen, die, da sie dieselbe nicht besitzt, auch nicht verleihen kann, für deren Besitz das französische Volk damals noch nicht reif war und die es niemals vorher weder klar begriffen, noch ernstlich gewollt hatte. Die Freiheit des Mittelalters, die der Localitäten, Stände und Corporationen, ging unter dieser langen und kraftvollen Regierung allerdings fast ganz zu Grunde, dieselbe hatte aber mit der nationalen Freiheit, wie sie Frankreich heute besitzt und damals weder besitzen konnte noch wollte, nicht viel mehr als denselben Namen gemein. Die Intelligenz der Nation erhob sich aber in dieser Epoche zu ihrer größten Höhe, und aus ihr, aber nicht aus den Ideen und Einrichtungen der Feudalwelt ist überhaupt die politische Freiheit der Gegenwart hervorgegangen. — Der monarchische Absolutismus in Europa unterscheidet sich aber, seinem Wesen nach, von der Despotie des Orients vorzüglich durch die Pflege, die er der Intelligenz angedeihen läßt, durch die Art, wie er die Entwickelung des rein Menschlichen, des gesammten innern Lebens begünstigt, aus dem zuletzt, als letzte Vollendung, das Bedürfniß und die Erlangung der politischen Freiheit hervorgeht. Die unumschränkte Monarchie macht sich überall da geltend, wo, aus Mangel an Intelligenz, die besondern Elemente, welche das Dasein eines Volkes bilden, zu keiner freien Einigung, welche der Zweck alles nationalen Lebens ist, gelangen können, oder da, wo der Charakter und die Sitten eines Volkes im Sinken begriffen, eines besonders festen Zügels bedürfen. Sie ist die Form öffentlichen Lebens in einem Volke, das, so groß es auch sonst sein mag, in Bezug auf seine Existenz im Staate, noch im Werden begriffen ist, oder eines solchen, dessen Individualität im Laufe der Zeit geschwächt und abgenutzt, seine sich lösenden Glieder mit dieser eisernen Form zusammenhalten muß. Jedes Volk, das auf die Mittagshöhe seines Daseins gekommen, vertraut sein Geschick keinem sich später über dasselbe stellenden Führer an, will sich selbst gehören und bestimmen und sich zu einer sich selbst bewegenden Totalität abschließen, in der wohl das Princip der Monarchie, aber nicht das der absoluten, eine Stelle findet. Das französische Volk befand sich im siebenzehnten Jahrhundert in dem Stadium des Alters und der Entwickelung, in welchem die Freiheit nur noch im Gefühl wohnt und deshalb ein Ideal bleibt, das zuweilen unruhige Wünsche erregt, nach dessen Besitz aber die Seele noch nicht mit allen Kräften ihres Bewußtseins ringt. Die Freiheit tritt in einer solchen

Epoche meist nur in der Intelligenz, in dem von der äußern Wirklichkeit getrennten Leben des Geistes hervor. Erst nachdem sie lange im Gedanken gelebt, wird der Wille eines Volkes auf ihren äußern Besitz gerichtet. Die intellektuelle, innere Freiheit, welche in der Zeit Ludwig's XIV. unter den Franzosen herrschend wurde und die sich in der großen Ausbildung der Literatur, der Künste und gesellschaftlichen Formen, die damals zur Reife kamen, aussprach, war die nothwendige Vorbereitung zu der spätern politischen, die ohne erstere nicht hätte erscheinen können, oder eine andere geworden wäre. In einem Volke, bestimmt einer der großen Anhalts- und Mittelpunkte der gesammten Entwickelung der Menschheit zu sein, mußte die politische Freiheit aus allgemeinen Ideen, so zerstörend diese in ihren ersten Aeußerungen auch walten mochten, entstehen, aber nicht aus einer individuellen Lage der Gesellschaft, einem allmäligen historischen Fortschritte, sich langsam aufbauen. Die absolute Monarchie, die Ludwig XIV. in Frankreich zum ersten Male vollkommen organisirt hat, denn wenn sie in allen ihren Elementen längst vor ihm vorhanden war, so hatten diese sich vorher nie zu einem festen widerspruchslosen Ganzen ausgebildet, bietet in ihrem äußern Verlaufe den ganz eigenthümlichen Charakter dar, daß sie während einer einzigen Regierung zu ihrer letzten Vollendung kommt, den Nachfolgern dieses Königs fast nichts mehr zu thun übrig läßt, und daß sie, mit großer Kraft wirkend, schnell an ihr Ziel kommend, sich auch früh erschöpft hat. Wie groß die Stelle gewesen, welche die Intelligenz in dieser Form des öffentlichen Daseins eingenommen, geht besonders daraus hervor, daß das französische Leben, unter Ludwig XV. und Ludwig XVI. ohne politische Kraft und Bedeutung, fast nur um seiner großen intellektuellen Bewegung willen interessirt, und daß der Absolutismus in Frankreich von den Ideen, die in seinem Schatten zur Reife gekommen, aber von keiner äußern und fremden Macht gebrochen wird. Hätte die Natur den Nachfolgern Ludwig's XIV. etwas von der entschiedenen Festigkeit und dem klaren Blicke ihres großen Vorfahren verliehen, so hätten sie die von ihm geschaffene Organisation ohne Zweifel länger erhalten können, diese aber wäre dennoch mit der intellektuellen Freiheit, die er selbst, obwohl zu seinem Dienst und zu seinen Zwecken gepflegt und deren Herrschaft mit jeder Generation zunahm, nothwendig in einen Kampf gerathen und hätte ein ähnliches Schicksal nur später, und unter andern Umständen, erfahren. Die seltene Erscheinung, daß eine Staatsform, wie die unumschränkte Monarchie, während des Lebens eines einzigen Fürsten in allen ihren Theilen zur Vollendung

kam und am Ende desselben schon zu verfallen anfing, läßt sich nur daraus erklären, daß sie in den Einrichtungen und Gesinnungen längst vorbereitet war und sich, durch einzelne äußere Umstände, wie die Niederlage der Fronde und die glänzende Persönlichkeit Ludwig's XIV. begünstigt, plötzlich in fast vollendeter Gestalt zu zeigen aufgefordert wurde. Daß sie schon am Ende der Regierung dieses Königs sichtbar geschwächt erschien, ging nicht allein, nicht einmal vornehmlich, aus den letzten unglücklichen Kriegen Ludwig's, dem Drucke der Abgaben u. s. w., denn dies Alles hat in andern absoluten Souverainetäten stattgefunden und eher ihr äußeres Dasein, ihre materielle Existenz als ihr Princip erschüttert, hervor, sondern der Grund hiervon lag in dem großen Fortschritte der intellektuellen Freiheit, dem erweiterten Kreise der Betrachtung, dem reifern Geiste des Volkes überhaupt, welche in ihm eine Sehnsucht nach politischer Selbstständigkeit und Unabhängigkeit erweckten. Im siebenzehnten Jahrhundert befriedigte sich diese intellektuelle Freiheit in ihren idealen Hervorbringungen, im achtzehnten Jahrhundert richtete sie ihr Streben nach dem Genusse eines totalen Daseins, wandte sich auf die reale Seite des Lebens und begriff, wie wenig die absolute Monarchie mit einer solchen freien Totalität vereinbar war. Die unglücklichen Ereignisse der letzten Jahre dieser Regierung haben in der Nation das Gefühl der Entfremdung und Unzufriedenheit mit den sie beherrschenden Einrichtungen wohl vermehrt, aber nicht hervorgebracht. Dieses ging aus der wachsenden Bedeutung der geistigen Entwickelung des Volkes hervor, die mit den despotischen Formen des Staates, von denen sie sich umgeben sah, sich im Widerspruch zu fühlen anfing. So lange diese Intelligenz noch damit beschäftigt war, sich selbst zu begreifen, ihre eigene Natur zu ergründen, sich in den Besitz des ihr nothwendigen Materials zu setzen, fühlte sie die Grenzen nicht, welche der Despotismus der Verwirklichung dieses innern Lebens gesetzt hatte. Als sie aber die ihr angemessenen Formen alle gefunden, was schon am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts in Frankreich vollkommen der Fall gewesen, wollte sie sich nicht mehr mit dem Besitz jenes rein intellektuellen Bodens begnügen, sondern strebte nach dem ihr gebührenden Einflusse auf die wirkliche Welt. Dies wäre auch ohne das Unglück der letzten Jahre Ludwig's XIV., die Verdorbenheit Ludwig's XV. und die Schwäche Ludwig's XVI. der Fall gewesen.

Als Ludwig XIV. auftrat, war von einem solchen Widerspruche nicht nur noch keine Spur vorhanden, sondern die Nation begnügte sich durchaus mit der Ausbildung der privaten Kreise ihres Daseins,

wobei sie von dem Königthum auf das kräftigste unterstützt wurde, während sie die Leitung aller öffentlichen Angelegenheiten demselben ausschließend überließ. Es sind in der Geschichte fast aller Nationen Fürsten von höherm Geiste und größerer Kraft als Ludwig XIV. erschienen. Ohne ihn mit den Heroen der Menschheit vergleichen zu wollen, mit denen er keine Art von geistiger Aehnlichkeit besitzt, gehört er, seinem persönlichen Talent nach, kaum in die zweite Reihe derer, die man große Fürsten nennt. Er war kein Kriegsmann, wie Heinrich IV., kein Politiker wie Ludwig XI. Er hinterließ sein Reich, um einige Provinzen vermehrt, in großer innerer Entkräftung und das System, das er selbst zur Vollendung gebracht, im Urtheile und in den Ueberzeugungen der Nation erschüttert. Doch ist Alles, ungeachtet des großen Wechsels der Zeiten und des Unterganges so vieler andern bedeutenden Erscheinungen, nicht nur in Frankreich, sondern in ganz Europa, von seinem Namen erfüllt und sein Schatten selbst lebendig geblieben. Der Grund hiervon liegt nicht in seinem Kriegsruhm, der seitdem so weit überboten worden, oder seiner Gesetzgebung und Verwaltung, von der fast nichts übrig geblieben, sondern in der Höhe, zu der die intellektuelle Cultur, das geistige Bewußtsein der Nation überhaupt, unter seiner Regierung gekommen, und dies ist etwas Größeres als alle einzelnen Verdienste, die durch Kriege, Verwaltung u. s. w. von einem Fürsten erworben werden können. Dieses erhöhte Bewußtsein bewegte sich unter seiner Herrschaft allerdings auf einem beschränkten und idealen Boden, ward aber hierdurch stark genug, um später aus sich ein Alles umfassendes Princip hervorzubringen und mit ihm die ganze Welt zu erfüllen. Der französische Geist fand in dieser Epoche alle Formen, die ihm überhaupt zur Erfüllung der ihm gestellten Aufgabe nothwendig waren, oder legte wenigstens den Grund zu ihrer Hervorbringung. Die Regierung Ludwig's XIV. war vor Allem — und die besondern Ereignisse derselben sind, damit verglichen, von untergeordneter Bedeutung — ein Werk der Civilisation, wie man jetzt sagt, d. h. der Hervorbringung allgemein anwendbarer Grundsätze, Vorstellungen und Sitten und deren Einführung in das wirkliche Leben. Die Kriegsthaten jener Zeit, die politischen Einrichtungen, das gesammte äußere Leben sind verschwunden, jene Arbeit der Intelligenz aber ist geblieben und hat der Nation die moralische Physiognomie gegeben, die sie noch heute trägt und nie ganz verändern wird. Unter den Früchten dieser Epoche verstehen wir nicht nur die Vollendung der Sprache, des vornehmsten menschlichen und nationalen Organs, die besondern Werke der Literatur u. s. w., die, so

wichtig sie sein mögen, nur Mittel zum Zweck sind, sondern vorzüglich die Hervorbringung allgemein anerkannter Ideen und Sitten, das Streben, dieselben in der Wirklichkeit geltend zu machen, diese überhaupt einem einigen, Alles durchdringenden Princip zu unterwerfen, den Geist nicht nur in Gedanken und Vorstellungen, sondern in dem wirklichen Leben selbst, zum Sieger über die Natur und das, was in der Geschichte aus dieser unmittelbar stammt, zu machen. Zu dieser großartigen Richtung, welche das französische Volk zum Hebel der Gegenwart macht, ist, mit allen ihren Vorzügen und Mängeln, der Grund unter der langen Regierung Ludwig's XIV. gelegt worden, und dies ist es, was derselben eine unvergängliche Bedeutung verliehen hat. Die Individualität dieses Königs stand, im Ganzen betrachtet, zum Beginn dieses großen Werkes in einem günstigen Verhältnisse und nahm in demselben eine bedeutende Stelle ein. In Ludwig's XIV. Person, durch kein einziges großes persönliches Talent ausgezeichnet, erschien mehr als in frühern, im Einzelnen begabteren Königen ein erhöhtes allgemeines Bewußtsein der Bedeutung seiner Stellung, allen andern Fürsten gegenüber. Er trat offen mit dem Anspruch hervor, seine Krone über alle andern zu erheben, was, da seine Familie und der Staat in ihm als personificirt angesehen wurden, nichts Anderes sagen wollte, als sein Volk zum ersten in Europa zu machen. Die Mittel, die er hierzu von seinem Standpunkte eines unumschränkten Herrschers aus gewählt, erreichten allerdings ihren Zweck nicht, aber die erhöhte Individualisirung seines Volkes, der Fortschritt seiner Cultur, die große intellektuelle Bewegung in ihm wurden von ihm getheilt, begünstigt und konnten durch das äußere Mißgeschick seiner letzten Jahre nicht verloren, ja nicht einmal aufgehalten werden. Napoleon, der, wenn man ihn nicht herabsetzen will, für eine universelle, mehr einer ganzen Zeit als einem einzigen Volke angehörige Gestalt angesehen werden muß, hat, ungeachtet seines Kriegsruhmes und seiner übrigen großen Thaten, auf das besondere Geschick der französischen Nationalität, ihr inneres Wesen, keinen so tief gehenden Einfluß wie Ludwig XIV. ausgeübt. Denn was unter der Regierung dieses Königs so mächtig gewirkt, ist die allgemeine europäische Form, die sich das französische Leben unter ihm gegeben und die, in vielfacher Beziehung, für die übrigen Nationen ein Muster und Vorbild wurde. Ludwig XIV. war, zumal in der ersten Hälfte seiner Regierung, von demselben Gefühle eines erhöhten Daseins, demselben allgemein fortschreitenden Geiste wie die Nation erfüllt, über die er herrschte. Seine Person, sein besonderes Wesen als

Mensch, ward von manchen, wenn auch nicht tief gehenden Mängeln befleckt, und seine Stellung als unumschränkter Fürst ließ dieselben in seiner Regierung zu sein und seines Landes Unglück erscheinen, sein Walten als König ist aber gleichwohl eines der größten und folgenreichsten gewesen. Er war so wenig, wie sein Volk, dazu bestimmt, ein sittliches Ideal darzustellen, eine besonders erhabene Natur zu offenbaren, sondern seine und seines Volkes Aufgabe war, die Herrschaft allgemeiner, mit der Vernunft und Natur übereinstimmender und darum überall anwendbarer Ideen, Formen und Sitten hervorzubringen und den Grund zu der letzten Epoche der modernen Gesittung zu legen. Daß dies seine und seiner Epoche wahre Bedeutung ist, geht am klarsten daraus hervor, daß die französische Nation von ihm an, in irgend einer der großen Richtungen des menschlichen Daseins, entweder durch ihre kriegerischen Thaten, ihre Sitten oder ihre Ideen fast immer an der Spitze des europäischen Lebens gestanden hat, und dies nicht, weil das, was sie im Einzelnen gethan, das Beste oder das Größte, was geschehen, gewesen, aber weil es durch die Allgemeinheit seines Inhalts und seiner Form, zum Fortschritt der öffentlichen Gesittung überhaupt am meisten beizutragen geeignet war.

Sechstes Kapitel.

Die Regierung Ludwig's XIV. unterscheidet sich in Beziehung auf ihre politischen Formen vorzüglich dadurch von der seiner Vorgänger, und überhaupt der meisten Fürsten, daß sie nicht blos dem Scheine, sondern dem Wesen nach eine Autokratie im strengsten Sinne des Wortes gewesen ist. Ludwig XI., Franz I., Heinrich IV. hatten nicht nur, wie fast alle andern Könige, den Anspruch auf eine unumschränkte Herrschaft gemacht, sondern sich in den meisten Fällen wirklich nach eigener Ueberzeugung entschieden, aber es war dies dennoch immer mit einer gewissen Berücksichtigung der Prinzen des königlichen Hauses, der Großen, des Klerus oder der privilegirten Stände überhaupt geschehen. Ludwig XI. und

Heinrich IV. waren erst nach langen Kämpfen zu dieser Fülle von Macht gelangt und dieselbe schien, in mancher Beziehung, mehr auf Gewalt und Zwang, als auf Recht und Herkommen gegründet zu sein, und Franz I., in unaufhörlichem Ringen gegen die drohende Uebermacht des Hauses Oesterreich begriffen, galt in den Augen der Nation vor Allem für einen Krieger und Vertheidiger und mußte zu diesem Behufe in jedem Augenblicke über alle ihre disponibeln Kräfte verfügen können. Jedoch empörte sich gegen ihn der Connetable von Bourbon, sein Verwandter und der größte Würdenträger des Reiches, und im Ganzen regierte er großentheils nach der Richtung, die ihm von seiner Mutter, später von einzelnen Günstlingen gegeben wurde. Ludwig XIV. dagegen fand, von dem Augenblicke an, wo er die Zügel der Regierung selbst ergriff, nicht nur nicht den entferntesten Widerstand, sondern leitete seine eigenen Räthe, bewachte sie in jedem Augenblicke, theilte die Geschäfte unter sie und setzte die gesammte Staatsmaschine mit eigener Hand in Bewegung. Er setzte sich, seiner vernachlässigten Erziehung ungeachtet, innerhalb weniger Jahre in den Besitz aller Kenntnisse, die ihm hierzu nothwendig waren. Sein fester und entschiedener Sinn, seine ruhige, folgerechte Betrachtung, seine ausdauernde regelmäßige Thätigkeit, stellten ihn über die, welche, bei größerer Kunde der Details oder rascherer Auffassungsgabe, ihm an Kraft des Willens und an umfassendem Blick nachstanden. Die Minister, die er unmittelbar zu seinen Berathungen zog, mit denen er täglich arbeitete, waren, im Anfange seiner Regierung, Fouquet, der die Finanzen verwaltete, seiner Erpressungen und Veruntreuungen wegen aber bald entlassen und verurtheilt wurde, Colbert, früher Mazarin's Privatintendant und von ihm dem Könige empfohlen, der Fouquet's Stelle einnahm, Le Tellier, der dem Kriege und dem Innern vorstand, in der Leitung des ersteren aber, einige Jahre nachher, von seinem Sohne Louvois ersetzt wurde, und Lionne, der mit dem Auswärtigen beauftragt war. Diese Alle bewiesen in den besondern Kreisen ihrer Thätigkeit eine große Geschicklichkeit und trugen allerdings viel zu dem Glanze und Glücke dieser Regierung bei, indessen erhielten sie ihre oberste Leitung, und dies nicht nur der Form nach, von dem Könige, der den Charakter und das Talent jedes Einzelnen mit überraschendem Scharfblick erkannt hatte und in der ihm angemessenen Sphäre anzuwenden wußte. Keiner von diesen Ministern, jeder in seinem Kreise höchst ausgezeichnet, wäre im Stande gewesen, wie Richelieu und Mazarin, sich an die Spitze der Regierung selbst zu stellen, die totale Lage des Staates in ihrem Zu-

sammenhange zu begreifen und demselben eine eigenthümliche Richtung zu geben. Dies that Ludwig XIV. selbst. Der Gedanke, das Princip seiner Regierung, waren sein eigenes Werk, und die Natur hatte ihm gerade die Art und das Maß von Talent verliehen, die zu deren Verwirklichung nöthig waren.

Die ersten sieben Jahre der Selbstregierung Ludwig's XIV. (1661—1667) waren großentheils mit Einrichtung seines Hauses und Hofes, mit einzelnen Reformen, der Gründung einiger wissenschaftlichen Institute, kurz mit innern Verbesserungen erfüllt, in welchen er gewissermaßen sein Talent zur Herrschaft versuchte. Nur zweimal gerieth er während dieser Zeit mit fremden Mächten in eine feindliche Berührung, die jedoch zu keinem Kriege führte, und bewies bei diesen Gelegenheiten einen Anspruch und Stolz, der, übertrieben und selbst ungerecht, gleichwohl von seinem Volke lebhaft getheilt und unterstützt wurde. Außerdem fiel in diese Epoche das erste öffentliche Beispiel seiner so berühmt gewordenen Liebeshändel, eine Verletzung der Moral und Sitte, die eine der großen Schattenseiten seines Charakters und seiner Regierung ist. Diese Verhältnisse, so zahllose Male geschildert, von den Einen mit einer Milde, die fast an Beifall grenzt, von dem Andern mit einer Strenge beurtheilt, die keine Rücksicht auf Zeit, Sitten und Umstände nimmt, haben nur insofern eine historische Bedeutung, als sie durch die Art von Regelmäßigkeit und Oeffentlichkeit, die diesen Verbindungen beigelegt wurde, zur Verderbniß des moralischen Charakters der Nation beigetragen haben. Auf die Regierung Ludwig's sind sie dagegen von keinem Einflusse gewesen, denn es ist kein Beispiel bekannt, daß seine weiblichen Günstlinge, mit Ausnahme der Marquise von Maintenon, in spätern Jahren und mit ihm rechtmäßig verbunden, einen Einfluß auf die Plane und die politische Thätigkeit dieses Königs ausgeübt hätten, der, obgleich von der Natur mit Geist und Talent ausgestattet, sich noch weit mehr durch die Festigkeit und Unabhängigkeit seines Willens auszeichnete, der nie vollkommen unterjocht werden konnte. Die Art, wie er sein Privatleben von seiner öffentlichen Stellung trennte, hat diese unerlaubten Verbindungen in Bezug auf seine Regierung großentheils unschädlich gemacht, ausgenommen, daß sie, bei seiner Prachtliebe und Freigebigkeit, die Lasten des Volkes vermehren halfen. Diese Verhältnisse, von denen allein das zu dem Fräulein de la Valliere und der Marquise von Montespan bemerkt zu werden verdienen, da alle anderen vorübergehend und unbedeutend gewesen, waren allerdings unsittlicher, aber nicht niedriger Natur, entstanden nicht blos aus einem Sinnenreize und

aus flüchtiger Laune, sondern wurden fast immer von einer aufrichtigen, wenn auch vorübergehenden Neigung begleitet. Aber selbst der edle Schein, den die Stimmung dieses Königs über solche Verhältnisse warf, trug zu der Ausartung der höhern Klassen in Frankreich und allmälig zu der des Volkes bei. Man glaubte, nach seinem Vorgange, sich von der Beobachtung der sittlichen Vorschriften des Lebens entbinden zu können, sobald bei deren Verletzung die Formen des äußern Anstandes gerettet werden konnten, oder sobald sie von keinen Aeußerungen einer rohen und niedrigen Sinnesart begleitet waren. Wenn die Regierung Ludwig's XIV. eine große Epoche in der Entwickelung der Intelligenz seines Volkes, in fast jeder Sphäre menschlicher Thätigkeit, gewesen, so hat die öffentliche und noch mehr die private Moral der Individuen unter ihm zu sinken angefangen, und in der vorherrschenden Richtung auf den Schein und die Form, die zwar lange vor ihm vorhanden, doch erst unter ihm zu so großer Bedeutung gekommen, ist der erste Grund zu der im achtzehnten Jahrhundert erscheinenden sittlichen Auflösung der französischen Gesellschaft zu suchen. Der Fortschritt der Intelligenz ist unter ihm von keiner gleichen Erhebung des nationalen Charakters begleitet gewesen. Diese Trennung der beiden großen Elemente der menschlichen Natur erschien damals wie vorübergehend, ungefähr, und ward von der großen Blüthe der unter ihm glänzenden geistigen Cultur verhüllt, bestand aber dennoch in hohem Grade, kam bald nach ihm zum vollkommenen Ausbruch und höhlte unter Ludwig XV. langsam, aber unheilbar das innere Leben der Nation aus.

Frankreich war die älteste der Erbmonarchien, die sich auf den Trümmern des römischen Reiches gebildet hatten. So sehr sich auch sowohl der ganze innere Zustand als die Grenzen des altfränkischen Staates verändert hatten, so war das moderne Frankreich doch unmittelbar aus ihm, auf demselben Boden, mit Bewahrung derselben Mittelpunkte, entstanden. Die Könige von Frankreich hatten deshalb unter den erblichen Souverainen, denn der Papst und der deutsche Kaiser waren keine solche, von jeher den ersten Rang eingenommen. Hierzu kam der große Kriegsruhm, den die Nation sich im Mittelalter erworben, die Eroberung Englands, Jerusalems, Konstantinopels und Neapels von Wilhelm dem Eroberer bis auf Karl von Anjou. Dieser alte Glanz des französischen Namens war im funfzehnten Jahrhundert durch die lange unglücklichen Kriege gegen die Engländer, und im sechszehnten durch die zunehmende Größe des Hauses Oesterreich, verdunkelt worden. Die in-

nern Kriege unter den letzten Valois bedrohten einen Augenblick lang sogar die politische Selbstständigkeit der Nation, die von Spanien abhängig zu werden fürchten konnte. Die Nachkommen Rudolph's von Habsburg, von denen die ältere Linie auf dem spanischen Throne saß, zogen die Aufmerksamkeit der Welt mehr als die Hugo Kapet's auf sich. Die Erhebung der Bourbons auf den Thron ward von einer Regeneration des Königthums und der Nation begleitet, die beide unter den Valois, seit Franz' I. Tode, zu sinken angefangen. Heinrich IV. stellte das Gleichgewicht zwischen Frankreich und dem Hause Oesterreich wieder her und die Verwaltung Richelieu's gab ersterem sogar ein offenbares Uebergewicht. Ludwig XIV., dazu bestimmt, die altfranzösische Monarchie auf den höchsten Gipfel der Macht und des Ruhmes zu bringen, verlangte gleich im Anfange seiner Selbstregierung die Wiederherstellung des alten Vorzuges der französischen Krone über alle anderen Dynastien Europas. Spanien ward nach einigen Streitigkeiten, die seine Repräsentanten, besonders in London, mit den französischen Botschaftern gehabt, diese Ueberlegenheit anzuerkennen gezwungen, denn Ludwig war entschlossen, deshalb im Nothfalle sogar einen Krieg gegen Philipp IV., seinen Oheim und Schwiegervater, anzufangen. Dieser Sieg kann heute, wo der Rang von der Macht bedingt, oder wenigstens ohne dieselbe für ein gleichgültiges Attribut gehalten wird, für kleinlich und unbedeutend gelten, er war in den Vorstellungen und Gefühlen des siebenzehnten Jahrhunderts, noch so tief von den Traditionen der Feudalwelt erfüllt, ein wirkliches Factum, das auf die Gesinnungen und somit auf die Ereignisse der Zeit nicht ohne Einfluß blieb. — Einen noch auffallendern Beweis von Stolz legte Ludwig in seinem Verhältnisse zum päpstlichen Hofe ab. Ungeachtet zwei Cardinäle vierzig Jahre lang an der Spitze der französischen Regierung gestanden, so war doch gerade während dieser Zeit das Verhältniß der Krone zum heiligen Stuhle weniger aufrichtig und vertraulich als früher gewesen. Heinrich IV., obgleich vielleicht nie mit voller Ueberzeugung Katholik, hatte für den Papst mehr Rücksichten gehabt, als Richelieu, der durch seine Cardinalswürde, so zu sagen, zu dessen geistlicher Familie gehörte, und als Mazarin, der außerdem ein geborner Römer war. Richelieu war durchaus Franzose und Staatsmann gewesen und scheint, wie auch seine persönlichen religiösen Ueberzeugungen gewesen, die Kirche und ihr Oberhaupt nur als ein Rad in der politischen Maschine der Welt, als einen Theil der Macht, welche über die Gesellschaft regiert, angesehen zu haben. In dieser Ueberzeugung hielt er den

Theil dieser Organisation, der von ihm abhing, Frankreich und seine Interessen, von dem Einflusse der Hierarchie möglichst unabhängig. Mazarin mochte sich durch seine Geburt und Erziehung derselben verwandter fühlen, aber er besaß vor allen Dingen den Stolz eines Emporkömmlings, der, in der Fremde zu Reichthum und Macht gelangt, in seiner Heimath dafür eine besondere Anerkennung in Anspruch nahm. Da ihm diese, wenigstens nicht in dem Grade, wie er wünschte, geworden, so brach in seinem Verhalten gegen den päpstlichen Hof eine Bitterkeit und Abneigung hervor und er hatte demselben, in seinen Verhältnissen zu Frankreich, vielfältig zu schaden gesucht. Alexander VII., aus dem Hause Chigi, war Mazarin persönlich abgeneigt gewesen, eine Gesinnung, die von diesem reichlich erwidert worden. Diese Stimmung war auf Ludwig XIV. übergegangen, der, obwohl in den strengsten Formen des Katholicismus erzogen, für das Papstthum während seiner ganzen Regierung keine besondere Ehrfurcht und Anhänglichkeit bewies und in dessen geistlicher Herrschaft über Frankreich eine Beschränkung seiner Alles umfassenden Souverainetätsrechte sah. Ludwig XIV., in die Zeit der Reformation gestellt, würde vielleicht eher das Beispiel Heinrich's VIII. als das Franz' I. nachgeahmt haben, denn er war weit mehr dem Dogma seiner absoluten Autorität als dem der göttlichen Gewalt des Papstes zugethan, und ein katholischer Souverain im siebenzehnten Jahrhundert, da die katholische Kirche in vielen Staaten noch eine große äußere weltliche Existenz besaß, stieß, so unabhängig er auch von dem Willen seines Volkes geworden sein mochte, in seinen Verhältnissen zum Papst häufig auf Hindernisse, die ihn an das Dasein einer von ihm unabhängigen Macht in seinen eigenen Staaten erinnerten. Ludwig, der den Instinkt der Herrschaft im höchsten Grade besaß und den dieses Gefühl oft mehr als tiefe Einsicht oder planmäßiges Wirken bei der Ausübung seiner Gewalt unterstützte, unterwarf sich im Laufe seiner Regierung den Klerus seines Landes so gut wie die übrigen Stände und brachte dessen Verbindung mit Rom auf nicht viel mehr, als ein Verhältniß der Form und Ceremonie herunter, brauchte die Hierarchie sogar zu einem Mittel für seine politischen Zwecke in und außer Frankreich. Seine Gesinnungen in dieser Beziehung verriethen sich gleich im zweiten Jahre seiner Regierung (1662). Sein Botschafter in Rom, der Herzog von Crequi, beleidigte durch seinen Stolz die eigenen Verwandten des Papstes und rief durch den Schutz, den er im Bezirke seines Palastes einer Menge von Personen gewährte, die von der päpstlichen Regierung verfolgt wurden, durch die zügel-

losen Freiheiten, die er seinem Gefolge und dessen Dienern verstattete, mit der römischen Polizei Streitigkeiten hervor, die endlich in eine blutige Rauferei ausarteten, bei der die Frau des Botschafters, der man einen der sie begleitenden Diener tödtete, beleidigt worden war. Dieser ganze Vorfall ward von Ludwig XIV. als eine Beleidigung seiner Person und Krone angesehen und die übertriebenste Genugthuung von ihm verlangt. Er war bereit, ein Heer gegen Rom zu schicken, er unterstützte die Ansprüche der Herzöge von Modena und Parma, denen die apostolische Kammer einige ihnen zugehörige Gebiete, unter dem Vorwande, daß sie ursprünglich päpstliche Lehne seien, entzogen hatte, er ließ durch das Parlament der Provence seine Rechte auf Avignon erklären und dasselbe für sich in Besitz nehmen. Dieser Zustand offener Feindseligkeit mit dem römischen Hofe dauerte fast zwei Jahre lang und ward erst (1664) in Pisa, durch die Vermittelung des Großherzogs von Toskana, mit der Zurückgabe Avignons, aber unter übrigens für die päpstliche Regierung äußerst demüthigenden Bedingungen beigelegt. Der Stolz, den Ludwig bei dieser Gelegenheit zeigte, bewies, wie sehr er seine weltlichen Rechte über seine geistlichen Pflichten stellte, wie wenig sein Glaube auf seine Handlungen einwirkte und wie ohnmächtig die Tiara im Verhältnisse zu den Kronen geworden. Die besondern Bedingungen dieses Vergleiches von Pisa bilden ungefähr den Uebergang von der päpstlichen Machtvollkommenheit früherer Jahrhunderte zu deren gänzlicher Unterdrückung in der Abführung Pius' VI. nach Frankreich. Während dieses Streites hatte die Sorbonne, eine Art von oberstem geistlichen Tribunal für Frankreich, das jedoch sich mehr auf die Ausübung einer gewissen theologischen Censur beschränkte, als daß es eine wirkliche Gerichtsbarkeit besessen hätte, Gelegenheit genommen, sich für die königliche Macht zu erklären. Das Wesentliche in der von ihr erlassenen Erklärung war, daß der Papst keine zeitliche Gewalt über die Kronen besitze und einer allgemeinen Kirchenversammlung untergeordnet sei. Die Ueberzeugung und Stimmung der Gemüther hatte sich seit dem Anfange dieses Jahrhunderts nicht wenig und überall zum Vortheile der weltlichen Autorität gegen die geistliche erklärt. Es waren erst einige funfzig Jahre her, daß der Cardinal du Perron die auf dem letzten Reichstage in Anregung gebrachte Erklärung der Unabhängigkeit der königlichen Gewalt von dem Papstthum, nicht sowohl des Wesens als der Form wegen, bekämpft hatte. Er war der Meinung gewesen, diese Frage unentschieden zu lassen, weil eine vollkommene Trennung der Krone von der Hierarchie, des Staates von der

Kirche, eine Auflösung des religiösen Bandes selbst hervorbringen und Frankreich zum Papstthum in dieselbe Stellung wie England bringen könne.

Wenn der Stolz und die Härte, die Ludwig XIV. bei dieser und ähnlichen Gelegenheiten bewies, ihren Grund vielleicht einzig in seiner Jugend, in dem Gefühle seiner Macht und in der Schmeichelei hatten, die ihn unablässig zum Gebrauche dieser Macht aufforderte, so bewiesen seine Unterhandlungen mit andern Staaten, daß er, ebenfalls schon in diesen ersten Jahren, die wahren Interessen Frankreichs und dessen Stellung sehr bald begriffen hatte. Er beschloß Portugal gegen Spanien, von dem es fortwährend bedroht wurde, wenn auch nicht unmittelbar, was ihm der letzte Frieden mit Philipp IV. unmöglich machte, zu unterstützen; denn Portugal, zu schwach, um Spanien allein zu widerstehen, war immer bedeutend genug, um unter Spaniens Botmäßigkeit dessen Macht um ein Großes zu vermehren. Ludwig ließ es sich deshalb angelegen sein, Portugal mit Holland auszusöhnen und bewog Karl II. von England sich mit einer portugiesischen Prinzessin zu vermählen. Bald darauf trat er mit dem Herzoge von Lothringen, Karl IV., in Unterhandlungen, der, kinderlos und seiner langen unruhigen Regierung endlich müde, sein Land an Frankreich gegen einen angemessenen Jahrgehalt zu überlassen wünschte. Er hatte, von jeher sonderbar und einzig seinen Launen und Einfällen folgend, beschlossen, sich noch in seinen alten Tagen mit einer jungen Person niedrigen Standes zu verheirathen und wollte zu dem Ende sich von allen öffentlichen Angelegenheiten zurückziehen. Er hatte für seine Verwandten ebenfalls mannigfaltige Entschädigungen und, unter Anderm, den Rang und die Rechte der Prinzen von Geblüt in Anspruch genommen. Ludwig war auf dieses Anerbieten, daß Frankreich Lothringen erworben und seine Ostgrenze bedeutend verstärkt hätte, begierig eingegangen, aber ein doppelter Widerstand setzte sich der Vollziehung dieses Planes entgegen. Die lothringischen Prinzen sprachen dem Herzoge das Recht ab, über seinen Staat, dessen Verwalter, aber nicht dessen Eigenthümer er war, nach Belieben zu verfügen, und wollten nicht dem Vortheil entsagen, eine eigene Dynastie zu bilden. In Frankreich, wo man den regierenden Stamm wie eine Personifikation der Nation selbst ansah, und wo diese, da sie nicht frei war und sich selbst angehörte, wie immer in ähnlichen Fällen, auf die Abkunft und den Ruhm ihrer Gebieter besonders stolz war, widersetzten sich die Prinzen von Geblüt, die Großen und die Parlamente dieser Adoption der lothringischen

Prinzen, und der Kanzler, sonst gegen Ludwig XIV. so unterwürfig, erklärte, daß derselbe kein Recht habe, den Zustand des königlichen Hauses zu verändern, denn das Erbfolgegesetz war, in Ermangelung anderer organischer Institutionen, das einzige allgemein anerkannte Princip des Staates geworden. — Ludwig XIV. war nach der Restauration Karl's II. mit England in ein näheres Verhältniß getreten, als seit Jahrhunderten zwischen den beiden Kronen bestanden, welches ihm später gefährlich wurde, im Anfange seiner Regierung aber große Dienste leistete. Karl II., in hohem Grade verschwenderisch und habsüchtig zugleich, verkaufte Dünkirchen, das Cromwell für England erworben hatte, an Ludwig XIV., der hier sogleich große Befestigungen zu errichten und einen Hafen für eine Flotte zu bauen anfing, denn gleich im Anfange seiner Regierung ging er mit dem Plane der Errichtung einer großen Seemacht um. Zugleich schloß Colbert mit Schweden einen Vertrag, die Lieferung von Schiffsbauholz betreffend, ab, an dem Frankreich schon damals arm war.

Ludwig arbeitete täglich mit seinen Ministern, von denen jeder in seiner Sphäre für den ersten Verwalter in Europa gelten konnte, und von denen Colbert die Finanzen, das Seewesen und die öffentlichen Bauten mit dem größten Erfolge zugleich dirigirte. Ungeachtet des Hanges des jungen Königs zu Vergnügungen und Zerstreuungen aller Art, ungeachtet der Verbindung mit dem Fräulein de la Valliere, die nicht nur seine Zeit und seine Sinne, sondern wirklich sein Gefühl und ganzes Wesen in Anspruch nahm, widmete er dennoch, eine, bei solcher Jugend und Gewalt, nicht genug zu bewundernde Aeußerung seiner Willenskraft, einen großen Theil des Tages den öffentlichen Geschäften. Die beiden Angelpunkte jeder, besonders aber einer unumschränkten Monarchie, wo dem Geiste des Volkes, außerordentliche Umstände, wie eine Gefahr für die nationale Existenz selbst, ausgenommen, keine große politische Kraft und Erhebung einwohnen kann — ein günstiger Stand der Finanzen und ein schlagfertiges Heer, wurden von dem Könige mit gleicher Aufmerksamkeit behandelt. Die Last der directen Steuern, die damals großentheils auf den Landmann fiel, wurde allerdings, selbst in diesen Friedensjahren, nicht vermindert, aber deren regelmäßige Verwaltung unter Colbert, die Abwesenheit aller unerlaubten Bedrückungen, die Strenge, mit der der Minister seine Beamten beaufsichtigte, konnten einer wirklichen Erleichterung gleichkommen. Der Fortschritt des Handels und der Industrie gab den natürlichen Producten einen höhern Werth, und die großen Bauten und Unternehmungen aller

Art, die von der Regierung ausgingen, der wiederum die reichen Klassen nachahmten, vermehrten den Arbeitslohn und damit den Wohlstand der Massen. Was das Heer betrifft, so führte Le Tellier, der selbst kein Militair war, aber in dessen Organisation große Einsicht besaß, so viele und wesentliche Verbesserungen ein, daß die französische Kriegsmacht, einige Jahre nachher, dem, was sie früher gewesen, nicht mehr ähnlich sah und ihre Reformen von ganz Europa nachgeahmt wurden. Es war bisher, ungeachtet aller einzelnen Fortschritte, von Karl VII. an, immer Sitte geblieben, daß die Regierung nur die Chefs der einzelnen Corps ernannte, diese selbst aber nicht nur die Mannschaft anwarben, sondern auch die untern Befehlshaberstellen nach Belieben vergaben. Dieses System, in einer Zeit entstanden, wo die Lehnsmänner, der Krone zu gewissen Diensten verpflichtet, selbst über die verfügten, die sie hierzu anwandten, und sich zu ihrem Kriegsvolk in einer Art von souverainer Stellung befanden, war besonders durch die langen innern Kriege in Uebung geblieben. Die Könige hatten auf diese Art über ihre Heere eine nur mittelbare Autorität ausgeübt und waren eigentlich nur zu den Chefs in einem Verhältniß gestanden. Diesem Zustande wurde in den ersten Jahren der Regierung Ludwig's XIV. für immer ein Ende gemacht. Es ward das Princip ausgesprochen, daß Niemand mehr ein Commando, von welchem Grade es auch sei, anders als von dem Könige selbst empfangen könne. Dieselbe Anordnung ward auch auf die militairische Verwaltung ausgedehnt, so daß die Großen ihre bisher so willkürlich ausgeübten Privilegien verloren und der König alle irgend einflußreichen Stellungen im Kriegswesen, bis auf die Fähnriche und Magazinverwalter herab, unmittelbar selbst vergab und diese complicirte Maschine in allen ihren Theilen unter seine Leitung nahm. Alle andern Reformen, wie eine genauere Eintheilung der Rechte und Pflichten der verschiedenen Grade, Beschränkung der Willkür in der Behandlung des Soldaten, Trennung der rein militairischen Autorität der Befehlshaber von der zu ihrer Unterstützung bestimmten Verwaltung, eine bestimmte Bewaffnung, Kleidung u. s. w. des Kriegsvolkes, die nicht mehr, wie früher, von den Chefs abhängen sollte, sondern der sich diese selbst unterwerfen mußten, dies Alles ward damals angefangen und mit einer früher unbekannten Genauigkeit und Ueberwindung vieler Hindernisse ins Werk gesetzt. So wollten z. B., was heute sonderbar klingt, wo die Uniform für eine Auszeichnung gilt, die größern Befehlshaber sich nicht der Verpflichtung, eine solche zu tragen, unterwerfen, die ihnen den letzten Schein der Unabhängigkeit zu

nehmen und sie in jedem Augenblicke an ihre Dienstbarkeit zu erinnern schien. Diese Reformen wurden aber nicht nur der Regierung, sondern auch dem Lande vortheilhaft, indem sie wesentlich dazu beitrugen, den Unordnungen der bewaffneten Macht vorzubeugen, oder, wenn solche begangen, ihnen leichter auf die Spur zu kommen. In frühern Zeiten war der Soldat sehr oft der Tyrann seiner unbewaffneten Landsleute und diesen meist furchtbarer als dem Feinde gewesen. Von dieser Zeit an, wo der Soldat in strengere Zucht genommen wurde, verlor der Krieg viel von seinem Schrecken in den Augen des Volkes, und der Wehrstand, der sonst fast nur wie ein regulirtes Räubergesindel angesehen worden, gewann in der Meinung der übrigen Klassen an Achtung. Die Heere waren im frühern Mittelalter, wo sich zuweilen fast die ganze männliche Bevölkerung eines Landes oder einer Provinz in Bewegung setzte, wie die Kreuzzüge, die Eroberung Englands, wo die Nordküsten Frankreichs ein sechszigtausend Mann starkes Heer lieferten, der Feldzug, der die Schlacht von Bouvines entschied, und viele andere beweisen, sehr zahlreich gewesen. Als das Lehnssystem verfiel, die moderne Organisation und Disciplin aber noch nicht erfunden war, wurden sie auffallend klein. Die Streitkräfte, die Karl V., Franz I., Philipp II. u. s. w. anführten oder aussandten, sind, sehr seltene Ausnahmen abgerechnet, nur Divisionen neuerer Zeiten vergleichbar. Bei dem letzten Einfalle Karl's V. in Frankreich und der Belagerung von Metz brachte dieser Kaiser mit großer Anstrengung höchstens funfzigtausend Mann zusammen. Die gewöhnlichen Heere der ersten und mächtigsten Souveraine jener Zeit überstiegen nicht leicht dreißigtausend Mann und waren öfters noch viel schwächer. Ludwig XIV. war der erste König, der große Armeen, im heutigen Sinne des Wortes, und dies, wie ohne Zwang und Widerwillen auch ohne eigentliche Begeisterung von Seiten des Volkes, blos durch die Verbesserung des äußern und materiellen Theiles des Kriegswesens, zusammenbrachte.

Colbert, der, aus einer Kaufmannsfamilie stammend und als Verwalter des unermeßlichen Privatvermögens Mazarin's, eine praktischere Kenntniß des Finanzwesens als seine meisten Vorgänger in dieser Stellung besaß, glaubte, daß Handel und Manufakturen die wahren Pfeiler des nationalen Reichthums seien. Zu diesem Ende munterte er dieselben nicht nur im Inlande auf, sondern suchte auch durch Anlegung von Colonien den überseeischen Handel zu heben. Er stiftete eine Compagnie für den Handel mit China und Indien und begünstigte die aufblühende Colonie von St. Domingo. Manche

Unternehmungen dieser Art, wie die Niederlassungen in Cayenne, Madagaskar und an der Nordküste von Afrika gingen wieder ein, da sie keinen Nutzen hervorbrachten, im Ganzen beflügelten sie jedoch immer den Unternehmungsgeist der Franzosen und begünstigten die Errichtung einer großen Marine, die für Frankreich, wenn es nicht in seiner politischen Entwickelung zurückbleiben sollte, unentbehrlich geworden war. Von größerer innerer Wichtigkeit war jedoch die Anlegung des Kanales von Languedoc, der den Ocean und das mittelländische Meer mit einander zu verbinden bestimmt war. Dies großartige Unternehmen, nach dem Plan des Ingenieur Riquet ins Werk gesetzt, ward im Jahre 1664 angefangen und im Jahre 1684 vollendet. Die Ueberwindung der natürlichen Schwierigkeiten, die sich ihm entgegensetzten, und der Vortheil, den ganz Südfrankreich dadurch gewann, haben es zu einem der vornehmsten Denkmale der Regierung Ludwig's XIV. gemacht. Die Anlage von Fabriken und Manufakturen ward von Colbert mit einem vorher nie gesehenen Eifer begünstigt, aber, wie man seit einiger Zeit glaubt, war das von ihm angenommene System, bei dem fast alle seine Nachfolger verharrten, dem Ackerbau nicht günstig, dessen Fortschritt gleichwohl, da er die Basis aller Industrie ist, zu deren Erhebung selbst nothwendig ist. Man hat oft behauptet, daß Frankreich, bei seiner herrlichen Lage am Meere, bei seinem reichen, mannigfaltigen Boden, in allen Richtungen von schiffbaren Strömen durchschnitten, zu einer ebenso großen Handels- und Industrieentwickelung wie England bestimmt gewesen und daß das Stehenbleiben und man kann, im Vergleiche zu der übrigen Entwickelung, sagen, der Verfall des Ackerbaues, die Fortschritte des Landes aufgehalten habe. Der Grund dieser geringern materiellen Entwickelung des französischen Volkes, im Verhältnisse zu den Vortheilen, die ihm die Natur gewährt, ist aber ein allgemeinerer und hat großentheils in der politischen Verfassung des Staates gelegen. In der absoluten Monarchie, wenn sie nicht, wie z. B. in Rußland, auf einen völlig barbarischen Zustand gefolgt ist, so daß der Nation selbst die Idee der Freiheit unbekannt ist, und alle Gesittung überhaupt erst mit dem Despotismus angefangen, sondern wenn diese vielmehr, wie in Frankreich, sich aus dem Geiste des Mittelalters entwickelt hat, muß die Regierung, wenigstens in einem großen Lande vor allen Dingen glänzen und die Aufmerksamkeit des Volkes von dem innern Drucke, der auf ihm lastet, ablenken. Hierzu dienen ein großer Hof, mit Allem, was mit einem solchen verbunden ist, und eine imponirende Stellung nach Außen zu, Eroberungen, wenn es mög-

lich ist, oder wenigstens der Versuch dazu, und überhaupt die Richtung nach einer großartigen Schaulegung der nationalen Kraft. Der Ruhm, im gewöhnlichen Sinne des Wortes, muß in einem solchen Zustande die Freiheit ersetzen und vergessen machen. Der Mangel an selbstständiger Regsamkeit wird über der drohenden Höhe, zu der der Souverain, mit welchem das Volk sich identificirt, sich dem Ausland gegenüber erhebt, und die Last der Abgaben über den prachtvollen Stiftungen, die von der Regierung ausgehen, weniger empfunden. Dieses System ist nirgends in größerm Umfange als im alten Frankreich angewandt worden. Sein charakteristischer Zug, den Schein der Wahrheit, das Glänzende dem Nützlichen vorzuziehen, ließe sich in den Sitten des Volkes bis in die geringsten Einzelheiten nachweisen. — Nichts aber ist dem Fortschritte einer nationalen Industrie hinderlicher als diese Gesinnung. Besonders aber wird von ihr der Ackerbau, der sich weniger als Manufakturen, Schiffahrt u. s. w. zu einer solchen Schaulegung eignet, der übrigen Industrie nachgesetzt. Was übrigens Colbert's Verwaltung betrifft, so wurde ihr Glanz von der damaligen Lage der Dinge in Frankreich bestimmt. Die Regierung Ludwig's XIV. war im Innern ein Werk fortschreitender politischer Einigung und intellektueller Gesittung, nach Außen hin ein Werk der Eroberung und Vergrößerung. Zur Erreichung beider bedurfte es unermeßlicher Mittel, die vorzüglich durch die Ausdehnung und Belebung der Manufakturen und des Handels herbeigeschafft werden mußten. Denn von der Bevölkerung, die den Boden bebaute, konnten nur gewisse Summen erhoben werden, über die hinauszugehen unmöglich war, der Handel schien dagegen, wie ein unbegrenztes Gebiet, auch unberechenbare Ernten zu versprechen. So wie sechszig Jahre vorher Sully vor Allem den Ackerbau und die Viehzucht begünstigt hatte, so ward jetzt unter Colbert das Handels- und Fabrikwesen der Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit, und Frankreich, dazu bestimmt, eine Zeit lang, ausschließend der Typus und das Modell des Continents zu sein, ward von den Regierungen desselben, in welchen Sinn für Cultur und Fortschritt lebte, in diesem wie in manchen andern Irrthümern, noch mehr als in dem, wo es wirklich für ein Muster gelten konnte, nachgeahmt. Erst als, ungefähr in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, England dem Continent von Neuem bekannt wurde und die seit einigen Generationen vorzüglich auf eine sehr vervollkommnete Agricultur begründete Blüte dieses Landes in Betracht gezogen zu werden anfing, begann jene übertriebene Richtung auf Begünstigung des Handels und der auswärtigen Verbindungen und die Vorstel-

lung von einem vorzüglich außer den Grenzen des heimathlichen Bodens zu suchenden Reichthume in dem, was sie Falsches und Phantastisches hatte, zu verschwinden. Frankreich wäre, seiner Lage nach, zu einer ebenso großen materiellen Entwickelung wie England fähig gewesen, aber nicht nur seine Verfassung, sondern, ohne Zweifel, auch sein nationaler Genius machten ihm eine solche unmöglich und führten es auf die mit der ausschließenden Thätigkeit in Handel und Gewerben unvereinbare Bahn, die moralischen Interessen des Lebens vorzugsweise zu pflegen und in Bezug auf Politik, Literatur und Sitte eine in ihrer Form möglichst vollkommene und darum überall anwendbare öffentliche Gesittung hervorzubringen.

Während Ludwig XIV. mit großen innern Reformen, vorzüglich mit der Ausbildung seines Heeres, der Befestigung der Grenzen und der Belebung des Handels und Seewesens beschäftigt war, wurde seine Aufmerksamkeit plötzlich auf eine ganz entgegengesetzte Seite gelenkt. Es hatte sich als Nachklang der großen religiösen Kämpfe, die Frankreich im sechszehnten Jahrhundert zerrissen, im siebenzehnten eine Bewegung innerhalb der Grenzen des Katholicismus selbst erhoben, die, obgleich sich ihm als ergeben und zu seiner Vertheidigung bestimmt, ankündigend, von ihm, so wie er einmal geworden, verworfen werden mußte. Es war dies die Partei der Jansenisten, wie sie von ihren Gegnern, um sie als eine außerhalb der herrschenden Kirche stehende Sekte zu bezeichnen, genannt wurde, oder, wie sie sich selbst nannte, die Schule des Port-Royal. Der Katholicismus war in Frankreich, nach Besiegung der Hugenotten, obgleich thätiger und auf seine Interessen aufmerksamer als früher, zugleich starrer, enger, formeller, als im Mittelalter geworden. Jede freie Forschung und Richtung, jedes sich selbst bestimmende innere Leben ward von ihm jetzt noch entschiedener abgewiesen. Die Jesuiten waren es, die vom letzten allgemeinen Concil in Trident an die oberste moralische Leitung in der Kirche übernahmen und sich gegen jeden Fortschritt, der ihnen immer als eine Annäherung zum Protestantismus erschien, erklärten. Da sie wohl begriffen hatten, daß die Zeit der äußern Größe der Kirche längst vorüber war, so suchten sie dieselbe mit der weltlichen Macht zu demselben Zweck, zu dem einer unbedingten Herrschaft über das ganze äußere und innere Leben der Menschen zu verbinden. Die Fürsten sollten nach diesem Plane in der Kirche eine moralische Stütze für ihre Autorität finden und diese wiederum durch den Arm jener den in den Gemüthern keimenden und gährenden Trieb nach größerer Freiheit und Selbstständigkeit niederhalten. Die Einführung des Despotismus

in Kirche und Staat ward das Ideal des Ordens der Jeſuiten. Dieſes Princip hatte ſich von jeher in allen ähnlichen Stiftungen, wie überhaupt in dem geſammten monaſtiſchen Leben ausgeſprochen; was die Jeſuiten jedoch von andern Orden und ſelbſt von dem der Dominikaner unterſchied, war die größere Aufmerkſamkeit, die ſie den weltlichen Einrichtungen der Geſellſchaft zuwandten. Die alten Orden waren zur Zeit der Herrſchaft der Kirche, die Jeſuiten in der ihres Verfalles entſtanden. Die alten Orden hatten ſich weniger um die politiſche Organiſation des Staates bekümmert, da die Hierarchie von ihm keinen Angriff zu fürchten hatte, die Jeſuiten dagegen ſuchten den Staat ſo zu organiſiren, daß ein ſolcher Angriff nicht entſtehen, oder, wenn er entſtanden ſein ſollte, ſogleich unterdrückt werden konnte. Sie fühlten die Schwäche der theokratiſchen Einrichtungen und ſuchten deshalb den Bund mit der weltlichen Macht nach. Die alten Orden hatten der päpſtlichen Autorität eine unumſchränkte Gewalt zuerkannt, dieſen Grundſatz aber nicht auf das Verhältniß der Fürſten zu ihren Unterthanen ausgedehnt. Die Jeſuiten ſtellten das Dogma einer abſoluten Unterwerfung der Völker unter die Kronen auf, ſo lange dieſe ſelbſt ſich dem Einfluſſe der Hierarchie unterwürfig zeigten. Sie ſuchten ſich den Fürſten als die thätigſten Agenten ihrer Intereſſen zu empfehlen. Sie zeigten ihnen, wie ſie um den Preis einer in jener Zeit ſchon durchaus formell und ſcheinbar gewordenen Unterordnung unter den römiſchen Stuhl ſich über ihre Unterthanen, mit Hülfe der Kirche, eine unumſchränkte Gewalt ſichern konnten. Um den möglichen Fall ſtreitiger Anſprüche zwiſchen der geiſtlichen und weltlichen Herrſchaft, die beide, wenn auch auf getrennten Gebieten, als unumſchränkt gedacht wurden, zu verhindern, ſo ſuchten ſie die Leitung des Gewiſſens der Fürſten von ſich abhängig zu machen, ſo wie ſie, um das Volk zu zügeln, ſich des öffentlichen Unterrichtes bemächtigten. Dieſer Orden, der die Abweſenheit aller moraliſchen und politiſchen Freiheit für die Bedingung der Exiſtenz der katholiſchen Kirche anſah, war deshalb jeder freien Bewegung, unter welcher Form ſie ſich auch ankündigen mochte, feindlich geſinnt. Obgleich, wie jedes von den allgemeinen Bedingungen des menſchlichen Daſeins ſich trennende Inſtitut, zu Härte und Gewalt geneigt, fürchteten die Jeſuiten die Gefahr grauſamer Verfolgungen, nahmen nicht leicht, wenn ſie ſolche auch billigten, deren Verantwortlichkeit auf ſich und ſtrebten vielmehr dahin, der bürgerlichen Geſellſchaft eine Organiſation zu verleihen, in welcher jede widerſtrebende Kraft ſchon von Hauſe aus unterdrückt werden konnte. Den Jeſuiten

war die Bewegung, die, um diese Zeit, in einem Theile des französischen Klerus, selbst in den Frauenklöstern, und unter vielen Laien der höhern und mittlern Klassen, deren Seele in den sterilen Formen und unter dem Joch der Hierarchie keine Befriedigung fand, entstanden war, nicht entgangen. Sie gaben vor, dieselben als Schüler des Jansenius, dessen Lehren vom Papste verdammt worden, zu betrachten, um sie als Nichtkatholiken der Verfolgung der Regierung und dem Hasse des Volkes bloszustellen. Von einer auch nur leisen Entfernung von einigen Dogmen der herrschenden Kirche zur Annahme des Protestantismus war allerdings nicht weit, und die Jesuiten betrachteten die Anhänger des Port-Royal als im Begriff, zu den Hugenotten überzugehen. In dem Streben dieser Schule nach einem tiefern Eindringen in die Mysterien des Glaubens, in dieser geistigen Annäherung an die Gottheit durch die Vorstellung, daß Alles von derselben unwandelbar vorherbestimmt sei und sie auf jedes Individuum in jedem Augenblicke einen unmittelbaren Einfluß ausübe, lag ohne Zweifel ein, wenn auch nur leises Ueberschreiten der von dem Katholicismus gesteckten Grenzlinien, der vor Allem ein Aufgeben der Individualität und innern Unabhängigkeit will, dem das zu viel in seinem Sinne ebenso gefährlich wie das zu wenig erscheint, und der auf den Gehorsam noch mehr Werth als auf den Glauben legt. Die Anhänger des Port-Royal waren jedoch weit entfernt, sich gegen die Autorität der Kirche zu erheben. Sie theilten nur einige der Vorstellungen des Jansenius über die Vorherbestimmung und die Gnade, die sie von der Kirche nicht entschieden glaubten und in denen sie, ohne es zu wollen und zu wissen, mit den Calvinisten übereinstimmten. Dies aber war der verwundbare Punkt, an dem die Jesuiten sie angriffen. Die Hugenotten, obgleich als politische Macht, als Staat im Staate, seit Richelieu todt, bildeten doch noch immer eine zahlreiche Partei, die sich durch ihren Geist, ihre Sitten und Tendenzen von der übrigen Bevölkerung des Landes unterschied. Unter den französischen Protestanten hatten, dem Charakter ihres Volkes gemäß, die religiösen Ideen eine politische Gestalt bekommen. Die religiöse Unabhängigkeit hatte unter ihnen eine Neigung zu politischer Freiheit zur Folge gehabt. Von ihrer Regierung von jeher gehaßt, verfolgt, mit ihr so lange im Kriege gestanden, konnten sie dieselbe nicht lieben, ihre Grundsätze nicht theilen. Ihr politisches Ideal, ihrem religiösen Princip nachgeahmt, ward von ihnen in der Demokratie der Schweiz und Hollands, in der aristokratischen Freiheit Englands, aber nicht in der despotischen Verfassung ihres eigenen Landes gefunden. Diese

Stimmung war Ludwig XIV., dem von Kindheit an eine lebhafte Abneigung gegen den Proteſtantismus eingeflößt worden, wohl bekannt. Der Inſtinkt des Alleinherrſchers hatte ihn gelehrt, daß die Proteſtanten unter ſeinen Unterthanen ihm nicht in demſelben Grade, wie die Katholiken, zugehörten und daß ihre Aufmerkſamkeit wie ihre Hoffnung immer auf das proteſtantiſche Ausland und auf eine Befreiung der innern Zuſtände Frankreichs gerichtet war. Er haßte ſie deshalb, denn die Idee einer ſeiner unumſchränkten Macht, nur von ſeinem Willen begrenzt und nur von ſeinem Urtheil geleitet, war ſein eigentlicher Glaube, ſein wahres Dogma und der Katholicismus für ihn, ohne daß er dies ſelbſt wußte, nur eine moraliſche Garantie für die Dauer der ihm gewordenen politiſchen Gewalt Dieſer Zug in dem Charakter des Königs war den Jeſuiten wohl bekannt. Sie zeigten ihm, der ſeine Beichtväter aus dieſem Orden nahm und ihm, um ſeiner Grundſätze wegen, immer hold blieb, daß die franzöſiſchen Janſeniſten nichts als eine Modifikation und ein Uebergang zu den Hugenotten ſeien. Ludwig XIV., ſchon damals mit dem Gedanken an die Ausrottung des Calvinismus in ſeinem Reiche, in welchem er nichts als eine religiöſe Republik, die möglicher Weiſe in eine politiſche übergehen könne, ſah, beſchäftigt, wollte jede Abweichung von dem herrſchenden Glauben, jeden Anſpruch auf irgend eine moraliſche Selbſtſtändigkeit', die zu einer ſolchen im öffentlichen Leben führen könne, um jeden Preis hindern. Da die Anhänger des Port-Royal, den Grundſätzen des Janſenius, ſo weit dieſe in ihren Werken, denn die Meiſter dieſer Schule waren faſt alle Schriftſteller, Eingang gefunden, zu entſagen, Schwierigkeiten machten, und behaupteten, daß der Papſt ſich über den Sinn und die Abſichten jener verurtheilten Stellen getäuſcht und Lehren verdammt habe, die Janſenius nicht gepredigt, ſo brach eine offene Verfolgung gegen ſie aus. Der Erzbiſchof von Paris, Pereſixe, der ehemalige Lehrer Ludwig's XIV., war im Intereſſe der Jeſuiten und veranlaßte ihn, die Häupter dieſer Sekte oder Schule, ſo viel man ihrer habhaft werden konnte, gefangen nehmen zu laſſen, die Kloſterfrauen des Port-Royal aber, deren Meinungen in den höhern Klaſſen ihres Geſchlechts große Theilnahme gefunden, geiſtlichen Strafen und Entbehrungen ſo lange zu unterwerfen, bis ſie ſich von jenen Grundſätzen des Janſenius, die fünf Propoſitionen genannt, öffentlich losgeſagt hätten. Dieſe geiſtlichen Schweſtern waren, wie die Männer ihrer Partei, überzeugt, daß die römiſchen Theologen bei der Verdammung der Lehren des Janſenius ſich über deren Sinn geirrt hatten. Die Anhänger und Freunde des Port-

Royal erkannten dem Papste die Untrüglichkeit in Bezug auf den Glauben, aber nicht in Bezug auf Facta zu. Sie gaben zu, daß, wenn Jansenius in dem ihm Schuld gegebenen Sinne geschrieben habe, seine Lehre falsch sei; sie behaupteten aber, daß dies nicht sein Sinn gewesen, und daß die Verurtheilung in Rom gegen ihm fremde Meinungen gerichtet gewesen. Sie glaubten deshalb jener Verurtheilung nicht beistimmen zu können und das Recht zu haben, die Grundsätze des Jansenius über die streitigen Punkte, so wie sie dieselben zu verstehen behaupteten, nach wie vor für die wahren zu halten. Dieser sonderbare Streit, an dem fast die ganze gebildete Welt in Frankreich, der Hof, die Hauptstadt, die Gelehrten u. s. w. den lebhaftesten Antheil nahmen, ward endlich von Papst Clemens X., einige Jahre nachher, auf eine kluge und Port-Royal versöhnende Weise entschieden. Es war den Jesuiten gelungen, Ludwig XIV. jede religiöse Neuerung und Bewegung nicht als eine besondere Glut des Glaubens, sondern als eine Auflehnung gegen die bestehende Ordnung der Dinge, als das Bedürfniß einer politischen Reibung darzustellen. Sie hofften ihn aus denselben Gründen zu einer endlichen Vernichtung des Protestantismus, sobald die Umstände dies erlauben würden, zu bewegen. Sie durften ihm die Hugenotten nur als Anhänger Hollands und Genfs, als eine, ihrem innersten Wesen nach, demokratische Partei schildern, um ihn gegen ihren Glauben zu bewaffnen. Ludwig war, ohne eigentliche religiöse Wärme und Demuth, nur mit dem Gedanken an seine zeitliche Größe beschäftigt. Sein Haß gegen den Protestantismus, wie gegen jede religiöse Neuerung, kam bei ihm aus der Ueberzeugung her, die zwar nicht für sein Gefühl als Mensch, wohl aber für seine Einsicht als absoluter Herrscher spricht, daß damals der geistliche Despotismus der Hierarchie dem weltlichen der Krone vorarbeitete und ihm unentbehrlich war. Man hat oft behauptet, daß die Blüte der Schulen von Port-Royal, an deren Spitze eine Menge geistreicher und gelehrter Männer, besonders Sacy und Lancelot, standen, von denen letzterer durch seine „Methoden" das Lehrsystem der Jesuiten bedrohte, die Angriffe der letztern hervorgerufen habe. Obgleich die Jesuiten auf die Erziehung der Jugend der höhern und mittlern Klassen, die sich großentheils in ihren Händen befand, einen großen Werth legen und dabei keine Concurrenz leiden mochten, obgleich ihnen Port-Royal, um Pascal's willen, besonders verhaßt sein konnte, so hatte ihre Feindseligkeit gegen diese, wie andere in der Mitte des Katholicismus auftauchende Bewegungen und Trennungen, dennoch einen tiefern Grund und ging aus einer gewissen

Nothwendigkeit hervor. Die Hierarchie war durch die religiöſe Oppoſition des ſechszehnten Jahrhunderts nicht, wie früher zuweilen geſchehen, in einzelnen ihrer Intereſſen oder Lehren, ſondern in ihrer ganzen Exiſtenz bedroht worden. Sie hatte ihre Intereſſen mit dem Schwerte der katholiſchen Fürſten, beſonders des Hauſes Oeſterreich, ihre Grundſätze aber mit Hülfe der tridentiniſchen Kirchenverſammlung und des Jeſuitenordens vertheidigt. Der unſcheinbare Anfang des Proteſtantismus, die Geringfügigkeit ſeines erſten Widerſtandes und die unbeſiegbare Stärke, zu der er ſo raſch heranwuchs, ſobald er als Partei aufzutreten angefangen, hatten der Hierarchie die Augen geöffnet, über die Wichtigkeit, welche jeder Zweifel, jede Kritik gegen ihr ſo künſtlich zuſammengeſetztes Syſtem, jede, auch die leiſeſte Entfernung von demſelben, durch äußere Umſtände begünſtigt, erhalten konnte. Die Jeſuiten waren die Wächter und Späher des Papſtthums geworden, in allen Theilen der kirchlichen Organiſation bemüht, die einzelnen Fäden derſelben unaufhörlich an dieſen Mittelpunkt zu knüpfen und denſelben über die Gefahr und Bedeutung jeder neuen oder vereinzelten Richtung im Innern der Kirche ſelbſt ſogleich aufzuklären. Dieſe Aufgabe hatten ſie ſich nicht ſowohl ſelbſt geſtellt, als ſie ihnen vielmehr von den Bedürfniſſen der Hierarchie in jener Zeit aufgelegt worden war. Der Beſitz der Beichtſtühle an den Höfen, der Katheder in den Schulen, Predigten, Miſſionen u. ſ. w. waren nur ein Mittel zur Vertheidigung des Papſtthums und der in ihm ſich ausſprechenden Einheit der Kirche, auf deren Erhaltung um ſo ſtrenger geſehen werden mußte, je mehr ſie ſeit der Reformation bedroht worden war. Die ältern Mönchsorden, unter andern Umſtänden, zum Theil zu andern Zwecken als dem ausſchließenden Dienſte des Papſtthums gebildet, reichten für deſſen gegenwärtige Bedürfniſſe nicht aus, zu deren Erfüllung, vom ſechszehnten Jahrhundert an, die Jeſuiten allein fähig erſchienen. Kein Wunder, daß ſie überall hervortraten, Alles zu wiſſen, zu leiten, zu durchdringen verſuchten; es war dies ihre Beſtimmung, ohne welche ſie ganz überflüſſig geweſen wären. Ihre Wichtigkeit und Nothwendigkeit in dem damaligen Zuſtande des Katholicismus, die unermeßlichen Dienſte, die ſie demſelben in der ſchwierigſten Epoche ſeiner Exiſtenz geleiſtet, leugnen zu wollen, verriethe eine große Unkenntniß jener Zeitverhältniſſe. Etwas Anderes aber iſt es, den Geiſt dieſes Ordens an und für ſich und die Mittel zu betrachten, die er zur Verwirklichung ſeiner Zwecke anwandte. Seine Theologie artete ſehr bald in eine leere Caſuiſtik, ſein Unterricht in einen ſeelenloſen Schematismus aus. Liſt, Verſtellung und Schmei-

chelei der Großen, verbunden mit einer argwöhnischen rastlosen Beaufsichtigung aller mit den politischen und kirchlichen Interessen auf irgend eine Art in Verbindung stehenden Verhältnisse wurden seine gewöhnlichen Waffen. — Zur Erreichung des großen Zieles, das er sich vorgesetzt, die Vertheidigung des Papstthums und die Einheit der Kirche, schienen ihm alle Wege gerecht. — Auf der andern Seite kann man nicht leugnen, daß die Jansenisten, ihres persönlichen Verdienstes, ihres strengen Wandels und eifrigen Forschungsgeistes ungeachtet, einen beschränkten Sinn verriethen, wenn sie glaubten, durch die von ihnen gewählten Mittel eine Reform in dem Geiste und den Grundsätzen der Hierarchie hervorzubringen, die zu alt und starr geworden, um das Bedürfniß einer neuen Beseelung zu fühlen, so wie sie war, bleiben oder untergehen mußte. Waren sie mit dem Glauben und der Disciplin der Kirche im Ganzen einverstanden, wollten sie sich nicht von ihr vollkommen trennen, so mußten sie sich ihr auch vollständig unterwerfen. Ein Wollen und Wählen innerhalb der Grenzen des Katholicismus war eine Inconsequenz. Dieses ganze System mußte entweder so, wie es bestand, angenommen, oder ganz verworfen werden. Die Jesuiten sahen in der Schule des Port-Royal einen Uebergangspunkt zum Protestantismus, und ohne Zweifel würde diese Sekte, hätte im französischen Volke damals ein tiefes Bedürfniß religiöser Freiheit und sittlicher Selbstständigkeit gelebt, zu einer Partei geworden sein und, von den Folgen des Angriffs und Widerstandes getrieben, sich von der herrschenden Kirche losgerissen haben. So aber, auf einen engen Kreis beschränkt — denn Port-Royal nahm nur die Aufmerksamkeit der höhern Klassen in Anspruch, es besaß keine Mittel der Propagation, weder solche, die der Katholicismus, noch solche, die der Protestantismus für sich angewandt erstickte — diese Sekte, ihrer vielen ausgezeichneten Mitglieder ungeachtet, allmälig in sich selbst. Denn keine neue Idee kann zu Bedeutung kommen, wenn sie nicht einen Kern in sich trägt, der die Massen an sich ziehen kann. Bewegt sie sich ausschließend im Kreise der Gelehrten und Gebildeten, so entbehrt sie jener allgemeinen Geltung und tiefen Nothwendigkeit, die der Charakter aller folgenreichen Erscheinungen ist. — Diese und andere religiöse Streitigkeiten dauerten übrigens bis zum Ende der Regierung Ludwig's, wiederholten sich sogar unter seinem Nachfolger und waren die letzten matten Nachklänge der großen religiösen Bewegung des sechszehnten Jahrhunderts. Ludwig XIV. betrachtete, bis in die letzten Zeiten seines Lebens, jede Aeußerung dieses Strebens nach moralischer Selbstständigkeit und religiöser Freiheit als

ein Gefahr drohendes Zeichen. Es war dies keineswegs ein beſonderer Eifer für die Orthodoxie, ſondern die tief gegründete Ueberzeugung, daß, da in Frankreich von jeher die Gedanken ſich leicht in Thaten umgeſetzt, der Anſpruch auf religiöſe Unabhängigkeit einen Einfluß auf den politiſchen Charakter der Nation zur Folge haben und die unumſchränkte Macht der Krone, den innerſten perſönlichen Beſitz dieſes Königs — denn Ludwig XIV. war mehr König als Menſch oder Chriſt, was ſeine Kraft und ſeine Schwäche ausmachte — antaſten könne. Wie richtig dieſer Inſtinkt geweſen, hat die Geſchichte ſeiner beiden Nachfolger bewieſen, unter denen Ideen, die faſt in ganz Europa verbreitet waren, anderswo aber wie Erſcheinungen in der Luft ſchweben blieben, in Frankreich einen Körper annahmen und in die wirkliche Welt traten.

Zu der Theilnahme, mit welcher der König dieſe religiöſen Fragen behandelte, bildete ſein Privatleben, das obgleich nie ganz zügellos und gemein, doch durchaus unſittlich war, einen ſonderbaren Contraſt und bewies, wie wenig er als Menſch von dem Glauben abhing, zu deſſen Vertheidigung er ſich als König berufen hielt. Seine Liebe zu dem Fräulein de la Valliere ſtand damals in einem Feuer, auf welches in ſolchen Verhältniſſen gewöhnlich eine um ſo größere Erkaltung folgt. Seine Mutter, für die er ſonſt große Rückſichten zeigte, hatte ſich dieſer Neigung vergebens widerſetzt. Der Tod ſeines Schwiegervaters, Philipp IV. (1665), und der ſeiner Mutter (1666) blieb auf das öffentliche und beſondere Walten des Königs nicht ohne Einfluß. Mit dem Tode Philipp's IV., der einen vierjährigen kränklichen Sohn hinterließ, erwachte in Ludwig XIV. der Plan, ſich auf Koſten Spaniens zu vergrößern und der Tod ſeiner Mutter befreite ihn von dem Zwange und der Scheu, die er im Verhältniſſe zu ihr nie ganz abzuſchütteln gewagt hatte. So wie er durch den Tod Mazarin's in den ausübenden Beſitz der Regierung gekommen, ſo ſchien er erſt jetzt, durch den Tod ſeiner Mutter, ſeine vollkommene perſönliche Freiheit erlangt zu haben. Von nun an fängt ſein ganzes Weſen an entſchiedener hervorzutreten. Man fühlt, daß ſeine Mängel wie ſeine Vorzüge ſich, ihrer Natur nach, jetzt offener und rückſichtsloſer entwickeln und daß der ſchwankende Charakter der Jugend, die für ihn, während des Lebens ſeiner Mutter, länger als ſonſt der Fall geweſen wäre, fortgedauert, zu einer entſchiedenern und thätigern Richtung, im Guten wie im Uebeln, übergegangen iſt.

Siebentes Kapitel.

Diese ersten Jahre, seitdem der König selbst die Regierung mit Hülfe so fähiger Minister wie Colbert, Lyonne und le Tellier übernommen, waren für Frankreich von den glücklichsten Folgen gewesen. Der Friede war ununterbrochen erhalten worden und der Reichthum des Landes hatte, wie immer unter solchen Umständen, rasche Fortschritte gemacht. Die strengere Aufsicht in der Verwendung der öffentlichen Einkünfte, die Unterdrückung der besonders unter Mazarin herrschenden Vergeudung zum Vortheile Weniger, die verbesserte Organisation des Heeres, die Vermehrung der öffentlichen Sicherheit durch eine regelmäßigere Polizei, die kräftigere Haltung, welche alle öffentlichen Verhältnisse unter der Leitung eines festen und zugleich glänzenden Fürsten genommen, hatte auf das ganze Leben der Nation zurückgewirkt und die niedern Stände mit einem früher unbekannten Gefühle der Sicherheit erfüllt, die höhern aber zu kühnen, dem Geiste des jungen Souverains angemessenen Hoffnungen erhoben. Die Abgaben waren, was sonst selten der Fall gewesen, ohne Rückstand entrichtet, der Zinsfuß bei dem Ueberflusse an Geld herabgesetzt worden. In den langen Kriegen unter Richelieu und Mazarin hatten sich große Feldherren gebildet und eine kriegerische Stimmung war nicht allein, wie sonst, unter dem Adel, sondern bis in die niedrigsten Klassen verbreitet. Die Seemacht, obgleich noch im Entstehen, versprach in kurzer Zeit mit denen anderer Mächte wetteifern zu können. Eine ungewöhnliche regsame Thätigkeit, die nur da möglich ist, wo überhaupt ein erhöhtes Leben, ein Fortschritt und ein Ziel sich zeigen, gewährte das Bild eines sich rasch entwickelnden Volkes. Die Aufmerksamkeit der Regierung beschränkte sich aber nicht allein auf die Mehrung der materiellen Ordnung und Macht des Staates. Für die Bildung der Nation selbst wurden damals eine Reihe von Einrichtungen geschaffen, die unter etwas veränderten Formen und Namen noch heute bestehen und denen Frankreich einen großen Theil seiner intellektuellen Größe verdankt. Die Academie française, zur Verfeinerung und Erhebung der Sprache und zum Vereinigungspunkte der ersten nationalen Schriftsteller bestimmt, bestand schon, sie war eine Schöpfung Richelieu's. Ludwig XIV. stiftete im Jahre 1663 die Academie des

Inscriptions et belles Lettres, für historische Forschungen aller Art bestimmt, ein Jahr nachher die Akademie der schönen Künste, im Jahre 1666 die der Wissenschaften. Diese Anstalten, von Anfang an fast alle mit bedeutenden Talenten besetzt, waren damals noch nicht unter einander, wie jetzt in dem Institut de France, zu einer einzigen Körperschaft verbunden, indessen erfüllten sie alle damals vorhandenen Bedürfnisse des geistigen Lebens der Nation und wurden von anderen Völkern bewundert und nachgeahmt. Ihr vornehmstes Resultat war, nicht nur den intellektuellen Arbeiten eine gemeinsame Richtung und den verschiedenen Talenten ein festes Ziel zu verleihen, sondern Literatur, Wissenschaft und Kunst, seit dem Untergange der alten Welt fast immer der Wirklichkeit fremd und ohne lebendigen Einfluß auf sie, ihr näher zu verbinden. Die beiden Extreme intellektueller Thätigkeit, der Ausdruck des innern Lebens unter der Form der Schönheit, wie in der Poesie und den Künsten, und die Erforschung der Gesetze des natürlichen Lebens in den mathematischen und physischen Wissenschaften, wurden mit derselben Gunst und der Anerkennung einer gleichen Wichtigkeit begünstigt. Die Idee, ganz Europa mit dem Ruhme seines Namens zu erfüllen und die allgemeine Aufmerksamkeit auf sein Land zu leiten, veranlaßte Ludwig XIV., allerdings mit einiger Ostentation, aber im Grunde in dem richtigen Gefühle, daß er der erste Monarch Europas war und an der Spitze des damals regsamsten und fortschreitendsten Volkes stand, selbst hervorragenden Talenten im Auslande und ohne sie deshalb aus ihrem bisherigen Kreise zu ziehen oder ihnen eine besondere Verpflichtung aufzulegen, Belohnungen angedeihen zu lassen. Wenn, wie bei allem menschlichen Thun, Eitelkeit und Ruhmsucht dieser Anerkennung idealen Verdienstes von Seite des Königs nicht fremd waren, so sprach sich doch zugleich in ihr ein damals sonst so seltener Fond von Adel und Größe der Gesinnung aus, denn kein anderer Fürst dachte und handelte in dieser Beziehung wie Ludwig XIV. und nur sehr wenige haben ihn später nachgeahmt. Es war dies die beste Epoche der Regierung dieses Königs, deren Früchte der Nachwelt geblieben sind und die viele seiner spätern Fehlgriffe ausgleichen halfen.

Wenn Frankreich in dieser Zeit in einem so kräftigen und glänzenden Fortschritte begriffen war, so schien Spanien dagegen einer in der modernen Geschichte, und besonders bei einem Volke, das über so große Hülfsmittel gebot, selten erschienenen Ermattung und politischen Auflösung verfallen zu sein. Philipp IV. war gestorben und sein Nachfolger, Karl II., stand unter der Vormund-

schaft seiner Mutter, einer Tochter Kaiser Ferdinand's III. Die Bevölkerung Spaniens hatte sich, im Vergleiche zu der Ausdehnung seines Bodens sehr verringert, der Ackerbau und der Kunstfleiß waren erstorben, und die Regierung erhielt sich nur durch die Zuschüsse, die sie aus den Colonien bekam. Die europäischen Besitzungen außerhalb Spaniens, in Italien und den Niederlanden, waren an das Hauptland durch kein moralisches Band geknüpft, sondern galten fast nur für ein Mittel, die Habsucht der Großen, die durch Verschwendung und Trägheit ihr Vermögen zerrüttet, durch Ertheilung von Aemtern und Würden zu befriedigen und einen Theil der armen und kräftigen Bevölkerung durch Kriegsdienst im Auslande unschädlich zu machen. Obgleich Spanien noch immer geschickte Feldherren besaß und der Muth des Soldaten, da hier der Despotismus mehr die Intelligenz der Nation beschränkt, als ihren Charakter erniedrigt hatte, nach wie vor derselbe blieb, so waren dennoch der Einfluß und das Ansehn der spanischen Regierung im Auslande fast vernichtet. Lyonne, der fähigste Diplomat jener Epoche, mit der Lage Spaniens aus persönlicher Kenntniß vertraut, hatte, den Tod Philipp's IV. und die Minderjährigkeit seines Sohnes voraussehend, durch alle mögliche öffentliche und geheime Mittel die ungünstige Stellung dieses Staates in Europa zu vermehren gesucht und seinem Gebieter in seinen Vergrößerungsplanen auf Kosten seines Nachbarn vorgearbeitet. Lyonne hatte die Verbindung Ludwig's mit der Infantin Maria Theresia in Madrid unterhandelt und die Entsagung der Prinzessin auf alle eventuellen Erbrechte ihres Hauses anerkannt. Er hatte aber die Gültigkeit dieser Entsagung, auf eine geschickte Art, von der Auszahlung, binnen einer gewissen Zeit, der in dem Heirathskontrakte stipulirten Mitgift abhängig zu machen gewußt, eine Verpflichtung, die von dem spanischen Hofe nicht erfüllt worden war. Die Bedeutung dieser Bedingung, welche auf eine für die Spanier wenig ostensible Art eingeführt worden, war von den Franzosen jedoch klar begriffen worden. Nachdem die Vermählung vollzogen worden, hatte Lyonne jene Entsagung der jungen Königin in ganz Europa als dem Wesen nach ungültig und unverbindlich darzustellen gewußt, dabei aber zu verstehen gegeben, daß Frankreich seine etwaigen Ansprüche auf einen Theil der Erbschaft Philipp's IV. immer nur durch friedliche Mittel verfolgen würde. Die spanische Regierung, die noch immer von dem Gefühle ihrer frühern Bedeutung erfüllt war und ihre veränderte Stellung nicht begriff, war von dem schlauen Minister mit Hoffnungen auf die Wiedereroberung Portugals, ja sogar auf

die Eroberung und Theilung Englands über seine eigenen Plane getäuscht worden. Den Holländern hatte er die Theilung der spanischen Niederlande oder deren Errichtung in eine Republik vorgespiegelt, England aber deren Zerstückelung vorgeschlagen und mit dem Kaiser über eine eventuelle Theilung der spanischen Monarchie unterhandelt. Diese sich gegenseitig widersprechenden Intriguen waren, ungeachtet des unter den Mächten schon längst herrschenden Systems der gegenseitigen Beobachtung und Kundschaftung, unentdeckt geblieben. Lyonne hatte sie zum Theil schon unter Mazarin begonnen und in diesen ersten Jahren der Regierung Ludwig's XIV. fortgesetzt. Dieser setzte unter allen seinen Ministern in diesen fähigen und verschlagenen Mann das meiste Vertrauen. Lyonne sollte nicht die Früchte seiner Arbeiten erleben, denn er starb lange Zeit vor dem Ausbruche des großen Kampfes, der die spanische Monarchie an das Haus der Bourbons brachte, aber die Politik, die er vorbereitet, die Plane, die er entworfen, trugen wesentlich zu den Maßregeln bei, die Ludwig in jenem entscheidenden Augenblicke, nach dem Tode Karl's II., nahm. Für jetzt begnügte sich der König damit, in einigen Denkschriften die Behauptung aufstellen zu lassen, daß das Recht auf den Besitz der spanischen Niederlande, nach dem Tode Philipp's IV., auf dessen Tochter, die Königin von Frankreich, übergegangen sei. Den Grund zu diesem Anspruche gab ein in einigen Gegenden Brabants unter dem Adel bestehendes Gesetz, das den Kindern, nach dem Tode eines der Eltern, den Besitz der Lehne, sowohl des verstorbenen als des überlebenden Theiles zuerkannte und dem überlebenden nur den Nießbrauch ließ. Diese sonderbare Bestimmung, darauf berechnet, die Wiederverheirathung des Witwers oder der Witwe zu erschweren und die Spoliation der Kinder erster Ehen zu verhindern, in der Feudalwelt, aus localen und temporairen Ursachen, entstanden und dann, ohne Rücksicht auf Natur und Vernunft, wie zahllose andere Einrichtungen der Art, durch die gedankenlose Macht der äußeren Gewohnheit erhalten, war jedoch nie auf die Erbordnung in dem regierenden Hause ausgedehnt worden. Eine besondere und feierliche Erklärung Karl's V. im Jahre 1549, von den Ständen des Landes bestätigt, hatte über die Erbfolge in den Niederlanden im Gegensatze zu diesen Lehensrechten entschieden. Nach letzteren wurden die Töchter erster Ehe den Söhnen einer zweiten vorgezogen. Demnach war es auf die Gewohnheiten einiger Lehne, auf die Ludwig seine Ansprüche auf die spanischen Niederlande stützte. Seine Frau, die Königin Maria Theresia, und Don Balthasar, waren die Kinder aus der ersten Ehe Philipp's IV., der gegenwärtige König

von Spanien, Karl II., stammte aus einer zweiten ab. Don Balthasar war gestorben und die Königin von Frankreich allein übrig geblieben. Ludwig behauptete, daß dieser, seit dem Tode ihres Vaters, der Besitz von Belgien zugefallen sei. Indessen schien ihm der Augenblick noch nicht gekommen, diesen an und für sich so unbegründeten Forderungen mit den Waffen in der Hand Nachdruck zu geben. — Holland nahm damals in der europäischen Politik, als eines der Bollwerke des Protestantismus, mehr noch als durch seine große See- und Handelsmacht, eine bedeutende Stelle ein. Es war, seitdem es sich von Spanien losgerissen hatte, mit Frankreich mehr oder weniger eng verbunden gewesen. Dieses Verhältniß war durch einen Handelsvertrag (1660), auf Colbert's Anrathen, erneuert worden. Aber die Stellung und die Interessen der beiden Staaten waren nicht mehr dieselben wie in frühern Zeiten. So lange das Haus Oesterreich Frankreichs Unabhängigkeit bedrohte, hatte dieses die Freundschaft der protestantischen Mächte gesucht und, obgleich bei sich selbst die Hugenotten verfolgend, an der Spitze der antikatholischen Partei in Europa gestanden. Mit England jedoch, aus altem Haß und bei dem Widerstande der nationalen Interessen nie vollkommen befreundet, hatte es sich vorzüglich an Holland, an die protestantischen Stände Deutschlands, an Dänemark und Schweden angeschlossen. Dies war die Politik Richelieu's und selbst noch die Mazarin's gewesen. Aber seitdem war der Verfall der spanischen Monarchie so sichtbar geworden, daß diese auf ihre eigene Vertheidigung und nicht mehr auf die Unterjochung Anderer bedacht zu sein gezwungen wurde. Frankreich hatte nichts mehr weder von Spanien noch Oesterreich zu fürchten. Zugleich war in Deutschland nach den Verheerungen des dreißigjährigen Krieges, sowohl unter Katholiken als Protestanten, eine tiefe Erschlaffung eingetreten. Die meisten Fürsten, im Innern ihrer Staaten vollkommen unumschränkt geworden und von dem Reichsverbande sich immer mehr lösend, begannen jetzt sich von dem Vortheile des Augenblickes einzig bestimmen zu lassen und ihre auswärtigen Verhältnisse, ohne Rücksicht auf irgend ein allgemeines religiöses oder politisches Princip, einzurichten. England unter den Stuarts, denen das Volk mißtraute, in innerer Gährung begriffen, sollte bis zur Vertreibung dieser Dynastie ohne bedeutenden Einfluß auf den Continent bleiben. Frankreichs politische Stellung hatte sich demnach gänzlich verändert. Es hatte weder seine alten Feinde mehr zu fürchten, noch bedurfte es seiner ehemaligen Bundesgenossen. Es war in die große und glückliche Lage gekommen, sich allein selbst anzugehören, sich durch-

aus selbst bestimmen zu können und von Anderen mehr gesucht zu werden, als deren bedürftig zu sein. Der Bund mit Holland stand demnach auf einer schwankenden Grundlage und seine Lösung bei einem vorkommenden Collisionsfalle war leicht vorauszusehen. Für den Augenblick glaubte jedoch Ludwig dieses Land, das eine große Flotte besaß, die ihm noch fehlte, und das, wenn es sich mit Spanien verband, ihm mannigfaltige Schwierigkeiten bereiten konnte, schonen zu müssen. Holland hatte sich früher, bei seinem Widerstande gegen Spanien, großentheils auf Frankreich gestützt. Seit Spanien gesunken und Frankreich ebenso sehr gestiegen, begann es des letztern Nachbarschaft zu fürchten und der Plan einer Vereinigung Belgiens mit Frankreich schien ihm mit Recht seine eigene Unabhängigkeit bedrohen zu können. Es hatte die Erwerbung Dünkirchens und die großen Befestigungen, die Ludwig hier unternehmen ließ, mit Mißtrauen betrachtet und darin einen Anfang zum Besitz der flandrischen Küsten erkannt. Ludwig schob die Vollziehung seiner Absichten auf die spanischen Niederlande demnach auf. Auch glaubte er Holland für dieselben durch friedliche Künste nach und nach stimmen zu können. Frankreich übte auf die vereinigten Staaten noch immer einen großen Einfluß aus. Das jugendliche Alter des Prinzen von Oranien hielt ihn von aller Theilnahme an den öffentlichen Geschäften ausgeschlossen und die Leitung derselben war an die städtische Aristokratie des Richter- und Handelsstandes, an deren Spitze Johann de Witt stand, übergegangen. Dieser wollte um jeden Preis das Umsichgreifen des monarchischen Princips, das von dem Hause Nassau repräsentirt wurde und dem der Adel einiger Provinzen und ein großer Theil des niedern Volkes anhingen, verhindern. Er schien eine gemäßigte Monarchie in seinem Lande für unmöglich zu halten und fürchtete für dasselbe den Despotismus, der damals in ganz Europa sein Haupt zu erheben begann. England unterstützte die Ansprüche der Oranienpartei, besonders da der Prinz, der diesen Namen führte, ein Neffe Karl's II. war. Zugleich herrschte zwischen den beiden ersten seefahrenden Nationen eine Handelseifersucht, die schon unter Cromwell einen blutigen Krieg verursacht hatte und jetzt einen neuen zu entzünden drohte. Frankreich wünschte einen solchen Kampf, denn es hoffte beide, England und Holland, sich gegenseitig schwächen zu sehen. Hätte Ludwig seine Ansprüche auf die Niederlande schon jetzt mit den Waffen verfolgen wollen, so würde er Holland bei der Gefahr, mit der eine solche Eroberung seine Sicherheit verletzte, gezwungen haben, sich mit Spanien zu verbinden und von England Alles zu dulden. In

der letzten Zeit vor dem Tode Philipp's IV. waren mehre Belgien betreffende Vorschläge von Spanien und England ausgegangen, da beide begriffen, daß dessen Schicksal für Holland eine Lebensfrage sei. Der spanische Botschafter im Haag hatte ein enges Verhältniß zwischen den beiden großen Fraktionen der Niederlande, den zehn katholischen Provinzen oder Belgien, und den sieben protestantischen oder Holland vorgeschlagen, dergestalt, daß erstere unter spanischer Herrschaft und letztere als Republik constituirt bleiben, daß beide sich aber die Garantie eines immerwährenden Friedens geben sollten. De Witt, der keine Annäherung an Spanien wünschte und Frankreichs Freundschaft, sobald es auf Belgien Verzicht leiste, für die beste Gewährleistung der holländischen Unabhängigkeit hielt, der außerdem sich von dieser Macht, in Erwartung eines nahen Krieges mit England nicht entfernen wollte, schlug die Errichtung der spanischen Niederlande zu einer unabhängigen Republik unter der Bedingung vor, daß Frankreich und Holland eine Anzahl der festen Plätze auf ihren Grenzen, bis der neue Staat consolidirt sein würde, besetzen sollten. Ludwig XIV. hatte diesen Plan, um Holland nicht besorgt zu machen, mit scheinbarem Beifalle aufgenommen und in diesem Sinne unterhandelt, als es aber zum Abschluß kommen sollte, mit einem Male abgebrochen und erklärt, daß es zu einer endlichen Entscheidung noch Zeit sein würde, wenn Philipp IV. gestorben und die Königin, seine Gemahlin, ihre Rechte zu erklären, im Stande sein würde. Holland würde jetzt, Frankreichs Plane durchschauend, sich zu Spanien geneigt haben, wenn es nicht, wenige Monate vor dem Tode Philipp's IV., in einen Krieg mit England verwickelt gewesen wäre, in welchem es, den bestehenden Traktaten gemäß, auf Frankreichs Hülfe hoffte. In den Jahren 1665 und 1666 lieferten sich die Engländer und Holländer eine Anzahl Seeschlachten, die zu den größten in der Geschichte gehören, in denen letztere im Kampfe mit ihren übermächtigen Gegnern eine außerordentliche Kraft entwickelten, sich aber auch bedeutend schwächten. Ludwig schickte den Holländern, die auf der Landseite, auf Karl's II. Veranlassung, von dem kriegslustigen Bischofe von Münster angefallen wurden, ein Hülfscorps und erklärte im Januar 1666 den Krieg an England, nicht sowohl um den Holländern wirklich beizustehen, als um sie zur Fortsetzung des Krieges und zu immer größerer Erschöpfung ihrer Hülfsquellen zu veranlassen. Denn bei seinen Absichten auf die spanischen Niederlande fürchtete er von ihrer Seite die meisten Hindernisse, mit Karl II. war er gewiß, sich verständigen zu können. Unter allerlei Vorwänden wußte er das Erscheinen einer Flotte im

Kanal, wo Engländer und Holländer sich bekämpften, und deren Hülfe er letztern mehrmals versprochen hatte, zu verzögern und, während die beiden Völker sich mit beispielloser Erbitterung anfielen, seine eigene Seemacht zu vermehren. Holland hatte endlich, durch diese Treulosigkeit empört, mit Dänemark, Brandenburg und Braunschweig ein Bündniß abgeschlossen und die Absicht geäußert, den Kaiser, Spanien und Schweden zur Theilnahme an demselben aufzufordern. Ludwig, der begriff, daß diese Allianz gegen ihn und seine Absichten auf die spanischen Niederlande gerichtet war, strebte nur um so mehr dahin, den Frieden zwischen England und Holland zu hindern. Die beiden Nationen wünschten jedoch eine Beilegung des Streites, der ihren Handelsinteressen täglich so tiefe Wunden schlug. Johann de Witt stand aber, nicht um seiner Person willen, sondern als Haupt seiner Partei, in Frankreichs Interesse und fürchtete von dem Frieden den Triumph des Hauses Oranien. Ludwig hatte, nachdem er dem Zusammentreten der englischen und holländischen Abgesandten alle möglichen Schwierigkeiten in den Weg gelegt, de Witt zur Fortsetzung des Krieges aufgemuntert und ihm den Beistand einer mächtigen Flotte versprochen. Zu derselben Zeit aber war er mit Karl II. in geheime Unterhandlungen getreten, in denen er ihm jährliche Subsidien und seine Unterstützung zum Umsturze der englischen Verfassung gegen die Verpflichtung, Frankreichs Plane auf die Niederlande nicht zu hindern, versprach. Karl II., der ein milder, aber charakterloser Fürst war und in welchem nur Ein constanter Gedanke herrschte, nach Ludwig XIV. und der meisten anderen Fürsten Beispiele, willkürlich und ohne die Zustimmung seines Volkes herrschen zu können, hatte die ihm von dem Parlament zur Führung des Krieges bewilligten Summen zu seinem Privatvortheil angewandt und alle Anstalten der Vertheidigung so vernachlässigt, daß der holländische Admiral Ruyter mit seiner Flotte die Themse hinauffuhr und London selbst bedrohte. Die lebhafte Unzufriedenheit, die das englische Volk hierüber empfand, nöthigte den König endlich über alle noch streitigen Punkte nachzugeben, und der Friede mit Holland, der zugleich Frankreich und Dänemark einbegriff, wurde in Breda abgeschlossen (Juli 1667).

Ludwig XIV. hatte das Ende dieses Krieges nicht abgewartet, um seinen seit Jahren gehegten Plan, sich Belgiens zu bemächtigen, zur Ausführung zu bringen. Nachdem er seine Zurüstungen beendigt und Spanien bis auf den letzten Augenblick getäuscht hatte, war er im Mai (1667) in die Niederlande eingefallen. Turenne befehligte das Hauptheer, bei dem der König sich selbst befand. Die

Franzosen fanden fast keinen Widerstand. Eine Menge fester Plätze, unter ihnen Tournay und Lille, ergaben sich. Brüssel selbst war bedroht. Die Holländer erschraken über den raschen Erfolg dieses Feldzuges, den sie gleichwohl hätten voraussehen können. Sie begriffen, daß aus demselben Grunde, auf den Ludwig die Ansprüche seiner Frau auf Belgien stützte, daß nämlich die Erbrechte der Souveraine unveräußerlich seien und die Entsagung der Infantin Maria Theresia, bei ihrer Vermählung, auf alle Theile der spanischen Monarchie ohne Kraft wäre, er auch ganz Holland für sich in Anspruch nehmen könne, das ebenfalls einmal den Königen von Spanien gehört hatte, und welches diese, nach derselben Theorie, abzutreten nie berechtigt gewesen wären. Auf jeden Fall schien ihnen ein so thätiger und glücklicher Fürst für ihre Republik ein gefährlicherer Nachbar als das schwache und ferne Kabinet von Madrid zu sein, mit seinem unmündigen Könige und seiner unfähigen Regentin. Vergebens hatten die spanischen Rechtsgelehrten die Untheilbarkeit ihrer Monarchie den Ansprüchen Frankreichs entgegengesetzt und auf die Ungerechtigkeit hingewiesen, aus einigen Lehnsgewohnheiten Brabants und Gelderns auf die Erbfolge in den Niederlanden einen Schluß machen zu wollen. Die französischen Publicisten fügten den oben angegebenen Gründen für ihre Ansprüche noch den ebenso unhaltbaren hinzu, daß die Infantin Maria Theresia im Augenblicke ihrer Entsagung minderjährig gewesen sei. Der Hang zu Sophismen und Kunstgriffen aller Art, der der französischen Diplomatie so lange eigen gewesen, brach bei dieser Gelegenheit besonders mächtig hervor. Holland bot jedoch seine Vermittlung an, die von Ludwig, der dasselbe nicht zum Kriege gegen ihn zwingen wollte, in der Hoffnung, dasselbe zu täuschen oder einzuschüchtern, angenommen wurde. De Witt forderte als einzige Bedingung, daß Frankreich seine Eroberungen in den Niederlanden nicht weiter ausdehnen solle, und erklärte sich bereit, seine Regierung dahin zu vermögen, die bisher gemachten anzuerkennen. Auf diese Bedingung hin ward im Winter 1667—1668 zwischen den kriegführenden Mächten, unter Hollands Vermittlung, unterhandelt.

Die Uebermacht Frankreichs und die Schwäche Spaniens war in diesem kurzen, aber erfolgreichen Feldzuge so entschieden hervorgetreten, daß diese Erscheinung bei allen Mächten die Besorgniß einer Störung des bisher stattgefundenen Gleichgewichts erregte. De Witt und der englische Botschafter im Haag, Sir William Tempel, vereinigten sich, aller bestehenden Schwierigkeiten ungeachtet, ein Bündniß zu Stande zu bringen, um Frankreichs Eroberungssucht

Einhalt zu thun. De Witt mußte die französische Partei verlassen, deren Unterstützung für seine Republik so wichtig gewesen, und sich England anschließen, von dem er den Umsturz der Freiheit und die Erhebung des Hauses Oranien fürchtete, und Sir Temple, des geheimen Einverständnisses seines Königs mit Ludwig XIV. ungeachtet, ihn zu einem Bunde gegen letztern bestimmen. Diese Allianz mußte außerdem, um nicht ihre Bedeutung zu verlieren, schnell und im Geheimen abgeschlossen werden und die Constitution der vereinigten Provinzen verlangte, daß jede politische Frage von allen Ständen der Konföderation berathen werden sollte. De Witt beschloß die Verfassung seines Landes lieber in diesem sonst kapitalen Punkte zu verletzen, als dasselbe in einer nahen Zukunft den Angriffen Frankreichs bloszustellen. Schweden trat diesem Bunde, der sofort die Tripelallianz hieß, bei (Januar 1668). Sein Zweck war die Herstellung des Friedens und die Abtretung von Seite Spaniens der bisher von den Franzosen eroberten Theile Belgiens oder der Franche-Comté. Die drei Mächte machten sich anheischig, an Spanien, wenn es sich diesen Bedingungen nicht fügen, an Frankreich, wenn es sich mit ihnen nicht begnügen wolle, sofort den Krieg zu erklären. Ludwig, im Begriff, ganz Belgien zu überziehen, fand sich durch diese Allianz in seinen Fortschritten aufgehalten. Er fühlte, daß dieses Hinderniß vornehmlich von Holland ausgegangen, und hegte von dieser Zeit an gegen dessen Regierung und Volk eine Abneigung, die später zu einem so lebhaften Ausbruche kommen sollte. Noch hielt er sich nicht für stark genug, die Gefahr eines allgemeinen Krieges auf sich zu nehmen. Er beschloß jedoch die Zeit, die bis zur Unterzeichnung des Friedens verfließen sollte, zur Eroberung der Franche-Comté zu benutzen, die, wie die meisten spanischen Besitzungen von fast allen Vertheidigungsmitteln entblößt war. Diese Unternehmung ward von dem Prinzen von Condé, der jetzt seit dem Kriege der Fronde zum ersten Male wieder auftrat, in wenigen Wochen mit ebenso viel Glück als Geschicklichkeit vollbracht. Ungeachtet dieses glücklichen Feldzuges nahm Ludwig, obwohl nicht ohne einiges Zögern, die Vorschläge der Tripelallianz an. England und Holland hatten in dem letzten Kampfe eine zu große Energie entwickelt, um sie vereint nicht als Feinde fürchten zu müssen. Portugal selbst, das Frankreich fast alle seine Vertheidigungsmittel gegen Spanien verdankt hatte, war in der letzten Zeit, unter Englands Einflusse, zu der spanischen Allianz übergegangen. Ludwig ahnte eine ihm in ganz Europa feindliche Stimmung und wollte dieselbe nicht schon jetzt herausfordern. Die Bevollmächtigten der verschie-

denen Mächte kamen in Aachen zusammen, wo den 2. Mai 1668 ein Friede abgeschlossen wurde, in welchem Spanien die von den Franzosen in den Niederlanden eroberten Städte, unter denen Lille, später das Bollwerk Nordfrankreichs zu werden bestimmt, obenan stand, abtrat, dagegen die Franche-Comté zurückerhielt. Ludwig hatte jene Ausdehnung der französischen Nordgrenze dem Besitze einer Landschaft vorgezogen, die, von aller unmittelbaren Berührung mit Spanien getrennt, ihm bei erster Gelegenheit zufallen mußte. Von dem auf die Lehnsgewohnheiten Brabants, Gelderns u. s. w. gegründeten Heimfallrechte der Königin Maria Theresia, auf das Ludwig XIV. im Anfange dieses Krieges seine Ansprüche gestützt hatte, ward in diesem Traktat keine Erwähnung gethan und die Aufrechthaltung des von Mazarin und Don Luis de Haro abgeschlossenen Friedens der Pyrenäen, wie er gewöhnlich genannt wird, in allen übrigen Punkten garantirt.

Ludwig XIV. hatte durch diese kurzen Feldzüge in Belgien und der Franche-Comté und deren glänzenden Erfolg zum ersten Male die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich gezogen. In den Kriegen unter Richelieu und Mazarin hatte Frankreich allerdings oft glänzende Siege davongetragen, indessen waren auf diese wiederum auch bedeutende Unfälle gefolgt. Diesmal aber war ein Theil der spanischen Besitzungen von den Franzosen, wie von einem unwiderstehlichen Strome, in kurzer Zeit, und fast ohne Unterbrechung und Widerstand, überschwemmt worden. Die europäischen Mächte waren durch die Vortheile, die Ludwig über seine Gegner davongetragen, zugleich überrascht und erschreckt worden, und die Ueberzeugung begann Wurzel zu fassen, daß Frankreichs Uebermacht nur durch eine Coalition der übrigen Staaten in Schranken gehalten werden könne. So wie früher die unabhängigen Mächte sich so oft gegen das Umsichgreifen des Hauses Oesterreich verbunden, so begann jetzt die Gefahr einer Erschütterung des europäischen Gleichgewichtes, ein Princip, das sich seit dem Untergange des Mittelalters und der Erscheinung allgemeiner politischer Maximen gebildet hatte, von Frankreich aus gefürchtet zu werden. — Ludwig, obgleich mit einigen wesentlichen und fast allen glänzenden Eigenschaften ausgestattet, die einen großen Souverain bilden, wäre, hätte er zu einer andern Zeit regiert, wahrscheinlich weniger bedeutend erschienen. Die unumschränkte Monarchie, die, unter den letzten Valois geschwächt, von Heinrich IV. an, unter den beiden großen Ministern, Richelieu und Mazarin, stets im Fortschreiten gewesen und über jeden Widerstand den Sieg davongetragen, war auf Ludwig XIV., so zu sagen, voll-

kommen reif und vollendet übergegangen. Es war dies nicht sein, sondern Anderer Werk. Sein Verdienst war, dieselbe, in diesem ersten und bessern Theile seiner Regierung, zur Belebung und Erhebung seines Volkes angewandt zu haben. In diesem Volke war der seit zweihundert Jahren ausgestreute Samen der Cultur endlich aufgegangen und begann eine reiche und glänzende Ernte zu versprechen. Nach den damals geltenden Vorstellungen und Formen wurde dies Alles, sowohl die materielle als intellektuelle Macht Frankreichs, seinem Könige zugeschrieben, der dieselbe keineswegs geschaffen, sondern sich ihrer nur mit Kraft und Klugheit zu bedienen verstand. Die günstige Meinung, die jedoch Frankreich so plötzlich für sich in Europa erweckt, unterstützte den König in seinem ganzen Thun und wirkte auf die Nation selbst, die sich dieses Rufes würdig zeigen wollte, günstig zurück. Ludwig war stolz, im höchsten Grade ruhmliebend, vergrößerungssüchtig, aber es fehlte ihm eine wesentliche Eigenschaft, um als ein eigentlicher Eroberer aufzutreten, die Stellung Frankreichs vollkommen zu verwandeln, es zu einer durchaus herrschenden Macht zu erheben, er war kein Feldherr. Obgleich er den Krieg liebte, die Details des militairischen Dienstes kannte, sich gern mit strategischen Operationen beschäftigte und dieselben zu begreifen suchte, so stand er doch nur dem Namen nach an der Spitze seiner Heere. Es fehlte ihm die kühne Zuversicht, der stürmische Drang, die Lust an Gefahren, die ehrgeizige Fürsten, wenn sie zugleich ein großes militairisches Talent in sich fühlen, gewöhnlich beseelt. Obgleich er in seiner Stellung als unumschränkter Souverain auch seine Generale, selbst Condé und Turenne, zu leiten glaubte, so war dies doch nur ein Spiel der Einbildung und Eitelkeit, denn er hing von ihnen mehr als sie von ihm ab und war der Ereignisse nie vollkommen Meister. Deshalb griff er gern zu Unterhandlungen, in denen sein langsam wirkendes, aber klares und festes Urtheil sich mit größerer Selbstständigkeit bewegen konnte. Er hat viele Kriege geführt und Frankreich durch dieselben zuletzt an den Rand des Abgrundes gebracht, indessen waren sie weniger ein Ergebniß seines Charakters als seiner Politik und wurden zum Theil durch die Stellung Frankreichs, selbst durch die im Auslande herrschende Meinung von seiner Macht und den Planen seiner Regierung herbeigeführt. Ludwig hielt es für seine Pflicht, als König von dieser günstigen Lage seines Staates, diesem Rufe seines Volkes Gebrauch zu machen. Indessen war Richelieu, obgleich ein Priester, im Grunde kriegerischer als Ludwig XIV. gewesen, denn in der Regierung dieses Königs giebt es viele, in der

Verwaltung des Cardinals aber kein einziges Friedensjahr. Ein heroischer Charakter, wie der Heinrich's IV., würde in dem Besitze solcher Mittel, wie sein Enkelsohn, an die Spitze eines damals in fast jeder Entwickelung den anderen überlegenen Volkes gestellt, sich wahrscheinlich zu viel größern Unternehmungen gegen das Ausland haben fortreißen lassen. Die Regierung Ludwig's XIV. und besonders die erste Hälfte derselben war aber, ihrer Kriege und äußeren Bewegungen ungeachtet, vielmehr eine Epoche intellektuellen Fortschrittes und innerer Organisation, als großer politischer Umwälzungen.

Die Aufmerksamkeit, welche der unternehmende Geist dieses Königs, besonders aber die große Blüte und Macht Frankreichs, unter den andern Mächten erregten, bewirkte, daß diese alle mit Spanien enger oder weiter, aber immer zu dessen Schutz gegen jede etwaige Beeinträchtigung von Seite Frankreichs, verbunden blieben. Ludwig, der diesen Bund, so lange er beisammen blieb, nicht ohne Gefahr herausfordern zu können glaubte, schien nach dem Frieden von Aachen auf kriegerische Unternehmungen Verzicht zu leisten und kehrte zu seiner Sorge für die innere Verwaltung seines Reiches und die Wiederherstellung eines günstigen Verhältnisses mit den andern Mächten zurück. Gegen Holland allein, das ihn durch die Bildung der Tripelallianz mitten in seiner Siegeslaufbahn, die ihm wahrscheinlich die gesammten spanischen Niederlande überliefert haben würde, aufgehalten, brach seine Abneigung und die Absicht, sich an ihm zu rächen, durch. Sein Plan in dieser Zeit war, seine innern Hülfsquellen immer mehr zu organisiren, um in einem günstigen Augenblicke sich derselben mit Erfolg bedienen zu können und den gegen ihn theils ausdrücklich bestehenden, theils stillschweigend angenommenen Bund der übrigen Mächte durch die Kunst der Unterhandlungen allmälig zu lösen. Ludwig, der sich in seinem Privatleben oft von seinen Sinnen und Launen, doch weniger, als es den Anschein hat, beherrschen ließ, war als König ein durchaus methodischer Kopf, der von seinem einmal gefaßten Systeme, seine Stellung in Bezug auf das Ausland möglichst sicher und frei, im Innern Alles beherrschend und Alles umfassend zu machen, durch nichts abgebracht werden konnte. Seine Liebeshändel, die Vergnügungen seines Hofes, die Schmeicheleien seiner Günstlinge, die allgemeine Bewunderung, die ihn umgab, berauschten ihn zuweilen, schläferten ihn aber nie ein und verweichlichten ihn nicht, wie es so vielen andern Fürsten in seiner Stelle gegangen sein würde. Sein Blick war immer gespannt, seine Aufmerksamkeit immer wach und, seltene

Momente ausgenommen, wo der überall um ihn her dampfende Weihrauch ihn täuschte und seinen Blick trübte, war sein Urtheil über den Zustand seines Reiches und die Gesinnung und Lage der damaligen Welt von seltener Schärfe und Klarheit. Dies kann wenigstens von den ersten zwanzig Jahren seiner Regierung behauptet werden, bevor sein Geist sich verdüstert hatte und sein Charakter schwächer geworden war. Dies geschah durch ein Uebermaß von Glück und Ruhm und besonders durch die widerstandslose und schrankenlose Herrschaft, die er über sein Volk ausübte, bei der er zuletzt in Willkür und mitunter, wie seine Verfolgung der Hugenotten beweist, selbst in Tyrannei verfiel. Die Autokratie, über ein wenig geformtes, rohes oder zu Faktionen geneigtes Volk ausgeübt, hält den Souverain in beständiger Thätigkeit, legt ihm eine unermeßliche, wenn auch nicht immer fruchtbare Thätigkeit auf; indem er Andere zu zügeln und zu unterdrücken bestimmt ist, muß er sich selbst einem großen Zwange unterwerfen, wie man dies z. B. an den russischen Kaisern sieht; aber die Autokratie, über ein friedliches und gesittetes Volk ausgeübt, entnervt, seltene Beispiele, wie z. B. Friedrich der Große ausgenommen, den Souverain und erschlafft oder erstarrt ihn, je nach den Charakteren und Umständen. Es liegt in der Natur der moralischen Verhältnisse, daß ein in sich selbst ungerechter Zustand, wie der einer unbeschränkten Gewalt und einer unbedingten Unterwerfung, sich an dem rächt, der sich durch dessen Besitz über die Grenzen der Menschheit erheben zu können glaubt. Auch sind es meist gerade von Natur begabte Individualitäten, die durch die Einwirkung eines solchen Verhältnisses leiden, während stumpfere oder gröbere Naturen von ihm unberührt zu bleiben scheinen. Ludwig XIV., nicht groß genug, um sich und seine besondern Interessen, über dem Volke, das ihm angehörte, zu vergessen und in demselben aufzugehen, bezahlte die Schuld seiner unnatürlichen Stellung mit dem Verluste eines guten Theiles seiner sittlichen Kraft und Würde, obgleich der angeborne Adel seiner Gesinnung und seine bedeutenden Herrschergaben mehr übel geleitet als vernichtet wurden.

Die langen innern Kriege, die Frankreich unter den letzten Valois zerrissen hatten, die schwierigen Umstände, unter denen das Haus Bourbon auf den Thron gestiegen, der Widerstand, den die Krone, bei ihren Ansprüchen auf unumschränkte Gewalt, zur Zeit der Fronde, bei den Großen und den Parlamenten, unter den Augen Ludwig's XIV. selbst gefunden, hatten auf den Geist dieses Königs einen viel größern Eindruck gemacht, als gewöhnlich angenommen

wird, der gleichwohl aus Allem, was er that, ja aus dem ganzen Systeme seiner Regierung hervorgeht. Er schien die Wiederkehr einer Opposition in Frankreich immer für möglich zu halten, daher die eifersüchtige und energische Thätigkeit, die er bis an das Ende seines Lebens fortsetzte, um jeden Keim des Widerstandes auszurotten oder demselben vorzubeugen, und jede besondere, in die Maschine der absoluten Monarchie nicht passende Gestaltung des Lebens auszustoßen, daher die Art, wie er, den Adel an seinen Hof bannend, ihn unter seine persönliche Aufsicht stellte, wie er die Parlamente zum Schweigen brachte, daher seine Verfolgung der Jansenisten und des Protestantismus. Das Ideal, das er zu verwirklichen suchte, und so weit dies möglich war, auch in der That, wenn auch nur für kurze Zeit, verwirklichte, war, den Staat vollkommen in der Person des Monarchen zu concentriren, der Nation jede mit dem Despotismus nicht übereinstimmende selbstständige Richtung zu nehmen und sie zu einer einzig von dem königlichen Willen in Bewegung gesetzten Maschine zu machen. Ludwig wollte in seinem Volke alle möglichen Eigenschaften erweckt und genährt sehen, aber deren Gebrauch sollte ihm allein zustehen, auch wollte er ihm alle Vortheile, den der Freiheit ausgenommen, gewähren. Die Unmöglichkeit, ein solches System auf die Länge, ohne die besondern Umstände, die es unter Ludwig XIV. begünstigten, unter einem Volke, wie das französische, bei dem unausbleiblichen Wechsel der Ideen und Sitten, zu erhalten, fiel diesem Könige nicht im Entferntesten ein, und diese Verblendung war kein Zeichen von Selbstsucht oder Beschränktheit, denn seine ganze Zeit dachte hierin wie er selbst. Je größer der allgemeine intellektuelle Umschwung geworden, je mehr schien sich Alles auf einem rein intellektuellen Boden zu befriedigen, je tiefer das politische Leben der Nation, so weit es von ihr selbst ausging und sie sich desselben bewußt sein sollte, zu sinken. Ludwig XIV. war das Ideal eines absoluten Souverains, nicht als ob nicht andere Gewalthaber zu andern Zeiten ebenso unumschränkt wie er gewesen, sondern weil seine Erscheinung in eine Zeit fiel, in welcher sein Recht auf eine solche Gewalt vollkommen anerkannt wurde, wenigstens über das Princip derselben kein Streit stattfand. Er ward hierdurch in den Stand gesetzt, seine glänzenden Eigenschaften ohne Widerstand zur Verwirklichung und Vollendung seiner Plane anzuwenden. Das Ende seiner Regierung und die Zeiten, die bald nach ihm gekommen, beweisen jedoch die tiefen und lange nachwirkenden Mängel dieses Systems der Autokratie, das, so wie es eine nur scheinbare Wahrheit und Harmonie besitzt, auch nur zu einer

vorübergehenden Kraft und Dauer bestimmt ist. Ungeachtet des tiefen und allgemeinen Gehorsams, die Ludwig als König, und der lauten Bewunderung, die ihm als Menschen entgegenkam, lasteten dennoch die Erinnerungen der Fronde auf ihm, deren Opposition ihm, der sie selbst empfunden, viel bedeutender erscheinen mochte, als die Geschichte sie später dargestellt hat. Er befahl deshalb alle schriftlichen Verhandlungen über diese Kämpfe, die sich in den Archiven des Parlaments befanden, zu entfernen oder zu vernichten, und bewies dem Parlamente bei mehren Gelegenheiten, daß er sich jener Zeiten erinnerte. Auf der andern Seite blieb seine Neigung zu Verbesserungen und Fortschritten, sobald sie seiner Macht nicht hinderlich werden konnten, immer dieselbe. Er hatte, obgleich mit den Vorbereitungen zu dem Kriege gegen Spanien beschäftigt, im April 1667 eine große Ordonnanz, die Reform der Civiljustiz betreffend, von einer Commission von sechszehn Mitgliedern, unter Vorsitz des Kanzlers Seguier, ausgearbeitet, unterzeichnet. Im Jahre 1668 ward eine neue Forstordnung, auf Colbert's Betrieb, bekannt gemacht, die damals für ein Meisterstück galt und der Frankreich bis zur Revolution die Erhaltung seiner Wälder verdankte. In demselben Jahre erschien ein neuer Criminalcodex, der, obgleich noch von vielen und wesentlichen Spuren der alten Barbarei befleckt, im Vergleiche zu dem, was vor ihm da gewesen, und zu dem, was in andern Ländern bestand, große Verbesserungen enthielt und der bis zur französischen Revolution in Kraft geblieben ist. — Außerdem wurden alle öffentlichen Bauten, die Errichtung neuer Festungen an den Grenzen und die Erweiterung der vorhandenen, die Vergrößerung der Häfen, die Verbesserung der Communikationen mit großem Eifer fortgesetzt. Diese lobenswerthe und folgerechte Aufmerksamkeit für die Sicherheit des Staates und die Belebung des Verkehrs wurde indessen von einer rücksichtslosen Verschwendung begleitet, die sich besonders in Errichtung neuer Paläste und Gärten, in übergroßen Pensionen und Geschenken an die privilegirten Geliebten (maîtresses en titre) oder andere weibliche Günstlinge und an Hofleute, in einem bis dahin nicht gesehenen Luxus des täglichen Lebens in Bezug auf Geräthschaften, Tafel u. s. w. aussprach, der mit jedem Jahr zunehmend, allmälig die Hülfsquellen eines selbst viel reichern Landes als Frankreich damals war, aufgezehrt haben würde. Dieser Hang zu einer, wenn auch nicht durchaus leeren, aber doch mehr schimmernden als sinnvollen Pracht, sehr verschieden von dem, was früher Franz I., so viele Päpste und andere italienische Große gethan, in deren Unternehmungen die Liebe zur Kunst

vorherrschte, lag in Ludwig's XIV. Charakter, der, obgleich von der Natur nach einem großen Modell gegossen, durch Schuld seiner Erziehung, seines Landes und seiner Zeit nicht vollkommen gerathen war und die Schwäche hatte, den Glanz für Größe zu nehmen. Dieser in seinem und seiner ganzen Epoche Walten vorherrschende Zug war die letzte hohle Spätfrucht am Baume der Feudalwelt, der umgehauen und am Boden liegend, in einigen seiner Zweige noch fortrankte.

Diese Verschwendung, zu der Ludwig von Natur geneigt war und die er zugleich in seinem System, Alles, was in Frankreich auf irgend eine Weise durch Geburt, Verdienst und Talent emporragte, in seine Nähe zu ziehen und von sich abhängig zu machen, für unerläßlich hielt, die sich sogar auf das Ausland erstreckte, wo die Minister mehrer Mächte bei gewissen Gelegenheiten große Geschenke empfingen, oder geradezu, wie die Karl's II., regelmäßig von Frankreich bezahlt wurden, machte natürlich eine immer drückender werdende Erhöhung der Abgaben nothwendig. Diese Last ward lange nur von den producirenden Klassen gefühlt, und die Grundherren, von denen ein großer Theil durch seine Dienste und Stellen bei dieser Vertheilung des öffentlichen Reichthumes besonders bedacht wurde, lebten in der Täuschung, daß das Elend der niedern Stände ihnen gleichgültig sein könne. Erst als später die Pächter und Miether aller Art die ihren Eigenthümern schuldigen Zinsen nicht mehr auftreiben konnten, gewahrten der Adel und selbst die Geistlichkeit, daß es in jedem nicht ganz barbarischen Gemeinwesen eine, wenn auch damals wenig beobachtete, doch zuletzt immer fühlbare elektrische Kette giebt, die alle Klassen durchzieht und die Entbehrungen und Hemmungen der einen, wenn auch erst nach vielen Uebergangsstufen, den andern fühlbar macht. Ludwig selbst schien, so lange es noch Waaren in den Städten und Ernten auf dem Lande gab, die Arbeit seiner Unterthanen für einen unerschöpflichen Born anzusehen. Schon damals (1668—1672) überstiegen die Ausgaben oft um ein Dritttheil die regelmäßigen Einnahmen, und Colbert sah sich, um nicht die Gunst des Königs zu verlieren, zur Erfindung neuer Taxen, die eine gewöhnlich immer härter als die andere, zur Erhöhung der Consumtionssteuer in den Städten, zur Herabsetzung der Renten, zur Erfindung neuer Formulare bei allen vorkommenden Contracten genöthigt. Das Parlament von Paris wagte, obgleich an eine Weigerung, die Finanzverordnungen (édits bourseaux) in seine Register einzutragen, nicht zu denken war, selbst keine nachträglichen Vorstellungen mehr, obgleich ihm diese, der Form

nach, noch immer zuſtanden. So wie die Idee der Freiheit in ihrer Verbreitung zu gewiſſen Zeiten kein Maß und Ziel finden kann und auf ihren eigenen Untergang loszuarbeiten ſcheint, ebenſo ward unter Ludwig XIV. das Princip der Einheit des Staates in der Perſon des Monarchen, in ſeinen Anwendungen und Folgen, ſo ſehr übertrieben, daß eine endliche Erſchöpfung deſſelben vorauszuſehen war. Der König hielt ſich, mit ſeinen unumſchränkten politiſchen Rechten noch nicht zufrieden, zugleich für den oberſten Eigenthümer des Landes, dem der geſammte Grund und Boden gehörte, und der demnach, ſo viel er wollte, denen, die für ihn arbeiteten, nehmen konnte. In ſeinen, zum Gebrauche ſeines Sohnes aufgeſetzten Denkſchriften iſt dieſe Theorie umſtändlich entwickelt und, ſo weit dies möglich iſt, begründet. Das Recht einer willkürlichen Abgabenerhebung, die Baſis der unumſchränkten Monarchie, war zwar von den Königen von Frankreich längſt ausgeübt, vorher aber niemals als ein Attribut des Königthums überhaupt dargeſtellt worden. Ludwig XIV. vollendete die abſolute Monarchie, brachte ſie aber dem orientaliſchen Despotismus ſo nahe, als dies in Europa möglich iſt. Anſtatt ſich mit dem Beſitze eines unumſchränkten Regierungsrechtes zu begnügen, d. h. die innern und äußern Verhältniſſe ſeines Landes nach Belieben zu leiten, legte er ſich ein Recht auf den Privatbeſitz ſeiner Unterthanen, ohne deren Zuſtimmung oder Einmiſchung, bei. Allerdings traf dies nur die Maſſe des Volkes. Die privilegirten Stände bezahlten, vorübergehende außerordentliche Umſtände abgerechnet, auch unter dieſer Regierung keine directen Steuern. Aber durch die Schonung dieſer Privilegien, bei der übrigen ſchrankenloſen Ausdehnung der Souverainetätsrechte, ward der Grund zu dem Neide und Haſſe des Volkes gegen die geiſtliche und weltliche Ariſtokratie gelegt, die ſpäter zu einem ſo furchtbaren Ausbruche kommen ſollten, bis dahin aber nur als ein vereinzeltes perſönliches Gefühl, aber nicht als eine allgemeine Stimmung ſtattgefunden hatten.

Der Hof fing um dieſe Zeit an immer mehr die Stelle des Landes einzunehmen und der faſt ausſchließende Gegenſtand der öffentlichen Theilnahme zu werden. Was in ſeinem Kreiſe vorging, ſelbſt die kleinſten und kleinlichſten Züge, ward, ſo zu ſagen, für die Geſchichte jener Zeit gehalten und die wirklichen Begebenheiten traten in Dunkel zurück. Nie, zu keiner Zeit und in keinem andern Volke haben dieſe künſtlichen Verhältniſſe eine ſolche Bedeutung gehabt. Die frühern Könige, ſelbſt noch der Vater Ludwig's XIV., hatten, je nach ihrem Charakter und ihrer Lage, ihre Großen und

ihre Günstlinge um sich versammelt, aber aus diesen Umgebungen nie eine besondere Welt geschaffen, in der sie sich einzig bewegten und die zwischen ihnen und der Nation eine Art Mauer aufwarf. Dies that Ludwig XIV., der aus dieser Sphäre selten oder nie hervortretend, Alles, was in Frankreich sich auf irgend eine Weise hervorthat, in dieselbe einzugehen zwang. Diese Hofwelt hatte, gewisse Formen und Namen ausgenommen, mit dem, was man im Mittelalter so genannt hat, keine eigentliche Aehnlichkeit. Ihr Charakter war eine blinde Unterwerfung unter den Willen, die Begierden und Launen des Herrschers, ein Aufgeben aller Ansprüche, Rechte und Gesinnungen, die mit diesen in Widerstreit kommen konnten. Die persönlichen Verhältnisse des Souverains, seine geheimsten Neigungen oder Schwächen wurden der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit und jedes andere Interesse ward von diesem verschlungen. Der König, der die Formen dieses Despotismus, dessen Geist zuweilen an den Orient erinnerte, möglichst zu veredeln suchte, beobachtete in seinem ganzen äußern Thun einen gewissen monarchischen Anstand, die einzige Grenze, die er sich setzte, der aber die innere Sittenlosigkeit in seinem und seiner Umgebungen Leben auf die Länge nicht verhüllen und deren übeln Einfluß nicht zurückhalten konnte. Er hatte, ohne tiefes Gefühl und nur mit sich und seiner Größe beschäftigt, von jeher mehren Liebeshändeln zugleich nachgehangen und nur einen Gegenstand mit mehr Wichtigkeit und Vorliebe behandelt, andere aber deshalb keineswegs dadurch ausgeschlossen. Er war allmälig des Fräuleins de la Valliere, dessen Schönheit verblüht war, überdrüßig geworden und hatte sich einer ihrer Freundinnen, der Marquise de Montespan, genähert. Dieses Verhältniß, als mit einer verheiratheten Frau, öffentlich unterhalten, nahm einen viel anstößigern Charakter an und erregte eine viel größere Aufmerksamkeit. Eine Zeit lang verkehrte er mit diesen beiden Freundinnen zugleich und ging in seiner selbstsüchtigen Verblendung bis zur Tyrannei, indem er den Marquis de Montespan, der sich dem Wandel seiner Frau widersetzte, auf seine Besitzungen verwies. Im Jahre 1674 zog sich das Fräulein de la Valliere in ein Kloster zurück und ihre Nebenbuhlerin war eine lange Reihe von Jahren hindurch die erklärte und öffentlich anerkannte Geliebte des Königs, bis sie von der Witwe des Schriftstellers Scarron, der nachmaligen Marquise von Maintenon, verdrängt wurde, die jedoch dieser Kategorie der privilegirten Freundinnen nicht zugezählt werden kann, da sie den König durch ihren Verstand und nicht durch ihre Reize fesselte, und außerdem, wie

für ausgemacht gilt, eine ihm rechtmäßig angetraute, wenn auch vor der Welt nicht anerkannte Gemahlin war. Die Details aller dieser Verhältnisse sind bis zum Ueberdrusse bekannt und auf sie näher einzugehen, läge außerhalb den Grenzen und der Form dieses Werkes. Nur so viel noch über deren Charakter und Bedeutung. Die Liebe des Königs zu dem Fräulein de la Valliere war eine Leidenschaft der Jugend und bei einem Souverain, der seine rechtmäßige Gefährtin sich nicht selbst hatte wählen können, bis auf einen gewissen Grad, zu entschuldigen. Der romantische Schein, der dieses Verhältniß in seinem Entstehen umgeben, und das Gefühl, auf das es sich gründete, milderte den übeln Einfluß, den es sonst auf die Sitten des Hofes hätte äußern müssen. Die Verbindung mit der Marquise de Montespan aber, die in die männlichen Jahre des Königs fällt und dieselben fast ausfüllt, war viel üblerer Natur und alle dieselbe begleitenden Umstände mußten nicht nur als die ärgste Verletzung aller moralischen und selbst bürgerlichen Gesetze erscheinen, sondern wirkten auf die sittliche Stimmung der Großen und allmälig auf die des Publikums verderblich zurück. Dieses Verhältniß fiel zugleich in die Epoche großer politischer Thätigkeit, überhaupt einer glänzenden Entwickelung alles dessen, was man das Zeitalter Ludwig's XIV. genannt hat. Die Marquise de Montespan war nicht, wie das Fräulein de la Valliere, gefühlvoll und schwärmerisch, sondern überaus klug und geistreich, ihren königlichen Liebhaber eher anzuregen als zu erschlaffen geschickt, und selbst voller Theilnahme an Allem, was damals in Frankreich Großes und Rühmliches geschah. Die Verbindung mit der Frau von Maintenon charakterisirt das Alter des Königs, das nicht körperlich, aber geistig früh über ihn gekommen war. Denn er besaß mehr Kraft des Charakters als Reichthum des Geistes, mehr Verständniß fremden Verdienstes, als Fähigkeit, etwas aus sich selbst hervorzubringen, weshalb er in der ersten Hälfte seiner Regierung seine Feldherren und Räthe wol zu wählen, als sie ihm aber später zu fehlen anfingen, sie nicht zu ersetzen verstand. Der ernste, geschlossene und methodische Sinn dieses Fürsten verlor in dem Umgange mit einer in diesen charakteristischen Zügen ihm ähnlichen Frau, wie die Marquise de Maintenon, die letzten Reste der intellektuellen Lebendigkeit und geistigen Frische, die ohnedies in sein Wesen mehr von Außen her gekommen, als daß sie ihm ursprünglich eigen gewesen wären. Eine sich in Politik und Religion immer enger und härter geltend machende Richtung zum Despotismus war der Charakter dieser letzten Epoche im Leben Ludwig's XIV., an welcher seine Verbindung

mit der Frau von Maintenon, ohne das Maß ihres Einflusses bestimmen zu können, ohne Zweifel, einen bedeutenden Antheil gehabt hat. Auch scheint es, daß sie in ihrer Stellung einer rechtmäßigen und doch nicht öffentlich anerkannten Gemahlin sich gegen den König zu einer größern Unterordnung verpflichtet hielt und seinen natürlichen Fehlern, die außerdem nichts mehr mit den Neigungen und Gebrechen der Jugend zu thun hatten, eher Vorschub als Widerstand leistete. Dies scheinen uns die charakteristischen Unterschiede in dem Einflusse zu sein, den diese drei berühmten Verhältnisse auf einen König ausgeübt haben, der noch mehr durch seine Persönlichkeit als durch seine Thaten auf sein Volk und seine Zeit gewirkt hat. — In der Epoche, die uns gegenwärtig beschäftigt, fangen in der steigenden Unsittlichkeit der Großen, kaum durch Ludwig's strengen äußern Anstand in Schranken gehalten, die übeln Einflüsse seines Privatlebens und in dem auf die niedern Klassen zunehmenden Drucke die Folgen seiner Verschwendung an hervorzutreten, obgleich dies Alles noch lange von dem Glanze und Ruhme, der seine Person und Regierung umgiebt, verhüllt wird.

Die Verhältnisse Ludwig's zum Auslande waren nach dem Frieden von Aachen, ungeachtet des Neides und Mißtrauens, die er gegen sich erregt, ungemein günstig. Der Koloß der spanischen Größe schien durch den Tod Philipp's IV. vollkommen seinen Schwerpunkt verloren zu haben und seinem Falle nahe zu sein. Die Mutter des siebenjährigen Karl's II. stand unter dem Einflusse Nithard's, eines deutschen Jesuiten, ihres Beichtvaters, der den Spaniern verhaßt war. Don Juan d'Austria, ein natürlicher Sohn des letzten Königs, benutzte diese Stimmung, um den fremden Mönch zu verjagen und Valencia, Catalonien und Aragonien sich als eine Statthalterschaft zuerkennen zu lassen, wo er fast als unumschränkter Fürst waltete. Spanien, das schon unter Philipp II. zu sinken angefangen, lag in dem letzten Viertheil des siebenzehnten Jahrhunderts in einer langen Agonie, die es für Frankreich, das mit ihm auf so vielen Punkten grenzte, zu einem gefahrlosen Nachbar machte. Der Kaiser war mit immerwährenden abwechselnd glücklichen und unglücklichen Kriegen gegen die Türken und mit der Dämpfung der innern Unruhen in Ungarn beschäftigt, wo der Adel sich dem Streben der Habsburger nach Errichtung einer unumschränkten Monarchie mit großem Nachdruck widersetzte. Die Tripelallianz, die Ludwig an der Eroberung Belgiens gehindert, existirte nur noch dem Namen nach. Den Schweden, die sich nur deshalb von Frankreich getrennt hatten, weil ihnen dieses Subsidien zu zahlen aufgehört,

waren deren von Spanien versprochen worden, das aber außer Stande war, diese Zusage zu erfüllen. Holland war durch die Anstrengungen des letzten Kampfes gegen England, wenigstens für den Augenblick, äußerst erschöpft. Johann de Witt, obwohl er die Abneigung Ludwig's gegen sein Vaterland ahnte, fürchtete die Oranienpartei, die sich auf England stützte, noch mehr als die Plane Frankreichs, denn in dem Siege der ersteren glaubte er einen vollkommenen Sturz der Freiheit, in dem Gelingen letzterer aber nur eine vorübergehende Calamität zu erkennen. In England war das Volk Ludwig, seiner Regierung, seinem System und überhaupt Allem, was französisch hieß, nach wie vor abgeneigt, aber Karl II. und seine Minister standen unter dem Einflusse Frankreichs und es war von ihnen für letzteres nichts zu fürchten. Die Witwe Karl's I., eine Muhme Ludwig's XIV., hatte, obgleich ihr Sohn wieder in seine Rechte eingesetzt worden, dennoch nie mehr ein Land betreten wollen, wo sie so unglücklich gewesen, und war in Paris geblieben. Sie war der Kanal für die geheimen Mittheilungen der beiden Höfe geworden. Obgleich sie um diese Zeit (1669) starb, so wurden die Unterhandlungen zwischen Ludwig und Karl, denn man kann nicht wohl sagen, zwischen Frankreich und England, da nur das Interesse dieser beiden Könige im Spiele zu sein schien und nur wenige Vertraute zu ihnen gezogen wurden, von der Schwester Karl's II., Henriette von England, die mit dem Herzoge von Orleans vermählt war, fortgesetzt. Ludwig XIV. suchte den König von England dahin zu stimmen, dem Protestantismus zu entsagen, den katholischen Glauben wieder zur Staatsreligion zu machen und die legislative Gewalt der beiden Häuser des Parlaments aufzuheben. Zu diesem Ende versprach er ihm jährliche Subsidien, und im Falle die Engländer sich gegen ihn empören sollten, eine bewaffnete Unterstützung. Zu gleicher Zeit ward ein gemeinsamer Angriff auf Holland und eine Theilung desselben, dergestalt, daß die Provinz Zeeland an England fallen sollte, vorgeschlagen. Karl II., der nicht aus einem Gefühle persönlicher Kraft oder angebornen Rechts, wie Ludwig XIV., an der Spitze einer absoluten Monarchie stehen wollte, sondern dem die englische Verfassung vorzüglich nur darum zuwider war, weil sie ihn hinderte, willkürlich über das Eigenthum seiner Unterthanen zu gebieten, und der sich um die Religion wenig bekümmerte, dem aber der Katholicismus als die beste Grundlage einer despotischen Regierung erschien, ging auf diesen politischen und religiösen Plan begierig ein. Er theilte außerdem Ludwig's Abneigung gegen die Holländer, obwohl aus andern Gründen, er

glaubte von ihnen während seines Exils vernachlässigt und verletzt worden zu sein. Die einzelnen Bedingungen dieser Allianz wurden, um sie möglichst geheim zu halten, in einer Zusammenkunft Karl's II. mit seiner Schwester, die sich zu dem Ende nach Dover begab, näher besprochen. Die Herzogin von Orleans oder Madame, unter welchem Namen sie in den Denkwürdigkeiten jener Zeit so oft genannt wird, starb aber kurze Zeit nach ihrer Rückkehr aus England plötzlich und, wie man allgemein geglaubt hat, an Gift, ob mit oder ohne Vorwissen ihres Gemahls, ist nie vollkommen klar geworden (1670). Der Tod dieser Prinzessin, die, nach ihrem Bilde in der Gallerie von Versailles zu urtheilen, eine der reizendsten Schönheiten gewesen sein muß, welche die Natur je geformt hat, ließ an dem Hofe Ludwig's XIV., der ihr, besonders vor seiner Neigung zu dem Fräulein de la Valliere, sehr zugethan gewesen, eine große Lücke zurück, hinderte aber die Vollendung des angefangenen Tractats nicht, der im folgenden Jahre unterzeichnet wurde. Ob der Plan einer Revolution in England zu Gunsten des politischen Absolutismus wirklich hätte in Ausführung gebracht werden können, wie man behauptet und verneint hat, ist eine müßige Frage, da Karl II. zu schwach und zu träge war, um an deren Entscheidung Hand anzulegen. Obwohl Ludwig XIV. persönlich religiös gesinnt und mit den Stuarts nahe verwandt war, so entstand seine lebhafte Theilnahme bei dieser Intrigue vornehmlich aus dem Wunsche, Frankreichs Macht auf Kosten Englands zu erheben. Eine widerstandslose Unterwerfung des Parlaments und der englischen Kirche unter den Willen Karl's II. war nicht denkbar, der Kampf jedoch, welches auch sein endliches Resultat gewesen, würde Ludwig auf jeden Fall vortheilhaft gewesen sein. Blieb Karl II. Sieger, so ward Englands Kraft durch den Bruch seiner alten, in seine Existenz so tief verwachsenen Institutionen auf lange Zeit gelähmt, und es stand von demselben, bei den weitern Planen Ludwig's auf den Continent, kein Hinderniß zu erwarten. Ging die Dynastie der Stuarts, wie achtzehn Jahre später geschah, bei diesem Versuche einer Usurpation der öffentlichen Freiheiten zu Grunde, so war eine lange Gährung zu erwarten und England blieb wahrscheinlich, wie unter der Regierung Karl's I., eine Zeit lang von allem Einflusse auf den Continent ausgeschlossen. Wenn bei diesem Plan Ludwig's politische Selbstsucht und die Absicht, England in eine subalterne Stellung zu Frankreich zu setzen, in die erste Reihe seiner Motive gestellt werden muß, so ist es auf der andern Seite gewiß, daß er den Katholicismus für das beste Instrument des politischen Abso-

lutismus hielt und deshalb seine Einführung in England, wo die bürgerliche Freiheit von der religiösen unzertrennlich schien, wünschen mußte. Das Beispiel einer beschränkten Monarchie in einem großen Reiche, wie in England, das Frankreich so nahe lag, mit ihm in so vielfältiger Berührung stand, schien ihm eine Gefahr bei einer möglichen Wiedererhebung der Parteien und ihrer Kämpfe in Frankreich zu sein. Das Princip des Despotismus war für diesen Fürsten eine religiöse Ueberzeugung. Sein Glaube selbst erschien ihm als eine Stütze und Bestätigung desselben und er war vielleicht nur um deswillen so sehr zu seiner Verbreitung geneigt. Er wollte aber auch, daß die Herrschaft dieses Princips für immer, oder wenigstens so lange, als die Zukunft mit der Gegenwart in einem erkennbaren Zusammenhange stände, in seinem Lande dauern sollte. Sein gründlicher und ernster Sinn hätte sich, hierin von seinem Nachfolger Ludwig XV. sehr verschieden, der die Möglichkeit einer Katastrophe unter seinem Enkelsohne mit Gleichgültigkeit voraussah, nicht an den Gedanken eines künftigen Sturzes der von ihm allein als rechtmäßig anerkannten unbegrenzten Regierungsgewalt gewöhnen können. Zur Erhaltung des Despotismus in Frankreich schien ihm aber dessen Begründung in England nothwendig zu sein, denn der geistige Zusammenhang beider Länder lag, ungeachtet ihrer langen Kämpfe und Rivalitäten, zu offen da, und eine solche politische Revolution konnte von einer religiösen nicht getrennt gedacht werden. Die Erhebung des Katholicismus und Absolutismus in England stellte sich deshalb dem Geiste dieses Königs zu gleicher Zeit dar, und hierin hat er, obwohl auf die praktische Behandlung des Lebens und nicht auf die Ergründung seiner Theorien gewiesen, mehr Scharfblick als viele Denker von Profession an den Tag gelegt, denen dieser Zusammenhang nicht eingeleuchtet. Die französische Revolution hätte sich, alles innern Gährungsstoffes ungeachtet, nie so plötzlich entzündet, wenn nicht seit hundert Jahren das Beispiel der englischen Freiheit erst auf einige hervorragende Geister in Frankreich, dann allmälig auf ganze Klassen gewirkt und die Nation mit der Vorstellung der Möglichkeit eines von dem ihrigen vollkommen verschiedenen und bessern Zustandes erfüllt hätte. Das Dasein der englischen Verfassung hat auf den politischen Zustand Deutschlands nie einen Einfluß ausgeübt, weil zwischen beiden Nationen ein blos natürliches Band, ein gemeinsames Element des Ursprunges, besteht, England und Frankreich haben aber von jeher eine bestimmte Attraktion aufeinander ausgeübt, sind für einander wechselseitig Magnet und Eisen gewesen. Was den Umsturz der englischen Verfassung

mit Hülfe der Wiederherstellung des Katholicismus betrifft, so ist es ebenso gewiß, daß, obgleich in einem kleinen Lande oder bei Völkern von unentschiedenem Charakter, oder solchen, deren Dasein noch zu keiner Vollendung gekommen, die Religion auf das politische Leben einen geringen Einfluß äußern, verschiedene Confessionen neben einander gleich berechtigt bestehen können u. s. w., in einem einigen, abgeschlossenen, ganz durchgebildeten Volke der religiöse Zustand mit dem politischen in einer vollkommenen Uebereinstimmung stehen muß. Eine folgerechte Entwickelung des Princips der englischen Verfassung wäre mit der Herrschaft des Katholicismus, ja vielleicht selbst mit dessen nur gleich berechtigtem Dasein im siebenzehnten Jahrhundert unmöglich gewesen, sowie man sich den Absolutismus der letzten Jahrhunderte in Frankreich nicht mit dem Protestantismus vereinigt denken kann. Denn in diesen beiden Völkern, in denen früh ein Streben nach Einheit und Bekämpfung aller in derselben nicht aufgehenden Unterschiede erwacht war, konnte in der einen die politische Freiheit und ihr Recht der Wahl und Ueberzeugung nicht wohl von dem Protestantismus, in der andern das Dogma der politischen Unterwerfung und Entsagung nicht wohl von dem Katholicismus getrennt sein.

Wenn Ludwig XIV. die Einführung der unumschränkten Monarchie in England von der Wiederherstellung des katholischen Glaubens für unzertrennlich hielt, so wirkte dieselbe Ueberzeugung, das in dem Protestantismus ein Element der Freiheit enthalten sei, daß sich, wie alle Ideen, im Leben geltend zu machen suche, noch ungleich mehr auf die Art zurück, wie er die Protestanten in seinem eigenen Reiche behandelte. Als politische Partei hatten die Hugenotten seit Richelieu kein Lebenszeichen mehr von sich gegeben, indessen bildeten sie nicht nur durch ihren Kultus, sondern auch durch die ihnen in dem Edikt von Nantes bewilligtem Rechte eine von der übrigen Bevölkerung in vieler Beziehung verschiedene Gesellschaft. Sie unterschieden sich von den katholischen Franzosen nicht nur durch manche in das Leben tief eingreifende Ueberzeugungen, sondern vornehmlich durch ihre kirchliche Organisation, die, da die Isolirung, in der sie standen, von ihren religiösen Einrichtungen begründet war, auch auf ihre bürgerlichen Verhältnisse von großem Einflusse sein mußte. Nicht nur ihr Glaube, sondern auch ihre Erziehung, ihre Gewohnheiten waren anders als die der Masse des Volkes. Das Gefühl ihrer numerischen Schwäche, der, in diesem Falle oft persönliche, aber immer moralische Druck, unter welchem sie, wie jede Minorität, standen, die feindselige Aufmerksamkeit, die sie bei ihren andersgläubigen Landsleuten

erregten, hatten, noch mehr als der besondere Geist ihrer Confession, ihrem ganzen Leben eine strenge, oft an Härte grenzende Haltung verliehen, sie zu einer äußerst genauen Beobachtung aller moralischen Vorschriften gezwungen. Sie mußten, wollten sie bestehen, um jeden Preis Grund zu Tadel und Verfolgung vermeiden. Diese Ausübung einer strengen Moral war, wie immer, von einem lebhaften Selbst- und Rechtsgefühl begleitet. In ihrem bürgerlichen Leben waren sie zwar denselben Gesetzen wie ihre katholischen Landsleute unterworfen, sie besaßen keine festen Plätze mehr, keine eigenen Besatzungen, keine politischen Führer, ihre Existenz als Staat im Staate war überhaupt verschwunden, ihre kirchlichen Einrichtungen, die Synoden ihrer Geistlichen, ihre Collegien und Schulen reichten dennoch hin, ihrem ganzen Zustande einen besondern Charakter aufzudrücken. In einer Zeit, in der alle Erziehung und Bildung noch immer von der Kirche und Religion ausging, in der diese, besonders in den niedern Klassen, die einzige lebendige Idee war, mußte eine Trennung des Glaubens viele andere Unterschiede hervorbringen und die Katholiken und Protestanten derselben Nation sich gegenseitig als Fremde erscheinen lassen. Kein Wunder, daß die Mehrheit des französischen Volkes die Hugenotten mit Mißtrauen und Abneigung betrachtete und dieselben, wo sie wußte und konnte, drückte. Man hat Ludwig XIV. bei dieser Gelegenheit des religiösen Fanatismus angeklagt, der indessen, so wie er wenigstens gewöhnlich gemacht wird, vor einer genauern Prüfung jener Zustände nicht bestehen kann. Ludwig war zwar streng in den Formen des Katholicismus erzogen und an eine genaue Befolgung seiner Gebräuche gewöhnt worden, es lag aber in seinem Charakter, in seiner ganzen Natur kein Hang zu Uebertreibung und Exaltation irgend einer Art. Er betrachtete alle menschlichen Dinge von dem Verhältnisse aus, in dem sie zu ihm als Fürsten, als Repräsentanten eines großen Staates standen. Er besaß keine andere tiefe Ueberzeugung als die von seinem Recht auf eine unumschränkte Gewalt, ohne die er keine politische Gestalt und Ordnung begreifen konnte. Was diesem Princip diente, ward von ihm begünstigt und erhoben, was mit ihm in keinem Zusammenhange stand, übersehen, was dasselbe aber auf irgend eine Art bedrohen konnte, als Feind behandelt und wo möglich vernichtet. Der weder glänzende noch tiefe, aber klare systematische Verstand dieses Königs, der alle Fäden der politischen Organisation seines Staates und Alles, was, wenn auch nur entfernt, mit dieser in Verbindung stand, besser als selbst seine fähigsten Räthe begriff, hatte die Existenz der Protestanten in Frankreich immer als

ein mit dem monarchischen Elemente, dem er aus Interesse und Ueberzeugung Alles aufopfern zu müssen glaubte, unvereinbares Factum gehalten. Der besondere Glaube der Hugenotten war es nicht, der ihm dieses Mißtrauen einflößte, sondern ihre Organisation, die von diesem Glauben unzertrennlich war. Abgesehen davon, daß in dem Calvinismus, wie man wenigstens damals allgemein glaubte, eine der Monarchie feindliche Richtung enthalten war, so waren die Hugenotten, selbst nachdem sie von Richelieu aller politischen Unabhängigkeit beraubt worden, der Regierung doch immer als eine Partei, als ein Staat im Staate erschienen. Der Ursprung, die Entwickelung des Protestantismus in Frankreich und demnach sein Charakter, waren ein durchaus anderer als im übrigen Europa gewesen. In England war die Regierung und Alles, was im Lande groß war, protestantisch geworden, in Deutschland, in einer Konföderation von Staaten, waren die einen dem alten Glauben treu geblieben, die anderen hatten die Reformation angenommen. Diese hatten sich zwar lange gegenseitig bekriegt, es war dies aber immer ein Kampf von Fürsten und Mächten gegen andere Fürsten und Mächte, aber nicht ein solcher von Unterthanen gegen ihre Herrscher, oder von Minoritäten gegen Majoritäten gewesen. In Frankreich aber hatten sich die Hugenotten gegen den König, der katholisch geblieben, erhoben und ihn bekämpft. Sie hatten Heere für ihren Zweck gebildet, Auflagen erhoben, ihre Regierung zu Vergleichen gezwungen, mit den Fremden Bündnisse geschlossen, kurz eine bestimmte politische Organisation angenommen. Das regierende Haus war, dem Instinkt der Nation gemäß, katholisch geblieben, aber Alles, was demselben widerstehen wollte, selbst mehre seiner eigenen Glieder, hatten sich zur Annahme des neuen Glaubens gewandt. Seit dieser Zeit hatten die Hugenotten, bis zur Eroberung von Rochelle unter Ludwig XIII., mit der Regierung fast immer in offenem Streite gelegen. Von dieser Begebenheit an hatte jeder bewaffnete Widerstand aufgehört, aber eine moralische Opposition gleichwohl immer fortgedauert. Ihre ganze Existenz war ein Kampf gegen das Königthum gewesen, sie hatten mehr als einmal die Errichtung einer republikanischen Konföderation versucht, die Idee der Monarchie stand ihnen, wenn auch nicht überhaupt, aber wenigstens sowie sie sich in Frankreich verwirklicht, fremd und selbst feindlich gegenüber. Ein großer Theil ihres Adels hatte seit Heinrich IV. und zwar mit Auszeichnung in den Heeren gedient, aber nicht sowohl aus persönlicher Anhänglichkeit an die Könige, als weil ihm jede andere Laufbahn verschlossen war, denn die Protestanten waren

von der eigentlichen Regierung und allen mit ihr zusammenhängenden Stellungen seit Richelieu vollkommen ausgeschlossen worden. Die Masse der Hugenotten wurde jetzt vorzugsweise von ihren Geistlichen, die ihre Bildung großentheils im Auslande erhielten, geleitet. Das höhere Selbst- und Rechtsgefühl, ihnen durch einen mit so vielen Opfern vertheidigten und bewahrten Glauben und die strenge Sittlichkeit ihres Privatlebens natürlich geworden, begünstigte jene republikanischen Tendenzen, die sich eines Theiles der französischen Protestanten, obgleich sie keineswegs nothwendig aus den Lehren Calvin's folgten, vermöge ihres langen Kampfes gegen das Königthum und des Druckes, den sie von demselben erfahren, bemächtigt hatten.

Ludwig begriff mit dem ihm eigenen kräftigen und folgerechten Verstande diese der Monarchie, wie er sie wollte und kannte, fremde Stimmung der Hugenotten, und diese war es, mehr als seine Abneigung gegen ihren Glauben, was ihn zu ihrer Verfolgung veranlaßte. Er war den Jansenisten oder den Anhängern von Port-Royal, obgleich sie sich nicht von der katholischen Kirchengemeinschaft trennten, nur deshalb feind, weil er an ihnen eine gewisse Unabhängigkeit des Geistes und Urtheiles gewahr wurde, die mit seinen Forderungen von Unterordnung und Gehorsam in Widerspruch stand. Er würde, hätte er, wie Philipp II. und Philipp III., Mahomedaner in seinem Lande gehabt, dieselben gewiß weder vertrieben, noch mit Gewalt bekehrt haben, denn nichts Aehnliches geschah unter seiner Regierung gegen die zahlreichen Juden in Frankreich. Eine tiefe Kluft trennte diese als Fremde und Nichtchristen von seinen übrigen Unterthanen und machte jede Verbindung unter ihnen unmöglich. Die Hugenotten aber bildeten einen Theil der großen französischen Familie, standen mit ihren katholischen Landesgenossen in täglicher Berührung und gehörten in den Bereich derselben Civilisation, und unterschieden sich dennoch wieder in vielen wichtigen Dingen von denselben, schlugen eine getrennte Bahn der Ueberzeugung und Gesinnung ein. Jene beständige Annäherung und Berührung konnte die Verbreitung dieser Unterschiede begünstigen. Ludwig glaubte diese Differenz aufheben und die französischen Protestanten in die monarchische und religiöse Einheit Frankreichs zurückführen zu müssen, ungefähr in derselben Absicht, nur unter andern Formen, wie die französische Revolution Alles ausstieß oder vernichtete, was nicht in die demokratische und nationale Einheit Frankreichs passen wollte. Sobald dieser Entschluß in Ludwig einmal ausgesprochen war, so mochten allerdings der Politik fremde Motive sich seinen Maßregeln beige-

fellen und der Haß, den der Widerstand der Hugenotten gegen seinen Willen, als Monarchen, in ihm erregte, seine Ueberzeugung als Katholik verstärken und er der religiösen Sekte ebenso feind wie der politischen Partei werden. Dies trat besonders in seinen spätern Jahren, als seine Lebenskräfte verdüstert waren und er sich für die Sünden seiner Jugend mit dem Himmel durch Verfolgung der Feinde seines Glaubens versöhnen wollte, hervor. Ehe jedoch die Jesuiten auf diesen König zu einem entschiedenen Einflusse gekommen, die ihn aus Fanatismus und weltlicher Klugheit zugleich in seiner Intoleranz bestärkten, waren es mehr politische und allgemeine als religiöse und persönliche Gründe, die ihm die Unterdrückung des Protestantismus in Frankreich empfahlen. Die Vorliebe dieses Königs für die Jesuiten, die nicht so fromm und heilig als mehre andere Orden waren und ein tiefes religiöses Gefühl weniger angesprochen haben würden, ist charakteristisch und wirft auf seine religiösen Ueberzeugungen ein großes Licht. Er liebte diese Mönche, weil er in ihrem Orden dieselbe Idee des Despotismus, die ihn selbst erfüllte, verwirklicht fand. Dieser Orden, der in einer Zeit entstanden war, wo die Kirche zu ihrer Erhaltung der weltlichen Macht bedurfte, war von ganz anderen Gesinnungen als die Hierarchie des Mittelalters beseelt. Er war gegen die Souveraine ebenso unterwürfig und biegsam, als die geistliche Macht früherer Zeiten stolz und hart gewesen. Er wußte ihnen den Gehorsam gegen die Kirche nicht sowohl wie eine Pflicht gegen diese, als eine Angelegenheit ihres eigenen Interesses darzustellen. Die Inquisition des dreizehnten Jahrhunderts wäre Ludwig XIV. vielleicht als für seine eigenen Rechte gefahrdrohend erschienen, die Institution der Jesuiten ward von ihm dagegen als eine der Stützen seiner Macht angesehen. Sie waren in seinen Augen die eigentlichen Vermittler zwischen dem katholischen Glauben und dem katholischen Staate. Ihre Politik entsprach der seinigen. Um den Preis der Unterwerfung unter einen unsichtbaren Herrn glaubte er sich die Herrschaft über die wirkliche Welt erhalten zu können.

Wie Ludwig in fast allen Dingen, im Rechten wie im Falschen, im Guten wie im Bösen, wenigstens einen langen Theil seiner Regierung hindurch, mit der Mehrheit seines Volkes übereinstimmte, so auch in seiner Abneigung und seinen Planen gegen die Hugenotten. Wenn auf den König hierbei vorzüglich politische Gründe wirken mochten, so thaten sich unter dem Volke dagegen die religiösen Interessen, als Hebel des Hasses und der Verfolgungssucht auf. Die niedern Klassen, damals immer noch mehr in den Hän-

den der Geistlichkeit als der Regierung, verlangten die Ausrottung des Protestantismus, durch welche Mittel es auch sei, ob durch Ueberredung oder Gewalt, und hielten dies für die erste Pflicht des Königs. Hierüber gab es nur Eine Stimme im ganzen Lande. Selbst ein guter Theil der höhern Stände, wie die Parlamente, wurde allmälig von diesem Fanatismus angesteckt. Am längsten erwehrte sich der Hof dieses diesmal von der Masse ausgehenden Einflusses und theilte ihn oder schien ihn erst dann zu theilen, als der oberste Gebieter selbst von ihm ergriffen wurde. Dieser schritt nach seiner Weise, langsam und methodisch, ohne Uebereilung und Leidenschaft vor. Dreiundzwanzig Jahre vergingen von dem Antritt von Ludwig's Selbstregierung bis zum Widerrufe des Edicts von Nantes. Wäre er von einem persönlichen Hasse gegen die Hugenotten von Hause aus erfüllt gewesen, so würde er nicht so lange gezögert haben, denn so viele Herrschaft er auch über sich ausüben mochte, so setzte er dennoch in den seltenen Fällen, wo seine Leidenschaften im Spiele waren, alle Rücksichten bei Seite. — Sein Plan gegen die Hugenotten begann damit, daß er, wie er selbst in seinen Denkschriften sagt, ihre, im Vergleiche zum Edikt von Nantes schon unter Richelieu sehr geschmälerten Garantien nicht brach, sie aber auch nie ausdehnte, da, wo deren Sinn streitig war, sich gegen die den Protestanten günstige Auslegung erklärte und jede Ueberschreitung der ihnen gezogenen Grenzlinien auf das Strengste ahndete. Er glaubte auf diese Art die Gerechtigkeit nicht zu verletzen und verletzte sie auch, der Form nach, lange Zeit hindurch nicht. Zugleich wandte er alle ihm zu Gebote stehenden Mittel an, die Großen unter den Hugenotten, die fast alle im Heere dienten, durch Hoffnungen und Belohnungen zum Uebertritte zu gewinnen, während er die, welche sich standhaft bewiesen, von allen Gunstbezeigungen, von allen Vortheilen, die ihren katholischen Standesgenossen zu Theil wurden, auszuschließen wußte. Dieses Verfahren gelang ihm so gut, daß außer vielen andern hugenottischen Edeln, der Erste unter ihnen, dem Rufe und dem Range nach, Turenne, den Protestantismus verließ (1668). Schon unter Ludwig XIII. war ein ähnliches System befolgt worden und hatte seine Früchte getragen. Ein großer Theil des hohen Adels kehrte unter jener Regierung zum Katholicismus zurück. Indessen waren die französischen Protestanten, wenn auch im Vergleiche zu ihren katholischen Landsleuten an Zahl gering, doch immer eine bedeutende Partei, und der Verlust einer Anzahl großer Familien konnte auf die Uebrigen, besonders bei dem unter ihnen waltenden Gefühle der Un-

abhängigkeit und Gleichheit, von keinem entscheidenden Einflusse sein. Diese konnten nicht durch Ertheilung von Aemtern und Würden, durch Gründe der Eitelkeit oder Habsucht gewonnen werden, gegen sie mußten Maßregeln genommen werden, die sie in ihrer ganzen Existenz berührten und ihnen den Uebertritt nicht als einen Vortheil, sondern als eine Nothwendigkeit empfahlen. Hier beginnt eine Reihe von Verordnungen (1662—1666), die einen moralischen Druck auf die Masse der Hugenotten ausübten, der, da er immer noch fruchtlos blieb, später in eine wirkliche Verfolgung überging. Es ward ihnen verboten, ihre Todten bei Tage zu begraben, die zum Katholicismus Uebergetretenen wurden von der Bezahlung ihrer Schulden gegen ihre im Protestantismus beharrenden Gläubiger befreit, das Bekenntniß des herrschenden Glaubens wurde zur Aufnahme in die Gewerke für nothwendig erklärt und den katholischen Geistlichen das Recht gegeben, die protestantischen Kinder, selbst gegen den Willen ihrer Familie, zum Uebertritt zu ermuntern. Die Eltern der übergetretenen Kinder wurden verpflichtet, nach wie vor, für deren Unterhalt zu sorgen. Auf Verlangen der Generalversammlung des französischen Klerus ward im Jahre 1666 eine in neunundfunfzig Artikel eingetheilte Verordnung bekannt gemacht, einen großen moralischen und in vielen ihrer einzelnen Bestimmungen auch einen materiellen Zwang auf die Hugenotten auszuüben, bestimmt. In demselben Jahre ward ihnen verboten, Beiträge zum Unterhalte ihrer Geistlichen zu sammeln, und ihnen das Recht, das allen übrigen Unterthanen zustand, bei ihren Prozessen ihnen verdächtige Richter zurückzuweisen, genommen. Die ihnen in Paris und Rouen zugestandenen, mit ihren Glaubensgenossen besetzten Kammern im Parlament wurden unterdrückt. Ihre Kirchen wurden von dem Pöbel an mehren Orten zerstört und ihnen deren Wiederherstellung untersagt. Ihre Geistlichen wurden bei jeder gegen sie vorkommenden Beschwerde sogleich verbannt. Es ward ihnen verboten, bei Taufen oder Hochzeiten mehr als zwölf Personen zu versammeln. Keine Gemeinde durfte mehr als einen Lehrer halten und der Unterricht desselben mußte sich auf die ersten Elemente beschränken. Zugleich ward ihnen das Königreich zu verlassen untersagt. Von diesen legalen Bedrückungen bis zu einer offenen Verfolgung war nur ein Schritt zu thun. Die Stimme der Mehrheit des katholischen Publikums forderte übrigens eine solche Maßregel. Die Regierung war ihm noch nicht hart und willkürlich genug. Die reizbare und selbstsüchtige Natur dieses Volkes gefiel sich damals in religiösen wie später in politischen Verfolgungen.

Diese Maßregeln gegen die Protestanten im Innern Frankreichs standen mit einem Angriffe auf das Land in Verbindung, welches nicht nur den neuen Glauben mit der größten Standhaftigkeit gegen dessen entschiedenste Feinde, die Spanier, so lange vertheidigt hatte, sondern das erst durch den Protestantismus überhaupt als Staat entstanden, diesen zugleich zur Grundlage seiner Existenz und deren besonderer Form als Republik gemacht hatte. Holland war, obgleich viel kleiner als das protestantische Deutschland oder als England und der skandinavische Norden, dennoch damals der erste Staat dieses Glaubens. Es war nicht blos durch seinen Handel und seine Schiffahrt groß, es blühte in ihm zugleich das freieste Leben jener Zeit. Auf seinem Boden eröffnete sich ein Asyl für Alle, die um ihrer Meinungen willen aus ihrem Vaterlande vertrieben waren. Es war das Nordamerika jener Zeit, aber mit einer viel kräftigern Richtung auf die Beförderung aller moralischen Interessen begabt. Dieses Land, in welchem im siebenzehnten Jahrhundert eine große politische und intellektuelle Unabhängigkeit herrschte, galt zugleich für die Heimath des republikanischen, wie Frankreich für die des monarchischen Princips. Ein solcher Gegensatz allein hätte, auch ohne den persönlichen Charakter Ludwig's XIV. und die Gründe seiner Abneigung gegen Holland, die Erhaltung eines friedlichen Verhältnisses zwischen den beiden Staaten auf die Dauer schwer gemacht. Einige Zeit nach dem Frieden von Aachen hatte Ludwig die Einfuhrzölle auf alle von Holland kommenden Waaren erhöht und die Holländer diese Maßregel mit einem Verbote der meisten französischen Producte erwidert. Dieser Anspruch der Republik, sich mit ihm auf gleichen Fuß stellen, ihm trotzen zu wollen, hatte diesen stolzen Fürsten auf das Empfindlichste beleidigt. Er erinnerte sich zugleich der Dienste, die seine Vorfahren den vereinigten Provinzen in ihren Kriegen gegen Spanien geleistet, und klagte sie des Undanks an. Er wollte in ihnen die Republik, den Protestantismus, die bürgerliche und religiöse Freiheit zugleich angreifen. Durch die Geschicklichkeit seines Ministers Lyonne hatte er Holland von allen seinen natürlichen Verbündeten in Deutschland isolirt. Die geistlichen Reichsfürsten an den Grenzen waren ihm feindlich gesinnt. Der Kurfürst von Brandenburg und der Herzog von Braunschweig blieben neutral. Der Herzog von Orleans, Bruder Ludwig's XIV., heirathete eine Prinzessin aus dem pfälzischen Hause, das damals am Rhein mächtig war. Karl II. war mit Ludwig verbündet, die nordischen Könige, der Kaiser und Spanien hatten sich wenigstens nicht gegen ihn erklärt. Das französische Heer war unter Louvois'

Leitung, der seinem Vater, le Tellier, im Kriegsdepartement gefolgt war, sehr vermehrt und durch seine Disciplin und das Talent seiner Befehlshaber zur ersten Streitmacht in Europa geworden. England sollte, den bestehenden Traktaten gemäß, Holland zur See angreifen, während Ludwig es zu Lande mit einem Heere von mehr als hunderttausend Mann überzog. Den protestantischen Mächten war dieser Krieg als eine Ehrensache Frankreichs und seines Königs, der sich von den Holländern für beleidigt erklärte, Oesterreich und Spanien aber als der Anfang eines großen Planes, die Ausrottung des Protestantismus betreffend, dargestellt worden.

Achtes Kapitel.

Der Kampf, der jetzt die Holländer erwartete, war in mancher Beziehung noch bedrohlicher als der, den sie früher gegen Spanien ausgefochten hatten. Spanien hatte, bei seinen weiten und entlegenen Besitzungen, nie ein so zahlreiches Heer, wie jetzt Frankreich, gegen sie versammeln können. Außerdem hatten sie bei ihren Kriegen gegen ihren alten Feind auf die Hülfe aller protestantischen Völker und selbst auf die des benachbarten Frankreichs zählen können. In diesem Augenblicke aber hatten sie den ersten katholischen und den ersten protestantischen Staat gegen sich und keinen einzigen Bundesgenossen für sich. Außerdem war die religiöse Begeisterung, die im sechszehnten Jahrhundert so viele Wunder gethan, unter den Holländern wie überall erloschen. Der Entschluß zu einem verzweifelten Widerstande, den ein Vertilgungskrieg wie der, den Spanien gegen sie unternommen hatte, selbst in den Schwächsten und Muthlosesten entzünden mußte, fehlte ihnen jetzt ebenfalls, denn sie wußten sehr wohl, daß sie Ludwig als Volk, aber nicht als Individuum unterjochen wollte. — Sie bildeten zwar einen anerkannten Staat, besaßen eine große Seemacht, Kolonien, alle Hülfsmittel, die der Reichthum gewährt, aber ihre Verfassung, vortrefflich zur Vertheidigung gegen einen blutdürstigen und unerbittlichen, aber mit geringer Heeresmacht angreifenden Feind, wie die Spanier gewesen,

reichte nicht zum Kriege gegen die beiden ersten mächtigsten und am besten organisirten Staaten der damaligen Welt, Frankreich und England aus. Die Vereinigten Provinzen bildeten zwar eine Konföderation, aber eine solche, in der jeder einzelne Staat seine vollkommenen Souverainetätsrechte behalten hatte, so daß kein gemeinsamer Beschluß ohne die Zustimmung Aller genommen werden konnte. Die beiden großen Bedingungen alles politischen und militairischen Erfolges: Geheimniß in der Berathung und Schnelligkeit in der Ausführung — waren demnach so gut wie unmöglich geworden. Das Dasein eines „Statthalters," bestimmt an der Spitze des Heeres und der Regierung zu stehen, hatte diesen Mängeln, besonders da während achtzig Jahren drei große Männer in diesem Amt sich gefolgt waren, zum Theil abgeholfen und die Einheit der Monarchie mit der Freiheit der Republik zu vereinigen gewußt. Aber nach dem Tode des letzten Statthalters und während der langen Minderjährigkeit seines Nachfolgers hatte eine reiche und geschickte Aristokratie, die in den großen Handelsstädten herrschte und welche dem unruhigen Ehrgeize des Adels und den beweglichen Gesinnungen des niedern Volkes mißtraute, sich des Staatsruders bemächtigt. Der große Antheil, den das Haus Nassau an der Befreiung der Niederlande genommen, die persönlichen Talente seiner Fürsten, die Bedeutung eines zum Theil aus Deutschland eingewanderten Adels hatten daselbst früh eine monarchische Partei gebildet, der das Volk mehr als dem reichen mächtigen Handelsstande anhing, der sich aus seiner Mitte erhoben hatte und seine Eifersucht erregte. Die städtische Aristokratie wollte aber keine Dynastie, keine monarchischen Formen, sondern sah in dem Statthalter nur einen Feldherrn, ein nominelles Oberhaupt, das sie von sich möglichst abhängig zu machen suchte. Die beiden Brüder Johann und Cornelius de Witt, die Führer der republikanischen Partei, hatten, um ihren Gegnern entgegenzuarbeiten, alle Gegenstände vor die Generalstaaten oder die Versammlung aller Provinzen gebracht und den Staatsrath, die einzige allgemeine politische Autorität, in seiner Wirksamkeit geschwächt. Das ohnedies lockere Band der Konföderation war hierdurch noch mehr als früher geschwächt worden. Als der Sohn des letzten Statthalters, der Prinz von Oranien, siebenzehn Jahre erreicht hatte und seine Partei sich zu regen anfing, ließen die de Witt die Generalstaaten ein Gesetz bestätigen, vermöge dessen das Statthalteramt in den beiden Provinzen Holland und Westfriesland ganz abgeschafft, in den fünf andern mit dem Commando der Land- und Seemacht für unvereinbar erklärt wurde. Diese Erklärung, gewöhnlich „l'edit perpe-

tuel," obgleich es nicht lange bestehen sollte, genannt, hatte jedoch die Oranienpartei keineswegs geschwächt. Es war von einem eigentlich republikanischen Gefühl seit dem Kampfe gegen die Spanier in der Nation nur so viel übrig geblieben, als von dem Geiste des Handels und namentlich des großen und überseeischen, unzertrennlich ist. Der höhere Handelsstand war mehr eine Oligarchie als eine eigentliche Aristokratie und hatte Volk und Adel gegen sich. Alle diejenigen, welche mit dieser Oligarchie, die einer festen politischen Grundlage entbehrte, unzufrieden waren, arbeiteten im In- und Auslande, ungeachtet des Edit perpetuel, an der Wiederherstellung und Erhebung des Hauses Oranien. Die Oranienpartei klagte in diesem Augenblicke, und nicht mit Unrecht, ihre Gegner und besonders Johann de Witt, einer verderblichen Politik an. Dieser hatte, sich so lange auf Frankreich stützend, Holland von allen anderen Staaten isolirt. Nachdem er die Tripelallianz gegen dasselbe gebildet, hätte er sich auf dessen Rache gefaßt machen können, gleichwohl aber nichts zur Vertheidigung des Landes gethan, das Heer und die Festungen in dem traurigsten Zustande gelassen. Auf der andern Seite war Hollands Größe einzig auf das Seewesen gegründet und es wäre unmöglich gewesen, dem Landheere eine zu Frankreichs Macht einigermaßen im Verhältnisse stehende Bedeutung zu geben. Staaten, rein auf Handel und Schiffahrt gegründet, ohne eine hinreichende Ausdehnung und Ackerbau treibende Bevölkerung, aus der allein ansehnliche Heere gebildet werden können, erhalten sich nur so lange, als es noch keine großen concentrirten Gemeinwesen giebt. Es haben in der alten und neuen Geschichte, in gewissen Epochen, eine Menge größerer und kleinerer Handelsstaaten geblüht, aber immer nur so lange, bis sich mächtige Reiche erhoben, von denen sie verschlungen oder abhängig gemacht wurden. Für reine Handelsvölker, die nie eine sehr große Ausdehnung an Boden und Bevölkerung gewinnen können, giebt es nur dann auf die Dauer Sicherheit, wenn sie sich einem großen Ackerbau treibenden Staate auf möglichst vortheilhafte Bedingungen anschließen können.

Die gefährliche Lage Hollands, das, wie Venedig zur Zeit der Ligue von Cambrai, ohne Alliirte sich auf allen Seiten bedroht sah, veranlaßte es, seine beiden mächtigen Feinde durch Nachgiebigkeit entwaffnen zu wollen. Diese aber waren fest entschlossen, von den Umständen Vortheil zu ziehen. Der Reichthum Hollands lockte sie an und dann war die in den Vereinigten Provinzen bestehende intellektuelle und politische Freiheit, für Beide, für Ludwig XIV.

und Karl II., ein Gegenstand des Hasses und selbst der Besorgniß. Aehnliche Gefühle hatten einst, hundertundsechszig Jahre vorher, den Bund mehrer Souveraine gegen Venedig hervorgerufen. Frankreich gab in seinem Kriegsmanifest keinen einzigen wirklichen Grund namentlich an, und Englands Beschwerden, obgleich etwas detaillirter, waren ebenso haltlos. An diese beiden großen Mächte schloß sich der damalige Bischof von Münster an, der wegen seines Hanges zu kriegerischen Abenteuern sehr verrufen war. Der Kurfürst und Erzbischof von Köln, der zugleich Bischof von Lüttich war, erlaubte dem französischen Heere den Durchzug, das sonst, um an die holländische Grenze zu kommen, die Neutralität der spanischen Niederlande hätte verletzen müssen. Die politische Ohnmacht und Haltlosigkeit des deutschen Reiches zeigte sich besonders in der Art, wie seine eigenen Glieder und, auffallend genug, die geistlichen Fürsten auf der bedrohtesten Grenze am meisten, aus Laune oder Privatinteresse, um die Erhaltung des Ganzen unbekümmert, sich bei jeder Gelegenheit an Frankreich anschlossen. Die Franzosen rückten ohne Gefahr, fast ohne Anstrengung vor. Eine Stadt nach der andern ergab sich. Ludwig setzte, ohne Widerstand zu finden, über den Rhein. Die holländische Flotte hatte in einer Schlacht in der Bucht von Solbay ihren alten Ruf bewährt und die Engländer am Landen in Zeeland verhindert. Die Landtruppen dagegen, aus Söldnern bestehend und von Fremden befehligt, erwarteten kaum die Ankunft des Feindes. Ludwig schwächte übrigens sein Heer bedeutend, indem er in jedem eroberten Platze, deren es unzählige gab, da die Lage in den Morästen die Befestigungen sehr erleichtert hatte, eine Besatzung zurückließ. Während dieser Zeit aber erhob sich das Landvolk und der städtische Pöbel, von der Oranienpartei bearbeitet und über die Feigheit und Treulosigkeit der Landtruppen und eines großen Theiles der Beamten erbittert, und klagte die beiden Brüder de Witt des Einverständnisses mit Frankreich an. Sie fielen ein Opfer der Volkswuth und ihre Leichname wurden in den Straßen von Haag geschleift. Sie waren nicht nur unschuldig, keines Verrathes fähig, sondern ohne Zweifel von einer uneigennützigern Liebe für ihr Vaterland als die Häupter der Oranienpartei beseelt, aber sie hatten die auswärtige Politik der Republik mit ihrem innern Zustande nicht in Uebereinstimmung zu bringen gewußt und in ihrem Mißtrauen gegen die Plane des Hauses Oranien die Existenz derselben auf das Spiel gesetzt. Der holländische Handelsstaat, nicht, wie der venetianische, im Winkel eines Binnenmeeres und nur auf einer Seite von einem mächtigen Staate umgeben, liegend, sondern

am Ocean, von England, Frankreich und Spanien bedroht, bedurfte militairischer Häupter, die er nur in den Nassauern finden konnte, und mußte um seiner äußern Unabhängigkeit willen einen Theil seiner innern Freiheit aufopfern. Hierin hatten die beiden Brüder de Witt gefehlt. In Folge dieser Revolution im Haag wurde der zweiundzwanzigjährige Prinz Wilhelm von Oranien zum Statthalter der Republik und zum Oberbefehlshaber ihrer Heere ernannt. Das einzige Mittel, die Franzosen an weiterm Vordringen zu hindern, war, die Schleusen, welche das Eindringen des Meeres abhielten, zu durchstechen. Dies geschah und Ludwig kehrte, da die Operationen seines Heeres durch dieses Vertheidigungsmittel für eine Zeit lang aufgehalten werden mußten, um die Leitung seiner allgemeinen politischen Verhältnisse nicht aus den Augen zu verlieren, nach St. Germain zurück.

Das Unglück Hollands erweckte endlich die Aufmerksamkeit der übrigen Mächte, die diesem Kriege im Anfange theilnahmlos zugesehen hatten. Spanien und Oesterreich waren der Hoffnung gewesen, daß Frankreich bei seinem Unternehmen gegen die Vereinigten Provinzen auf dieselben Schwierigkeiten stoßen würde, die sich ihnen einst entgegengestellt hatten. Auch hatten sie nicht an die Dauer der Allianz zwischen Frankreich und England geglaubt. Als sie aber die raschen Fortschritte der Franzosen und die Gleichgültigkeit Karl's II. gegen die Stimmung seines Volkes, das diesen Krieg verwarf, gewahr wurden, begannen sie für das Bestehen der Republik selbst zu fürchten, deren Untergang Ludwig's Macht um ein Großes vermehrt haben würde. Der Fürst, welcher sich zuerst für das bedrängte Holland erhob, war keiner der mächtigsten, aber einer der fähigsten jener Zeit. Der große Kurfürst von Brandenburg versprach der Republik zwanzigtausend Mann Hülfstruppen zu schicken. Montecuculi, der größte Feldherr des Kaisers, sollte sich ebenfalls mit einem Heere nach dem Westen zu in Bewegung setzen und sich mit dem Herzoge von Lothringen vereinigen, den Ludwig zwei Jahre vorher auf den Verdacht hin, daß er sich zum Kriege rüste, vertrieben hatte. Dieser abenteuernde und unglückliche Fürst stand seit mehr als dreißig Jahren zu Frankreich in einem fast immer feindseligen Verhältnisse. Obgleich die Kriegsmacht des Kaisers sich mit gewohnter Langsamkeit in Bewegung setzte, so war diese angedrohte Diversion für die Vereinigten Provinzen dennoch schon eine wirkliche Hülfe, denn Turenne wurde auf das rechte Ufer des Niederrheins und Condé nach dem Elsaß, den Brandenburgern und Oesterreichern zu widerstehen, abgeschickt. Spanien, das um diese

Zeit, unter der Herrschaft eines minderjährigen Königs und der Verwaltung einer von den Großen gehaßten Regentin stehend, allen Einfluß auf das Ausland verloren, hätte sich dem Kaiser gern angeschlossen, war aber seine Gesinnungen zu verhehlen gezwungen. Turenne schlug die Brandenburger, die von den Kaiserlichen nicht unterstützt wurden, verheerte Westphalen und zwang den großen Kurfürsten zu einem Vergleiche, in welchem Letzterer neutral zu bleiben versprach, ausgenommen wenn das deutsche Reich den Krieg an Frankreich erklären sollte. In Folge eines Versuches Schwedens, den Frieden zu vermitteln, trat ein Congreß in Köln zusammen, der aber, da die Forderungen Frankreichs zu hoch gespannt waren, ohne Resultat blieb.

Ludwig begann den Feldzug von 1673 auf eine glänzende Weise durch die Eroberung der wichtigen Festung Mastricht, den Schlüssel Hollands und Belgiens auf dieser Seite, die nach einer kurzen Belagerung überging, obgleich der spanische Statthalter der Niederlande der holländischen Besatzung eine bedeutende Verstärkung zugeschickt hatte. Einige Wochen nachher ward Trier, dessen Kurfürst den Kaiserlichen die Festung Ehrenbreitenstein überliefert hatte, von den Franzosen eingenommen. Ludwig ließ Nancy befestigen und ohne einen Schein von Grund und Recht die freien Reichsstädte im Elsaß, Strasburg ausgenommen, die, obgleich das Land umher im westphälischen Frieden an Frankreich abgetreten worden, im Reichsverbande geblieben und ihre eigene Verfassung bewahrt hatten, besetzen. Die Zeit war nicht mehr fern, wo, bei der Selbstsucht und Schlaffheit der deutschen Fürsten und dem Verfalle alles nationalen Gefühls im Volke, die Franzosen auf dem linken Rheinufer sich festsetzen und Strasburg, das Bollwerk Deutschlands am Oberrhein, in Besitz nehmen sollten. Während Ludwig diese Vortheile errang, war jedoch ein Allianzvertrag zwischen den Vereinigten Provinzen und dem Kaiser und Spanien wirklich abgeschlossen worden. Der hohe Sold hatte eine Menge Abenteurer in den holländischen Dienst gelockt und die beiden Admirale Ruyter und Tromp hatten mit den Muthigsten und Kräftigsten unter den Eingebornen die Flotten der Republik bemannt. Im Juni und August dieses Jahres lieferte diese kleine Republik dem mächtigen England drei große und glorreiche Seeschlachten. Montecuculi hatte sich unterdessen nach dem Rhein hin in Bewegung gesetzt und vereinigte sich auf seinem Marsche mit den Contingenten mehrer deutschen Reichsfürsten. Im November stieß der Prinz von Oranien zu ihm. Turenne hatte ihn vergebens aufzuhalten versucht. Montecuculi beendigte durch die

Einnahme von Bonn den Feldzug. Seine Erfolge hatten nicht allein die geistlichen Souveraine von Köln und Münster sich von der französischen Allianz zu trennen genöthigt, sondern er zwang, was noch viel wichtiger war, Ludwig seine holländischen Eroberungen, die von seinen Unterthanen so laut und so übertrieben bewundert worden, im Stich zu lassen. Zugleich war die Unzufriedenheit des englischen Volkes über das Bündniß mit Frankreich immer lauter geworden, und bei der Unmöglichkeit, in demselben einen England nützlichen politischen Zweck zu erkennen, war ein Theil der zwischen Ludwig und Karl bestehenden geheimen Verbindungen und Plane entweder wirklich durchschaut oder wenigstens geahnt worden. Das Parlament machte bei der Bewilligung der Subsidien Schwierigkeiten und erklärte, diese nur, im Fall Holland einen angemessenen Frieden verweigern würde, bewilligen zu können. Karl II. sah sich genöthigt, seinen Alliirten zu verlassen, und schloß mit der Republik einen Separatfrieden. Ein Theil der englischen Hülfstruppen blieb jedoch noch eine Zeit lang mit dem königlichen Heere, das Turenne befehligte, vereinigt. Die Auflösung der englisch-französischen Allianz ermuthigte alle geheimen Gegner Ludwig's, sich offen gegen denselben zu erklären. Brandenburg, Braunschweig, Hessen und Trier verbanden sich mit Holland. Selbst der kriegslustige Bischof von Münster, der den Holländern sonst so feind gewesen, suchte jetzt ihre Freundschaft. Der Congreß, der unter Schwedens Vermittlung in Köln sich mit der Herstellung des Friedens beschäftigte, war, obgleich seinem Ziele nicht näher kommend, noch immer zusammen, als einer der auf ihm deliberirenden Bevollmächtigten, der Graf von Fürstenberg, Minister des Kurfürsten von Köln, auf Befehl des Kaisers plötzlich verhaftet und nach Bonn abgeführt wurde. Fürstenberg war, sowie sein Bruder, der Bischof von Strasburg, dringend verdächtig, mit Frankreich in geheimem Einverständnisse zu stehen und sogar von ihm bestochen worden zu sein.

Diese Verletzung des Völkerrechts bewog den Congreß sich aufzulösen, der, wenn er bisher noch zu keinem Abschlusse eines Vergleiches gekommen, einen solchen doch noch immer hatte hoffen lassen. Alle Gedanken richteten sich von Neuem auf die Fortsetzung des Krieges. Die Feinde Ludwig's, der Kaiser, ein großer Theil der deutschen Fürsten, Holland und Spanien, waren ihm an materieller Stärke offenbar überlegen, aber die politische und nationale Einheit Frankreichs, das Geheimniß in den Berathungen seiner Regierung und die Schnelligkeit, mit der dieselben ausgeführt wurden, verglichen mit den verschiedenen Bestandtheilen, den getrennten Inter-

essen der gegen ihn gerichteten Alliirten, sicherte ihm in dem bevorstehenden Feldzuge eine entschiedene Ueberlegenheit. Die Franche-Comté, im Jahre 1668 von Condé erobert, aber an Spanien zurückgegeben, war von Neuem wie früher neutral erklärt worden. Sie war diesmal besser mit Truppen als in dem ersten Feldzuge versehen. Der Kaiser weigerte sich deshalb, diese Neutralität länger anerkennen zu wollen, und hoffte auf dieser Seite in Frankreich eindringen zu können. Ludwig beschloß ihm zuvorzukommen. Die Provinz wurde in den Monaten Mai und Juni (1674) von den Franzosen mit allen ihren festen Plätzen erobert und ist ihnen seitdem geblieben. Der Prinz von Condé befehligte das Heer gegen Flandern. Der Prinz von Oranien stand ihm mit einer viel stärkern, aus Spaniern, Holländern und Deutschen bestehenden Macht gegenüber. In dem vielköpfigen Kriegsrathe der Alliirten herrschte nicht dieselbe Einheit wie in dem des französischen Prinzen, der allein Alles entschied und leitete. Es kam bei Senef zu einer blutigen Schlacht, in der Condé seinen Plan, die Alliirten zu vernichten, zwar nicht erreichte, ihnen aber dennoch, obgleich mit vielen Opfern von seiner Seite, einen großen Verlust beibrachte. Ueber fünfundzwanzigtausend Leichen bedeckten den Wahlplatz. Es war dies der letzte Sieg des französischen Prinzen, den man, um ihn von den übrigen Mitgliedern seines Hauses zu unterscheiden, den großen Condé genannt hat. Sein persönlicher Charakter, seine Sitten und seine Moral entsprachen übrigens seinem militairischen Ruhme keineswegs und er war hierin seinem großen Nebenbuhler, Turenne, sehr weit untergeordnet. Ludwig XIV., der von des Prinzen strategischen Talenten mit Recht die größte Meinung hegte, liebte ihn nicht und hatte die Rolle, die er in den Unruhen der Fronde gespielt, nie vergessen. Condé war übrigens früh gealtert und zog sich nach diesem Feldzuge in den Schatten des Privatlebens zurück.

Die Holländer hatten gehofft, daß ihre so zahlreiche und geübte Seemacht die französische Flotte, die jetzt der Unterstützung der englischen entbehrte, werde vernichten können. Aber Ludwig, dessen Rüstungen zur See noch nicht vollendet waren, wollte seine sich bildende Marine nicht zu früh aussetzen und beschloß jeden großen und allgemeinen Kampf zur See zu vermeiden. Ruyter griff im Sommer dieses Jahres (1674) Martinique, eine der ersten französischen Kolonien, ohne sie erobern zu können, an, während Tromp die Westküsten Frankreichs zu verheeren suchte. Die Holländer hatten erwartet, daß das Elend des Landvolkes und die steigende Höhe der Abgaben in den Gegenden, wo ihre Flotte sichtbar wurde, einen

Aufstand verursachen würden; aber es herrschte in Frankreich so viel Ordnung und Gehorsam, daß ein Versuch dieser Art, an dessen Spitze ein Edelmann aus einer der größten Familien, der Chevalier de Rohan-Guemené stand, ihm und seinen Mitverschwornen das Leben kostete. Wichtiger als dieses verfehlte Unternehmen und selbst als der im Ganzen glückliche Feldzug in Flandern waren Turenne's Operationen am Rhein. Beinahe alle deutsche Fürsten hatten sich gegen Ludwig's Uebermacht erhoben und ihre laut erklärte Absicht war, den Elsaß wieder mit Deutschland zu vereinigen und dem Herzoge von Lothringen zu dem Besitze seines Landes und den Spaniern zu dem der Franche-Comté zu verhelfen. Turenne hatte gegen den Herzog von Lothringen und den kaiserlichen General Bournonville auf dem linken Rheinufer mit Glück operirt und Ersteren, welcher der Franche-Comté zu Hülfe kommen wollte, bei Sinzheim, obwohl mit großem eigenen Verluste, gänzlich geschlagen. Er ging dann, nachdem die beiden feindlichen Heere sich vereinigt hatten, über den Rhein und den Neckar und verheerte den Theil der Pfalz, der zwischen diesen beiden Flüssen liegt, auf eine die wildesten Zeiten und die barbarischten Feinde übertreffende Weise. Turenne, der für einen unvergleichlichen Feldherrn und in seinem Privatleben für einen unbescholtenen Mann galt, besaß dennoch in seiner Natur jene systematische Härte und Gleichgültigkeit für das Wohl und Wehe Anderer, welche die meisten Großen jener Zeit charakerisirt. Sie verachteten nicht nur das Volk und waren taub für seine Leiden, sondern sie verhehlten diese Gesinnung nicht einmal, machten sich sogar aus ihr ein Verdienst, erklärten sie für einen nothwendigen Theil ihrer Stellung. Nachdem Turenne den Theil der Pfalz, der auf dem rechten Rheinufer liegt, auf eine der Hunnen und Vandalen würdige Art mit Feuer und Schwert verwüstet hatte, zog er auf die linke Seite, um dem übrigen Lande ein ähnliches Loos zu bereiten. Das deutsche Heer war unterdessen über den Rhein gegangen und der große Kurfürst stieß im October mit seinem Kriegsvolke zu ihm. Nach einer Reihe kühner und geschickter Märsche, blutiger und glänzender Gefechte zwang Turenne das deutsche Heer im Januar 1675 über den Rhein zurückzugehen. Die übele Leitung der deutschen Streitmacht, von deren sechszigtausend Mann starkem Heere zwei Dritttheil in den einzelnen Gefechten aufgerieben worden, trug nicht wenig dazu bei, der Bevölkerung jener Gegenden die Ueberzeugung von der Schwäche des großen, aber unbeweglichen und in seiner Zerstückelung ohnmächtigen Vaterlandes zu geben und sie durch das Gefühl der französischen

Ueberlegenheit auf deren endliche Herrschaft vorzubereiten. Turenne begab sich, nachdem sein Heer die Winterquartiere bezogen, auf einige Zeit an den Hof, wo er mit verdienter Ehre und Bewunderung aufgenommen wurde. Die deutschen Fürsten hatten für die Wiedereröffnung des Feldzuges ein neues Heer zusammengebracht und der Kaiser stellte diesmal seinen ersten General, Montecuculi, der sich namentlich gegen die Türken großen Ruhm erworben, an die Spitze seiner Kriegsmacht. Der österreichische Feldherr beschloß den Krieg in den Elsaß zu tragen, ging bei Speier über den Rhein und schien die Festung Hagenau zu bedrohen, als Turenne, der die Eroberung dieses Platzes für unmöglich hielt, bei Ettenheim den Rhein überschritt, um die Oesterreicher sich nachzuziehen und den Kriegsschauplatz von den französischen Grenzen zu entfernen. Seine Ankunft auf dem rechten Rheinufer verbreitete, bei der Erinnerung an die im vorigen Jahre verübten Gräuel, allgemeinen Schrecken, und Montecuculi ward ihm zu folgen gezwungen. Strasburg, die einzige Reichsstadt im Elsaß, die unabhängig geblieben, hatte damals noch nicht alles deutsche Gefühl verloren und schien, obwohl durch die Nähe der Franzosen in Furcht gehalten, Montecuculi's Operationen begünstigen zu wollen. Turenne wußte, daß man in Strasburg eine fliegende Brücke für den Rheinübergang und Magazine für das alliirte Heer vorbereitete. Er verlor deshalb die Stadt nicht aus den Augen und wußte die Absendung jener Brücke und der Lebensmittel zu verhindern. Montecuculi suchte sich von seiner Seite der Stadt zu nähern und diese beiden großen Feldherren brachten sechs Wochen in verschiedenen Hin- und Herzügen zu, darauf berechnet, die schwache Seite des Gegners und den günstigen Moment des Angriffes zu erspähen. Turenne glaubte diesen endlich in der Nähe des Dorfes Saspach, im heutigen Großherzogthum Baden, gefunden zu haben. Er schickte sich zu einem Angriffe auf Montecuculi's Linien, den er wirklich in einer unvortheilhaften Stellung überrascht hatte, an, als er von einer Kanonenkugel, die ihn fast ganz zerriß, im sechsundsechszigsten Jahre seines Alters getödtet wurde (27. Juli 1675). Er nahm, der großen Talente Condé's und Montecuculi's ungeachtet, den Ruf des ersten militairischen Genies seiner Zeit in das Grab. Noch nie war seit den Zeiten Duguesclin's und Bayard's der Verlust eines Mannes, der mit keiner souverainen Autorität bekleidet war, von allen Klassen des französischen Volkes so tief, wie der dieses großen Feldherrn beklagt worden. Turenne hatte, außer seinen großen Fähigkeiten für den Krieg, einige der Eigenschaften besessen, welche die Herzen

Anderer zu gewinnen besonders geschickt sind. Er war von Natur und aus Grundsatz von ungewöhnlich mildem und herablassendem Betragen, einfach, großmüthig, freigebig, und stach durch diese Vorzüge nicht wenig von seinem Nebenbuhler an Talent und Ruhm, dem Prinzen von Condé, ab, der hochmüthig, hart, verschwenderisch und habsüchtig war. Turenne's seltene Eigenschaften hatten seine Mängel, die außerdem in seiner Nation und seiner Zeit, wenigstens unter seinen Standesgenossen, allgemein waren, übersehen lassen. Er war, obgleich von unerschütterlichem persönlichen Kriegsmuth, im Uebrigen keine besonders starke und unabhängige Natur und vielfach von fremden Einflüssen abhängig. Man hat mit großer Wahrscheinlichkeit behauptet, daß sein Uebertritt zum Katholicismus, bei schon vorgerückten Jahren, nicht sowohl ein Werk der Ueberzeugung, als vielmehr eine Gefälligkeit für Ludwig XIV., der ihn vielfach dazu gedrängt, gewesen. Denn Turenne zählte, als er diesen Schritt that (1668), siebenundfunfzig Jahre, und was kann der Mensch und besonders ein solcher in diesem Alter noch Neues lernen? — Er unterlag, obwohl nicht durch Geld und Ehren zu gewinnen, denn er war reich, kinderlos und stand durch seine Geburt und sein Verdienst zu hoch über Verlockungen der Art, doch leicht dem Wunsche, den Mächtigen zu gefallen, und fügte sich ihren Forderungen und Schmeicheleien mehr, als ein solcher Mann wie er hätte thun sollen. Seine bis in ein mehr, als reifes Alter fortgesetzten Liebeshändel, in deren einem er sogar ein wichtiges Staatsgeheimniß nicht zu bewahren vermochte, beweisen ebenfalls mehr die Schwäche als die Kraft seiner Natur. Er war von seinen Soldaten, für deren Wohl er mit einer damals in Frankreich seltenen, im Auslande ganz unbekannten Sorge wachte, angebetet, für das Geschick der Bevölkerungen aber, wo er den Krieg führte, wie seine Verheerungen in Deutschland beweisen, gleichgültig. Alles zu Allem gehalten, konnte er jedoch in der That für einen großen und guten Mann zugleich gelten, eine Vereinigung, die so selten ist. Ludwig, dem er nie Gelegenheit zu Argwohn und Beschwerde gegeben, liebte ihn, so weit er etwas außer sich zu lieben vermochte, schien jedoch seinen Verlust weniger, als er es verdiente, zu empfinden. Die ideale Meinung, die dieser König sich von den Rechten eines unumschränkten Souverains gebildet, bewirkte, daß er Allem, was unter ihm stand, einen nur sehr relativen Werth beilegte. Eine große allgemeine Calamität, ein entschieden unglücklicher Krieg, eine Pest u. s. w. hätten ihn, der sich mit dem Staate wie kein anderer Fürst identificirte, allerdings tief berührt, den Verlust eines großen Man-

nes aber, einer Schlacht, eines Heeres u. s. w. glaubte er mit seinem herrschenden und ordnenden Geiste aus der materiellen Fülle seines Volkes immer wieder ersetzen zu können. Diese Stimmung ging allerdings zum Theil, obwohl nicht einzig, aus der persönlichen Selbstsucht Ludwig's XIV. hervor. Sie lag wesentlich in dem Prinzip des absoluten Königthums, wo der Souverain so unnatürlich hoch gestellt ist, daß, die Masse abgerechnet, die ihn trägt, ihm Alles, was aus dieser heraustritt, nur als ein Mittel für seine Größe, ein mehr oder weniger brauchbares Instrument erscheint. Der Souverain, selbst der mittelmäßigste, gilt, wenigstens der Form nach, in einem solchen Zustande, wie für den obersten Entscheider, so auch für den einzig erweckenden Geist einer ohne ihn als seelenlos gedachten Maschine. Was in der absoluten Monarchie deshalb wirklich Großes, zumal in einer öffentlichen und politischen Sphäre hervortritt, erregt leicht den Neid oder wenigstens das Mißbehagen des Regenten, der nach seiner und seines Volkes Meinung, da er über Alles selbst verfügt, auch mit besondern Fähigkeiten ausgestattet sein sollte. Es fehlt übrigens unter einer solchen Verfassung selbst den hervorragendsten Erscheinungen immer etwas an der Entwickelung und Totalität ihres Wesens, die ohne politische Freiheit nicht möglich ist, da durch sie allein der Charakter mit dem Talent in Uebereinstimmung gebracht werden kann. Deshalb treten ausgezeichnete Männer unter der Autokratie Ludwig's XIV., wie überall in ähnlichen Zuständen, an Talent immer weit bedeutender als an Charakter hervor. Sie sind groß durch das, was sie leisten, nicht durch das, was sie sind. Ihre Individualität ist wie in zwei Hälften gespalten, von denen die eine im Licht, die andere im Schatten liegt. Ihr Talent glänzt ebenso sehr, als ihr Charakter zurückzutreten scheint.

Montecuculi war zwar über den Rhein gesetzt, ward aber durch eine feste Stellung, welche die Franzosen unter Duras, einem der acht Marschälle, die Ludwig, um Turenne's Verlust zu ersetzen, creirt hatte, in seinem Vorrücken aufgehalten. Ein zweites Heer der Alliirten unter den Herzögen von Lothringen und Zelle schlug dagegen den Marschall Crequi bei Saarbrück dergestalt, daß sein Heer fast ganz zerstreut wurde. Crequi warf sich nach Trier, aber auch dieser wichtige Platz ging an die Alliirten über. Die Schlacht von Saarbrück war der letzte Kampf des Herzoges Karl IV. von Lothringen gewesen, der von Frankreich fast vierzig Jahre lang gemißhandelt, sich immer gegen dasselbe feindlich gezeigt hatte. Sein Neffe und Erbe hatte sich schon damals in dem Dienste Leopold's I.

ausgezeichnet und wurde einer der ersten Feldherren jener Zeit. Die großen Dienste, die er dem Kaiser leistete, leiteten jene Verbindung zwischen den Häusern Oesterreich und Lothringen ein, die zwei Generationen später das letztere auf den österreichischen und den kaiserlichen Thron führen und aus einem schwachen und wehrlosen Nachbar Frankreichs zu einer der ersten Dynastien erheben sollte. In demselben Jahre (1675) dauerte der Krieg, wie einst zu Richelieu's Zeiten, auf allen Grenzen fort. Ludwig, obwohl an Kraft des Charakters und Tiefe des Verstandes nicht mit Richelieu zu vergleichen, leitete, von seinen fähigen Ministern unterstützt, mit eben so fester Hand, wie einst der große Cardinal, die verwickelten Operationen dieses weit entlegenen Kriegstheaters und verlor, was nicht genug bewundert werden kann, keinen Augenblick die Uebersicht seiner gesammten Lage. An der spanischen Grenze stand Schomberg, der letzte Protestant, der von Ludwig den Marschallsstab erhalten. Er nahm den Spaniern eine Anzahl fester Plätze und Schlösser ab, konnte aber bei der geringen Macht, die ihm anvertraut war, keine bedeutenden Erfolge davontragen. Messina, von den Spaniern, wie alle ihre italienischen Besitzungen, mit gewohnter Härte behandelt, hatte sich im August vorigen Jahres (1674) gegen sie empört und den Schutz Frankreichs nachgesucht. Ludwig hatte der Stadt sogleich Hülfe geschickt und dieser im Anfange des Jahres 1675 eine starke Flotte mit hinreichenden Landtruppen unter dem Oberbefehle des Marschalls von Vivonne, einem Bruder der Marquise de Montespan, der Geliebten des Königs, nachfolgen lassen. Diesem war Abraham Duquesne, der erste Seemann, den Frankreich damals besaß, als Gehülfe zugetheilt worden, dessen Verdienst bisher keine angemessene Anerkennung gefunden hatte. Vivonne war zum Vicekönige von Sicilien ernannt worden und hatte als solcher die Rechte und Freiheiten des Volkes, wegen deren Verletzung es sich gegen die Spanier empört, zu beschützen eidlich angelobt. Leichtsinn, Habsucht und Verschwendung machten indessen ihn und seine Franzosen den Sicilianern bald noch verhaßter, als es die Spanier gewesen. Um diese Zeit war in Spanien eine Veränderung in der Regierung vorgegangen. Karl II. hatte, dem Namen nach, das Ruder des Staates selbst ergriffen und seine Mutter, Anna Maria von Oesterreich, die Regentschaft niedergelegt. Don Juan d'Austria, der natürliche Bruder des Königs, war zum spanischen Vicekönige der Insel ernannt worden. Die Holländer, jetzt mit den Spaniern im Bunde, schickten ihren großen Admiral Ruyter mit einer Flotte in das mittelländische Meer. Die beiden feindlichen Geschwader

stießen im Golf von Catanea, im Angesicht des Aetna (22. April 1676) aufeinander. Der Kampf wurde von beiden Seiten mit der größten Anstrengung geführt und blieb unentschieden, aber Ruyter wurde schwer verwundet und starb einige Zeit nachher in Syrakus. Er galt in einer Zeit, die an ausgezeichneten Marineoffizieren so reich war, für den ersten Seehelden und war zur See ebenso groß wie Turenne zu Lande gewesen. Er hatte in sieben großen Seeschlachten commandirt, fünfundfunfzig Gefechten auf diesem Elemente beigewohnt und Holland hat nach ihm keinen ähnlichen Helden besessen. Einige Wochen nach jener Schlacht griff die französische Flotte die spanisch-holländische im Hafen von Palermo an, wohin sich letztere, ihre Schiffe auszubessern, zurückgezogen hatte. Es kam hier zu keinem Kampfe, aber die französischen Brander zerstörten die feindliche Flotte fast gänzlich. Die Spanier und Holländer verloren zwölf Linienschiffe, siebenhundert Kanonen versanken und fünftausend Mann ertranken oder wurden verbrannt (2. Juni 1676). Das Feuer ergriff das Stadtviertel am Hafen und legte eine Menge Paläste, Magazine und Werften in Asche. Es war dies einer der größten Unfälle der Art, welche die Geschichte kennt.

In dem Feldzuge von 1676 befehligte Ludwig das Heer in Flandern in Person gegen den Prinzen von Oranien, ohne jedoch etwas Bedeutendes, und, wie man allgemein geglaubt, aus Unentschlossenheit, denn die Gelegenheit bot sich ihm hierzu dar, ausgerichtet zu haben. Ludwig's Charakter zeigte sich dem Unerwarteten gegenüber nie groß, die Vorbereitung und Reflexion war für ihn durchaus nothwendig. Ueberhaupt waren, obwohl er den Krieg im Großen liebte, nicht dessen Gefahren, wie seine Neider behaupteten, sondern dessen Beschwerden ihm, der sich nur im Kreise seines Hofes gefiel, zuwider. Er war nicht geistreich genug, um in dem Wechsel des Lager- und Schlachtenlebens einen neuen Genuß zu finden, und zu einförmig und methodisch in seiner ganzen Art zu sein, um seinen gewohnten Zuständen auf längere Zeit entsagen zu können. Da er außerdem, obgleich bei dem Entwurfe der Operationen, der Leitung und Administration des Kriegswesens sehr thätig, kein praktisches militairisches Talent besaß, so war er unter dem Kriegsvolk nicht populair, konnte im Felde eigentlich nie eine wahrhaft bedeutende Stelle einnehmen und fühlte sich durch die offenbare Ueberlegenheit seiner Feldherren, die sich unter solchen Umständen nicht verläugnen ließ, verletzt. Er verweilte gewöhnlich nur eine Zeit lang bei seinem Heere und kehrte dann, nachdem er dieser Pflicht genügt, gern nach Versailles und St. Germain zurück. Die Armee

gegen Deutschland, welche Turenne befehligt hatte, war dem Marschall von Luxemburg anvertraut worden, dem Sohne eines Montmorency-Boutteville, den Richelieu eines Duells wegen hatte enthaupten lassen. Luxemburg, der diesen Namen bei seiner Vermählung mit der Erbtochter dieses Hauses angenommen, obgleich von schwacher Gesundheit und sehr verwachsen, war eins der ersten militairischen Talente jener Epoche, hatte sich aber damals noch nicht entwickelt und richtete in diesem Feldzuge nichts aus. Philippsburg, eine damals wichtige Festung, wurde von den Alliirten eingenommen. Der einzige Vortheil, den die Franzosen in diesem Jahre davongetragen, und dies war noch dazu ein negativer, bestand darin, daß sie ihre Feinde nöthigten, die Belagerung von Mastricht, die einzige holländische Festung, die Ludwig von seinen Eroberungen über die Republik übrig geblieben, nach großem Verluste wieder aufzuheben. Zugleich waren die Schweden, die einzigen Bundesgenossen Frankreichs, in ihrem Kampfe gegen den großen Kurfürsten und die Dänen unglücklich gewesen und namentlich von Ersterem unaufhörlich geschlagen worden. Vergebens hatte Ludwig die Polen unter Sobiesski zu einem Angriffe gegen den Kaiser zu bewegen gesucht und der neue Papst Innocenz XI. galt für einen Gegner des französischen Interesses.

Alle diese Umstände zusammengenommen, die bei der Last der Abgaben fühlbar werdende Noth des Bürgers in den kleinern Städten und des Landmannes im Allgemeinen, die großen Ausgaben und Verluste ohne angemessenen Erfolg, hatten endlich in Ludwig den Wunsch nach Frieden hervorgebracht. Die Holländer, die überhaupt blos gezwungen zu den Waffen gegriffen und für den Krieg bei weitem die größten Opfer gebracht, sehnten sich noch ungleich mehr nach einer Beendigung desselben. England bot seine Vermittlung an, und die Bevollmächtigten der beiden Staaten traten in Nimwegen zu Unterhandlungen zusammen, zu denen die übrigen kriegführenden Mächte ebenfalls eingeladen wurden. Diese aber waren keineswegs von derselben friedlichen Stimmung beseelt. Spanien hatte, seiner unaufhörlichen Verluste und seiner Ohnmacht ungeachtet, nichts von seinem alten Stolze und dessen Ansprüchen verloren. Im Bunde mit so vielen andern Staaten gegen Frankreich hoffte es von dem Kriege glückliche Resultate und die Wiedereroberung der Franche-Comté, sowie der niederländischen Grenzplätze, die es an Ludwig im Aachener Frieden hatte abtreten müssen. Seiner Gewohnheit gemäß täuschte es sich selbst über seine Hülfsquellen und seine Alliirten durch Versprechungen, die bei der kolossalen

Ausdehnung seiner Staaten immer möglich schienen, aber fast nie wirklich erfüllt wurden. Der Kaiser wünschte den Elsaß wieder zu gewinnen und dem flüchtigen Herzoge von Lothringen sein Land zurückzugeben. Mehre der deutschen Reichsfürsten, im Innern ihrer Staaten unumschränkt geworden und um das Loos der producirenden Klassen unbekümmert, hofften sich durch Subsidien der großen Mächte zu bereichern und damit ihren Hang zu Pracht und Ausschweifung, zu deren Befriedigung die Kräfte ihrer Länder nicht ausreichten, zu bestreiten. Sie hatten und konnten, den großen Kurfürsten ausgenommen, bei diesem Kriege keinen politischen Zweck haben, sie wollten aber das Blut ihrer Bauern den Holländern, und wer es sonst bezahlen wollte, so theuer als möglich verkaufen. Der große Kurfürst dachte sich an der Ostsee auf Kosten der Schweden zu vergrößern und dort einen mächtigen Staat zu stiften, zu dem erst die Grundlage gelegt war. Der Prinz von Oranien war ebenfalls für die Fortsetzung des Kampfes, weil ein solcher ihm die Aussicht bot, seinen Einfluß in den Vereinigten Provinzen, in denen sein Ansehn noch immer sehr beschränkt war, auszudehnen. Bei solchen Gesinnungen, bei dem Mißtrauen, das Karl II., der in demselben Jahre einen geheimen Vertrag mit Ludwig geschlossen und von ihm Subsidien angenommen, ungeachtet seiner Rolle als Vermittler erregte, fanden die Unterhandlungen große Schwierigkeiten, die noch durch den eiteln, kleinlichen Geist jener Zeit vermehrt wurden, wo die geringsten Details eines wesenlosen, großentheils willkürlichen, zuweilen selbst absurden Ceremoniels die Schlichtung der streitigen Verhältnisse vermehrten. Der Rest des Jahres (1676) wurde mit der Entscheidung von Fragen der Etiquette und Ceremonie zugebracht, ohne daß die Bevollmächtigten ihr eigentliches Geschäft begonnen hätten. Ludwig begriff endlich, daß eine Erneuerung des Krieges und Erkämpfung bedeutender Vortheile das einzige Mittel sein werde, um den Gang der Unterhandlungen zu beschleunigen. Louvois, der, obgleich selbst kein Militair, einer der geschicktesten Kriegsminister war, die es je gegeben, hatte alle Vorbereitungen zu einem neuen Feldzuge mit außerordentlicher Thätigkeit und Voraussicht betrieben. Ludwig, den ganz Europa mit den Vergnügungen des Carnevals (1677) beschäftigt glaubte, entriß sich plötzlich denselben und erschien vor Valenciennes, das unter Vauban's Leitung, des größten Ingenieurs jener Epoche, belagert wurde und vierzehn Tage nach des Königs Ankunft capitulirte. Drei Wochen darauf ging Cambrai über. Die Franzosen belagerten St. Omer, als der Prinz von Oranien zu dessen Entsatze herbeirückte.

Es kam (11. April) bei Berg-Kassel zu einer Schlacht, in welcher der Herzog von Orleans, der Bruder Ludwig's XIV., die Franzosen befehligte und in welcher der Prinz von Oranien mit einem bedeutenden Verluste geschlagen wurde. St. Omer ergab sich. Ludwig soll über diesen Sieg seines Bruders mehr Neid als Freude empfunden haben. Er stellte ihn von dieser Zeit an nie mehr an die Spitze eines Heeres und vertraute ihm keine wichtige Unternehmung an. An der deutschen Grenze standen sich der Marschall Crequi und der Herzog von Lothringen, zwei gleich fähige und unternehmende Feldherren, einander gegenüber. Die Alliirten waren hier viel stärker als die Franzosen, aber Crequi manövrirte mit solcher Geschicklichkeit, daß er den Feind zum Rückzuge in das Luxemburgische zwang und ihm dabei große Verluste beibrachte. Während dieser Zeit war der Herzog von Sachsen-Eisenach, einer der alliirten Generale, in den Elsaß eingefallen, aber Crequi, von dem Herzoge von Lothringen befreit, zog ihm nach und zwang ihn, sich zu ergeben. Der Herzog von Lothringen war, während Crequi den sächsischen Prinzen verfolgt hatte, wiederum in den Elsaß eingefallen, und die beiden Heere schlugen sich von Neuem, waren aber endlich aus Erschöpfung genöthigt, sich in die Winterquartiere zurückzuziehen, als Crequi im November plötzlich aus denselben aufbrach und Freiburg im Breisgau, ohne daß es der Herzog von Lothringen verhindern konnte, einnahm. In Catalonien schlugen sich die Spanier und Franzosen ohne Erfolg. Die französische Marine hatte sich, wie die Schlacht im Golf von Catanea beweist, rasch ausgebildet. Sie suchte jetzt (1677) die Holländer in Westindien auf, wo sich die beiden Flotten im Hafen von Tabago eine blutige, aber unentschiedene Schlacht lieferten, bis d'Estrées, der französische Admiral, nach einiger Zeit die Insel von Neuem angriff und diesmal eroberte.

Die Unterhandlungen in Nimwegen waren unterdessen angefangen worden und schienen, aller Hindernisse ungeachtet, ein endliches Resultat zu versprechen. Was Ludwig am meisten fürchtete, war England, wo Parlament und Volk sich immer mißtrauischer und leidenschaftlicher gegen Frankreich erhob, mit den Alliirten gemeinschaftliche Sache machen zu sehen. Diese Besorgniß ward nur durch die Schwäche und Treulosigkeit Karl's II. gehoben, der, sein Volk und seine Bundesgenossen betrügend, sich wie ein armer und hungriger Abenteurer von einer fremden Krone bezahlen und bestechen ließ. Ludwig griff auch jetzt wieder, wie im vorigen Jahre, zu dem Mittel eines neuen Feldzuges, um die diplomatischen Ope-

rationen durch die militairischen zu beschleunigen. Dem Feinde unerwartet standen die Franzosen plötzlich vor Ypern, Namur, Mons und Luxemburg. Diese Unternehmung war mit dem größten Geheimniß vorbereitet und ebenso großer Energie ausgeführt worden. Im März gingen Ypern und Gent über. Von Neuem knüpfte Ludwig mit den Holländern Unterhandlungen an. Sein Urtheil und selbst seine Gesinnung, wie es scheint, über diese Republik hatten sich seit einiger Zeit gänzlich verändert. Er hatte sie in der Absicht, sie zu vernichten und mit England zu theilen, angegriffen. England hatte ihn verlassen und halb Europa sich für Holland bewaffnet. Die Holländer selbst hatten in diesem Kampfe die größte Kraft und Ausdauer bewiesen, und Ludwig begriff, daß, wenn die übrigen Mächte, wie der Kaiser, Spanien u. s. w. reich an Land und Menschen waren, die Vereinigten Provinzen den Nerv jedes Krieges, das Geld, in ihrem Besitze hatten, und daß sie, ungeachtet ihres geringen Umfanges, den Mittelpunkt des gegen ihn gerichteten Bundes ausmachten. Er beschloß, sich mit ihnen auszusöhnen. Sie selbst sehnten sich, wie jedes Handelsvolk, nach Frieden, da sie durch den Krieg nur verlieren konnten. Ludwig machte jedoch Schwierigkeiten, die bisher eroberten Plätze herauszugeben, und Holland verband sich, besonders auf Veranlassung des Prinzen von Oranien, der gern um jeden Preis den Kampf fortgesetzt hätte, mit England, das Frankreich den Krieg zu erklären versprach, wenn dieses die gewonnenen Städte nicht herausgeben wollte. Karl II. stand jedoch zu tief in Frankreichs Interesse, als daß die Republik ihm lange zu trauen geneigt gewesen wäre, und Ludwig wünschte ebenfalls, sich mit Holland zu vergleichen, um seine Kräfte gegen seine übrigen Feinde, wenn sie sich hartnäckig zeigen sollten, wenden zu können. Den 10. August ward der Vertrag mit Holland abgeschlossen. Dieses versprach, falls der Krieg zwischen Frankreich und den übrigen Mächten fortdauern sollte, neutral zu bleiben. Es gab dem Grafen d'Auvergne das Marquisat von Berg op Zompten heraus und Ludwig erstattete Mastricht und dem Prinzen von Oranien das Fürstenthum Orange in der Provence. Während dieser Unterhandlungen hatte der Marschall von Luxemburg, um ihnen mehr Nachdruck zu geben und besonders den Spaniern die Nothwendigkeit eines endlichen Vergleiches fühlen zu lassen, die Belagerung von Mons fortgesetzt. Er hatte eben am Morgen die Nachricht vom Abschlusse des Friedens zwischen Frankreich und den Vereinigten Provinzen empfangen, und dachte an keine Gefahr, als er sich plötzlich vom Prinzen von Oranien angegriffen sah. Es erhob sich ein blutiger,

nichts entscheidender Kampf (14. August), der von der Abtei St. Denis bei Mons, wo der französische Heerführer sein Hauptquartier hatte, die Schlacht von St. Denis genannt wird. Beide Theile schrieben sich den Sieg zu und der Prinz von Oranien hatte im Sinn, seine Unternehmung zur Befreiung von Mons fortzusetzen, als ihm am andern Tage die bestimmte Kunde vom Abschlusse des Friedens zukam. Die Vereinigten Provinzen hatten außerdem Spanien bestimmt, demselben im folgenden Monate beizutreten. Ludwig XIV. gab einen Theil der gemachten Eroberungen, vornehmlich Charleroi, Oudenarde, Gent, Limburg und Puycerda in Catalonien an Karl II. zurück, behielt dagegen die Franche-Comté ganz und an der Nordgrenze eine Menge reicher Städte und Plätze, unter denen sich Valenciennes, Cambrai, St. Omer u. s. w. auszeichnen. Spanien machte sich außerdem anheischig, dem Kaiser keine weitere Hülfe zukommen zu lassen und bis zum Abschlusse eines allgemeinen Friedens, wie Holland, neutral zu bleiben. Sicilien, von dem sich ein Theil drei Jahre vorher unter französischen Schutz gestellt, ward von Ludwig XIV., ohne auf die unglücklichen Bewohner die geringste Rücksicht zu nehmen, ohne eine Amnestie oder etwas dem Aehnliches für sie zu erwirken, der Rache der Spanier preisgegeben. Die Bewohner von Messina, wo die Empörung gegen das spanische Joch angefangen, hatten entweder die Stadt verlassen oder waren durch Hunger und Schwert umgekommen. Als der spanische Statthalter seinen Einzug hielt, waren von sechszigtausend Einwohnern nur elftausend übrig. Ein großer Theil hatte sich nach Frankreich geflüchtet, wo Ludwig ihnen anfangs einige Unterstützung zukommen ließ, sie aber dann nicht nur im Stiche ließ, sondern ihnen sogar sein Reich zu räumen befahl. Dieser Fürst, der im Grunde nur da großmüthig war, wo sein Stolz, seine Ruhmsucht und seine übrigen Leidenschaften im Spiele waren, oder wo er von der Hülfe, die er Anderen gewährte, einen bestimmten Vortheil für sich sah, ließ diese unglücklichen Flüchtlinge ohne Erbarmen zu Grunde gehen. Ein flüchtiger Fürst, und wäre er in seinem Lande der ärgste Despot gewesen, würde seine Sympathie erregt haben, eine vor der Tyrannei flüchtende Menge war ihm aber verdächtig oder ließ ihn wenigstens ungerührt. — Frankreich war jetzt zweier Feinde, Hollands und Spaniens, losgeworden und hatte es nur noch mit dem Kaiser und dem deutschen Reiche zu thun. Der König von Dänemark stand zwar ebenfalls in den Reihen seiner Gegner, aber hatte seine Kraft nicht gegen dasselbe, sondern nur gegen die Schweden gewandt. Ludwig XIV., dessen Diplomatie wenigstens ebenso thätig

und geschickt wie seine Generale war, hatte dem Kaiser in Siebenbürgen und Ungarn, wo dieser die religiöse und politische Freiheit zugleich unterdrücken wollte, einen furchtbaren Aufstand bereitet. Er bezahlte an Abaffi, den Woiwoden von Siebenbürgen, und an den Grafen von Tekely, das Haupt der ungarischen Protestanten, bedeutende Subsidien, und Tekely schien eine Zeit lang Ungarn dem Hause Oesterreich entreißen und Wien selbst bedrohen zu können. Der Gefahr, in der Leopold I. sich befand, ungeachtet, ließ er dennoch sein Heer unter dem Herzoge von Lothringen am Rhein. Es fehlte ihm nicht an Mannschaft, da er über seine Erbstaaten mit unumschränkter Macht gebot, wohl aber an Geld, und der Krieg war für ihn ein Mittel, seine Soldaten auf Kosten Deutschlands und in reicheren Gegenden ernähren zu lassen. Crequi bewies sich auch hier als einen würdigen Schüler seines Meisters Turenne. Er schlug den General Stahrenberg, der unter dem Herzoge von Lothringen die Oesterreicher commandirte, zwang ihn den Elsaß zu räumen und seine Winterquartiere in der Pfalz, nachdem er die Hälfte seines Heeres verloren, zu nehmen. Das Glück war den Franzosen in diesem letzten Kriege entschieden günstig gewesen. Die Alliirten hatten fast nur gegen Schweden Vortheile davongetragen und diese sich darauf beschränkt, daß der große Kurfürst im Bunde mit Dänemark und Braunschweig ihnen Pommern und was sie sonst durch den Osnabrücker Frieden in Deutschland erworben, abgenommen hatte. Die Allianz mit Schweden war indessen insofern für Frankreich wichtig gewesen, als diese Macht einen bedeutenden Theil der feindlichen Streitkräfte auf sich zog, die gegen Ludwig selbst gebraucht, ihm vielleicht weniger freien Spielraum gelassen haben würde. Die kaiserlichen und französischen Bevollmächtigten in Nimwegen hatten einige Wochen nach dem Frieden mit Holland und Spanien ebenfalls zu unterhandeln angefangen. Aber wenn schon Spanien sich mit Mühe zu einem Vergleiche entschlossen hatte, so schien der Stolz des Kaisers, obgleich Ludwig von ihm kein Opfer irgend einer Art verlangte, der Hoffnung, seinen Gegner zu demüthigen, noch schwerer entsagen zu können. Der König von Frankreich, obgleich offenbar im Vortheile, hatte schon den Frieden mit Spanien mit mehr Eifer als dieses betrieben, und dasselbe fand bei den Unterhandlungen mit Oesterreich statt. Der große Kurfürst wünschte Pommern zu behalten, aber Ludwig, der Schweden, Frankreichs alten Alliirten, nicht fallen lassen wollte, sandte den Marschall Crequi gegen ihn, der die Brandenburger bei Minden schlug und die deutschen Besitzungen des Königs von Dänemark verheerte. Ein

allgemeiner Friede kam endlich zu Stande. Ludwig unterzeichnete ihn am 2. September (1679). Die Ratifikation des Kaisers ließ, wie früher die des Königs von Spanien, mehre Monate auf sich warten und erst in der Mitte des künftigen Jahres wurden alle Festungen, die weder Oesterreich noch Frankreich gehörten, von den fremden Besatzungen geräumt. Der Friede von Münster und Osnabrück wurde, in Bezug auf Frankreich, Deutschland, Schweden und Dänemark, zum Grunde der Verhandlungen in Nimwegen gelegt. Dieser Krieg hatte den übrigen Mächten nur Blut und Geld gekostet. Spanien allein bezahlte ihn mit dem Verluste mehrer wichtigen flandrischen Plätze und einer der ältesten Besitzungen des burgundisch-österreichischen Hauses, der Franche-Comté. Frankreich hatte, außer diesen Vergrößerungen, durch seine Diplomaten und seine Generale eine hohe Stellung in Europa erworben. Ludwig schien das Ziel, das er sich beim Anfange seiner Regierung vorgesetzt, der erste Herrscher auf dem Continent zu sein, wirklich erreicht zu haben. Die Zeit des nimwegischen Friedens war der Culminationspunkt seiner politischen Größe, aber auch die Epoche seines Sinkens nicht mehr fern.

Während Ludwig von seinen Feinden als der mächtigste und ehrgeizigste Fürst seiner Zeit gefürchtet und von seinen Schmeichlern wie ein anderer Alexander und Cäsar bewundert wurde, begannen die producirenden Klassen des französischen Volkes, besonders aber der Landmann, denn der Druck des Städters machte sich noch nicht allgemein fühlbar, zu leiden und die ihnen aufgelegten Lasten nur mit Anstrengung aller ihrer Kräfte zu tragen. Ludwig's große und dem Geiste seiner Nation und deren Bestimmung entsprechende Eigenschaft war ein lebendiges Gefühl für die Würde, den Ruhm Frankreichs, das Streben, alle Keime des nationalen Genies und der innern Kraft zu pflegen und zu erheben, und obgleich dies unter einer aus dem Feudalwesen entstandenen absoluten Monarchie als vorzüglich zum Glanze und Dienste der Krone bestimmt gedacht wurde, so mußte es dennoch, da diese Staatsform nur eine vorübergehende Hülle des öffentlichen Geistes sein sollte, zuletzt der Nation selbst zum Vortheil gereichen. Sein großer Fehler aber, der jedoch nicht nur in seiner Person, sondern auch in seinem Volke und seiner Zeit überhaupt lag, war, die Formen und Zeichen der Größe für das Wesen derselben zu halten und deshalb vor Allem Pracht und Verschwendung für ein Attribut seiner Krone und das wahrhafteste Mittel ihres Glanzes zu betrachten. Die Geschenke an seine Höflinge, seine Freundinnen, sein Hang, in jeder Beziehung das Kost-

barste zu besitzen, seine übertriebene und mehr zum Prunk als zum Nutzen bestimmte Bauluft, der Wahn überhaupt, sein Land für einen unerschöpflichen Born zu halten und sich für dessen unbeschränkten Besitzer, fingen den Aufschwung, zu dem Handel, Fabriken, Schiffahrt, die Industrie überhaupt, im Anfange seiner Regierung emporgekommen waren, aufzuhalten an. Zu diesen an sich schon großen Uebeln war aber noch ein fast achtjähriger Krieg mit Ausgaben gekommen, wie Frankreich und kein Land Europas sie früher gekannt hatten. Ludwig hatte in dieser Zeit fast dreihunderttausend Mann zu Land und Wasser unterhalten, und unter ihnen funfzigtausend fremde Söldner, die einen noch mehr als einmal so starken Sold wie die Eingebornen bezogen. Die Marine namentlich, die erst von ihm geschaffen wurde, hatte unermeßliche Summen gekostet. Er hatte außerdem an den König von England heimlich, an Schweden öffentlich Subsidien bezahlt, Hanover und Baiern nur durch Geldopfer von der Allianz mit seinen Feinden abgehalten, den geistlichen Fürsten von Cöln und Münster die Kosten ihrer Kriegsrüstungen ersetzt und zuletzt die Prinzen von Braunschweig und den großen Kurfürsten durch Geld für die Herausgabe der Schweden abgenommenen Provinzen entschädigt. Zu diesen Ausgaben und den gewöhnlichen Opfern, die ein so langer, auf allen Grenzen, zu Lande und zu Wasser geführter Krieg verlangt, kamen noch die Summen, die er den Großen in fremden Ländern, unter andern den englischen Ministern, den Häuptern der empörten Ungarn und Siebenbürger bezahlte. Bei dem Allen setzte er sein gewöhnliches Leben, die Bauten von Versailles, die äußerst kostbaren Einrichtungen seiner Paläste, die Bezahlung seines zahlreichen und auf den größten Fuß gehaltenen Hofstaates, seine theuern Launen und Phantasien, ohne Einschränkung fort. Der französische Ackerbau und Handel konnte damals solchem Bedürfniß und solcher Verschwendung nicht genügen. Das Mißverhältniß zwischen der Kraft des Landes und den Ansprüchen, die an dasselbe gemacht wurden, ward jetzt nur erst in der Masse und in dem Stamme der Gesellschaft sichtbar, stieg aber bald empor und ward später bis in den obersten Zweigen gefühlt.

Die Grundsteuer, die ganz auf den Landmann fiel, ward nicht nur mit der größten Strenge und durch militairische Zwangsmittel beigetrieben, sondern, eine in christlichen Staaten seltene Verirrung des Despotismus, nicht nur von dem einzelnen Besitzer, sondern, nachdem ihm Alles, was er besessen, genommen worden, die fehlenden Beiträge von der Gemeinde, zu der er gehörte, beigetrieben. Das Kirchspiel war für den Einzelnen, die Provinz für das Kirch-

spiel verantwortlich. Alle Verträge der Individuen waren dem Stempel unterworfen, der Tabak zu einem Monopol gemacht, die Abgaben beim Tausche denen beim Verkaufe gleich gestellt und eine Menge anderer persönlicher und dinglicher Lasten erfunden worden. Der große Adel ward durch den Luxus, der ihm das Hofleben, namentlich ein früher nie so hoch getriebenes Spiel, auflegte, der kleinere durch seine Ausgaben für den Kriegsdienst, für den er zwar bezahlt wurde, dessen erste Ausrüstung aber fast immer über seine Mittel ging, zu Grunde gerichtet. Der gesammte adelige Besitzerstand gewöhnte sich in dieser Zeit fast immer fern von seinen Gütern, am Hofe, im Felde oder in einigen großen Städten zu leben. Die Geistlichkeit, wie der Adel, steuerfrei, bezahlte dem Könige nur, der Form nach, freiwillige jährliche Beiträge. Ludwig wußte aber dadurch, daß er die einflußreichsten und größten Prälaten gewann, den gesammten Stand fast immer zu größern Opfern, als er gewollt, zu bewegen. Die Regale oder das Recht der Regierung, während der Vacanz eines bischöflichen Sitzes alle Beneficien, die von demselben abhingen, zu vergeben und von der ungefähr ein Dritttheil des Königreiches frei war, ward auf dieses durch ein königliches Machtgebot ausgedehnt und von den betreffenden Provinzen und dem päpstlichen Stuhle vergebens bestritten. In den Provinzen, wo die Abgaben von den Ständen bewilligt werden mußten (pays d'états), wie Languedoc, Bretagne u. s. w., wurden die vom Hofe abhängigen Mitglieder der Versammlung gewöhnlich von diesem zu übertriebenen Anerbietungen von Leistungen, die über alle Kräfte gingen, gewonnen, in welche die Uebrigen dann aus Furcht einwilligten. Das Volk empörte sich endlich in mehren Provinzen, in Toulon, in Bordeaux, Limoges, Nevers, besonders aber in der Bretagne, und dieser Aufstand wurde namentlich in der letztern Provinz mit einer der türkischen Regierung würdigen Grausamkeit unterdrückt. Diese Unruhen fanden während des letzten Krieges selbst statt und die Alliirten hatten bei einem Eindringen in Frankreich auf eine allgemeine Erhebung des Landmannes gegen eine für ihn so harte Regierung gerechnet. Das Glück der französischen Waffen erlaubte ihnen nicht die Stimmung des französischen Volkes auf die Probe zu stellen, denn Ludwig hatte fast immer auf fremdem Grunde und Boden gefochten, aber selbst wenn sie in Frankreich eingefallen wären, würde ihre Erscheinung wahrscheinlich keine irgend bedeutende Bewegung hervorgebracht haben. Denn der Landmann und der Ackerbau treibende Städter fühlten damals noch allein diesen Druck, und diese äußerlich zahlreichste Klasse war mo-

ralisch die schwächste und keines selbstständigen Entschlusses irgend einer Art fähig. Ein Widerstand von einiger Erheblichkeit hätte nur von dem Adel und den größern Städten ausgehen können. Ersterer war an den Hof und die Regierung mit zahllosen Banden aller Art, Gewohnheit, Vortheil, Eitelkeit u. s. w. gefesselt und fühlte sich zwar, den übrigen Ständen gegenüber, vornehm und berechtigt, in sich aber und in seinen Verhältnissen zur Regierung keineswegs frei. Die größern Städte befanden sich aber damals noch in einem blühenden Zustande. Der von Colbert der Industrie gegebene Umschwung dauerte hier noch fort und ließ noch immer seine günstigen Folgen spüren. Die höhern Klassen des Tiers-etat, der sich im Besitze fast aller Gerichtsstellen, Advokaturen, Notariate u. s. w. befand, der fast das ganze Privatvermögen der Nation verwaltete, hatten durch diesen Umschwung des Handels und der Geschäfte ungemein gewonnen, und die niedern Stände der städtischen Bevölkerung fanden durch den Verbrauch des Krieges, die immer wieder herzustellende Bekleidung, Bewaffnung, Ausrüstung der Heere und Flotten für ihre Arme eine hinlängliche Beschäftigung. Noch fand in den Städten keine Uebervölkerung, in dem Handel und der Industrie keine hemmende Concurrenz statt, es gab noch keine Maschinen, welche die Arbeit der Menschen entbehrlich machten. Es wurde damals nicht, wie jetzt, mehr als man verlangte, sondern weniger, als man bedurfte, producirt, weshalb der städtische Arbeiter immer Beschäftigung und Unterhalt fand. Die schon jetzt stattfindende Noth des Landmannes wirkte noch nicht auf die übrigen Klassen der Nation zurück. Wäre dies aber auch der Fall gewesen, so würde sich dennoch keine Opposition irgend einer Art gegen den unumschränkten Willen des Souverains erhoben haben. Frankreich bedurfte vor Allem der innern Einheit und Ruhe, die ihm nach so langen religiösen und politischen Kämpfen, von der Verschwörung von Amboise an bis zur Niederlage der Fronde, nur die Autokratie eines Fürsten, wie Ludwig XIV. war, gewähren konnte. Dieser wurde gerade damals, wo die Schattenseite seines Systems, wenn auch nur noch Wenigen sichtbar, hervorzutreten anfing, von Allem, was auf Urtheil und Bildung Anspruch machte, bis in die Wolken erhoben und als das Ideal eines Regenten betrachtet. Diese Schmeichelei, allerdings übertrieben, aber nicht sinnlos wie die, welche so vielen mittelmäßigen oder schlechten Fürsten erwiesen worden, verdarb gerade dadurch, daß sie in mancher Beziehung angenommen und erklärt werden konnte, den Charakter dieses Königs, der ohnedies zu einer größern Schätzung seiner Person, seiner Macht und

seiner Rechte, als billig, geneigt war. Von dieser Epoche, dem Frieden von Nimwegen an, befestigte und verhärtete er sich in seinen Fehlern auf eine auffallende Weise. Sein Stolz, seine Intoleranz, der Anspruch für ein Orakel zu gelten, und seinen Willen Allem, was sich nicht gegen ihn vertheidigen konnte, rücksichtslos aufzulegen, steigerten sich gewissermaßen mit jedem Jahre.

Die Reformen in der Justiz, der Administration, dem Militair, welche besonders die ersten Jahre der Selbstregierung Ludwig's XIV. bezeichnet hatten, die Belebung des Handels und Gewerbfleißes, dies Alles hatte die Kraft des Staates vermehrt und war nicht ohne günstige Folgen auf den Wohlstand der Einzelnen, obgleich allerdings großentheils nur auf den der höhern Klassen geblieben. Der fast achtjährige Krieg gegen alle Nachbarstaaten zugleich und noch mehr die unmäßige mit den Hülfsquellen des Landes in keinem Verhältnisse stehende Verschwendungslust des Königs verhinderten dieses materielle Glück sich auszubreiten, sich in den Zuständen des Volkes tiefer zu begründen, so daß die Wirkungen jenes politischen Fortschrittes, wenn auch nicht gerade aufgehoben, aber doch bedeutend beschränkt wurden. In moralischer Beziehung hatte die Begünstigung, die Ludwig der Entwickelung des nationalen Genius angedeihen ließ, ähnliche Folgen gehabt. Alle Keime, die sich seit dem Aufhören der zerstörenden Religions- und Bürgerkriege in dem Geiste der Nation geregt, waren unter ihm zu einer schnellen Reife gekommen und hatten fast auf allen Gebieten glänzende Früchte getragen. Die allgemeine Bildung der Nation, das Maß und die Verhältnisse für den Ausdruck ihres geistigen Lebens waren gefunden und der innern Natur desselben so angemessen eingerichtet worden, daß sie sich, ungeachtet alles übrigen Wandels und Wechsels, fast unangetastet erhalten haben. Wie jedoch jener materielle Fortschritt nicht tief in das Leben der Masse des Volkes eindrang, ebenso ergriff jener geistige Umschwung nicht den gesammten Menschen und sein innerstes Wesen, sondern begnügte sich in vieler Beziehung, nur seine Hülle und Oberfläche zu berühren. Für die Entwickelung des Allgemeinsten und Höchsten, die Intelligenz, waren alle nothwendige Formen in ausgezeichneter Reinheit und Klarheit festgestellt worden, das Besonderste und Tiefste aber der menschlichen Natur, die sittliche Stimmung, der Charakter waren von der Arbeit dieser geistigen Cultur nicht nur nicht erhöht, sondern großentheils ganz außer Acht gelassen worden. Es war mehr die Verbesserung der Form als der Substanz, die in diesem ganzen Zustande hervortrat. — Ludwig XIV. galt damals nicht nur für einen König im

politischen, sondern selbst im moralischen Sinne dieses Wortes. In ihm fanden sich alle Vorzüge und Mängel, alle charakteristischen Züge des damaligen französischen Lebens wieder. Nicht als ob er durch seinen Willen Alles entschieden oder beherrscht hätte, was nie ein Fürst, sondern höchstens einige der großen Gesetzgeber des Orients und Alterthums vermocht haben, aber sein Charakter, sein Streben, seine Richtung sympathisirten damals auf eine besondere Weise mit dem Volke, an dessen Spitze er stand, so daß sein Beispiel als Mensch ebenso einflußreich wie seine Gewalt als König wurde. Wie seine Kriegslust und seine Neigung zu Pracht und Verschwendung den Fortschritt des materiellen Wohlstandes in seinem Lande, den er durch seine allgemeinen Einrichtungen begünstigen wollte, hemmten, ebenso zerstörte sein eigener unsittlicher Wandel den Einfluß, den jene geistige Cultur auf den moralischen Charakter seines Volkes hätte äußern können. Seine Art in dieser Beziehung, die Form bis auf einen gewissen Grad nicht zu verletzen, sondern die Verletzung des Wesens durch einen schimmernden Schein von Anmuth, Zartgefühl und Würde zu verhüllen, hat, wie sie aus der Sinnesart seiner Nation hervorgegangen, auch wieder auf dieselbe und in viel allgemeinerer Weise zurückgewirkt, deren sittlichen Standpunkt vielleicht herabgezogen, gewiß wenigstens aus seiner rechten Lage und Stellung verrückt, und dieselbe über manche der ersten Grundwahrheiten der menschlichen Natur und Gesellschaft mehr als andere Völker getäuscht. Es kann nicht zweifelhaft sein, in welchem Sinne diese Behauptung hier aufgestellt wird. Wir meinen hier nicht die öffentliche Moral, wie sie sich in den Gesetzen eines Volkes ausspricht und die von dem Grade seiner intellektuellen Cultur abhängt, diese steht in vieler Beziehung in Frankreich höher als in andern Ländern, sondern die private Moral, wie sie in den Sitten der Individuen erscheint, und die aus seinem Charakter hervorgeht. Der Geist dieser Nation, in ihrem öffentlichen Leben durch die Größe desselben zusammengehalten, scheint sich in den besondern Zuständen in einem bodenlosen Leichtsinne und einer unbegrenzten Selbstsucht zu schwächen und zu verderben. — Es wäre überflüssig, die Belege zu diesen Behauptungen im Leben Ludwig's XIV. nachweisen zu wollen, da dasselbe in allen denkbaren Details mehr als das irgend eines andern Fürsten bekannt ist. Es handelt sich hier nur um den allgemeinen und dauernden Einfluß, den das Leben dieses Königs auf sein Volk ausgeübt hat, und von der Stellung, die er in dessen nationaler Entwickelung eingenommen hat.

Das Leben am Hofe dieses großen Fürsten war ebenso verderbt

als glänzend. Es war nicht mehr die Roheit des Mittelalters, selbst nicht die der Zeit Heinrich's IV., nicht die heimliche Verdorbenheit Italiens, die herrschte, sondern eine organisirte, öffentliche, ihre Blößen und ihre Flecken mit glänzenden Farben bekleidende Unsittlichkeit, die sich und Andere über ihre eigene Natur täuschte. Wie sonst die Moral, so ward jetzt die Immoralität gewissermaßen systematisch, mit Ernst und Consequenz behandelt. Eine vorher nie auf diese Höhe getriebene Spielwuth, vielleicht die ihrer Natur nach unedelste Form, welche die Habsucht annehmen kann, obgleich sie sich unter ihr so gut zu verbergen weiß, hatte sich des Hofes bemächtigt. Eine Anzahl großer und besonders reicher Herren ließ sich bei diesem Spiele allerdings keinen Betrug zu Schulden kommen, duldete ihn aber, sah ihm mit vollkommener Kenntniß seiner Kunstgriffe bei Andern nach und machte sich zu deren moralischen Schuldgenossen. Sehr viele unter den vornehmen Frauen, die über die Jahre der Leidenschaft hinaus waren, suchten sich in den Operationen des Schatzes und der Finanzen zu bereichern, empfahlen ihre Klienten den Ministern, den Richtern und verkauften dieses ihr Patronat oder theilten den Gewinn mit ihren Kreaturen. Ludwig XIV. selbst war, da ihm Alles gehörte und er überall nehmen konnte, allerdings von allen unedeln Mitteln der Habsucht frei, aber er lebte dagegen viele Jahre in einer Art Harem, in doppeltem Ehebruche, und Frauen aus den größten Familien hielten ihre Entehrung durch den König für eine Auszeichnung. Es gab Familien, die ihre Töchter eigens für die Vergnügungen des Königs erzogen. Manche Damen, und dies waren die tugendhaftesten, wachten zwar mit Strenge über sich und die Ihrigen, hielten aber bei dem Souverain nicht nur jede Verletzung der Moral für erlaubt, sondern leisteten ihm zuweilen bei deren Begehung heimlichen Vorschub. Es gab damals Männer von Geburt und Rang, die mehr als eines Verbrechens verdächtig, zuweilen selbst angeklagt waren, dennoch aber in der ersten Gesellschaft aufgenommen wurden und gerade um ihrer Verdorbenheit willen Theilnahme erregten. Der Bruder des Königs, der Herzog von Orleans, war durch seinen Hang zu unnatürlicher Wollust bekannt und verhehlte dieses Laster kaum. Seine erste Frau war unter seinen Augen vergiftet worden, ohne daß dieses Verbrechen eine Untersuchung veranlaßt hätte. Die Art, wie eine der ersten Frauen jener Zeit, die Marquise von Sevigné, persönlich selbst unbescholten, den Geist jener Verhältnisse beurtheilt, giebt eine Vorstellung von der Höhe, auf welche die moralische Indifferenz der Einen und die Unsittlichkeit der Andern gestiegen war. Mit dieser

Zügellosigkeit contrastirte auf die befremdendste Weise eine große Strenge in den religiösen Uebungen und Ceremonien, welche in dieser Gesellschaft für unerläßlich galt und durch die sie sich mit dem Himmel abzufinden dachte. Die Religion trat nicht als ein Gedanke, ein Gefühl, das im Leben zur That werden soll, sondern als ein Theil des socialen und politischen Daseins, dessen Werth vorzüglich in seinen Formen und Gebräuchen und deren genauer Beobachtung besteht, auf. Der Glaube selbst hatte den Charakter einer äußern Regierung angenommen, und wie diese gewisse Dinge erlaubt oder verbietet, nicht nach dem innern Gehalt oder Werth derselben, sondern nach dem Schaden, Nutzen u. s. w., so that auch jener. Die Jesuiten waren die Diplomaten und Generale dieses so metamorphosirten, zum Gebrauche des Königs und seines Hofes zugeschnittenen Christenthums geworden. Noch bestand in Frankreich keine, wie später im achtzehnten Jahrhundert, eigentliche Partei, die sich der Religion feindlich gegenüberstellte und den Staat, die Moral, das gesammte geistige Leben nicht nur von ihr trennte, sondern ihr entgegensetzte. Die wenigen sogenannten „Freigeister" trugen äußerlich entweder die Farbe der Devotion jener Zeit, die ihnen für den Preis der Unterwerfung unter einige äußere Gebräuche im Leben alle mögliche Willkür ließ, oder sie begaben sich, wenn sie das Bedürfniß fühlten, ihre Meinungen zu äußern und denselben bei Anderen Eingang zu verschaffen, nach Holland, dem großen Sammelplatze der religiösen und politischen Sektirer des siebenzehnten Jahrhunderts. Aber gerade diese allgemein anerkannte Herrschaft der Formen und Gebräuche des Christenthums und die beständige Verletzung seiner Grundsätze und Vorschriften beweist, wie gebrochen und seinem innersten Wesen nach unheilig der Geist jener Zeit war. Das damals in Frankreich so reich erblühte intellektuelle Leben hätte diesen Mangel an ächter Religiosität, an Reinheit der Sitten und moralischem Gehalt überhaupt, bis auf einen gewissen Grad ausgleichen können, denn es hat Zeiten gegeben, in welchen die Gesellschaft gegen die dogmatischen Grundsätze des Christenthums gleichgültig, dennoch deren Herrschaft im Leben anzuerkennen geneigt gewesen. Obgleich diese Trennung nie dauernd und allgemein sein kann, so vermag, wie die Erfahrung lehrt, der Mangel an Glauben, in Individuen oder einzelnen Kreisen, durch die Herrschaft des Gedankens ersetzt zu werden, und wir meinen, wenn wir von dem, seiner tiefsten Natur nach, unheiligen Charakter jener Epoche sprechen, nur die höhern Klassen, denn das Volk kannte damals in Frankreich im Grunde noch kein anderes Gesetz, als das ihm von seiner Religion gegeben

wurde. Die bürgerliche und politische Verfassung war für dasselbe immer noch mehr eine Angelegenheit der Gewohnheit und des Zwanges als einer tiefen Anhänglichkeit oder lebendigen Ueberzeugung. Jenes intellektuelle Leben und sein vornehmster Ausdruck, die Literatur, waren aber nicht im Stande, dem damals sichtbar werdenden Verfalle des sittlichen Geistes in den höhern Klassen der französischen Nation das Gleichgewicht zu halten. In dieser Literatur, auf die sich fast die gesammte französische Civilisation gebaut, ward der Inhalt großentheils der Form geopfert, die fast allein Beachtung erwarb. Diese Form konnte sich eben bei der Indifferenz und Neutralität des Inhalts so rein und vollendet ausbilden. Dieser war weder tief, noch fest und widerstrebend, sondern so allgemein, so leicht und dünn, daß die Materie gewissermaßen über dem Werk verschwand. Eine solche Literatur bildete sich, einmal ans Licht getreten, sehr bald zu einer abgeschlossenen Welt aus, die außerhalb der Religion und Politik, so weit die damalige Zeit es erlaubte, sich als eine unabhängige Macht hinstellte und nicht aus der Tiefe des nationalen Lebens, sondern aus einem willkürlich angenommenen und bestimmten Kreise von Ideen und Sitten ihre Stoffe entlehnte. Die Natur und der Charakter traten in ihr hinter gewissen allgemeinen und abstrakten Begriffen zurück, die sich mehr durch ihre leichte Faßlichkeit, Klarheit und allgemeine Anwendbarkeit, als durch ihre Wahrheit, ihre Kraft und Nothwendigkeit empfahlen. Ihre vollendete Form und ihr oberflächlicher Geist trugen dazu bei, den in der französischen Nationalität mehr als anderswo herrschenden Bruch zwischen der Intelligenz und der Moral, den Ideen und den Thaten zu erweitern, und sie war mehr geeignet, die Gebrechen des französischen Lebens zu verhüllen als zu heilen. Eine Literatur, deren vornehmste Hervorbringungen wie eine Art weltlichen Evangeliums wirken und eine Nation nicht nur erleuchten, sondern auch veredeln soll, muß aus der innersten Fülle ihres Wesens hervorquellen, aber nicht aus großentheils fremden Stoffen, durch eine künstliche Form vereinigt, dem Verstande und der Reflexion abgerungen sein. Eine solche kann zu einem großen Einflusse auf den Geist und die Intelligenz eines Volkes gelangen, sie wird aber keinen tiefen Einfluß auf dessen Sittlichkeit ausüben.

Ein Beweis für das sittliche Verderben, das unter der Maske der Devotion, des Anstandes und der Liebenswürdigkeit in den höhern Ständen wucherte, aber das Volk selbst noch nicht ergriffen hatte und darum keine allgemeine Zerrüttung hervorbrachte, waren die vielen und weitverzweigten Vergiftungsprocesse, denn es waren

gerade Männer und Frauen der höchsten Klassen, die dieses Verbrechens überführt oder wenigstens dringend verdächtig gehalten wurden. Es hatte sich eine Gesellschaft von Giftmischern gebildet, großentheils aus Personen von niedriger Herkunft bestehend, die aber, welche sich ihrer bedienten, gehörten sämmtlich dem Hofe oder diesem nahe stehenden Verhältnissen an. Der Prozeß der Marquise de Brinvilliers, die ihre Eltern, Geschwister und viele andere Personen auf diese Art ermordet und dafür hingerichtet wurde (1676), führte die Justiz allmälig auf die Spur dieser über alles Erwarten ausgedehnten Gräuel. Im Jahre 1680 setzte der König eine eigene Commission, „chambre ardente" genannt, denn sie verurtheilte die Ueberführten zum Feuertode, nieder. Unter den hohen Personen, die angeklagt wurden, befand sich die Gräfin von Soissons, die einen Prinzen aus dem Hause Savoyen-Carignan geheirathet hatte, und die Herzogin von Bouillon, beide Nichten Mazarin's, der Marschall von Luxenburg, der Marquis de Ceffac u. s. w., von denen einige mit stillschweigender Bewilligung der Polizei sich durch die Flucht in das Ausland retteten. Ein Theil der vornehmen Angeklagten erklärte, sich an die Giftmischer nur in ihrer Eigenschaft als Zauberer und Wahrsager gewandt, oder von ihnen Gift nur zum Scherz, oder um sie auf die Probe zu stellen, verlangt zu haben. Diese konnten entweder nicht überführt werden oder wurden geschont. Manche wurden jedoch zu Gefängniß oder Verbannung verurtheilt, die dunkeln Helfershelfer dieser Verbrecher aber mit dem Tode bestraft.

Obgleich die Sitten des Hofes und der vornehmen Welt schon damals verdorben waren, so trat diese Verdorbenheit noch lange Zeit hindurch nicht öffentlich hervor, machte sich nur in besondern Kreisen und heimlich geltend und war deshalb von keinem Einflusse auf den Staat, dessen Maschine, obgleich auf das Aeußerste überladen, noch immer scheinbar leicht und regelmäßig fortarbeitete. Ludwig hatte nach dem Frieden von Nimwegen nur einen geringen Theil seiner Streitkräfte entlassen und ließ außerdem auf allen Grenzen neue Festungen aufführen, oder die vorhandenen verstärken und an der Befestigung und Verstärkung der Kriegshäfen fortarbeiten. Unter Anderm gründete er die Festung Hüningen, die jetzt in Trümmern liegt, und Saarlouis, das Frankreich verloren hat. Sein um sich greifender Ehrgeiz und die geringe Meinung, die er von seinen Nachbarn, besonders dem deutschen Reiche hegte, zeigte sich in einer Reihe willkürlicher und ungerechter Unternehmungen, die aber damals alle von Erfolg gekrönt wurden. Er setzte in Metz und Breisach Commissionen, „chambres de réunion" genannt, nieder, die alle

vermeintlichen Rechte seiner Krone auf die Souverainetät der unmittelbaren Reichsstädte und Reichsvasallen in Lothringen, Elsaß und der Franche-Comté in Anspruch nahmen und militairisch vollzogen. Das Haus Oesterreich hatte z. B. im Frieden von Münster die Landschaften im Elsaß an Frankreich abgetreten, die ihm selbst gehörten, aber in Bezug auf die souverainen Herren und Städte, wie natürlich, die Rechte des Reiches vorbehalten. Ebenso hatten früher die souverainen Bischöfe der drei welschen Bisthümer Lehne und Schenkungen an ihre Günstlinge und Vasallen ausgetheilt. Dies war Jahrhunderte lang vor der französischen Occupation jener Gegenden geschehen. Die Chambre de Reunion in Metz setzte sich aber über alle diese Bedingungen und Rechte hinaus und that, als hätten diese Gegenden von jeher unter französischer Hoheit gestanden und wären ihr widerrechtlich zu einer gewissen Zeit entrissen worden. Der Gipfel dieser Usurpationen war die selbst nicht einmal mit diesem Scheine legaler Form, sondern wie durch Verrath und Gewalt bewerkstelligte Einnahme von Strasburg, das (30. September 1681) mit Frankreich vereinigt wurde. Hundertdreißig Jahre vorher war dessen Ueberrumpelung von dem Connetable von Montmorency unter Heinrich II. vergebens versucht worden. So ging die wichtigste Stadt im Südwesten Deutschlands, an die sich so viele Erinnerungen knüpften und die noch zur Zeit der letzten Religionskriege eine große Rolle gespielt, für das gemeinsame Vaterland und, wie es scheint, für immer verloren. Zugleich wurde die französische Seemacht sehr vermehrt und der Kriegshafen von Toulon vollendet. Die Kosten zu allen diesen Unternehmungen hatten, bei der übrigen Verschwendung des Königs, von den regelmäßigen Einkünften des Landes nicht bestritten werden können, aber Ludwig fing jetzt an, mehr als früher, seine Zuflucht zu Anleihen zu nehmen und den Grund zu der schon unter ihm sehr hoch gestiegenen Schuldenlast zu legen, unter der sein zweiter Nachfolger zu Grunde gehen sollte.

Diese kriegerische Haltung Frankreichs und der bekannte Ehrgeiz seines Souverains schien alle Nachbarstaaten, des eben abgeschlossenen Friedens ungeachtet, von Neuem zu bedrohen. Deutschland war so zerrissen und gebrochen und der Kaiser so ausschließend mit der Vertheidigung seiner Erbstaaten beschäftigt, daß, was heute vielleicht unglaublich erscheint, kein Versuch des Widerstandes bei der Erduldung so schreiender Ungerechtigkeiten unternommen wurde. England und Spanien näherten sich einen Augenblick lang zu diesem Zwecke, aber beide standen damals, durch die Schuld ihrer Regierungen, weit unter Frankreich, und Ludwig trat, um Karl II.

zu schrecken, durch Vermittlung seines Gesandten in London mit den Häuptern der den Stuarts feindlichen Partei in geheime Unterhandlungen. Sein Stolz, der Anspruch, daß sein Wille die einzige Richtschnur nicht nur der Handlungen und Sitten, sondern auch der Gedanken und Vorstellungen seiner Unterthanen sein müsse, führte ihn bis an die äußersten Grenzen dessen, was einer unumschränkten Regierung erlaubt ist, wenn sie nicht zur Tyrannei übergehen soll. Er hatte längst jede politische und ständische Freiheit und, so weit dies erreichbar ist, selbst jede persönliche Unabhängigkeit unter den Großen, auf die er unmittelbar wirkte, zerstört. Er hatte zuletzt in seinen Bedrückungen der Jansenisten und Hugenotten sich als einen wirklichen Despoten, der nicht nur keine äußere, sondern auch keine moralische Macht über sich anerkennt, gezeigt. Jetzt schien er auch der obwohl sehr gelinden Abhängigkeit, in der sich die katholischen Souveraine durch die Constitution ihrer Kirche und das Gewissen ihrer Unterthanen, wenigstens damals noch, in einigen Punkten vom Papste befanden, überdrüssig zu sein und dieselbe als eine Beschränkung seiner weltlichen Macht anzusehen. Innocenz XI., der ein keineswegs anmaßender und herrschsüchtiger Oberhirt seiner Kirche war, sondern der nur die Erhaltung ihrer im katholischen Staaten unbestreitbaren Rechte verlangte, hatte die Regale, von der oben gesprochen worden, oder die Befugniß der Krone, während der Erledigung eines bischöflichen Sitzes, die von demselben abhängigen Beneficien zu vergeben und die von Ludwig auf das ganze Königreich ausgedehnt worden, nicht anerkennen wollen. Er hielt sie nur in den Provinzen für rechtmäßig, wo sie von jeher bestanden hatte. Ein großer Theil dieser Einnahme war für die Ausgaben bei der Bekehrung der Hugenotten, von denen viele damals durch Geld versucht oder gewonnen wurden, angewandt worden. Der Papst, auf bestimmte kanonische Vorschriften sich stützend, hatte jedoch, selbst um dieses ihm sonst vor Allem heiligen Zweckes willen, den Anspruch der Krone nicht gut heißen wollen. Ludwig sah in diesem Widerstande ein doppeltes Unrecht, einmal mischte sich der Papst in sein Walten als Regent, und dann schien er die Bekehrung der Protestanten durch die weltliche Macht hindern oder aufhalten zu wollen.

Frankreich war, wie einst die Stütze und das Asyl der Päpste, so auch wiederum der Gegenstand ihrer besondern Theilnahme und Gunst gewesen. Wie viele Päpste waren nicht, von den ersten Zeiten des Mittelalters an, entweder um die Könige zu krönen, oder sich vor den deutschen Kaisern, den Gegenpäpsten und den aufrührischen Römern zu retten, nach Paris, Lyon, Avignon u. s. w.

gekommen! Auf der andern Seite hatte Philipp August der Hierarchie bei der Bekämpfung der ihr besonders gefährlichen Ketzerei der Albigenser große Dienste geleistet und später Franz I. in einem kritischen Augenblicke, wo die Erhaltung des Katholicismus in seinem Lande vielleicht von ihm abhing, sich nicht nur mit großem Eifer für denselben erklärt, sondern mit Leo X. ein dem römischen Hofe vortheilhaftes Concordat abgeschlossen. Die Päpste waren in ihren Bedrängnissen meist mehr von Frankreich als von Italien unterstützt worden. Dieses beiden Theilen günstige Verhältniß hatte durch die falsche Politik der Könige von Frankreich, jenseits der Alpen Eroberungen machen und ihre alte Stellung von Beschützern der italischen Halbinsel in Dränger derselben verwandeln zu wollen, den ersten Stoß bekommen. Durch die langen religiösen Unruhen war dieser Bruch vermehrt worden. Heinrich IV. war es endlich gelungen, sich mit dem römischen Hofe fast vollständig auszusöhnen, aber Richelieu's und Mazarin's nationale oder rein weltliche Politik war den Päpsten äußerst verhaßt geworden. Unter Ludwig XIV. wurde dies Verhältniß ein anderes, aber kein besseres. Das Königthum, d. h. eine bestochene Verehrung und grenzenlose Gefälligkeit für den obersten Austheiler aller Würden, Aemter und Reichthümer, war die Religion der Großen in Frankreich und derer, die ihnen nahe standen, geworden. Dieser Anthropomorphismus, der jetzt den Souverain als einen verkörperten Gott behandelte, war im Ganzen viel schlimmer als der, welcher im Mittelalter den Papst als ein lebendig gewordenes Idol verehrte, denn diese Verehrung beruhte wenigstens auf einer der Religion verwandten Idee, während jener nichts als die Furcht vor der irdischen Gewalt und überlegenen Stärke eines Andern zu Grunde lag. Jene blinde Unterwerfung unter die Allmacht der Päpste konnte aus einem reinen Gefühle hervorgehen und für die Anbetung des Heiligen überhaupt genommen werden. Sie erniedrigte in diesem Falle, wie die Geschichte des ganzen Mittelalters beweist, den Charakter nicht, wohl aber die willenlose Ergebung an einen andern Sterblichen, der nichts als eine in Fleisch und Blut geborne sinnliche Macht darstellte. Außerdem war letzteres Gefühl fast immer aus Selbstsucht entstanden und von Heuchelei, wenigstens argen Uebertreibungen begleitet. — Ludwig hatte gleich im Anfange seiner Regierung, bei Gelegenheit der vermeintlichen Beleidigungen, die sein Gesandter in Rom erfahren, bewiesen, wie wenig religiöse Ehrfurcht er vor dem Papste hegte und wie sehr er geneigt war, sich seiner äußern Gewalt, im Verhältnisse zu diesem, zu überheben. Im Verlaufe seiner Regie-

rung war seine Macht stets gestiegen und er hatte die Geistlichkeit seines Landes in dieselbe Abhängigkeit wie den Adel, aus dem übrigens die höhern Klassen des französischen Klerus fast einzig hervorgingen, gebracht. Diese Erniedrigung des Katholicismus mit Beobachtung seiner Formen, dieses Spiel, ihn vertheidigen zu wollen, ohne sein innerstes Wesen anzuerkennen, ward später am französischen Königthume bitter gerächt, denn es trug wesentlich zu der immer größer werdenden Verweltlichung der Nation, ihrer Entfremdung von allem Heiligen, der in ihr herrschenden selbstsüchtigen Anerkennung jeder sinnlichen Macht und Größe und dem endlichen Sturze ihrer alten Institutionen bei. Ludwig hatte die Jansenisten auf eigene Hand, ohne hierzu vom römischen Hofe veranlaßt zu sein, als eine seiner Machtvollkommenheit gefährliche Sekte, die etwas durch sich selbst sein, die einen Anspruch auf eigenes Denken und Wollen machte, verfolgt und sich dabei wenig um die an und für sich unbegreiflichen und ihm ganz fremden Vorstellungen und Streitigkeiten über die Erklärungen des heiligen Augustinus und die Grundsätze des Jansenius bekümmert. Bald sollte er die Hugenotten ebenfalls mehr als eine Opposition in seinem Reiche, denn als eine religiöse Sekte, mehr als Feinde der von ihm abhängigen monarchischen, als der außer seinem Bereiche liegenden katholischen Einheit und zum Theil im Widerspruche mit dem Papste, der zwar die Verfolgung, aber nicht deren Art billigte, zu vernichten suchen. Innocenz XI. annullirte, im Gefühle seines Rechts, alle in Bezug auf die Ausdehnung der Regale geschehenen Verleihungen des Königs und bedrohte die, welche sie annehmen würden, mit Ausschließung von der Kirchengemeinschaft (1681). Dies gab zu einem wichtigen Ereigniß im Leben der französischen Kirche Veranlassung, das nicht ohne Einfluß auf das Geschick und die Gesinnungen der Nation geblieben. Ludwig berief eine Commission aus eigens von ihm abhängigen Prälaten bestehend, um über die zwischen ihm und dem Papste streitigen Ansprüche ein Gutachten abzugeben. Das bestehende Recht war zu sehr auf Seite des letztern, als daß es ernstlich bestritten werden konnte, denn wenn die Regale, fast überall von übelm Einflusse auf die Disciplin der Kirche, da, wo sie einmal bestand, geduldet werden mußte, so hatte Ludwig, als ein katholischer Fürst, kein Recht gehabt, dieselbe ohne Zustimmung des kirchlichen Oberhauptes willkürlich auszudehnen. Die Commission bat den König die Abgeordneten des gesammten französischen Klerus zur Entscheidung dieser Frage zu versammeln. Der Papst war unterdessen in seinen Maßregeln des Widerstandes gegen die Usur-

pationen der weltlichen Macht weiter vorgeschritten und hatte alle geistliche Handlungen, wie Ehen, Lossprechungen u. s. w., von Priestern, die durch die Regale eingesetzt worden, vollzogen, für ungültig erklärt. Das Parlament von Paris, das unter dieser Regierung den letzten Schatten von Unabhängigkeit verloren, verbot die Bekanntmachung der in dieser Angelegenheit erlassenen päpstlichen Bullen und Breven. Die Magistratur war der römischen Kurie von den Zeiten Philipp des Schönen an, mit seltenen Ausnahmen, feindlich gewesen, ihr Verhalten in diesem Falle konnte nicht befremden. Etwas Anderes war es aber mit dem Klerus, den geistigen Söhnen des Papstes, die sich ihm nicht allein als besonders verpflichtet, sondern, so zu sagen, als von ihm erzeugt und beseelt hingestellt hatten. Am Ende des Jahres 1681 trat die Versammlung der französischen Geistlichkeit zusammen und wurde durch eine Rede Bossuet's, ihres hervorragendsten Talents in jener Zeit, eröffnet. Sie verfuhr wie das Parlament, nur mit etwas schonenderen Formen und gab dem Könige in seinem Streite mit dem Papste Recht. Um jedoch den katholischen Standpunkt nicht ganz zu verlieren und nicht den Schein zu haben, als sei sie mehr für die Sache der Krone als der Religion gestimmt, veranlaßte sie den König, einige der schreiendsten Mißbräuche bei der Ausübung dieses Rechts der Regale, wie z. B. die Verleihung der Beneficien an Kinder, Laien u. s. w. abzuschaffen und dieselben nur für den Dienst der Kirche zu bestimmen. Hiermit nicht zufrieden, erließ diese Versammlung eine andere viel wichtigere und folgenreichere Erklärung. Von jeher, seitdem das Papstthum sich ausgebildet, hatte es zwischen ihm und den Kronen Streitigkeiten über die Befugnisse und die Grenzen der geistlichen und weltlichen Macht gegeben, bei denen das erstere eine Art göttlicher Allmacht, die anderen eine mit den Principien des Katholicismus unverträgliche vollkommene Unabhängigkeit in Anspruch genommen hatten. Diese Fragen waren fast immer auf eine factische, zufällige Art, je nach der Stellung der Souveraine oder der Päpste, oder der allgemeinen Stimmung einer Zeit, aber nie nach ideellen, allgemeinen, legalen, von beiden Seiten anerkannten Grundsätzen entschieden worden. Wenigstens ist so viel gewiß, daß, wenn einzelne katholische Souveraine ihre Kronen von dem Papstthum ausdrücklich für vollkommen unabhängig erklärt hatten, die Päpste dagegen, selbst zur Zeit des Verfalles ihrer Macht, nie dem Anspruch auf eine allgemeine, das ganze Dasein des katholischen Staates umfassende Oberhoheit entsagt, obgleich sie dieselbe nicht auszuüben vermocht hatten. Da

eine vollkommene Trennung der geistlichen und weltlichen Macht vom katholischen Standpunkte aus undenkbar ist, so war diese und andere mit ihr zusammenhängende Fragen von Solchen, welche die Unmöglichkeit ihrer Lösung, ohne die Kirche oder den Staat zu verletzen, begriffen hatten, bei vorkommenden Gelegenheiten, auf eine geschickte Art umgangen worden. Da in katholischen Staaten und besonders in solchen Monarchien, die sich, ohne Dazwischenkunft eines neuen religiösen oder politischen Princips, folgerecht aus dem Mittelalter entwickelt hatten, wie mit Frankreich zur Zeit Ludwig's XIV. der Fall war, die Religion und ihr Oberhaupt, der Papst, für den Gipfel des ganzen Baues galt, so war es in einem solchen Zustande bedenklich, den Einfluß dieser geistlichen Macht auf eine bestimmte Art abzugrenzen, ihr dieses zugestehen, jenes nehmen zu wollen. Die Krone konnte dadurch in Gefahr kommen, die Kraft der übersinnlichen Vorstellungen im Volke überhaupt, auf die ihre eigenen Rechte gegründet sind, zu schwächen. Ludwig XIV., der seine Autorität auf eine rein sinnliche Grundlage, auf die unbegrenzte Verfügung über das Blut und Geld seiner Unterthanen gestellt und das geheimnißvolle, aber feste Band, das die katholische Monarchie mit der Theokratie verbindet, nicht begriff, fühlte sich von den Ansprüchen der letztern empört und verlangte von seiner Geistlichkeit eine im Interesse seines Absolutismus abgefaßte Erklärung über die Grenzen der päpstlichen Gewalt. Eine solche ward von dieser Versammlung, unter Bossuet's Leitung, in vier Artikeln, nach dem Wunsche des Königs gegeben. Das Wesentliche darin war der Grundsatz der vollkommenen Unabhängigkeit der Krone von der Tiare in allen weltlichen Dingen und der Suprematie der allgemeinen Concilien über den Papst. Diese Erklärung trug dazu bei, allmälig den überirdischen Schleier, der in den Augen der Nation sowohl über der Tiare als der Krone hing, zu zerreißen und den Glauben an die wunderbare Kraft beider zu erschüttern. Der Katholicismus in Frankreich stand bei einer folgerechten Anwendung dieser Grundsätze in Gefahr, den Nerv seiner Kraft, die unmittelbare Berührung mit dem Papstthum aufzugeben und ein nationaler, localer, von der Regierung abhängiger Glaube zu werden und die Krone die übersinnliche Garantie zu verlieren, die sie von der Theokratie entlehnt hatte. Die Erklärung der gallikanischen Kirche bildet, ihrem Sinn und Wesen nach, den Uebergang von der theokratischen Gesetzgebung des Mittelalters zu der revolutionairen, wie sie hundert Jahre nachher entstand, die sich von dem Einflusse des Katholicismus und der Monarchie vollkommen lossagte und das Princip

ihrer Institutionen aus einer andern Ideenwelt entlehnte. Innocenz XI. verwarf, wie zu erwarten stand, die Grundsätze der gallikanischen Kirche und verlangte sogar deren ausdrücklichen Widerruf. Ludwig XIV. aber befahl die Eintragung jener Register in die Archive aller geistlichen und weltlichen Behörden seines Reiches, ihre Verbreitung in den Schulen und ihre Vertheidigung in den Thesen der Graduirten in den Akademien. Der französische Klerus und der König suchten ihr Verhältniß zum römischen Hofe wieder herzustellen, indem sie sich mit verdoppeltem Eifer die Bekehrung und Unterdrückung der Hugenotten angelegen sein ließen.

Die drei Jahre von diesen Streitigkeiten mit dem päpstlichen Stuhle an bis zur Zurücknahme des Edikts von Nantes, der wichtigste Abschnitt in der Regierung Ludwig's XIV., von wo ein retrogades, von innerm Verfall und bald auch von äußerm Unglück begleitetes System hervortritt (1682—1685), sind von nicht gerade entscheidenden, aber doch bemerkenswerthen Unternehmungen ausgefüllt, in denen der ehrgeizige, der Billigkeit und selbst der Gerechtigkeit fremde Sinn dieses Königs und seine oft mehr wachsame als fruchtbare Thätigkeit charakteristisch hervortreten. Er hatte mit der Vergrößerung seiner Macht, so weit solche ohne einen gänzlichen Umsturz der politischen Ordnung, die Europa damals besaß, möglich war, beschäftigt, den Plan gefaßt, sich die Staaten des Herzoges von Savoyen, wenigstens zum Theil, obgleich auf friedliche Art, zuzueignen. Der Herzog von Savoyen, Amadeus II., war minderjährig und unvermählt. Seine Mutter gehörte dem Hause Nemours an. Eine Schwester derselben war mit dem verstorbenen Könige von Portugal vermählt gewesen und besaß von ihm eine noch sehr junge Tochter, Erbin dieses Landes. Beide Schwestern waren im französischen Interesse geblieben. Ludwig schlug ihnen eine Verbindung zwischen ihren beiden Kindern vor, dergestalt, daß Amadeus II. seine Staaten aufgeben und sich nach Portugal übersiedeln solle. Um ihn zu diesem Schritte zu veranlassen, wurden von französischer Seite in mehren seiner Provinzen Unruhen und Aufstände erregt. Die beiden fürstlichen Personen waren schon versprochen, als der junge Herzog von Savoyen im entscheidenden Augenblicke diesen Plan zerriß und in seinem Lande blieb. Bald nachher kaufte der König die Festung Casal, die einst in den italienischen Kriegen zur Zeit Richelieu's eine so große Rolle gespielt, von dem Herzoge von Mantua und ließ sie, der Einsprache Oesterreichs und Spaniens ungeachtet, von seinem Kriegsvolk besetzen. Die französische Marine, die unter Colbert's Verwaltung und Duquesne's Führung zu einer großen Höhe

gelangt war und jetzt mit den ersten Flotten wetteifern konnte, beschränkte das Unwesen der barbareskischen Seeräuber, verfolgte sie von Tripolis bis in den Hafen von Chios und bombardirte Algier. Dieses rühmliche Bestreben, den Handel im mittelländischen Meere von seinen gefährlichsten Feinden zu befreien, ward allen christlichen Staaten vortheilhaft. Ludwig's Ehrgeiz und selbst seine Treulosigkeit zeigte sich aber in dem neuen Angriffe, den er auf das ohnmächtige, unter Karl II. seiner Auflösung entgegengehende Spanien vorbereitete. Nicht damit zufrieden, ihm die Franche-Comté und mehre belgische Grenzfestungen entrissen zu haben, ließ er durch seine Chambre de Reunion in Metz erklären, daß ein Theil des Luxenburgischen früher von Frankreich abgehangen habe und daß Karl II., als Herzog dieses Landes, ihm für dessen Besitz zu huldigen habe. Als Spanien auf diesen Anspruch keine Rücksicht nahm, ließ der König die Provinz besetzen, die Hauptstadt belagern und das Land umher auf die grausamste Art verheeren und aussaugen. Luxenburg hing vom deutschen Reiche ab, aber Leopold I. war damals kaum im Stande, seine eigenen Erbstaaten, deren Hauptstadt von den Türken belagert wurde, viel weniger das Reich zu beschützen, und erhob keine Einsprache. Hiermit nicht zufrieden, verlangte Ludwig die Abtretung einiger flandrischen Grenzplätze, denen er im Frieden von Nimwegen nicht entsagt zu haben vorgab. Auf die Weigerung des spanischen Kabinets ließ er Courtrai und Dixmund besetzen. Eine Kriegserklärung erfolgte jetzt von Seiten Spaniens, das aber auf keinen Widerstand vorbereitet war. Die Franzosen rückten in das Luxenburgische, in Catalonien und Navarra ein und verwüsteten diese Gegenden, ohne auf eine Macht zu stoßen, die ihnen hätte die Spitze bieten können. Ganz Europa war damals wie gelähmt und Frankreich allein schien wie ein gesunder und kräftiger Körper zu walten. Oesterreich war fortwährend von den Türken bedroht, das deutsche Reich, Italien und Spanien politisch todt, England in innerer Gährung begriffen, Holland von den Anstrengungen seiner letzten Kriege erschöpft. Dänemark und Schweden hatten sich von dem Schauplatze der Thaten, auf dem sie in der Mitte dieses Jahrhunderts sich so lebendig geregt, allmälig zurückgezogen. Luxenburg, nach Strasburgs Verlust, die wichtigste Grenzfestung Deutschlands, ging endlich an die Franzosen über (1684). Auf der spanischen Grenze ward ohne Entscheidung gestritten. Karl II. von Spanien, von allen seinen Alliirten verlassen, und Leopold außer Stande, sich selbst zu schützen, wurden endlich unter Hollands Vermittlung zu einem zwanzigjährigen Waffenstillstande mit Ludwig gezwungen,

vermöge dessen ihm alle seine Usurpationen in Flandern, dem Elsaß und Lothringen bleiben, er aber während dieser Zeit keine neuen Ansprüche erheben sollte. Der Friede von Nimwegen, von Frankreich so oft verletzt, ward in diesem neuen Vergleiche, der ganz zu seinen Gunsten war, vom Kaiser und dem Reichstage in Regensburg ebenfalls angenommen.

Während dieser Waffenstillstand unterhandelt wurde, von dem Wiener und Madrider Hofe aber noch nicht ratificirt war, benutzte Ludwig die allgemeine Besorgniß und Zaghaftigkeit, die sein Glück und seine Macht einflößten, zu einer der größten Verletzungen des Völkerrechts, einem plötzlichen Ueberfalle auf Genua, einen unabhängigen Staat, mit dem er in Frieden stand. Nach einer Menge von Ansprüchen und Forderungen, welche die Rechte und selbst die Unabhängigkeit der Republik bedrohten, nach willkürlich ersonnenen oder sehr übertriebenen Beschwerden schickte er eine Flotte gegen die Stadt, die innerhalb vier Tagen an zwölftausend Bomben auf dieselbe warf, einen großen Theil ihrer schönsten Gebäude zerstörte und ein ganzes Quartier in Asche legte (1684). Genua war seit hundert Jahren eng mit Spanien verbunden gewesen und eben dies hatte den Haß und die Eifersucht Ludwig's erregt, und zugleich wurde die Republik von dem deutschen Reiche noch unter seine Vasallen gezählt. Aber weder das eine noch das andere dieser Verhältnisse sicherte sie vor dem Uebermuthe des Königs. Nach einer so barbarischen Execution, wie die zweck- und grundlose Beschießung dieser herrlichen Stadt, mußte sie, von dem Kaiser nicht einmal in den Vertrag von Regensburg aufgenommen und Frankreich durchaus preisgegeben, ihren Dogen und eine Deputation des Senates nach Versailles, die Verzeihung und Milde des Königs anzuflehen, abschicken. Die Franzosen hatten seit Karl VIII. in Italien eine Menge willkürlicher, oft selbst grausamer und zugleich immer unpolitischer Handlungen verübt, als hätten sie die für sie im italienischen Volke vorhandene und immer wieder erwachende Sympathie absichtlich zerstören wollen. Das Bombardement Genuas vollendete das Maß, und nicht nur die französische Regierung, sondern selbst der französische Charakter wurden in Italien für lange Zeit ein Gegenstand allgemeiner Abneigung. — Ludwig ließ nach dem Frieden oder dem Waffenstillstande von Regensburg seine Truppen so lange als möglich in den Niederlanden, um sie auf deren Kosten ernähren zu lassen. Er hatte dieses reiche Land durch große Contributionen erschöpft, und als er endlich bei der Unmöglichkeit, mehr zu erpressen, einen Theil des Geforderten erließ, ward dies als ein

Act unerhörter Großmuth gepriesen und von der Academie des Inscriptions, wie nach allen gerechten oder ungerechten, aber glücklichen Unternehmungen dieses Fürsten, eine Medaille geschlagen.

Ludwig stand jetzt auf einer Höhe, wie noch kein anderer König von Frankreich vor ihm. In der Regierung seines Landes hatte er nicht nur eine politische, sondern, was wenigen Fürsten gelungen, eine moralische Autokratie für sich zu gründen gewußt. Nicht nur der Wille, sondern auch die Meinung seiner Unterthanen war von ihm abhängig und er für sie gewissermaßen das verkörperte Ideal des Vaterlandes geworden. Es gab zwar allerdings hier und da einige Stimmen, die nicht in diesen Chor der Bewunderung einfielen, aber ihr Widerspruch, wenn er sich vernehmbar zu machen wagte, verhallte ungehört. Die Nation vergaß über dem Gedanken an die Größe ihres Fürsten den Druck und die Abhängigkeit, in die sie gerathen war. Ludwig hatte mehr als eine Handlung, wie z. B. gleich im Anfange seiner Regierung die Verurtheilung Fouquet's, dessen Strafe er willkürlich erschwerte, sich zu Schulden kommen lassen, die in ihm den Despoten, der sich über jede Verantwortlichkeit hinaussetzte, kund gethan. Indessen hatte er nur selten die schwankende Grenze überschritten, wo die unumschränkte Gewalt eines Einzigen zur Tyrannei wird und bisher noch nie eine allgemeine Maßregel genommen, die diesen Namen verdient hätte. Jetzt aber, von seinen Erfolgen im Auslande noch mehr als von dem Concert der allgemeinen Bewunderung, das ihn im Innern umgab, berauscht, begann der Enkelsohn Heinrich's IV., so weit es die veränderte Gesinnung der Zeit erlaubte, in die Fußstapfen Philipp's II. zu treten und sich gegen einen Theil seiner Unterthanen als ein Tyrann und Verfolger zu zeigen. Von diesem Augenblicke an schien sein guter Genius sich allmälig von ihm zu entfernen und dem, was in seiner Natur, seinem Charakter und seinen Grundsätzen Falsches und Verwerfliches lag, über seine bessern Eigenschaften den Sieg zu lassen. Diesem Sinken der sittlichen Gesittung folgte auch, obgleich wie immer in der Geschichte langsam und erst in einiger Entfernung, eine Abnahme der materiellen Macht, und alle innern und äußern Verhältnisse, die ihn bisher fast immer begünstigt hatten, sollten sich, durch eine gerechte Fügung des Schicksals, von jetzt an erst leichter und dann immer entschiedener gegen ihn erklären. — In dem Charakter Ludwig's war im Vergleiche zu dem, wie er sich früher gezeigt, eine große Veränderung vorgegangen, oder derselbe hatte vielmehr, wie jede Individualität, im Laufe der Jahre sich seiner ersten Anlage gemäß entwickelt und seine wahre

Natur unabhängiger als in der Jugend herausgekehrt. So groß auch seine Vorstellung von ihm selbst und seinen Rechten von jeher gewesen, so hatte er in der ersten Zeit seiner Regierung seine eigene Unzulänglichkeit oft gefühlt und war von seinen Umgebungen, wenn auch nicht der Form, doch der Sache nach, vielfältig abhängig gewesen. Selbst die Kenntniß von der Macht und den Hülfsquellen seines Reiches und der Schwäche der meisten andern Staaten konnte ihm erst allmälig klar geworden sein. Aber das Bedürfniß der Monarchie in seinem Volke, die Richtung desselben lieber in einer großartigen nationalen und politischen Einheit alle seine Rechte aufgeopfert zu sehen, als dieselben in einem zerstückelten Zustande theilweise zu bewahren, seine Erfolge gegen das Ausland, die maßlose Anerkennung seiner Vorzüge, die Blindheit für seine Mängel, hatten den in ihn von der Natur gepflanzten Trieb der Selbstsucht zu einer riesigen Blüte emporgetrieben und allmälig sein ganzes Wesen mit dem Gefühle seiner Person und deren Bedeutung erfüllt. In einer privaten Existenz würde ein solcher Egoismus gehässig oder lächerlich geworden sein, in einem mächtigen und zugleich glücklichen Fürsten nahm er, in der Meinung der Andern, den Charakter der Größe an. Außerdem war Ludwig um diese Zeit (1685), obgleich in den besten Lebensjahren stehend, geistig schon alt, starr und düster geworden. Seine Phantasie und sein Gefühl hatten sich in den zahllosen gröbern und feinern Liebeshändeln, die ihn von den Jünglingsjahren an beschäftigt, aufgezehrt und er und seine Schmeichler nahmen die Uebersättigung, die an ihm bemerkbar wurde, für Entsagung, Ueberwindung und, nach damaliger Art zu reden, für den Anfang einer Bekehrung an. Zugleich waren viele von den Personen, die ihn in seiner Jugend umgeben, verschwunden und er kam sich denen, die er jetzt sah, wie durch Rang und Macht, so auch an Alter und Einsicht überlegen vor. Sein von Natur stolzer und selbstsüchtiger Sinn, sein thätiger, aber trockener Geist, seine strenge und folgerechte, aber beschränkte und enge Denkungsweise zogen sich immer einsamer und abgeschlossener in sich zusammen. Die Gunst der Umstände und noch mehr eine sich unter allen denkbaren und meist verführerischen Formen kund gebende Schmeichelei veranlaßte diesen von der Natur zum Mißbrauch des Glückes und zur Willkür geeigneten Fürsten sich für ein Orakel und seine Ueberzeugung als ein unverbrüchliches Gesetz für Andere anzusehen.

Wir haben oben darzuthun versucht, daß die Abneigung, die Ludwig XIV. vom Anfange seiner Regierung an gegen die Hugenotten bewies, mehr aus politischen als religiösen Motiven entstand,

mehr die Partei als die Sekte traf, daß er dabei mehr vom Instinkt des Despoten als des Fanatikers geleitet wurde. In Philipp II. z. B. scheint dies nicht getrennt gewesen zu sein und sein Ausspruch, daß er lieber gar keine Unterthanen, als Ketzer zu solchen haben wolle, mag aufrichtig gemeint gewesen sein, denn er trat von Hause aus als ein Verfolger auf und ließ sich mit dem neuen Glauben in keine Art von Verhältniß ein. Ludwig hatte zwar während der ersten Hälfte seiner Regierung die bürgerlichen und religiösen Rechte der Hugenotten einzuschränken, ihre Großen zum Uebertritte zu verführen, den Geringern ihr Dasein zu verbittern gesucht, indessen doch keinen entscheidenden Schritt zur Vernichtung des Protestantismus in Frankreich gethan. Seine Veranstaltungen gegen ihn waren mit Kaltblütigkeit, Ueberlegung, in genauem Zusammenhange unter einander, aber ohne Uebereilung und Leidenschaft, genommen werden. Er ging erst zu einem entscheidenden Angriff gegen ihn über, als er, im Innern und Aeußern vollkommen über seine Herrschaft beruhigt, keinen bedeutenden Widerstand zu fürchten hatte. Wenn demnach im Ganzen angenommen werden muß, daß Ludwig ein mehr politischer als religiöser Charakter war und daß ihn mehr sein Interesse als sein Gewissen zur Verfolgung seiner protestantischen Unterthanen veranlaßte, so scheint es doch auf der andern Seite ebenso gewiß, daß ihm in reifern Jahren seine Intoleranz als ein Verdienst erschien, und daß er sich mit dem Himmel für die Sünden seiner Jugend durch die Vernichtung derer abzufinden dachte, die ihm als dessen Feinde dargestellt wurden. Seine Selbstsucht, der gründlichste und eigenthümlichste Zug in der Natur dieses Königs, trat auch in diesem Verhältnisse charakteristisch hervor, indem er das Unglück Anderer als ein Mittel des Heiles für sich brauchen wollte. Eine solche Pönitenz kostete ihm eben kein persönliches Opfer und keine große Ueberwindung, denn sie stimmte mit seinem Hange zur Härte, zum Zwange und zur Ausschließung Anderer überein. Man hat viel von dem Einflusse seiner Umgebungen in Bezug auf seine Verfolgung der Hugenotten, seines Beichtvaters, des Pere La Chaise, des alten fanatischen Kanzlers le Tellier, der Frau von Maintenon u. s. w. gesprochen, und ein solcher hat allerdings stattgefunden, man muß aber dabei nicht vergessen, daß Ludwig nur dann solchen Einwirkungen zugänglich war, wenn sie seinen Interessen oder seinen Leidenschaften schmeichelten, im entgegengesetzten Falle sie aber sehr wohl abzuweisen verstand. Als z. B. in frühern Jahren einer seiner Gewissensräthe ihm über sein Verhältniß zu der Marquise de Montespan Vorstellungen

machte, entfernte er ihn und nahm einen gefälligern Beichtvater an seiner Statt an. Er war den Einflüsterungen der Intoleranz nur deshalb so zugänglich, weil der Keim zu ihr in seiner eigenen Natur lag. Nachdem er in den politischen Verhältnissen der unumschränkte Herr seiner Unterthanen geworden, wollte er auch keine religiöse Differenz zwischen sich und ihnen dulden. Seine religiöse Unduldsamkeit war im Grunde nur eine Form seines politischen Despotismus.

Die Hugenotten waren allmälig so aller bürgerlichen Rechte beraubt, oder im Gebrauche derer, die ihnen noch gelassen, so beschränkt worden, daß eine offenbare und allgemeine Verfolgung die einzig mögliche Steigerung der gegen sie genommenen Maßregeln sein konnte. Ein ansehnlicher Theil der Großen unter ihnen war zum Katholicismus übergetreten, die Masse des kleinern Adels und Handelsstandes blieb aber ihren Ueberzeugungen treu und gegen diese richtete sich jetzt der Haß des Königs, der, wie alle Despoten, einmal in die Bahn der Ungerechtigkeit und Tyrannei getreten, in ihr nicht anhalten konnte, ohne die Früchte dessen, was er sich bisher hatte zu Schulden kommen lassen, zu verlieren. In den letzten zehn Jahren war der Druck mit jedem Jahre gestiegen. Nachdem die meisten Kirchen der Protestanten niedergerissen, ihre Geistlichen verbannt und die, welche zurückkehrten, im Falle ihrer Habhaftwerdung mit dem Tode bestraft worden, nachdem ihnen nicht nur jede öffentliche Laufbahn, sondern zuletzt auch die Ausübung jeder Industrie untersagt worden, so daß die, welche nicht vom Ertrage ihres Vermögens leben konnten, ohne Unterhalt blieben, nachdem ihre Schulen geschlossen, die Kinder häufig ihren Eltern entrissen worden, nachdem an manchen Orten ihre Todten ausgegraben und auf den Schindanger geworfen worden, nahm Ludwig XIV. das Edict von Nantes förmlich zurück (2. October 1685) und erklärte den Protestantismus in seinem Reiche für aufgehoben. Die Hugenotten wurden der Form nach allerdings nicht zur Annahme des Katholicismus gezwungen, aber die Ausübung ihres Cultus wurde ihnen bei Lebensstrafe untersagt und ihre Kinder der katholischen Kirche einverleibt. Zugleich ward ihnen die Auswanderung bei Strafe lebenslänglicher Galeeren verboten. — Die Verfolgungen, welche den Widerruf des Edicts von Nantes begleiteten, übertrafen, wenn man, wie nothwendig ist, die Zeit, ihre Fortschritte, ihre Cultur, in Anschlag bringt, Alles, was früher der Art geschehen ist. Dieser barbarische und tyrannische Act Ludwig's XIV. ist vielleicht für noch schlimmer zu achten als die Bartholomäusnacht, hundertelf Jahre vorher, denn die Hugenotten waren damals eine bewaffnete, kämpfende und selbst

gefährliche Partei, während sie jetzt eine friedliche und duldsame Sekte bildeten, und auf der andern Seite war der Protestantismus zu Karl's IX. Zeit noch weit entfernt, eine so entschiedene und bestimmte Thatsache, wie unter Ludwig XIV. zu sein. In Languedoc allein kamen, nach katholischen Zeugnissen, über hunderttausend Protestanten, und wenigstens der zehnte Theil von ihnen durch die ausgesuchtesten und qualvollsten Todesarten um. Drei bis viermalhunderttausend sollen in den Gefechten und Ueberfällen, denn die königlichen Truppen stellten viele Jahre lang auf die geistlichen Versammlungen der Hugenotten in den Gebirgen und Wäldern eine förmliche Jagd an, gefallen sein. Eine gleiche Anzahl soll sich in das Ausland gerettet haben, und eine Million ungefähr, wie die Araber unter Philipp II. in Spanien, ihren Glauben äußerlich verleugnend, aber im Geheimen bewahrend, in Frankreich geblieben sein. Der größte Theil derer, denen es gelang, über die Grenze zu kommen, war städtischen Gewerben angehörig und trug seine Industrie zum großen Schaden Frankreichs in das protestantische Ausland, jedoch befanden sich wenigstens funfzehntausend Edelleute unter ihnen und viele ausgezeichnete Land- und Seeoffiziere. Ludwig empfand für den Augenblick die Folgen seiner Tyrannei nicht. Er wurde von dem Weihrauch und Jubelgeschrei, den besonders seine priesterlichen und weiblichen Umgebungen über diese Gräuelthat erhoben, wie ein römischer Triumphator, der auf das Kapitol fuhr, berauscht, und er glaubte in einer für jene Zeit unerklärbaren Verblendung, den Katholicismus, seine Krone und Frankreich gerettet zu haben. Für besonders glücklich hielt er den Umstand, daß Jakob II. von England sein Versprechen, die englische Freiheit und den Protestantismus in seinem Reiche zugleich abzuschaffen, durch die Angriffe auf die Dissidenten, mit denen er begann, zu halten entschlossen schien. Ebenso veranlaßte er den Herzog von Savoyen zu einer blutigen Verfolgung der Waldenser, die dieser Fürst aber, als er den sich im Stillen vorbereitenden Bund mehrer der ersten Mächte gegen Frankreich gewahr wurde, einstellte und die Vertriebenen sogar zurückrief.

Während Ludwig sich im Innern durch die Flucht oder den Untergang so vieler Tausende von wohlgesinnten und fleißigen Einwohnern selbst schwächte und seinen Namen in dem gesammten protestantischen Europa zu einem Gegenstande des Abscheues machte, fingen seine Verhältnisse zum Auslande, obwohl langsam und unbemerkt, sich zu seinem Nachtheil umzugestalten an. Daß Frankreich, aller Fortschritte seiner Entwickelung ungeachtet, stärker als Oester-

reich, Deutschland, die spanische Monarchie u. s. w. sein könne, wurde schon damals von Niemand geglaubt. Es hätte unter der Masse seiner Gegner, wenn diese einen gemeinsamen Plan verfolgt hätten, unterliegen müssen. Sie waren aber nicht nur nicht einig gewesen, sondern hatten ihre Kräfte nie ganz gegen Ludwig XIV. wenden können. Oesterreich, durch die kriegerische Bevölkerung seiner ausgedehnten Besitzungen unter andern Umständen für Frankreich ein furchtbarer Gegner, war durch die Waffen der Türken in seiner eigenen Existenz bedroht worden und hatte nur einen geringen Theil seiner Streitkraft an den Rhein senden können. Das deutsche Reich, so verfallen seine militairische Organisation, mit Ausnahme Brandenburgs und Baierns, auch sein mochte, hätte jedoch immer mit mehr Kraft gegen Frankreich auftreten können, seine Aufmerksamkeit war aber ebenfalls mehr auf den Osten als den Westen gerichtet. Das türkische Reich hatte unter zwei besonders kriegerischen und fähigen Großveziren, den beiden Köprili, seinen schon damals beginnenden Verfall für eine Zeit lang aufzuhalten gewußt. Nach dem Tode des letztern der beiden großen Feldherren fiel die Verwaltung und Kriegführung von Neuem in unfähige Hände. Die Oesterreicher gewannen (August 1685) die große Schlacht bei Gran über die Türken und nahmen einige Wochen darauf Ofen und mehre andere Festungen ein, bei deren Erstürmung die Türken jedesmal ungeheure Verluste erlitten. Die Polen fielen unter Sobieski zu gleicher Zeit in der Wallachei ein. Die ungarischen Insurgenten hatten die Amnestie, die ihnen der Kaiser bewilligte, angenommen und der Woiwode von Siebenbürgen, Michael Abaffi, sich ebenfalls mit ihm ausgesöhnt. Durch die Ueberlegenheit, die Leopold I. in diesen Gegenden errang, ward es ihm möglich, auf den Mittelpunkt Europas mit größerem Nachdruck zu wirken. Ludwig XIV. hatte jedoch seinen eifrigsten und fähigsten Gegner in seiner nächsten Nähe, der, obgleich an der Spitze eines kleinen Staates stehend und auch hier noch sehr gebunden, durch sein Talent dazu bestimmt war, auf die Welt einen viel größern Einfluß als die beiden Häupter des habsburgischen Hauses mit ihren unermeßlichen, halb Europa und Amerika umfassenden Besitzungen auszuüben. Wilhelm von Oranien sah in dem Umsichgreifen Frankreichs nicht nur Hollands Unabhängigkeit, sondern seine eigene Stellung bedroht. Die Prinzessin von Oranien, Jakob's II. älteste Tochter, war die wahrscheinliche Erbin der englischen Krone. Wilhelm glaubte, daß Ludwig XIV. den König von England zu bewegen suchte, sie um ihrer Religion willen, denn sie war dem Protestantismus ebenso eifrig, wie ihr Vater dem Katho-

licismus ergeben, von der Erbfolge auszuschließen. Außerdem fand sich der Prinz von Oranien von dem Könige persönlich verletzt, denn die Hugenotten waren in dem ihm zugehörigen, in der Provence liegenden Fürstenthum Orange, wie im übrigen Frankreich verfolgt worden. Alle möglichen Motive, persönliche, politische und religiöse, erregten den Prinzen von Oranien gegen den König und er war dazu bestimmt, einen großen Theil der Plane Ludwig's scheitern zu machen. Zugleich fand der Hang dieses letztern seine unbegründetsten Ansprüche durchsetzen, seine Rechte willkürlich ausdehnen zu wollen, neue Gelegenheit, sich zu zeigen und das gegen ihn bestehende Mißtrauen der andern Mächte zu nähren. Der Pfalzgraf war nämlich ohne Kinder gestorben und seine Schwester, die den Herzog von Orleans geheirathet, machte, von Ludwig XIV. veranlaßt, auf einen großen Theil seiner Besitzungen Anspruch. Der König erklärte sich zur Unterstützung ihrer Rechte bereit. Um dieser Drohung zu begegnen, schlossen der Kaiser, die Könige von Spanien und Schweden, die Stände des bairischen, schwäbischen, fränkischen und sächsischen Kreises eine Allianz (1686), der Bund von Augsburg genannt, in welchem sie sich zur Erhaltung der Integrität des deutschen Reiches anheischig machten und zu diesem Zweck, im Falle eines Krieges, ein großes Heer aufzustellen versprachen. Ludwig würde in früherer Zeit kein Bedenken getragen haben, einen solchen Bund als einen Act der Feindseligkeit gegen ihn zu betrachten. Louvois rieth auch in der That zu energischen Maßregeln gegen die, welche, indem sie auf ihre eigene Sicherheit bedacht waren, Frankreich zu bedrohen schienen. Aber der Tod Colbert's, der einige Jahre vorher eingetreten (1683), die Unordnung in den Finanzen, die ihm bald folgte, die Höhe der Abgaben, die Minderung des innern Wohlstandes durch die Verfolgung der Protestanten, der wachsende Einfluß der Frau von Maintenon, die für die Erhaltung des Friedens stimmte, ließ Ludwig das, was er gleichwohl für eine Beleidigung seiner Größe ansah, wenigstens für den Augenblick übersehen. Seine Aufmerksamkeit richtete sich, außer seinen persönlichen Verhältnissen, wie seine Bauluft, sein Hofleben, dessen Pracht er damals etwas einzuschränken anfing, vornehmlich auf die religiösen Verhältnisse seines Landes. Gegen die Hugenotten, die in Frankreich geblieben, wurden die Maßregeln der strengsten Wachsamkeit angeordnet. Die, welche den Katholicismus angenommen, und dies war die Mehrzahl, wurden, wenn sie nicht zu gewissen Zeiten den öffentlichen Gottesdienst besuchten, mit Gefängniß oder Geld bestraft. Die, welche im Falle einer Krankheit sich nicht den katholischen Sakramenten unter-

warfen, wurden, wenn sie genasen, auf die Galeeren geschickt und, wenn sie starben, ihre Leichname durch die Straßen geschleift und auf den Schindanger geworfen, die, welche bei heimlichen Versammlungen ergriffen worden, dem Strange überliefert, die Geistlichen aber, die sich verbargen, oder aus der Verbannung zurückkehrten, gewöhnlich mit dem Rade oder dem Feuertode bestraft. Diese Barbareien erschreckten und entsetzten für den Moment, aber überzeugten und bezwangen eine tief gewurzelte, durch die erduldeten Leiden selbst sich immer mehr in sich begründende Ueberzeugung nicht. Da der französische Charakter, ungeachtet seiner beweglichen Oberfläche und seines Leichtsinnes in Dingen, die ihn nicht tief berühren, bei wichtigen Veranlassungen eine außerordentliche Kraft zu entwickeln und starke, leidenschaftliche Ueberzeugungen zu bethätigen, in hohem Grade fähig ist, so brachten diese Gräuel ungefähr das Gegentheil von dem, was sie bezweckten, hervor. Tausende von Hugenotten hauchten ihr Leben unter Martern aller Art aus, aber die, welche übrig blieben, veränderten ihren Glauben nicht. Unter einem rohen und zugleich weichen Menschenstamme, wie z. B. die Slaven, würde eine solche Verfolgung, wie die Geschichte des Protestantismus in Böhmen, Polen, Ungarn u. s. w. beweist, ihren Zweck erreicht haben, in einer Nation, wie die französische aber, wo die Individualität so mächtig hervortritt, die so sehr von Ideen und Principien belebt wird, reichte keine sinnliche Gewalt aus, die innere Ueberzeugung zu verwandeln, denn wie das härteste Gestein der größten Politur fähig ist, so sind auch die bildsamsten Geister zugleich die festesten, sobald es sich um Interessen handelt, die mit ihrem Wesen eins geworden sind.

In dieser Zeit, wo Ludwig mit der Ausrottung des Protestantismus in seinem Reiche beschäftigt war und keine großen auswärtigen Unternehmungen seine Thätigkeit erfüllten, waren die Jesuiten durch den Einfluß der Frau von Maintenon und die Feinheit des königlichen Beichtvaters, des Pere la Chaise, in der Gunst und dem Vertrauen des Königs außerordentlich gestiegen. La Chaise erhielt die Austheilung der kirchlichen Würden, das Ministerium des Cultus, wie man heute sagen würde, „la feuille des bénéfices," wie es im alten Frankreich hieß, und von dieser Zeit an übte sein Orden auf die französische Geistlichkeit und selbst den moralischen Zustand der Nation einen bedeutenden und fast immer unglücklichen Einfluß aus. Sonderbar genug waren jedoch die Häupter und Führer dieses Ordens in Frankreich dem damaligen Papste Innocenz XI. abgeneigt, während die Vertheidigung der päpstlichen Macht sonst der

eigentliche Zweck dieser geistlichen Miliz war, und flößten Ludwig XIV., der die Religion meist blos nach ihrer politischen Seite kannte und begriff und aller tiefern Einsicht in ihren Ursprung, ihre Gesetze, ihr Wesen überhaupt, ermangelte, die gehässige und lächerliche Meinung ein, daß der Papst selbst ein Jansenist und damit ein Gegner der Monarchie und besonders der französischen sei. Ludwig, dessen despotischem Charakter eine Religion gefiel, die ihren Bekennern einen unverbrüchlichen Gehorsam gegen jede Art öffentlicher Gewalt, guter oder schlechter, zur ersten aller Pflichten machte, konnte es gleichwohl nicht ertragen, daß diese Religion auch für ihn verbindlich sein sollte und daß ihr Oberhaupt seinem Willen in gewissen Dingen eine Grenze vorzuschreiben behauptete. Er war von Anfang seiner Regierung an mit dem römischen Hofe in Streit verwickelt gewesen, obgleich dieser sich nie eine Einmischung in die weltlichen Rechte des Königs hatte zu Schulden kommen lassen. Innocenz XI., einer der besten Päpste, war gerade der, mit welchem Ludwig sich am meisten überwarf. Dieser Papst hatte das Recht der Asyle, das sich die Gesandten der fremden Mächte in dem ganzen Bezirke, wo ihre Wohnungen lagen, angemaßt hatten, nicht mehr anerkennen wollen. Ganze Banden von Uebelthätern hatten unter diesem Schutze bisher der päpstlichen Regierung in ihrer eigenen Hauptstadt getrotzt. Alle übrigen katholischen Mächte entsagten diesem mit der Souverainetät des Papstes und der öffentlichen Sicherheit unverträglichen Privilegium. Ludwig, von dem päpstlichen Nuntius in Paris auf dieses Beispiel aufmerksam gemacht, antwortete mit gewohntem Stolz, „daß er sich nicht nach Andern zu richten, sondern daß Gott ihn eingesetzt habe, Anderen ein Beispiel zu geben." — Zugleich schickte er einen neuen Botschafter, den Marquis de Lavardin, mit dem ausdrücklichen Befehle nach Rom ab, jenes Recht des Asyls, und was mit ihm zusammenhing, von Neuem in Anspruch zu nehmen. Lavardin wurde außerdem von achthundert bewaffneten Franzosen, meist alten Militairs, als Attachés, Pagen, Dienern aller Art begleitet und vierhundert andere wurden ihm nachgeschickt. Der Papst, dessen Geduld endlich erschöpft war, nahm den französischen Botschafter nicht an, verbot seinen Unterthanen jede Verbindung mit ihm und belegte die französischen Kirchen in Rom, in denen er seine Andacht verrichtet hatte, mit dem Interdikt. Innocenz XI. hatte außerdem die Entscheidung des französischen Klerus in Bezug auf die Regale nicht anerkannt und den Geistlichen, welche die vier Artikel der gallikanischen Kirche vertheidigt hatten, sobald sie der König zu Bischöfen erheben wollte,

die kanonische Bestätigung verweigert. Fünfunddreißig Kathedralkirchen waren auf diese Art in wenigen Jahren unbesetzt geblieben. Sobald die Nachricht von der Exkommunikation des französischen Botschafters und der Interdiction der französischen Kirchen in Rom nach Versailles gekommen, loderte der Zorn Ludwig's XIV. auf das Heftigste empor. Noch war er während seiner ganzen Regierung durch keinen Act so empfindlich daran erinnert worden, daß es außer seiner Gewalt eine andere gäbe, welche auf die innern Verhältnisse seines Landes einen Einfluß auszuüben sich für berechtigt halte. Er war nicht nur der Handlungen, sondern auch der Gesinnungen seiner Unterthanen aller Stände und Klassen so durchaus Meister geworden, daß alle Geistliche und Laien seinen Unmuth theilten, oder wenigstens zu theilen vorgaben. Das pariser Parlament, das von ihm so sehr erniedrigt worden, trat zuerst hervor und legte gegen die päpstliche Bulle Protest ein. Der Generaladvokat brachte in seinem Requisitorium wiederum die lächerliche Anklage vor, daß der Papst ein Jansenist sei und diese Sekte begünstige. Er suchte ihn sogar als einen Irrgläubigen darzustellen, indem er seine Nachsicht gegen die Quietisten anklagte, eine Sekte, die das Wesen des Christenthums in eine beständige innere Betrachtung und geistige Uebereinstimmung mit der Gottheit setzte und an deren Spitze eine Frau von einem unklaren Geiste, aber tiefen Gefühle, Margarethe Guyon stand, die mehre Geistliche, unter Andern den berühmten Fenelon, für ihre Meinungen gewonnen hatte. Bossuet, der in der Religion ebenso intolerant wie Ludwig XIV. in der Politik war, hatte nur mit großer Mühe die Verdammung der Grundsätze der Quietisten, die Fenelon in einem besondern Werke niedergelegt, von Seiten der römischen Curie ausgewirkt. Nichts hätte dem Könige gleichgültiger als die Meinungen dieser Sekte sein können, er sah aber in dieser Neuerung eine Abweichung von dem von ihm befolgten System, und dies war hinreichend, ihn zur Verfolgung anzutreiben. — Innocenz XI., den der Ruf seiner persönlichen Tugenden, seine Popularität in Rom und die hohe Meinung, die er mit Recht von seiner Stellung einem katholischen Fürsten gegenüber hatte, in diesem Streite unterstützte, war nicht geneigt, Frankreich nachzugeben. Der Kurfürst und Erzbischof von Köln war gestorben und Frankreich wünschte den in seinem Interesse stehenden Grafen von Fürstenberg zu seinem Nachfolger gewählt zu sehen. Sein Mitbewerber war der siebenzehnjährige Prinz Clemens von Baiern. Das Kapitel war getheilt und die Entscheidung wurde dem Papste überlassen. Dieser ernannte, als ein Mittel des Wider-

standes gegen Ludwig, den jungen Prinzen, denn Fürstenberg war nicht nur dem Papste verdächtig, sondern auch dem Kaiser wie den übrigen Ständen wegen seines früher an Deutschland begangenen Verrathes verhaßt. Ludwig erließ jetzt ein Manifest, das in frühern Zeiten vielleicht ein Schisma hervorgebracht haben würde, jetzt aber nur eine Menge gegenseitiger Beschuldigungen und Angriffe, eine politische, aber keine religiöse Bewegung zur Folge hatte. Er erklärte darin seinen Entschluß, den Papst fortan als seinen offenbaren Gegner ansehen und dessen Vermittlung in keiner der schwebenden oder noch vorkommenden Collisionen anerkennen zu wollen. Er verlangte die Entschädigung des Herzogs von Parma, den die apostolische Kammer mehrer ihm zugehörigen Lehne beraubt hatte, behauptete die Wahlfreiheit des Kapitels von Köln, die durch die Ernennung des bairischen Prinzen verletzt sei, schützen zu müssen, und drohte Avignon zu besetzen und ein Heer gegen Rom zu schicken. Sobald diese Erklärung bekannt geworden (September 1688), versammelte der Erzbischof von Paris die in der Hauptstadt anwesenden Prälaten, Aebte, Pfarrer u. s. w., um die Maßregeln des Königs gegen den Papst zu rechtfertigen, und alle stimmten ihm ohne Bedenken bei. Der Generaladvokat des Parlaments appellirte an ein allgemeines Concil gegen Alles, was der römische Hof gegen den König zu unternehmen geneigt sein könne. Die Universität, die selten in diesen Zeiten mehr ein Zeichen des Lebens von sich gab, erließ eine Erklärung in demselben Sinne. Frankreich war der königlichen Autorität so unterwürfig geworden, daß es fast aufgehört hatte, katholisch zu sein, wenigstens in dem Sinne, den dieser Ausdruck im Mittelalter gehabt hatte. Ludwig beförderte durch seinen Despotismus die ohnedies seit langer Zeit zunehmende Richtung der Nation gegen alles höhere übersinnliche Leben und trieb sie in die weltliche Verstandesrichtung hinein, die zwar jetzt mit der Monarchie im Bunde war, sich später aber gegen diese kehren sollte. Im October 1688 bemächtigten sich die Franzosen Avignons, dessen Besitz sich Ludwig von dem von ihm ganz abhängigen Parlament von Aix, wie von einem unabhängigen Schiedsrichter, zuerkennen ließ, und sein Sohn, der Dauphin, setzte sich, ohne vorangegangene Kriegserklärung, mit einem Heere gegen Deutschland in Bewegung, um die Wahlfreiheit des Kapitels von Köln und die so genannte deutsche Freiheit zu schützen, die so oft der Vorwand fremder Einmischung gewesen war. In demselben Augenblicke bereitete sich aber in England und Holland die große Bewegung vor, welche den Sohn Karl's I. vom Throne stoßen, den fähigsten und unbeugsam-

sten der Gegner Ludwig's, den Prinzen von Oranien auf denselben erheben und in diesem wichtigen Theile Europas ein dem französischen entgegengesetztes politisches System zur Herrschaft bringen sollte. Diese Revolution, die sich am Ende dieses Jahres (1688) vollbrachte, sollte auf die ganze übrige Regierung Ludwig's XIV. von großen und für ihn unglücklichen Folgen sein und seine und seines Landes Stellung in mancher Beziehung in Europa wesentlich verändern. In den siebenundzwanzig Jahren, seitdem dieser König seit Mazarin's Tode durch sich selbst geherrscht, war seine Macht beständig im Steigen und die Nachbarstaaten seinen Ansprüchen oder Einfällen ausgesetzt gewesen. In den siebenundzwanzig Jahren, die er, von der englischen Revolution an, noch regieren sollte, steigt Frankreich von der Höhe, auf die es gekommen, herunter, aber mit diesem Sinken beginnt die lange, große, erst geheime, dann endlich sichtbar werdende Arbeit einer moralischen und politischen Emancipation im Innern der Nation, welche deren Zustand von Grund aus verändern sollte.

Neuntes Kapitel.

Der Dauphin hatte die deutsche Grenze mit einem Heere von dreißigtausend Mann überschritten, stieß auf keine Macht, die ihm hätte widerstehen können und nahm nach kurzer Belagerung Philippsburg ein, wo sich große Kriegs- und Mundvorräthe befanden. Die deutsche Verfassung, welche den Geist des Absolutismus mit den Formen des Feudalwesens in sich vereinigte, die verkehrteste und unfruchtbarste aller politischen Combinationen, hatte die Nation fast wehrlos gemacht und die Franzosen seit langer Zeit gewöhnt, Deutschland und besonders die reichen westlichen Provinzen desselben als einen offenen Schauplatz für ihre kriegerische Thätigkeit anzusehen, so wie ihre Kunst der Unterhandlungen an den vielen kleinen geistlichen und weltlichen Höfen durch Versprechungen, Schmeicheleien und Bestechungen einen leichten Eingang fand. Die Idee eines gemeinsamen Vaterlandes hatte sich in dem Labyrinth der

deutschen Zerstückelung fast verloren und drohte die Nation einem politischen Untergange entgegenführen zu müssen. Es würde dies auch wahrscheinlich geschehen sein, wenn Frankreich nicht den Haß aller andern Mächte auf sich gezogen und diese alle gegen sich bewaffnet hätte. Bei der Abwesenheit alles öffentlichen und nationalen Geistes, der damals unter den Nachkommen der alten Eroberer der römischen Welt am tiefsten gesunken war, würde Deutschland unter etwas andern Umständen sich wahrscheinlich als ein Ganzes aufgelöst und das Schicksal Italiens erlitten haben. Dies würde um so leichter geschehen sein, da es damals noch kein Preußen gab und kein siebenjähriger Krieg der deutschen Nation bewiesen hatte, was selbst ein kleiner Theil von ihr vermag, wenn seine moralische und physische Kraft von einer energischen Hand geleitet wird. — Die französische Armee drang bis Augsburg vor und erhob hier, die Stadt um des Bundes willen, dem sie den Namen gegeben, zu strafen, große Contributionen. Ein anderes französisches Heer war unter dem Marquis de Boufflers auf dem linken Rheinufer geblieben, hatte Mainz und Trier besetzt, Coblenz bombardirt und den Cardinal von Fürstenberg, für dessen Rechte Ludwig XIV. zu den Waffen gegriffen zu haben vorgab, in den Besitz eines Theiles der kölnischen Kurlande eingesetzt. Die französische Invasion hatte nur vierzig Tage gedauert und Deutschland in dieser kurzen Zeit dennoch großen Schaden gethan.

Die Revolution, die in England im November dieses Jahres gegen die Stuarts angefangen, hatte unerwartet schnell ihr Ziel erreicht. In den ersten Tagen des Januars (1689) kam Jakob II. flüchtig in Frankreich an und noch vor Ablauf desselben Monats wurde dem Prinzen von Oranien unter dem Namen Wilhelm III., in Gemeinschaft mit seiner Frau, der Prinzessin Maria, einer Tochter Jakob's II., die Krone zuerkannt. Frankreich hatte schon im December (1688) an Holland, weil es die Expedition des Prinzen von Oranien unterstützt, den Krieg erklärt. Jakob II. und seine Familie waren von Ludwig, der sich ausdrücklich zu ihrem Beschützer und Rächer erklärte, mit königlichen Ehrenbezeigungen aufgenommen worden. Der Krieg mit England war demnach so gut wie erklärt. Dieser sollte bald allgemein werden. Das deutsche Reich trat, was bisher nur einzelne seiner Fürsten und Stände gethan, der Ligue von Augsburg als ein Ganzes bei. Spanien erklärte sich im April (1689) gegen Frankreich. Savoyen schien schwankend, doch glaubte man, daß der Herzog dieses Landes ebenfalls in den Bund gegen Frankreich eingehen würde. Ludwig XIV.

stand ohne Alliirte da. Selbst Schweden, das so lange an Frankreich gehangen, hatte sich von ihm entfernt. Baiern, auf das er rechnen zu können geglaubt, verband sich mit seinen Feinden. Der neu erwählte Erzbischof von Köln, den Ludwig nicht anerkannte, war ein baierscher Prinz. Die französischen Küsten waren in schlechtem Vertheidigungszustande und mußten in großer Eile bewaffnet werden. Ein Heer wurde im Innern gesammelt, um jedem bedrohten Punkte sogleich zu Hülfe kommen zu können. Man war nicht ohne Besorgniß in Beziehung auf die im Lande in so großer Zahl gebliebenen heimlichen Hugenotten und ihre Verbindung mit dem Auslande. Frankreich war auf allen Seiten von Gefahren bedroht. Zugleich wurden die Folgen der Verschwendung des Hofes, des Sinkens der Agrikultur, der Höhe der Abgaben in dem großen Geldmangel fühlbar, der sich im Lande kund that. Der Nachfolger Colbert's, Le Pelletier, suchte den financiellen Verlegenheiten durch die herkömmlichen, nach dem Untergange des Mittelalters vom Königthume angewandten despotischen Mittel abzuhelfen. Diese eröffneten für den Augenblick eine Quelle, die aber bald wieder versiegte. Er drängte die Staatspächter und Lieferanten, die ihr Gewissen und ihre Hände nie rein fühlten und gegen welche die Regierung, die ihrer gleichwohl immer bedurfte, sich jede Bedrückung für erlaubt hielt, einen Theil ihrer Gewinnste herauszugeben. Er verkaufte eine Menge von Stellen und Aemtern und forderte von allen bedeutenden Städten sogenannte freiwillige Beiträge ein. Die Zurüstungen für den Krieg, der Aufwand des Hofes, den Ludwig nur in unbedeutenden Einzelnheiten, die auf das Ganze keinen Einfluß hatten, zu mäßigen suchte, die vermehrten Ausgaben, welche die Anwesenheit der vertriebenen englischen Königsfamilie und ihrer täglich sich vermehrenden Anhänger verursachte, zwangen die Regierung dem Lande immer drückendere Lasten aufzulegen. So groß war jedoch der natürliche Reichthum des Bodens, die Thätigkeit der producirenden Klassen, und so sehr waren diese an Druck und Entbehrungen gewöhnt, daß Maßregeln, die vielleicht in frühern Zeiten einen allgemeinen Widerstand verursacht haben würden, eine nur dunkle und furchtsame Unzufriedenheit erregten.

Der diesmalige Feldzug (1689) wurde von Ludwig mit großer Kraft, aber auch mit einer Härte und Grausamkeit begonnen, die nächst der Verfolgung der Hugenotten für den dunkelsten Flecken seiner Regierung gelten muß. Der Marschall Duras, der am Rhein stand, erhielt den Befehl, die Pfalz dergestalt zu verheeren, daß sie zwischen Frankreich und Deutschland eine Wüste bilden

konnte. Die französischen Minister schienen diese Idee von den Sueven und andern altdeutschen Völkern entlehnt zu haben, von denen Tacitus erzählt, daß sie auf diese Art ihre Grenzen zu schützen suchten. Schon Turenne hatte sich große Verwüstungen erlaubt, diese wurden aber jetzt bei weitem übertroffen und geschahen auf ausdrücklichen Befehl der Regierung. Das Empörendste dabei war, daß weder der Souverain noch die Einwohner der unglücklichen Pfalz diese Grausamkeiten auf irgend eine Art hervorgerufen hatten und daß die Schwägerin des Königs von Frankreich eine Prinzessin aus dem pfälzischen Hause war. Das Land von Oppenheim bis Frankenthal ward auf eine der Hunnen würdige Art verwüstet. Nicht nur die Städte und Dörfer wurden verbrannt, sondern die Weinstöcke ausgerissen und die Fruchtbäume an der Wurzel abgeschnitten. Fast viermalhunderttausend Einwohner kamen um das Ihrige. Der allgemeine Abscheu, den diese Maßregeln in Europa verursachten, schien Ludwig besorgt gemacht zu haben, denn er widersetzte sich der Zerstörung von Trier, dem Louvois ein ähnliches Loos zugedacht hatte. Diese Barbarei, zu dem Zwecke verübt, den Durchzug eines deutschen Heeres durch die Pfalz zu hindern, erreichte nicht einmal diesen Zweck. Der Herzog von Lothringen rückte endlich heran und zwang die Franzosen in Mainz zu kapituliren, und der Kurfürst von Brandenburg verjagte den Cardinal Fürstenberg aus dem Kölnischen. Der Marschall von Noailles, der in Catalonien eingefallen war, richtete hier nichts aus und die Thaten des französischen Heeres in Piemont, unter Catinat, beschränkten sich darauf, die Waldenser, von den französischen Soldaten „Barbets" genannt, mit gewohnter Wildheit zu behandeln. Ludwig XIV., außer Stande, die Festen des Protestantismus in Deutschland, Holland und England zu erobern oder auch nur ernsthaft zu bedrohen, gefiel sich darin, ein Zeichen nicht nur der Härte, sondern auch der Beschränktheit seines Sinnes, dessen äußerste Vorposten zu drängen, als wenn er den Stamm hätte brechen können, indem er einige seiner schwächsten Zweige abriß. Der Herzog von Savoyen unterstützte die Franzosen bei dieser Jagd auf seine protestantischen Unterthanen, obgleich er im Geheimen mit den Feinden Ludwig's schon in Unterhandlungen getreten war. Die Waldenser wurden nicht nur wie die Pfälzer behandelt, d. h. ihre Häuser verbrannt und ihre Felder verwüstet, sondern, wie einst die Albigenser, verstümmelt, in Stücke gehauen und viele lebendig verbrannt. Der französische Soldat jener Zeit schien dem Spanier des sechszehnten Jahrhunderts an Raubsucht und Grausamkeit nachzueifern. Im

Winter, der diesem Feldzuge folgte, schickte Ludwig, dem fühlbar werdenden Geldmangel abzuhelfen, einen Theil der prachtvollen, meist aus gediegenem Silber bestehenden Geräthschaften seiner Paläste, als Tische, Stühle, Leuchter u. s. w. in die Münze. Der Werth des Geldes ward zugleich erhöht und eine neue Art Leibrenten erfunden, bei denen die Ueberlebenden durch den Tod ihrer Mitinteressenten gewannen, ein Spiel, das später noch mehr um sich griff und durch die Hoffnung auf den Gewinn, den es bot, das vorhandene Kapital immer mehr in den Schatz des Königs zog, dadurch aber auch den Handel und die Industrie um ihre Nahrung brachte.

Für den Feldzug von 1690 bekam der Marschall von Luxenburg, der seit den Vergiftungsprocessen von 1680 in Ungnade gelebt, den Oberbefehl in Flandern. Seit Turenne's und Condé's Tode der erste französische Feldherr, gewann er über das deutsche Heer unter dem Prinzen von Waldeck bei Fleurus einen vollständigen Sieg (1. Juli), der jedoch mehr glänzend als erfolgreich war, denn die Verluste der Alliirten wurden bald nach dieser Niederlage durch die Contingente der Reichsstände ersetzt. Fast um dieselbe Zeit erfocht die französische Flotte über die vereinigte englisch-holländische Seemacht, nicht weit von der Landspitze von St. Helene im Kanal, einen entscheidenden Vortheil. Es war dies die große, aber schnell vorübergehende Epoche der französischen Marine. Colbert hatte dieselbe aus den Elementen, die Richelieu geschaffen, schnell emporgebracht, und Seignelai, Colbert's Sohn, den Ludwig nach dem Tode seines Vaters an die Spitze des Marinedepartements gestellt, derselben eine Kraft und Ausdehnung gegeben, die sie weder vor noch nach ihm besessen hat. Sie bestand zur Zeit der Schlacht von St. Helene aus hundertzehn Linienschiffen, einer noch größern Zahl von Fregatten, Galeeren und Brandern, trug über vierzehntausend Kanonen und war von mehr als hunderttausend Matrosen und Seesoldaten bemannt. — Das Heer, das der Dauphin am Rhein befehligte, zeichnete sich nur durch die Verheerungen aus, mit denen es die Gebiete von Trier, Köln und Worms heimsuchte. Ihm gegenüber standen die Alliirten unter dem Kurfürsten von Baiern, aber beide Armeen, obgleich zahlreich und mit allem Nöthigen versehen, beobachteten sich, ohne handgemein zu werden. In Piemont dauerte der Krieg nicht gegen die Feinde Frankreichs, sondern gegen die Protestanten in den Alpenthälern fort, die Ludwig vollkommen zu vernichten sich vorgenommen hatte. Der Vollstrecker dieser grausamen Befehle war Catinat, damals noch Generallieutenant, der bei

den französischen Geschichtschreibern den Ruf eines geschickten Feldherrn und noch mehr den eines mäßigen, wohlgesinnten und persönlich unbescholtenen Mannes zurückgelassen hat. Wenn man aber seine an Grausamkeit und Wildheit kaum seines gleichen findende Kriegführung in Piemont betrachtet, so begreift man schwer, wie sein Charakter sich mit einer solchen Aufgabe abgefunden habe. Es wird diese Anomalie allein durch den verderblichen Einfluß erklärbar, den der Despotismus auch auf sonst wohlgesinnte Gemüther ausübt. Einmal in seinen Kreis gebannt und ihm verfallen, verliert die beste Natur einen Theil ihres Werthes. Eine der auffallendsten Erscheinungen unter der Regierung Ludwig's XIV. ist die Art, wie der Charakter der Massen, die seiner Willkür unterworfen waren, allmälig sichtbar sinkt, der der hervorragenden Individuen aber, die sich zu ihm in einem unmittelbaren Verhältnisse befanden, gebrochen und sich selbst untreu gemacht wird. Catinat, der nach allen vorhandenen Zeugnissen ein milder, menschenfreundlicher Mann war, befleckte sich in Piemont mit Ausübung der größten Gräuel gegen die unglücklichen Waldenser, weil er, einmal in den Dienst Ludwig's XIV. getreten, dessen jedesmalige Befehle, mit Verleugnung aller eigenen Ueberzeugung, Ueberwindung alles eigenen Gefühls, buchstäblich vollziehen mußte. Außerdem hat die Gewohnheit einer blinden Unterwerfung, als der Natur und Vernunft widerstrebend, an und für sich etwas Erniedrigendes und bringt den Menschen, mit dem Verluste seiner Freiheit, zugleich um einen Theil seiner übrigen moralischen Vorzüge. Catinat ist hiervon ein bemerkenswerthes Beispiel. Derselbe Mann, der in seinen Privatverhältnissen für ein Muster der Gerechtigkeit und Güte galt, zeigte sich unter dem Einflusse von Ludwig's Fanatismus und Louvois' berechneter Grausamkeit, als der Tyrann einer Bevölkerung, die ihm kein Gegenstand eines persönlichen Hasses irgend einer Art sein konnte. Der Despotismus wirkt wie die Pest und verdirbt das Blut derer, die er berührt. Ist er selbst schwach und träge, so bringt er kränkliche und unentschlossene, ist er hart und unternehmend, grausame und wilde Charaktere hervor. Fällt er in eine Zeit, wo der Verstand und die Art von Gesittung, die einzig auf ihn gebaut ist, große Fortschritte gemacht hat und diese die Nothwendigkeit des Bösen, dessen Verübung ihr aufgelegt wird, nicht gutheißen kann und nicht eingestehen will, so bemächtigt sich eine allgemeine Heuchelei und Sophistik des menschlichen Herzens, die, keine absolute Macht des Guten und Wahren anerkennend, demselben eine nur relative Geltung einräumt und alle moralischen Begriffe verwirrt. —

Diese Verfolgung der Waldenser in den Thälern von Piemont wird von keinen andern Gräueln älterer und neuerer Zeit übertroffen, und wenn die französische Geschichte überhaupt, nächst der spanischen, die reichste an Unthaten ist, so sind die Franzosen außerdem hierbei vielleicht um für so schuldiger zu halten, da sie, mehr als andere Nationen, das, was sie gethan, mit Absicht und Bewußtsein vollbracht haben. — Der Herzog von Savoyen war durch die Lage seiner Staaten gezwungen gewesen, seine Truppen mit denen Ludwig's XIV. zu vereinigen und zu der Verfolgung seiner protestantischen Unterthanen die Hand zu bieten. Er war, obgleich nicht so intolerant wie der König, den Protestanten dennoch im Herzen abgeneigt und kein Gefühl der Milde oder der Gerechtigkeit, sondern sein eigenes Interesse machte ihm diese Verfolgung zuwider. Er beraubte sich, der ein kleiner Souverain war und Alles zu Rathe halten mußte, des fleißigsten Theiles seiner Unterthanen, der die rauhen Thäler der Alpen mit glänzenden Heerden und reichen Ernten bedeckt hatte, von deren Ertrage er wenigstens ein Drittheil an Abgaben und Leistungen aller Art erhielt. Auch fühlte er sich, der, wie fast alle Mitglieder des Hauses Savoyen, ein stolzer und unternehmender Fürst war, von der Härte und Anmaßung verletzt, mit der ihn die französischen Minister und Generale, als sei er ein Vasall des Königs, behandelten. Er schloß sich endlich dem großen gegen Frankreich bestehenden Bunde an (Juni 1690). Dieser Abfall gab Catinat Gelegenheit, die katholischen Piemonteser ebenso, wie früher ihre protestantischen Landsleute zu behandeln. Es würde unnütz sein, dieser Grausamkeiten, die mehre Jahre hindurch dauerten, jedesmal im Einzelnen zu erwähnen; so viel kann bemerkt werden, daß in ihrer Anwendung ein gewisses Steigen beobachtet wurde. Zuerst wurden die Dörfer verbrannt und die Bauern bis in den Kirchen, wohin sie sich geflüchtet, ermordet. Dann traf dasselbe Loos die Städte, die in die Gewalt der Franzosen fielen, sobald sie nicht durch Ueberlassung ihres Eigenthumes ihr Leben loskauften. Zuletzt wurden die Landhäuser und Schlösser der Reichen und Großen, selbst die Klöster verbrannt, die Männer umgebracht und die Frauen der Zügellosigkeit der Soldaten preisgegeben. Dies Alles ward meist buchstäblich vom französischen Hofe vorgeschrieben und Catinat konnte den Befehlen und Erwartungen Louvois' kaum Genüge leisten. Savoyen erfuhr ein ähnliches Loos. Außerdem schlug der französische Feldherr den Herzog von Savoyen bei der Abtei von Staffarde (18. August 1690) in einer mehr blutigen als erfolgreichen Schlacht.

In dem Feldzuge von 1691 nahmen die Franzosen unter Ludwig's persönlicher Anführung die große niederländische Festung Mons, die Hauptstadt des alten Hennegau, ein, die Wilhelm III., der in der Nähe stand, nicht entsetzen konnte. Diese Einnahme eines der ersten festen Plätze jener Zeit und bei dessen Belagerung die französischen Prinzen und alle Truppen den glänzendsten Muth bewiesen hatten, machte auf Europa großen Eindruck. Auf einem andern Punkte der Niederlande bombardirte Villars Lüttich und verbrannte einen Theil der Stadt, ohne sich ihrer bemächtigen zu können. Die Gewohnheit, die Städte durch Bomben und glühende Kugeln zu zerstören, ward von Ludwig XIV. zum ersten Male auf einem großen Fuße und unter andern gegen Algier, Tripolis, Genua, Luxenburg u. s. w. angewandt und erregte darum so allgemeinen Schrecken, weil dieses Zerstörungsmittel mehr gegen die friedlichen Einwohner als gegen das Kriegsvolk gerichtet war. Die Absicht war dabei, die Bürger durch den drohenden Verlust ihrer gesammten Habe zur Verzweiflung und zum Aufstande gegen die Besatzung, die sich in ihrer Mitte befand, zu bringen und diese dadurch zur Kapitulation zu veranlassen. — Am Rhein geschah nichts Wichtiges und in Piemont erlitten die Franzosen bei dem Versuche, Coni zu belagern, einigen Verlust. — In der Mitte dieses Jahres (1691) starb der Marquis de Louvois, der größte Ordner und Verwalter des Kriegswesens, den das alte Frankreich besessen, obgleich selbst kein Militair. Sein thätiger Verstand, dem kein Theil der großen von ihm geschaffenen Maschine entging, seine genaue Kenntniß des jedesmaligen Kriegstheaters, die strenge Aufsicht, in der er die Generale und Offiziere hielt, die Ordnung, die er in allen Zweigen des militairischen Dienstes geschaffen, hatten wesentlich zu den bisherigen Erfolgen der französischen Waffen beigetragen. Sein Stolz, seine Härte und Grausamkeit machten ihn aber ebenso verhaßt als furchtbar. Er stand, als er starb, auf dem Punkte, abgesetzt und in die Bastille geschickt zu werden. Die Schmeichler Ludwig's XIV. haben behauptet, daß es diese letzten Eigenschaften gewesen, die ihm seinen Minister zuletzt unerträglich gemacht hatten. Indessen kannte er denselben seit vielen Jahren und hatte sich seiner großen Talente immer bedient. Die wahre Ursache der Ungnade, in die Louvois fiel, war die Art, wie er den König häufiger als früher an die großen Dienste, die er ihm geleistet, zu erinnern und sich für unentbehrlich zu halten anfing. Hierdurch ward der Stolz Ludwig's verletzt, der sich nicht nur für den Herrn seiner Unterthanen, sondern auch für ihren Meister, für den Klügsten unter den Klugen,

den Geschicktesten unter den Geschickten hielt und keine Ahnung davon zu haben schien, daß es, seiner natürlichen Fähigkeiten ungeachtet, doch noch mehr seine Macht als sein Talent war, das ihn über Andere erhob. Von Natur selbstsüchtig, hatte die Art allgemeiner Adoration, die ihn umgab, sein Urtheil über sich selbst auf eine, seines in vielen anderen Dingen trefflichen Verstandes unwürdige Weise verblendet. Es verbreitete sich die Nachricht, daß Louvois, der ohne vorhergehende Krankheit plötzlich gestorben, auf Befehl des Königs vergiftet worden. Der Verdacht der Vergiftung entstand damals fast bei jedem wichtigen und unerwarteten Todesfalle und mochte in der That auch häufig gegründet sein. Diese Art heimlichen Mordes, ebenso feig als verrucht, war besonders unter den letzten Valois oft angewandt worden und hatte sich seitdem in Frankreich erhalten. Die Giftmischerei war bis zum vierzehnten Jahrhundert in diesem Lande fast unbekannt gewesen und hatte sich dann von Italien aus, wo es als ein Erbtheil der römischen Kaiserzeit in die Sitten übergegangen, mit vielem andern Bösen und wenigem Guten verbreitet. Diesem Gerücht von Louvois' Tode ward zwar widersprochen, aber mehr in der Art, daß man den König zur Begehung einer solchen Handlung für zu stolz hielt, als daß man sein Recht zu ihrer Verübung in Zweifel gezogen hätte. Er galt für den unbeschränkten Herrn des Lebens seiner Unterthanen, und es hing, meinte man, von ihm ab, wie er dies Recht, ob heimlich oder öffentlich, durch Gift oder Eisen auszuüben gesonnen war. Die Staatsraison, von der damals mehr als je gesprochen wurde und welche in hohen Verhältnissen die Stelle des Rechts und der Moral vertrat, konnte es ihm, nach der damaligen Meinung, in manchen Fällen sogar zur Pflicht machen, einen heimlichen Mord einer öffentlichen Verurtheilung vorzuziehen. Ludwig XI. hatte seinen Bruder, den Herzog von Guienne, nach der Meinung vieler Zeitgenossen, durch Gift aus dem Wege räumen lassen, und Brantome, einer der geistvollsten Memoirenschreiber Frankreichs, rechnet dies unter die feinen und klugen Thaten jenes Fürsten. Gegen Philipp II. waren ähnliche Anklagen in Bezug auf seinen ältesten Sohn und seine Frau, gegen Richelieu beim Tode mehrer Großen erhoben worden. Die Sitten, so weit sie aus der innern Stimmung der Menschen, aus der Art und Natur ihres Gefühls stammen, hatten sich seit jener Zeit nicht so verändert, als die äußern politischen Modifikationen des gesellschaftlichen Zustandes vermuthen ließen. Die Idee vielmehr, daß es für die Großen eine besondere Moral wie besondere Rechte gäbe, daß ihnen vollkommen erlaubt

sei, was bei ihren Unterthanen die schimpflichsten Strafen nach sich ziehen würde, war unter Ludwig XIV. in gewissen und zwar herrschenden Kreisen sogar allgemeiner als früher geworden. Nicht gar lange vor Louvois' Tode hatten einige Casuisten unter dem spanischen Klerus, bei Gelegenheit der Rivalität zwischen Don Juan d'Austria und der Mutter Karl's II. von Spanien, darüber gestritten, ob es nicht erlaubt sei, seinen Gegner durch Gift umzubringen, wenn es auf andere Weise, ohne Erschütterung des allgemeinen Besten, nicht möglich sei, und ein Theil hatte sich dafür erklärt und seine Gründe mit Erlaubniß der Censur bekannt gemacht. — Zur Zeit Ludwig's XIV. war man noch weit davon entfernt, den moralischen Vorschriften des Lebens eine allgemeine Verbindlichkeit anders als der Form nach zuzugestehen und der König hätte seinen Minister auf die oben angegebene Art aus dem Wege räumen lassen können, ohne daß die Masse des damaligen Publikums ihn eines Verbrechens beschuldigt, oder nur daran gedacht hätte, ihn deshalb seiner hohen Stellung für unwürdig anzusehen. Auf der andern Seite ist es aber gewiß, daß Ludwig diesen Louvois, wie jeden andern seiner Unterthanen, zu wenig fürchtete, um sich eines solchen geheimen Mittels gegen ihn zu bedienen. Seine Macht war so hoch gestiegen, sein Wille so sehr das einzige allgemein anerkannte Gesetz geworden, daß kein innerer Widerstand gegen ihn möglich war und demnach keine Besorgniß über die Bedeutung und Stellung irgend eines Individuums unter seinem Volke in ihm entstehen konnte. Er bedurfte weder gewaltsamer noch heimlicher Mittel, um sich Jemandes zu entledigen, er durfte nur seine Hand von ihm abziehen, damit er fiel. — Wir haben dieses Verdachtes, der sich über die Ursachen von Louvois' Tode gegen Ludwig XIV. erhob, etwas umständlicher erwähnt, weil er eine Vorstellung von dem moralischen Zustande des französischen Publikums in jener Zeit geben kann. — Ludwig ernannte übrigens den dreiundzwanzigjährigen Sohn Louvois', Marquis de Barbezieux genannt, zum Nachfolger seines Vaters, ebenso wie er dem ältesten Sohne Colbert's die Verwaltung des Seewesens nach dem Tode seines Vaters anvertraut hatte. Mit Louvois verschwand übrigens der letzte der großen Staatsmänner Ludwig's XIV., die sich durch sich selbst gebildet hatten und etwas für sich selbst gelten konnten. Von jetzt an wählte der König seine Minister meist sehr jung und seiner Leitung bedürftig, so daß er nicht nur ihr Souverain, sondern auch ihr Vater und Lehrer zu sein und sich in dieser Stellung besonders zu gefallen schien.

In dem Feldzuge von 1692, zu dem die größten Anstalten gemacht und alle Kräfte des Landes aufgeboten worden, nahm Ludwig die wichtige Festung Namur, wie das Jahr vorher Mons, unter den Augen Wilhelm's III. ein, der zu deren Ersatze zu schwach war. Es waren von ihm zu gleicher Zeit, um die Aufmerksamkeit dieses Fürsten auf seine eigenen nächsten Interessen zu leiten, große Zurüstungen zu einem Einfalle in England gemacht worden. Jakob II. hatte (11. Juli 1690) die Schlacht am Boynefluß in Irland verloren und sich wieder nach Frankreich geflüchtet. Die Unfähigkeit dieses Fürsten war Ludwig XIV. bei näherer persönlicher Berührung fühlbar geworden, er hielt aber seinen politischen Vortheil an die Wiedereinsetzung des Hauses Stuart geknüpft und war zu jedem Opfer für diesen Zweck bereit. Er hatte den Jakobiten in Irland in der Mitte des vorigen Jahres (1691) eine große Anzahl geschickter Offiziere, Geld und Mannschaft zugeschickt, gleichwohl aber den Verlust Limmeriks, des letzten Platzes, der noch Jakob II. anerkannte, durch diese Unterstützung nicht abwehren können. Jetzt (1692) wurden in Brest und Toulon zwei Flotten ausgerüstet und zwischen Le Havre und La Hogue französisches und irländisches Kriegsvolk in Bereitschaft gehalten. Die Flotte von Toulon unter d'Estrées ward durch widrige Winde verhindert, zur bestimmten Zeit im Kanal zu erscheinen, und Ludwig, aus Ungeduld, oder weil er auf einen Abfall in der englischen Flotte rechnete, gab dem Admiral Tourville Befehl, mit der Escadre, die in Brest gelegen, ohne die von Toulon zu erwarten, den Engländern bei erster Gelegenheit eine Schlacht anzubieten. Tourville griff die englisch-holländische Flotte, die noch einmal so stark als die seinige war, mit der größten Unerschrockenheit an, hielt den Kampf einen ganzen Tag über aus, mußte sich aber endlich bei anbrechender Nacht vor einer so entscheidenden Uebermacht nach der französischen Küste zurückziehen. Der Feind folgte ihm. Die französische Flotte ward genöthigt sich zu theilen, ihre Sicherheit in verschiedenen Häfen zu suchen und verlor viele ihrer Schiffe. Tourville flüchtete sich mit dreizehn seiner Schiffe in die Bucht von La Hogue, wo sie sämmtlich verbrannt wurden (28. Mai 1692). Mit diesem Tage endigte die Kraft der französischen Marine, die sich mit überraschender Schnelligkeit erhoben hatte, aber auch ebenso plötzlich sank. Der Kampf an der spanischen Grenze war von unbedeutenden Gefechten und mehr von Verwüstungen als Thaten bezeichnet. D'Estrées bombardirte Barcelona und Alicante, ohne einen militairischen Vortheil davonzutragen, blos um zu zerstören. — Um das Heer in Flandern zu

verstärken, hatte man Catinat einen Theil seiner Truppen entzogen und er war genöthigt, sich in der Defensive zu halten. Der Prinz Eugen von Savoyen, der das österreichische Heer in Italien befehligte, benutzte die Schwäche Catinat's, um in die Dauphiné einzufallen und mehre Städte und über sechszig Dörfer zu verbrennen, Verwüstungen, die später die grausamsten Repressalien von Seite der Franzosen in Piemont hervorriefen. Diese Kämpfe am Ende des siebenzehnten und im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts wurden mit einer Wildheit geführt, die eher an die Zeiten der tiefsten Barbarei, als an die einer, in mancher Beziehung so weit vorgeschrittenen Gesinnung erinnert. Obgleich der Krieg, als überhaupt aus der vom Geiste des Bösen getrübten Quelle der menschlichen Natur entstehend, die dunkle Seite derselben vorzugsweise zur Erscheinung bringen muß, so sind doch die spätern Kriege, schon der siebenjährige und die Feldzüge der Revolution, obgleich die Leidenschaften ebenso sehr und mehr als zur Zeit Ludwig's XIV. aufgeregt waren, nicht mit solcher Grausamkeit und Zerstörungslust wie damals geführt worden. Gleichwohl waren die moralischen Gesetze des Lebens den Menschen zu jener Zeit ebenso gut wie später bekannt und wurden in andern Verhältnissen auch wol in Anwendung gebracht. Der Grund dieses auffallenden Unterschiedes liegt zum Theil in dem Einflusse, den die langen Religionskriege auf den Charakter der Völker ausgeübt und denselben, um der Vertheidigung oder Anerkennung einer übersinnlichen Idee willen, die Verletzung der allgemein faßlichen Vorschriften der Gerechtigkeit und Menschlichkeit zur Gewohnheit gemacht hatten. Die religiösen Kämpfe, wenigstens im Großen, hatten zwar in Frankreich mit Heinrich IV. aufgehört, erneuerten sich aber durch die Theilnahme der Franzosen am dreißigjährigen Kriege, und die Gesinnungen, die sie hervorgerufen und genährt hatten, reichten wie natürlich weit über die Grenzen der äußern Begebenheiten hinaus. Außerdem war ihr Einfluß nicht von einem andern Princip, dem einer allgemein menschlichen Toleranz, wie später geschah, verdrängt worden. Der Widerruf des Edikts von Nantes und die Vertreibung der katholischen Stuarts hatten die religiösen Leidenschaften, die einzelne Heroen hervorbringen, die Menge aber verwildern, von Neuem entflammt. Dann war der große Fortschritt, den der menschliche Geist, besonders in Frankreich, im achtzehnten Jahrhundert gemacht, fast ausschließend intellektueller Natur, erstreckte sich auf Sprache, Wissenschaft, Kunst u. s. w., hatte es aber überall mehr mit Namen und Formen als mit dem Wesen der Dinge zu thun und übte auf die

Sitten und Gesinnungen einen verhältnißmäßig nur geringen Einfluß aus. In der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ward diese rein intellektuelle Thätigkeit, besonders durch die Bemühungen der englischen Moralisten und Philosophen und durch das Beispiel der politischen Freiheit in jenem Lande, durch eine praktischere Richtung verdrängt oder wenigstens stark mit ihr versetzt. Diese wirksamere und populaire Form des geistigen Bewußtseins pflanzte sich nach und nach dem Gemüthe der Völker ein und fing die Handlungen der Machthaber, die selbst menschlicher geworden, auch die Masse menschlicher behandelten, zu leiten an.

Am Rhein standen sich Deutsche und Franzosen, erstere unter drei fast immer uneinigen Chefs, ohne Entscheidung, fast ohne Kämpfe gegenüber. In Flandern dagegen schlug der Herzog von Luxenburg bei Steinkerk (3. August 1692) Wilhelm III., sah sich aber bei dem großen Verluste, den er selbst erlitten, und der guten Ordnung, mit der sein Gegner sich zurückzog, außer Stand gesetzt, diesen Vortheil nachdrücklich zu benutzen.

Obgleich der Feldzug im Ganzen für die französischen Waffen glücklich gewesen, so begann Ludwig sich doch nach Frieden zu sehnen und der innern Erschöpfung Frankreichs gewahr zu werden, vor der er, obgleich sie schon längst sichtbar geworden, früher immer die Augen geschlossen hatte. Die Verfolgungen der Protestanten, mit den zahllosen Perturbationen, die sie hervorgebracht, die endliche Flucht einer so großen Menge nützlicher und thätiger Unterthanen hatte dem Handel und der städtischen Industrie einen empfindlichen Stoß verliehen, und die Grundsteuer, der Kriegsdienst, die Hand- und Gespanndienste, zu denen, um dem Heere zu folgen, die Bauern zu Tausenden zusammengetrieben wurden, den Zustand des Landvolkes, d. h. der Masse der Nation selbst, in materieller Beziehung tief unter das herabgesetzt, was sie ein Jahrhundert früher gewesen war. Jetzt begann auch der Adel, der über den Geschenken des Königs, den Festen und Zerstreuungen seines Hofes, der Minderung des öffentlichen Wohlstandes nicht geachtet, von der Verarmung seiner Vasallen mit getroffen zu werden. Der Ertrag des Grundzinses fiel um mehr als die Hälfte, die Pächter waren außer Stande, zu zahlen. Die höhere Geistlichkeit fühlte sich in ihrem Luxus, die niedere, besonders die zahlreiche Klasse, welche zum Theil von den Gaben und freiwilligen Beiträgen des Landvolkes lebte, in ihrer Existenz bedroht. Das System der Leibrenten ward ausgedehnt, so daß die, welche selbstsüchtig und leichtsinnig genug waren, ihr und ihrer Familie Schicksal auf das Spiel zu setzen, von den hohen

Interessen, die der Staat zahlte, angelockt, ihre Kapitalien aus dem Handel zogen, der auf diese Art immer mehr verfiel. — Man griff selbst zu den gehässigsten oder lächerlichsten Mitteln, um sich Geld zu verschaffen. So wie man früher den gesammten Adel gezwungen, seinen Stand durch Dokumente und Proben zu beweisen und diese Untersuchung in Entreprise gegeben hatte, so daß der Edelmann, der um seine Familienarchive u. s. w. gekommen und keine Beweise aufzeigen konnte, degradirt wurde, der reiche Nichtadlige aber, der einen Stammbaum sich für Geld hatte anfertigen lassen, ohne weiteres für einen Edelmann galt, so erklärte man jetzt, ohne sonstige Gründe anzugeben, alle Adelsernennungen vom Jahre 1600 an, die der gegenwärtigen Regierung sogar, für ungültig, sobald der Inhaber derselben nicht eine gewisse Taxe bezahlen wollte. — In allen diesen Proceduren ward offenbar die Zukunft der Gegenwart geopfert und dies ist die große Sünde, die Ludwig XIV. gegen sein Volk und selbst gegen seine Familie verübt hat. In diesem letzten Theile seiner Regierung fing, langsam und verborgen, in dem dunkelsten Theile des französischen Staatsgebäudes, der Funken zu glimmen an, der hundert Jahre nachher zur Flamme ausschlagen und dasselbe vom Giebel bis zum Grunde verzehren sollte. — Die Feinde Ludwig's, die so lange von dem Gefühle der unbefriedigten Rache gegen die Anmaßungen und Ungerechtigkeiten Frankreichs erfüllt gewesen, entsprachen seinem Wunsche nach Frieden nicht. Sie sahen sich endlich, was ihnen früher nie gelungen war, unter einander fest vereinigt und begannen den Verfall Frankreichs und die Steigerung ihrer eigenen Kraft zu ahnen. Besonders war dies mit England und Oesterreich der Fall. Der Herzog von Savoyen allein, dessen Land den Einfällen und Verwüstungen der Franzosen beständig ausgesetzt war, und der von seinen Alliirten fast ebenso viel wie von dem Feinde zu leiden hatte, war auf die Vorschläge Frankreichs einzugehen geneigt, besaß aber nicht Einfluß genug, um die übrigen Mächte für sein Interesse zu stimmen. Ludwig XIV. rüstete sich demnach zu einem neuen Feldzuge. Da das Volk für eine willenlose Heerde galt und eine solche in der That auch mehr als hundert Jahre vorher, zur Zeit der Religionskriege, wo jeder seine Ueberzeugung mit den Waffen in der Hand vertheidigte, geworden war, so dachte der König nicht daran, auf dessen Gesinnungen zu wirken, es zu erheben oder zu begeistern, sondern suchte nur die Energie der höheren Klassen zu erregen. Im Anfange dieses Jahres (1693) ward von ihm eine große Promotion von Generalen und oberen Offizieren in der Land- und Seemacht vorgenommen und ein neuer

Orden, der des heiligen Ludwig, zur Belohnung kriegerischen Verdienstes von ihm gestiftet. Dies war das erste Beispiel einer rein weltlichen und zugleich für einen speciellen Zweck bestimmten Auszeichnung, mit der zugleich für jene Zeit nicht unbedeutende Pensionen verbunden waren. Die alten Ritterorden waren fast alle für den Kampf gegen die Ungläubigen gestiftet worden, hatten mehr der Kirche als der Welt angehört und sich, wie alle großen Institutionen, nicht nach dem Willen eines Einzelnen, sondern aus dem Geiste einer ganzen Zeit herausgebildet. Später, auf der Grenze des Mittelalters, als es sich vor der Monarchie zurückzuziehen anfing, waren die großen Hoforden, wie das Hosenband, das goldene Vließ u. s. w. aufgekommen. Ludwig's Stiftung eines besondern Verdienstordens ward in der Folge von fast allen Souverainen nachgeahmt und einer der Hebel des modernen Regierungssystems in Europa, durch den jedoch mehr die Eitelkeit als die Vaterlandsliebe befördert worden ist. — Der Krieg entbrannte wie gewöhnlich auf allen Grenzen und Ludwig begab sich zu dem Heere in Flandern, das von Luxenburg befehligt wurde. Ihm gegenüber stand Wilhelm III., der, obgleich in dem Kriege auf dem Continent selten glücklich, eine durch kein Mißlingen gebrochene Thätigkeit entwickelte. Man behauptet, daß Ludwig XIV. in diesem Feldzuge, durch seine Unkenntniß oder Unentschlossenheit, die Gelegenheit verabsäumte, das alliirte Heer in der Nähe von Löwen zu vernichten. Dieser König, der sich, besonders unter Vauban's Leitung, eine ziemlich genaue Kenntniß und Erfahrung der Belagerung fester Plätze, eines Theiles der Kriegskunst, der damals mehr als später hervortrat, erworben, der aber kein Talent für umfassende militairische Combinationen besaß, liebte die Entscheidung durch große Schlachten, wenigstens in seiner Gegenwart nicht. Seine Feinde nahmen daher Gelegenheit, seinen persönlichen Muth, obwohl ohne Grund, verdächtig zu machen, denn dieser kann sich bei dem Belagerungskriege ebenso gut als in offenem Felde zeigen und Ludwig hatte ihn bei solchen Gelegenheiten oft bewährt. Der wahre Grund dieser Zurückhaltung war vielmehr der Mangel eines taktischen und strategischen Talents, was ihn am Tage einer Schlacht zu einer untergeordneten Rolle genöthigt hätte, die ihm mit seiner Stellung als König unvereinbar erschien. Es lag überhaupt in der Natur dieses Fürsten mehr Festigkeit, Consequenz und Methode als Genie und Begeisterung, dessen Charakter in einer furchtlosen Zuversicht auf die eigene Kraft und die Gunst des Glückes besteht. Er wäre für eine gewaltigere und bewegtere Epoche nicht gemacht gewesen, besaß aber alle Eigenschaf-

ten, deren Verein in seiner Zeit für Größe erachtet wurde. — Er kehrte sehr bald nach Versailles zurück und erschien von jetzt an nicht mehr auf dem Theater des Krieges. Luxenburg, der dadurch freiere Hand bekommen, war entscheidende Kämpfe ebenso sehr zu suchen als der König zu vermeiden geneigt. Wilhelm III. ward von ihm bei Neerwinden (29. Juli 1693) in einer großen Schlacht, die blutigste in diesem ganzen Kriege, geschlagen. Die Alliirten ließen über siebenzehntausend, die Franzosen über zehntausend Todte auf dem Schlachtfelde. Wie aber fast nach allen seinen Niederlagen wußte Wilhelm bald große Verstärkungen an sich zu ziehen und die Vortheile, die der französische Feldherr aus seinem Siege hätte ziehen können, zu schmälern. — Am Rhein stand der Dauphin, dem Namen nach, an der Spitze eines großen Heeres, und unter ihm kommandirten die Marschälle Lorge und Choiseul. Diese gingen, ehe noch der Prinz beim Heere eingetroffen, bei Philippsburg über den Rhein und griffen Heidelberg an (21 Mai). Die Stadt war nicht befestigt und der kaiserliche Befehlshaber zog sich in das Schloß zurück. Obgleich Heidelberg keinen Widerstand gethan, so wurde die Stadt dennoch mit einer alle Vorstellungen übertreffenden Wildheit behandelt. Die Bürger wurden niedergemacht, die Frauen selbst in den Kirchen entehrt und nachher verstümmelt, die Leichen der Churfürsten aus ihren Gräbern gerissen und in den Straßen geschleift. Früher waren solche Gräuel auf Louvois' Härte und Zerstörungslust geschrieben worden, jetzt war er todt und man sah in dem französischen Kriegsvolk denselben Geist der Grausamkeit und Roheit, der demnach nicht blos im Charakter seiner Leiter, sondern in seiner eigenen Verdorbenheit und Zügellosigkeit seinen Grund haben mußte. Der Dauphin war fast dreimal so stark als sein Gegner, der Prinz von Baden, der bei Heilbronn ein verschanztes Lager bezogen hatte, doch wagte er es nicht, ihn anzugreifen, und die Thaten der Franzosen beschränkten sich in dieser Gegend auf die Verwüstung der Pfalz. In Roussillon nahm der Marschall von Noailles einige feste Plätze ein, richtete aber sonst nichts aus. Sowohl er als die Spanier waren zu einer entscheidenden Unternehmung zu schwach. In Piemont setzte Catinat seinen Raub- und Brandkrieg fort, gewann aber endlich, als die Alliirten ihre Streitkräfte vereinigt hatten, bei Marsaille (4. Oktober) einen blutigen Sieg, in welchem sein Feldherrntalent sich auf das Glänzendste bewährte, denn er hatte zwei große Generale, den regierenden Herzog von Savoyen und seinen Vetter, den berühmten Prinzen Eugen, gegen sich gehabt. Der Entsatz von Pignerol und Casal, das die

Alliirten belagert hielten, war die Folge dieser Schlacht und die Verwüstung des Landes ward von den Franzosen jetzt auf einem noch größern Fuße als früher betrieben. Ludwig verlangte jetzt von Catinat, daß er die Festung Coni belagern und seine Winterquartiere auf dem rechten Ufer des Po nehmen sollte. Dieses Unternehmen, das Ludwig in seinem Kabinet für möglich gehalten, war in der Wirklichkeit unausführbar. Es kostete aber Catinat große Mühe, seinen Gebieter zu einer Abänderung dieses Plans, dessen Ausführung vielleicht die Zerstörung der französischen Armee in Piemont zur Folge gehabt haben würde, zu bewegen. Der Mangel an Lebensmitteln zwang den französischen Feldherrn sich für den Winter in die Dauphiné zurückzuziehen.

Im Feldzuge von 1694 mit denselben Generalen und Heeren, und ungefähr in denselben Positionen geführt, geschah in Flandern, am Rhein und in Piemont nichts Bemerkenswerthes. Alle Unternehmungen beschränkten sich auf Hin- und Hermärsche, um die Absichten des Feindes zu vereiteln oder ihm zuvorzukommen. Der Kriegsschauplatz ward fortwährend auf das Furchtbarste verwüstet und bei der Lesung der Details dieses Krieges erstaunt man über zwei Dinge, einmal, daß die Einwohner in ihrer Verzweiflung sich nicht gegen ihre Dränger und Würger, die mehr nach Banditen- als Soldatenart verfuhren, einmüthig erhoben, und dann, daß sie nicht, wenn dies physisch unmöglich war, ihre Heimath im Stiche ließen, um, wenn sie ihr Eigenthum, das überhaupt meist verbrannt und verwüstet wurde, nicht retten konnten, wenigstens ihre Personen vor den täglichen Mißhandlungen in Sicherheit zu setzen. Aber die lange Knechtschaft, in der das Lehnswesen den Landmann gehalten, und die Wehrlosigkeit und Abhängigkeit, in welche die unumschränkte Regierungsgewalt des siebenzehnten Jahrhunderts die Völker versetzt, hatte deren Muth gebrochen, und sie fielen, kraft- und willenlos, wie ein Preis bei einem Spiele, dem jedesmaligen Sieger in die Hände. Die Bürger der antiken Republiken in Griechenland und Italien legten in solchen Extremitäten ein tieferes Gefühl für die Würde der menschlichen Natur dar. Sie opferten, wenn alle Mittel des Widerstandes erschöpft waren, erst ihre Frauen und Kinder und dann sich selbst freiwillig, und erwarteten nicht die Schmach, von der sie bedroht wurden. Die Bewohner der Pfalz, Piemonts, Flanderns und so vieler andern Gegenden ließen sich Jahre lang von Freund und Feind geduldig mit Füßen treten. Jene aber besaßen ein Vaterland, diese nur einen Boden, der außerdem nicht einmal immer der ihrige war, jene gehörten sich selbst, diese

immer einem größern oder kleinern Herrn an. Der Mangel alles ächten Nationalgefühls in dieser Zeit hatte auch das persönliche Selbstgefühl und damit die moralische Energie der Individuen vermindert. Es bestand schon damals, was Montesquieu später von seiner Zeit sagt, daß es nämlich für die meisten Völker Europas gleichgültig wäre, welcher Regierung sie angehörten, da sie unter der einen ebenso abhängig und unfrei wie unter der anderen waren. Die Entwickelung der selbstständigen Kraft in den Massen, welche früher die Religionskriege entzündet, war mit diesen selbst verschwunden und noch war die Zeit der politischen Grundsätze und Ueberzeugungen nicht gekommen, welche den Völkern von Neuem eine freiere Bewegung einhauchen sollten. Diese Epoche zwischen dem Ringen nach religiöser und politischer Freiheit wurde großentheils von der langen Regierung Ludwig's XIV. eingenommen und die Abwesenheit eines wahrhaft nationalen Daseins überall, wenigstens auf dem Continent, durch einen mehr oder weniger materiellen Regierungsmechanismus ersetzt. Erst die Eroberungskriege der Franzosen von der Revolution an, mit allen ihren Folgen, haben ein volksthümliches Bewußtsein in fast allen Nationen wiederum entzündet und damit den Massen ein höheres Gefühl ihrer menschlichen Kraft und Würde verliehen. — In Catalonien allein trugen die Franzosen in diesem Feldzuge einen obwohl nichts entscheidenden und blutigen Sieg über die Spanier davon, der von der Einnahme mehrer Grenzfestungen, unter denen Girona die wichtigste war, begleitet wurde. Wie Ludwig von Catinat die Einnahme von Coni, so verlangte er jetzt von Noailles die von Barcelona, was ebenso gefährlich oder unmöglich war, und gab diesen Entwurf nur nach vielen und dringenden Vorstellungen auf. In diesem Jahre wurden die französischen Hafenstädte von Brest bis Dünkirchen von den Engländern ohne militairisches Resultat, aber zum großen Nachtheil der Einwohner bombardirt, und Ludwig, der in Genua und vielen andern Orten das Signal zu diesen Angriffen auf die Besitzungen des friedlichen Theiles der Bevölkerungen gegeben, empfand die Folgen davon in seinem eigenen Lande. In den ersten Tagen des folgenden Jahres (1695) starb der Marschall und Herzog von Montmorency-Luxenburg im achtundsechszigsten Jahre seines Alters, der Sieger von Leuz, Fleurus, Steinkirchen und Neerwinden, ein Feldherr ersten Ranges und der unter günstigern Verhältnissen vielleicht noch Größeres geleistet haben würde. Er war in mancher Beziehung ein seltener und außerordentlicher Mann, denn er vereinigte in seiner Person und seinem Charakter Eigenschaften, die sich sonst

auszuschließen scheinen. Vorn und hinten bucklig und außerdem von übler Gesichtsbildung, besaß er, wie selbst sein Feind, der Herzog von St. Simon, in seinen Denkwürdigkeiten gesteht, eine natürliche Anmuth, einen angebornen Adel, die bis in seinen geringsten Handlungen sichtbar wurden und ihn zum Lieblinge der Frauen und des Volkes machten. Leichtsinnig, ausschweifend bis in sein Alter, fast immer kränklich, wurde er vom Feuer und Donner des Geschützes wie von einer verjüngenden Kraft belebt und behielt, bis zur Verwegenheit kühn und immer da anwesend, wo die Gefahr am größten war, doch die größte Ruhe und vollständigste Uebersicht über alle Theile des Kampfes. Er war, bei ungleich höhern Fähigkeiten und größerm Verdienst, im siebenzehnten Jahrhundert, eine ebenso glänzende Erscheinung wie der Marschall Richelieu zur Zeit Ludwig's XV. und zeichnete sich, seiner Fehler ungeachtet, in wichtigen Verhältnissen durch eine Würde der Gesinnung aus, die Richelieu fast gänzlich gebrach.

Die Ueberlegenheit Ludwig's XIV. in den frühern Kriegen war großentheils aus der nationalen und politischen Einheit Frankreichs, aus der Centralisation seiner Regierung in der Person eines unumschränkten Fürsten und seiner von ihm durchaus abhängigen Minister hervorgegangen. Alles war mit Sicherheit und Bestimmtheit auf einen einzigen Punkt berechnet, einer einzigen Leitung unterworfen gewesen, während seine Feinde sich in ihren Operationen durchkreuzten und gegenseitig hemmten. Die Ligue von Augsburg, die sich endlich in der Ueberzeugung gebildet, daß die Unabhängigkeit Europas von dem Umsichgreifen Frankreichs bedroht sei, hatte in der Person des kalten, berechnenden und unbeugsamen Wilhelm III. einen Mittelpunkt gefunden, der alle ihre getrennten Interessen gegen den gemeinschaftlichen Feind zusammenhielt. Ludwig begriff dies und wollte die Ligue von Augsburg um jeden Preis trennen, und da die großen Mächte zu keinem Abfalle zu bewegen, noch weniger zu zwingen waren, so suchte er das schwächste Glied der großen Allianz, den Herzog von Savoyen, von derselben, in der Hoffnung, daß auch andere diesem Beispiele folgen würden, loszumachen. Die Staaten dieses Fürsten waren zwar von den Franzosen auf das Grausamste verwüstet worden und er war von der lebhaftesten Abneigung gegen seine Dränger beseelt, seine Alliirten hatten ihn aber, wenigstens für solche, im Ganzen nicht viel besser behandelt, bei ihren Operationen nie auf ihn Rücksicht genommen, ihre Versprechungen gegen ihn nie erfüllt und seine Bitten häufig mit Drohungen beantwortet. Der Plan dieses ebenso klugen als tapfern

Fürsten war, durch seinen Bund mit Frankreich die Neutralität für ganz Italien zu erwirken. Er rechnete hierbei zuletzt auf das Interesse der Alliirten selbst, die, wenn sie ihre Linien nicht zu sehr ausdehnen mußten, gegen Ludwig am Rhein und in Flandern um so entscheidendere Schläge führen konnten. Nach langen und geheimen Unterhandlungen, in denen der Herzog Victor Amadeus eine seltene Klugheit und Vorsicht bewies, erklärte er sich endlich zu Frankreich unter der Bedingung, daß dieses die Festungen Casal und Pignerol, die den Eintritt in Piemont beherrschten, ihm obgleich geschleift überliefern und an der Neutralität Italiens zu arbeiten verspräche, überzugehen bereit. Ludwig XIV., dem es jetzt an Generalen, an Geld und Mannschaft zu fehlen anfing, wünschte den Frieden fast ebenso sehr, als er früher den Krieg gesucht, und hatte Schweden und Dänemark die Rolle von Vermittlern zwischen ihm und seinen Feinden angeboten. Er erklärte sich bereit, alle seine Eroberungen in Flandern, im Elsaß und in Catalonien, ja selbst Straßburg, obwohl gegen eine Entschädigung, herauszugeben. Aber seine Feinde waren für diese Vorschläge taub. Frankreich mußte sich demnach zu einem neuen Feldzuge vorbereiten, und man fiel, bei dem allgemeinen Geldmangel auf ein selten angewandtes Mittel, nämlich auf eine allgemeine Kopfsteuer, der jeder Unterthan, vom Dauphin bis zum niedrigsten Tagelöhner herab, unterworfen wurde. Zu diesem Zwecke ward die ganze Nation in zweiundzwanzig Klassen eingetheilt, von denen die, welche zu der ersten gehörten, zweitausend Franken, die, welche zu der letzten gerechnet wurden, zwanzig Sous bezahlten. Die Armee wurde durch Anwendung strenger Mittel ergänzt, denn das Volk fing an sich dem Kriegsdienst so viel als möglich zu entziehen. Auf allen Straßen bemächtigte man sich der waffenfähigen jungen Männer und zwang sie mit den gehässigsten Mitteln, die später in manchen Theilen Deutschlands so oft angewandt worden, einer Art von Tortur, indem man sie in heiße Löcher sperrte und ihnen Wasser versagte, sie salzige Sachen zu verschlingen zwang u. s. w., zum Eintritt unter die Fahnen. Villeroi, ein Günstling des Königs, der Sohn des Marschalls dieses Namens, der Ludwig's XIV. Gouverneur gewesen, bekam an Luxenburg's Stelle den Oberbefehl in Flandern. Wilhelm III. stand wieder in den Niederlanden auf seinem Posten. Das Resultat dieses Feldzuges war die Einnahme von Namur, das an die Alliirten überging. Vergebens suchten die Franzosen diesen Nachtheil aufzuwiegen, indem sie unerwarteter Weise Brüssel bombardirten und sonst einige Städte zerstörten. Am Rhein und in Catalonien fiel

kein entscheidender Schlag. Auf der italienischen Grenze war Frankreich von jetzt an sicher. Der Friede mit dem Herzoge von Savoyen war nach langen Unterhandlungen endlich zu Stande gekommen. Frankreich gab ihm alle dort gemachten Eroberungen heraus und versprach ihm für seine Tochter, Maria Adelheid, den ältesten Sohn des Dauphin, der den Titel eines Herzogs von Burgund führte. Dieser Vertrag sollte so lang geheim bleiben, bis der Herzog von Savoyen die Alliirten zur Anerkennung der Neutralität Italiens bewegt haben würde. Sollten sie diese verweigern, so versprach Victor Amadeus, sich offen für Frankreich zu erklären und seine Truppen zu dessen Verfügung zu stellen. Oesterreich und Spanien, die sich wenig um das Schicksal des Herzogs von Savoyen bekümmerten und ihr Kriegsvolk gern auf seine Kosten in dem fruchtbaren Piemont unterhielten, gingen auf seine Vorschläge nicht ein und Victor Amadeus ließ endlich die Maske fallen, vereinigte sich vor Casal mit Catinat, nahm den Titel eines Oberbefehlshabers des Königs von Frankreich in Italien an und befand sich an der Spitze von mehr als funfzigtausend Mann. Alle italienischen Regierungen wünschten eine Neutralität, die allein ihren wirklichen Gefahren oder Befürchtungen ein Ende machen konnte. Aber die österreichischen und spanischen Minister und Generale waren so lange gewohnt gewesen, ihre Soldaten auf Kosten Italiens leben zu lassen, in den Städten Contributionen zu erheben, von den einzelnen Fürsten, unter dem Vorwande, sie zu schonen, Geld zu erpressen, daß die Anerkennung der Neutralität von dieser Seite die größten Schwierigkeiten fand. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich auf eine auffallende Art, wie tief die italienische Nation gesunken war. Unabhängige und nicht einmal in den Krieg verwickelte Staaten wie Toskana, Mantua, Modena, Parma u. s. w. brachten eine große Summe zusammen, die von Genua und Lucca vervollständigt wurde, und boten sie der österreichischen Regierung an, um damit ihre Neutralität zu erkaufen, die endlich in Vigevano unterzeichnet wurde (7. Oktober 1696). Sowohl Franzosen als Deutsche räumten in Folge dieses Vertrages Italien. Diese Loskaufung eines nicht besiegten, nicht einmal kriegführenden Volkes gegen mögliche Gefahren, durch Gold statt durch Waffen, ist eine in der Geschichte der Nationen seltene Erniedrigung. — Ludwig XIV. konnte die französischen Truppen, die durch die Neutralitätserklärung Oberitaliens daselbst unnütz geworden, erst im folgenden Jahre an einer andern Grenze brauchen, und er trat diesmal in Flandern und am Rhein mit entschieden schwächerer Macht als seine Gegner auf. Er

sah Wilhelm III. fast wie seinen persönlichen Feind an und nichts würde seinem Stolze mehr geschmeichelt haben, als Jakob II. auf den Thron von England wiedereinzusetzen. Die Nachrichten, die aus diesem Lande einliefen, schienen einer solchen Hoffnung zu schmeicheln. Ein Theil der Kirche und des Adels hatte seine alten Beschwerden über die Stuarts vergessen und fing die Verbannung dieser Dynastie zu beklagen an. Der Handelsstand, des neuen Königs größte Stütze, war mit den ungeheuern Verlusten unzufrieden, die der Krieg mit Frankreich ihm verursachte. Denn ungeachtet der Siege der englischen Flotte brachten die französischen Kaper zahllose Prisen auf. Die englischen Katholiken regten sich und es entstand eine Verschwörung gegen das Leben und die Regierung Wilhelm's III. Die Verschwornen wandten sich an Ludwig XIV., der erst dann ein Heer landen zu lassen versprach, wenn die Jakobiten sich wirklich erhoben hätten, während diese erst nach der Ankunft der französischen Truppen auftreten zu können erklärten. Mittlerweile ward die Verschwörung entdeckt, die Rädelsführer wurden bestraft und Wilhelm erhielt sich auf dem Throne, obgleich die Masse des englischen Volkes, zumal nach dem Tode der Königin Maria (1695), keine wahrhafte Zuneigung für ihn besaß. Wilhelm III. verstand besser die Kunst zu herrschen als sich Liebe zu erwerben. — In Flandern und am Rhein ward nichts irgend Bemerkenswerthes von den kriegführenden Mächten mehr unternommen und eine endliche Abspannung und Schwäche ließ sich auf beiden Seiten fühlen. Wilhelm, der bisher alle Vorschläge Ludwig's zum Frieden zu hintertreiben gewußt, schien jetzt, bei seiner nicht ganz günstigen Lage in England zu einem Vergleiche geneigt. Der schwedische Botschafter im Haag theilte den übrigen Mächten die Bedingungen Frankreichs, die auf den Frieden von Nimwegen basirt waren, mit. Ein Congreß ward im Schlosse Ryswick, zwischen Haag und Delft, eröffnet. England und Holland zeigten sich zu einer Aussöhnung geneigt, Spanien erhob aber, von Oesterreich veranlaßt, große Schwierigkeiten und verlangte die Zurückgabe alles dessen, was ihm Frankreich seit dem pyrenäischen Frieden entrissen hatte. Ludwig XIV. beschloß Spanien zum Frieden zu zwingen. Drei französische Heere, zusammen über hundertzwanzigtausend Mann stark, rückten in die Niederlande ein und eine Zusammenkunft zwischen dem Marschall Boufflers und dem Grafen von Portland, Wilhelm's III. vertrautestem Rathe, bereitete einen Vergleich zwischen Deutschland, England und Holland vor und hatte einen Waffenstillstand zur Folge. In Flandern geschah deshalb so viel wie nichts, in Catalonien nahm

aber der Marschall Vendome Barcelona ein und in Amerika plünderten und zerstörten französische Seeräuber die große und reiche Stadt Carthagena, den Stapelplatz des spanisch-amerikanischen Handels. Solche Schläge demüthigten endlich den Stolz der spanischen Minister. Der Friede zwischen Frankreich, Spanien, England und Holland ward unterzeichnet (20. September 1697). Ludwig gab seine seit dem nimweger Frieden in den Niederlanden und Catalonien gemachten Eroberungen heraus. Ein Gleiches geschah mit Holland, das seinerseits Pondichery an Frankreich wiedererstattete. England und Frankreich hatten sich zwar viel geschadet, aber eigentlich nichts von einander erobert. Die wichtigste Bedingung ihres Vergleiches war aber die Anerkennung Wilhelm's III. als König von Großbritannien und Irland, was Ludwig XIV., seinem Gefühl und seinen Ueberzeugungen nach, das meiste kosten mußte. Der Herzog von Savoyen wurde in den Frieden mit eingeschlossen. Der Kaiser und das Reich allein machten noch Schwierigkeiten und erhoben große Forderungen. Als Leopold I. aber hörte, daß Frankreich ihm Freiburg und den Breisgau zurückgeben und Straßburg behalten wollte, so willigte er ein, denn Straßburg wäre an das Reich zurückgefallen, Freiburg und der Breisgau fielen aber an das Haus Oesterreich, und der Friede mit ihm kam zu Stande (30. Oktober). Ludwig gab außerdem die Herrschaft Mömpelgard an Würtemberg und Zweibrücken an Schweden heraus. Der Prinz Clemens von Baiern ward von Frankreich als Kurfürst von Köln anerkannt, dagegen alle vom Kaiser gegen den Cardinal von Fürstenberg ausgesprochenen Verurtheilungen und Confiscationen aufgehoben. Die Ansprüche der Herzogin von Orleans an die pfälzische Erbschaft wurden an Schiedsrichter verwiesen und dem Herzoge von Lothringen seine Staaten zurückgegeben.

In dem Frieden von Ryswick ward Ludwig zum ersten Male zur Nachgiebigkeit gezwungen, denn obgleich er denselben keineswegs mit eigentlichen Opfern erkauft, so konnte dieser Friede dennoch im Vergleiche zu den Ansprüchen, die der König früher gemacht, für ein Eingeständniß der Schwäche gelten. Bis dahin war er immer der Triumphator, der seine Feinde seinem Siegeswagen zu folgen gezwungen, der Agamemnon im Rathe der Könige, der Größte unter den Großen gewesen. Von jetzt an muß er von dieser stolzen Höhe etwas heruntersteigen, verliert etwas von seinem Nimbus und in der Meinung Vieler sogar einen Theil seines wahren und unbestreitbaren Verdienstes. Ludwig selbst blieb jedoch, während seine Macht und die Meinung von derselben zu sinken anfing, sich durch-

aus gleich. Er zeigte sich ebenso thätig, mit den Sorgen der Regierung ebenso eifrig und vielleicht noch ausschließender als früher beschäftigt. Seine Aufmerksamkeit umfaßte alle Zweige der innern Verwaltung und alle Verhältnisse zum Auslande. Aber auch seine Mängel blieben dieselben. Dieselbe oder fast dieselbe Neigung zu Prunk und Schein, die ihm für einen Ausdruck der Größe galten, die übertriebene Vorstellung von seinen Rechten und die geringe Achtung für die Anderer! Hierzu gesellten sich das Gefühl der Einsamkeit, des Mißtrauens und die Starrheit, die dem höhern Alter eigen sind. Sein Volk, das ihm früher mit einer Art von abgöttischer Verehrung zugethan, die nicht grundlos, aber in ihren Aeußerungen zu maßlos gewesen, so daß man manchmal versucht wird zu glauben, daß hier eine Eitelkeit nur darum der andern so gehuldigt, weil sie sich ihr ähnlich und verwandt fühlte, fing sich allmälig von ihm zurückzuziehen an, und es hat die traurige Regierung Ludwig's XV. dazu gehört, um das Andenken jenes großen Königs, durch den Vergleich mit seinem Nachfolger, in dem Andenken der Nation wiederherzustellen. Er ward der Mitwelt, die ihn umgab, nach und nach fremd. Von der Generation, die ihn in seiner Jugend umgab, war fast Niemand übrig geblieben. Fast alle politischen, militairischen und literarischen Größen, die sich um ihn wie um ein Centrum bewegt und so vielen Glanz auf ihn zurückgeworfen, waren zur Zeit des Friedens von Ryswick schon verschwunden. Turenne, Condé, Luxenburg, Lionne, Colbert, Louvois, Moliere, Corneille u. s. w. waren nicht mehr, und Bossuet, Racine u. s. w. sollten bald nachher abscheiden. Ludwig entfernte sich, wie die meisten bejahrten Fürsten, von seinen Umgebungen, verstand sie nicht mehr und ward von ihnen nicht mehr verstanden. Er konnte noch gefürchtet, aber nicht mehr geliebt werden.

Zehntes Kapitel.

Der Krieg, den der Friede von Ryswick beendigt, hatte beinahe zehn Jahre gedauert. Während dieser Zeit hatte Frankreich fast gegen ganz Europa gekämpft und einen glänzenden Beweis seiner Macht und seiner Hülfsquellen abgelegt, aber auch den Grund zu einer lang dauernden Erschöpfung gelegt. Ungeachtet dieses Friedens, der Herabsetzung der Zinsen an die Staatsgläubiger, der Entlassung der Milizen blieb der Schatz leer und der Zustand des Volkes leidend. Die Lasten, die dasselbe getragen, hatten es zu tief herabgedrückt, als daß es sich so leicht wieder hätte erheben können. Es war nicht sowohl die Höhe der Abgaben, welche die producirenden Klassen entkräftete, als die Art, wie ihnen die Production selbst erschwert wurde, und hieran war theils die Regierung, theils der ganze gesellschaftliche Zustand schuld. In den Zeiten Ludwig's XV. und Ludwig's XVI. gab es, im Verhältnisse zu der Ludwig's XIV., weniger und besonders weniger kostspielige Kriege und dennoch dauerte dieses Mißverhältniß nicht nur fort, sondern war sogar in beständigem Steigen begriffen. Der Hof, der Adel, die Magistratur u. s. w. nahmen nicht nur die Früchte der Arbeit der niederen Klassen für sich in Anspruch, sondern verzehrten, indem sie diese Arbeit vielfältig hinderten und beschränkten, die Substanz der Nation selbst. Ludwig's XIV. Hang zu Pracht und Verschwendung, durch den Geist seiner Zeit begünstigt, in welcher, mehr als in irgend einer andern, der Schein der Größe für deren Wesen galt, wandte sich meist auf Gegenstände, die nur einem geringen und untergeordneten Theile der Industrie Beschäftigung gaben und deren Resultat mit den aufgewendeten Kosten in keinem Verhältnisse stand. — So entfaltete er z. B. bei der Vermählung seines Enkelsohnes, des Herzogs von Burgund, mit der Prinzessin von Savoyen, einen unermeßlichen Aufwand, gab für die zwecklose und vergebliche Bewerbung des Prinzen von Conti um den polnischen Königsthron große Summen aus und erfüllte ganz Europa mit Erstaunen über die Pracht, die er 1698 vier Wochen lang in einem Lustlager bei Compiegne zur Schau legte. Während der Ertrag des Grundeigenthums auffallend sank und die Einnahmen des Adels

sich verringerten, ward dieser durch solche und ähnliche Veranlassungen zu Ausgaben genöthigt, die bei Weitem seine Kräfte überstiegen. — Die Marquise von Montespan erhielt, nachdem sich der König von ihr ganz getrennt hatte, eine jährliche Pension von zweimalhundertfunfzigtausend Francs. Zur Zeit ihrer Herrschaft über das Herz ihres gekrönten Liebhabers waren die Einnahmen, deren sie wie mehre andere weibliche Günstlinge genossen, unermeßlich gewesen. Als eine Nichte der Frau von Maintenon sich verheirathete, gab ihr Ludwig eine Aussteuer von einer Million Francs, für hundertfunfzigtausend Francs Geschmeide und eine jährliche Pension von zwölftausend Francs. Das Geld hatte, die Preise der nothwendigen Dinge als Basis angenommen, damals in Frankreich einen ungefähr dreimal so großen Werth als heute und das eben Angegebene kann für eine Probe, unter hundert andern, der Oekonomie Ludwig's XIV. zur Zeit des Sinkens seiner Macht und des Verfalles des öffentlichen Wohlstandes gelten. — Die Einnahmen der Gouverneurs der Provinzen, die fast gar keine Dienste leisteten, sondern am Hofe lebten, die ihrer Lieutenants, der Intendanten, aller höhern Agenten der Regierung überhaupt, überstiegen alle Proportionen. — Hierzu kamen die Prachtbauten des Königs, Paläste, Gärten, Kanäle, Terrainveränderungen u. s. w., an denen zuweilen dreißig- bis vierzigtausend Menschen, wie bei dem unnützen Versuche, das Wasser der L'Eure nach Versailles zu leiten, arbeiteten, die äußerst zahlreiche Hofhaltung, die sich mit den Serails des Orients vergleichen konnte, die Pensionen, Geschenke, Verleihungen aller Art, an Günstlinge aller Grade und an die Freunde und Klienten derselben! Außerdem saugte die Magistratur mit allen ihren Abstufungen und ihren Annexen von Advokaten, Prokuratoren, Huissiers u. s. w. das Mark des Volkes aus. Sie war zahlreicher als je in irgend einem Lande, kaufte ohne Ausnahme ihre Stellen und wollte von den in ihnen angelegten Kapitalien so hohe Zinsen als möglich ziehen. Das gesammte Privateigenthum ward von ihr verwaltet, das bei jedem Schritte ihrer benöthigt war. Daher die zahllosen Formalitäten jeder Art, welche die Einkünfte des Reichen schmälerten und die des Armen oft ganz verzehrten. Hierzu kamen die Administration, der Fiskus, die innern Douanen, die jede Provinz von der andern abschlossen und den Handel erschwerten, die willkürliche Besteuerung und die noch willkürlichere Vertheilung der Steuern, zur Seite so großen Druckes so große Privilegien und Exemptionen, und das viele Eigenthum in todten oder unfruchtbaren Händen! Daß ein Land in einem solchen Zustande, ungeachtet aller

Vorzüge der Lage, des Bodens und der Thätigkeit seiner Bevölkerung verarmen mußte, kann selbst aus dieser flüchtigen Skizze seiner socialen Organisation einleuchten. Die Höhe der Abgaben allein, im Vergleiche zur Zahl der Einwohner, ist nicht nothwendig, wie man dies so oft behauptet hat, indem man die Finanzetats verschiedener Epochen mit einander vergleicht, ein Beweis für den Druck einer Regierung, sondern die sterile Anwendung der Früchte des nationalen Fleißes ist das eigentliche Verderben, und jene ward durch die ganze Verfassung des alten Frankreichs auf das Aeußerste begünstigt. Nach Colbert's Tode und nach der Zurücknahme des Edicts von Nantes sank der Kunstfleiß in den Städten, die nützlichen Bauten, wie Wege, Kanäle u. s. w. wurden vernachlässigt, und der Ackerbau, die Grundlage des ganzen öffentlichen Wohlstandes in jedem großen Gemeinwesen, verfiel durch die Hindernisse, denen er unterworfen war, durch die immer allgemeiner werdende Abwesenheit aller größern Grundeigenthümer von ihren Besitzungen, durch den Kriegsdienst und die Art, wie die Kapitalien sich andern Industrien zuwandten. Daß der überseeische Handel sich hob, lag mehr in den Begünstigungen, Monopolen u. s. w. der Regierung, als daß er ein Beweis der überströmenden Kraft des Volkes gewesen, und nur wenn er dies ist, kann er für ein Zeichen der öffentlichen Wohlfahrt gelten. In derselben Zeit, wo Frankreich zu sinken anfing, legte England, sein alter Rival, dadurch, daß es in fast jeder Beziehung einen ganz entgegengesetzten Weg einschlug, den Grund zu seiner materiellen Ueberlegenheit, und ein in diesen Verhältnissen sehr unterrichteter französischer Publicist, Rubichon, weist mit großer Wahrscheinlichkeit nach, daß England schon am Ende des siebzehnten Jahrhunderts reicher als Frankreich war, und dies, weil seine Agrikultur größere Fortschritte gemacht hatte, obgleich Frankreichs überseeischer Handel, namentlich nach der Levante, dem Englands damals wenigstens gleichstand.

Ein langer und verheerender Krieg war durch den Frieden von Ryswick beendigt und die Zeit, die seitdem verflossen, zur Heilung der tiefen Wunden, die er dem Wohlstande des französischen Volkes geschlagen, ohne sonderlichen Erfolg, angewandt worden, als ein längst erwarteter, aber wie Alles, was den bestehenden Zustand unterbricht, dennoch überraschender Vorfall, der Tod Karl's II. (1. November 1700) eintrat und die Ruhe Europas von Neuem bedrohte. Mit ihm erlosch der ältere Zweig des österreichischen Hauses. Spanien, von der Natur und Geschichte zu einem unabhängigen Reiche bestimmt, konnte nicht als eine Privatdomaine der

Nachkommen Rudolph's von Habsburg angesehen werden und von den verschiedenen Stämmen desselben ohne weiteres nach den Gesetzen ihres Hauses in Besitz genommen werden. Die beiden Linien dieser Dynastie waren bei ihrer gemeinsamen Richtung gegen den Protestantismus und Frankreich allerdings in einer viel nähern Verbindung mit einander geblieben, als es unter den verschiedenen Zweigen eines Regentenhauses sonst gewöhnlich ist, indessen hatte dieses gute Vernehmen keinen Einfluß auf den Charakter und die Gesinnungen ihrer Unterthanen ausgeübt, die sich vollkommen fremd geblieben und durch Lage, Sprache und Sitte von einander auf das Aeußerste getrennt waren. Karl V., der durch seine Geburt ein Niederländer, seine Abstammung ein Deutscher war, durch Charakter und Sitte Spanien und Italien angehörte, hatte, so zu sagen, in seiner Natur etwas von allen den Völkern besessen, die er beherrschte. Aber schon seine nächsten Nachfolger hatten sich getrennt und Philipp II. war ausschließend ein Spanier, wie Ferdinand I. ein Deutscher gewesen. Obgleich durch politische Interessen aneinander geknüpft und durch Familienverbindungen beständig die Erinnerung an ihren Ursprung und ihr gemeinsames Blut erneuernd, wurde ein Infant in Wien und ein Erzherzog in Madrid dennoch als ein Fremder angesehen. Diese Ansicht hatte selbst in Karl II. vorgewaltet, als er anstatt einen seiner deutschen Verwandten, den zweiten Enkelsohn seiner ältern Schwester, der verstorbenen Gemahlin Ludwig's XIV., den Herzog von Anjou, zu seinem Erben, unter der Bedingung der Unabhängigkeit und Untheilbarkeit der gesammten spanischen Monarchie, einsetzte.

Das Recht der weiblichen Erbfolge hatte in Spanien von jeher bestanden. Die Monarchie hatte sich großentheils in Folge dieser Bestimmung gebildet. Das Haus Oestereich selbst war nur vermöge ihrer auf den spanischen Thron gekommen. Sie wurde deshalb mit Recht als eines der Grundgesetze des Staates, von der Nation und ganz Europa, mit Ausnahme der deutschen Linie des Hauses Oesterreich, die ihr Interesse an deren Anerkennung verhinderte, betrachtet. Dieses Grundgesetz war niemals abgeschafft worden, weil es zu tief in die Geschichte und Bildung des Reiches verwebt war, und eine neue Dynastie, wie die österreichische, die nicht durch Eroberung, sondern durch eine Heirath auf den Thron gestiegen, hatte ihn natürlich nur unter den Bedingungen wie die, welche vor ihr geherrscht, behaupten können. Maria Theresia, die Gemahlin Ludwig's XIV., war die älteste Tochter Philipp's IV. gewesen. Sie hatte, als sie sich mit Ludwig XIV. verband, aller-

dings auf die Erbfolge Verzicht geleistet und Frankreich diese Entsagung anerkannt, aber unter der Bedingung einer Mitgift, die von Spanien nie ausgezahlt und von Frankreich in der Absicht, spätere Ansprüche auf diese Nichterfüllung zu gründen, nie gefordert worden. Dann war die Rechtmäßigkeit dieser Verzichtleistung von Philipp IV. und seinen Räthen selbst bezweifelt und dieselbe nur in der Absicht ausgestellt worden, um die Vereinigung beider Kronen, der Frankreichs und Spaniens, in der Descendenz Ludwig's XIV. zu verhindern. Sie war zur Zeit jener Vermählung von der spanischen Nation, die, ungeachtet ihres Verfalles, ein tiefes Gefühl ihrer nationalen Unabhängigkeit besaß, allgemein gefordert worden, und Philipp IV. und seine Minister hatten mehr diesem Verlangen nachgegeben, als daß sie von der Gültigkeit dieses Acts überzeugt gewesen wären. Von Ludwig XIV. selbst war diese Verzichtleistung, wie seine Ansprüche auf einen Theil Belgiens, in Grund auf ein seiner Frau nach dem Tode ihres Vaters zustehendes Heimfallsrecht, beweisen, nie anerkannt worden. Außerdem war von französischen Publicisten behauptet worden, daß eine Entsagung auf ein Regierungsrecht nur die Person binde, von der es ausgehe, aber nicht ihre Nachkommen, und daß in jedem derselben das Recht des ersten Besitzers wiederauflebe. Man machte zugleich die Unmündigkeit der Infantin Maria Theresia, im Moment ihrer Vermählung geltend, die ihr keine gültige Handlung der Art erlaubt habe. Nach dem Fundamentalgesetz der spanischen Monarchie ward, nach dem Aussterben des Mannsstammes, wie dies in der Person Karl's II. geschah, die weibliche Descendenz, in demselben Rechte der Erstgeburt, zur Thronfolge berufen. Maria Theresia war die älteste Tochter Philipp's IV., der Dauphin, ihr Sohn, der Herzog von Anjou, ihr Enkelsohn, und der Zweck jener Verzichtleistung, die Vereinigung beider Kronen auf demselben Haupte zu hindern, schien von selbst erfüllt, indem nicht der älteste ihrer Enkelsöhne, zum französischen Throne bestimmt, sondern der zweite auf denselben durch das Testament des Königs von Spanien gerufen wurde.

Ludwig hatte ohne Zweifel von jeher an das Recht seiner Descendenz auf den spanischen Thron, sobald Karl II. ohne Hinterlassung von Kindern sterben sollte, geglaubt, indessen war er bei dem Widerspruche der deutschen Linie des österreichischen Hauses und der Eifersucht der übrigen Mächte Europas auf einen solchen Anwachs der bourbonischen Dynastie mehrmals in Unterhandlungen über eine Theilung der spanischen Monarchie nach dem Tode des letzten Königs getreten. Wenige Jahre nach seiner Vermählung mit der In-

fantin hatte er Philipp IV. fast dahin gebracht, die Verzichtleistung seiner Tochter selbst für ungültig zu erklären, aber die Streitigkeiten, in die er sehr bald mit seinem Schwiegervater gerieth, hatten die Gesinnungen desselben verändert. Philipp IV. hatte, mit Ludwig XIV. unzufrieden, seine zweite Tochter, Margaretha Theresia, mit dem Kaiser Leopold verbunden, um der deutschen Linie seines Hauses in den Nachkommen der Infantin, Ansprüche auf den spanischen Thron zu geben, ein Plan, der beweist, daß er ihnen, als Agnaten, kein unmittelbares Successionsrecht zuerkannte. Margaretha Theresia war mit Hinterlassung einer Tochter gestorben und diese mit dem Kurfürsten von Baiern vermählt worden. Die Frucht dieser Ehe war ein Sohn, der Kurprinz von Baiern und Urenkel Philipp's IV. war. Sein Recht, als von der jüngern Tochter dieses Königs stammend, war ohne Zweifel schwächer als das des Dauphin und seiner Söhne, die von der ältern kamen. Ludwig, der die spanische Monarchie lieber theilen, als sich, um seine Nachkommen in deren vollständigen Besitz zu setzen, in einen allgemeinen Krieg verwickeln wollte, besonders da er damals noch nicht wußte, auf welche Seite sich das spanische Volk selbst schlagen würde, hatte schon im Jahre 1667, dreiunddreißig Jahre vor Karl's II. Tode, dessen Leben von immerwährenden Krankheiten bedroht war, dem Kaiser einen Vertrag vorgeschlagen, vermöge dessen Oesterreich, im Falle des kinderlosen Ablebens jenes Königs, in den Besitz von Spanien und Amerika, Frankreich aber in den der Niederlande, der italienischen Staaten Spaniens und der Philippinen treten sollte. Die kaiserlichen Minister hatten diesem Plane ein williges Gehör geschenkt und blos bemerkt, daß ohne Mailand Oesterreich sich nicht in Spanien werde behaupten können, da die Lombardei für dasselbe, in Ermangelung einer Marine, die einzige Communicationslinie mit der pyrenäischen Halbinsel sei. Im Jahre 1668 war endlich ein Vertrag, auf jene frühern Vorschläge gestützt, in welchem Frankreich aber dem Kaiser noch die Erwerbung Mailands und der toskanischen Häfen garantirte, zu Stande gekommen. Die Kriege zwischen Leopold I. und Ludwig XIV. und das obwohl immer leidende, aber dennoch fortgesetzte Dasein Karl's II. hatten seitdem Verhandlungen dieser Art unterbrochen. Nach dem Frieden von Ryswick zog die Zukunft Spaniens und der hoffnungslose Zustand seines kinderlosen Königs von Neuem die Aufmerksamkeit Europas auf sich. Es gab damals drei Prätendenten zu der spanischen Erbschaft: die Descendenten Ludwig's XIV., von der ältesten Tochter Philipp's IV., der Kurprinz von Baiern, von der zweiten stammend, und der Kaiser

Leopold, der, als Sohn einer Schwester Philipp's IV., ältere Ansprüche zu haben vorgab. Ludwig XIV., in welchem die Erschöpfung seines Landes und sein eigenes Alter die Ehrsucht seiner Jugend gemäßigt hatten, war eine Theilung der spanischen Monarchie und die Vergrößerung Frankreichs durch eine von deren Provinzen einem Anspruche auf die gesammte Erbschaft vorzuziehen geneigt und fand bei Wilhelm III. eine ähnliche Stimmung vor. Es wurde im Haag 1698 ein Vergleich abgeschlossen, in welchem der bairische Kurprinz von Frankreich, England und Holland als König von Spanien, Indien und den Niederlanden anerkannt werden, Frankreich dagegen Neapel, Sicilien, die toskanischen Häfen und Guipuscoa, und der Erzherzog Karl, der zweite Sohn Leopold's, das Herzogthum Mailand nach dem Tode Karl's II. erhalten sollte. Dieser Vertrag kam aber zur Kenntniß Karl's II. und der spanischen Großen. Letztere fürchteten nichts so sehr als eine Theilung der spanischen Monarchie, die sie ihrer italienischen Besitzungen beraubt hätte, aus welchen die spanischen Machthaber so große Vortheile zogen. Karl II., durch diese Verfügung fremder Mächte über das, was ihm gehörte, noch bei seinen Lebzeiten, tief verletzt, hätte sich, zumal da seine zweite Gemahlin, aus dem Hause Pfalz-Neuburg, eine Schwester der Kaiserin war, jetzt vielleicht in die Arme seiner österreichischen Verwandten geworfen, aber die, welche deren Interessen vertraten, die Mutter des kranken Königs, seine Frau, der Beichtvater derselben, der kaiserliche Botschafter u. s. w. hatten sich durch Geiz, Hochmuth und Anmaßung dem Hofe und den spanischen Großen äußerst verhaßt gemacht, und Karl II. ernannte, nach Anhörung seiner Minister und Günstlinge, den Kurprinzen von Baiern zum Erben seiner Reiche, unter der Bedingung, in keine Theilung derselben zu willigen. Der Kaiser, dem, da er selbst zwei Söhne hatte, der bairische Prinz, obgleich er sein Enkel war, für nicht viel mehr als ein Fremder galt, war nicht geneigt, diese Bestimmung des Königs von Spanien anzuerkennen. Er hatte eben den Frieden von Karlowitz (Januar 1699) mit dem Sultan abgeschlossen und konnte über ein bedeutendes Heer verfügen. Er schlug Ludwig XIV. ein Bündniß vor, um gemeinschaftlich nach ihren Interessen über die spanische Erbschaft, sobald sie erledigt sein würde, mit Ausschluß Englands und Hollands, zu verfügen und den Vertrag von 1668 zu erneuern. Eine aufrichtige Vereinigung der beiden ersten katholischen Monarchen würde in einer solchen Angelegenheit den Beifall der Kirche und der spanischen Nation für sich gehabt und auch bei den Seemächten keinen ernsten Widerstand

gefunden haben. Aber der Kaiser war nicht aufrichtig gesinnt, fürchtete die Ansprüche Frankreichs, hoffte Ludwig ganz auszuschließen und wich zuletzt jeder bestimmten Erklärung aus. Frankreich hätte den Bund mit Oesterreich vorgezogen, die Ausflüchte dieses Kabinets führten es zu England und Holland zurück. Noch während dieser Unterhandlungen starb der junge Kurprinz von Baiern plötzlich, und, ein Beleg für die Sitten jener Zeit, die Meinung verbreitete sich sogleich, und zwar nicht blos in den niedrigeren Kreisen des damaligen Publikums, daß ihn seine Nebenbuhler durch Gift aus dem Wege geräumt hätten. Dieser unerwartete Todesfall stellte Alles wiederum in Frage und ward der Grund des furchtbaren Krieges, der den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts erfüllte. Die wichtigste Folge des Hinscheidens des jungen Prinzen war das Steigen der französischen Partei in Spanien. Abgesehen davon, daß ein Theil der Nation in der seit einigen Generationen immer mehr hervortretenden Schwäche der Fürsten aus dem Hause Oesterreich den Grund des tiefen Verfalles ihres Landes sah, und daß die deutsche Linie, obgleich nicht so gesunken, doch ebenfalls keine großen Hoffnungen erwecken konnte, abgesehen von dem persönlichen Ruhme Ludwig's XIV. und der Größe seines Hauses, war es die Macht und Nähe Frankreichs, die Leichtigkeit, seine Ansprüche geltend zu machen, welche die Mehrheit der Spanier, die nichts so sehr als den Verlust ihrer auswärtigen Besitzungen fürchteten, hoffen ließ, daß ein französischer Prinz ein solches Unglück verhindern und die Integrität des Reiches bewahren könne. Die Einsichtsvollsten und patriotisch Gesinntesten unter den Großen, an ihrer Spitze der Cardinal und Erzbischof von Toledo, Portocarrero, waren dieser Ansicht. Auch wurden die französischen Interessen von dem Marquis d'Harcourt, einem liebenswürdigen, fähigen und großmüthigen Manne vertheidigt, von dem der kaiserliche Botschafter, Graf von Harrach, in allen Stücken für das Gegentheil galt. Selbst die, welche aus alter Anhänglichkeit die deutschen Verwandten des kinderlosen Königs gern ihm auf dem Throne hätten folgen sehen, dachten, wie entfernt Oesterreich sei, wie es keine Seemacht besitze, ohne alle eigentliche Verbindung mit Spanien sei und nicht einmal das Hauptland, noch weniger dessen übrige Besitzungen werde schützen können. Die österreichische Partei in Spanien bestand fast nur aus solchen, die, an den Erinnerungen Karl's V. und Philipp's II. hängend, erklärte und systematische Feinde Frankreichs waren, oder der deutschen Linie aus irgend einem Privatinteresse anhingen. Außerdem war der Ruf des Hauses Oesterreich, seitdem Ludwig XIV. sich so ge-

waltig erhoben, bedeutend gesunken. Man nahm auf den oft unglücklichen, aber mit so großer Ausdauer und zum Schutze von ganz Europa geführten Kampf gegen die Türken keine Rücksicht und sah nur auf das, was die kaiserlichen Heere am Rhein und in den Niederlanden geleistet hatten, wo sie den Franzosen meist unterlegen waren. Ludwig XIV. kannte die im Ganzen günstige Stimmung der spanischen Nation für sein Haus, indessen glaubte er sich auf dieselbe nicht verlassen zu können. Er dachte an die langen Kriege, in denen sich die beiden Völker seit Franz I. zerrissen hatten, und wollte, weniger kühn und ehrgeizig als in frühern Jahren, nicht England und Holland, deren Bedeutung im europäischen Staatenbund er kennen gelernt, zu gleicher Zeit zu Gegnern haben. Wilhelm III. hatte nach dem Tode des Kurprinzen von Baiern einen neuen Theilungsvertrag vorgeschlagen, vermöge dessen Frankreich beide Sicilien, die toskanischen Häfen und Guipuscoa und außerdem Lothringen, der Erzherzog Karl, der zweite Sohn Leopold's, Spanien, Amerika und die Niederlande erhalten, der Kaiser den Herzog von Lothringen aber mit Mailand belehnen sollte. Die spanische Nation, die ihren Einfluß einst in allen Theilen der Welt hatte fühlen lassen, war so sehr heruntergekommen, daß Mächte, die sie früher besiegt oder wenigstens oft bedroht hatte, jetzt über ihr Schicksal ohne ihre Einwilligung oder Zustimmung verfügten. Karl II., obgleich im höchsten Grade schwach und rathlos, war doch zu sehr von den despotischen Maximen seiner Vorfahren erfüllt, um das spanische Volk selbst in einer Zusammenberufung der Cortes zu Rathe zu ziehen. Die ihn umgaben, machten ihn auf die Unzulänglichkeit der von seiner ältern Schwester, der Gemahlin Ludwig's XIV., abgelegten Verzichtleistung aufmerksam und wünschten lieber einen Souverain aus dem französischen als österreichischen Hause. Der König, der fühlte, daß er nicht mehr lange zu leben habe, hatte außerdem noch die Meinung des Papstes, der sich ebenfalls für Frankreich aussprach, eingeholt. Den 2. October (1700) unterzeichnete Karl, ohne daß seine eigene Gemahlin, eine Schwägerin des Kaisers, noch überhaupt Jemand von der deutschen Partei etwas wußte, das Testament zu Gunsten des Herzogs von Anjou. Der Eilbote, der diese letzte Willenserklärung des Königs von Spanien nach Paris brachte, hatte Befehl, falls Ludwig XIV. dieselbe nicht ihrem ganzen Inhalte nach annehmen sollte, sich sogleich damit nach Wien zu begeben und die spanische Erbschaft dem Kaiser für seinen zweiten Sohn, den Erzherzog Karl, anzubieten. Ludwig befand sich in einem ungemein schwierigen Falle der Entscheidung.

Er hatte sich erst im Anfange dieses Jahres mit England und Holland zur Theilung der spanischen Monarchie in einem besondern Vertrage verbunden, und setzte sich der Anklage der Treulosigkeit von Seite dieser beiden Mächte aus, sobald er das Testament annahm. Auf der andern Seite war es gewiß, daß der Kaiser den Theilungsvertrag nicht annehmen, daß ein Krieg demnach unausbleiblich sein werde. Es blieb Ludwig nichts übrig, als den letzten Willen des Königs von Spanien anzuerkennen und sich einem Kriege mit ganz Europa auszusetzen, oder den Erzherzog Karl auf den spanischen Thron steigen und die deutsche Linie des Hauses Oesterreich zu einer Frankreich mehr als je bedrohenden Macht anwachsen zu sehen. Die für die Annahme des Testaments sprachen, waren außerdem der Meinung, daß England und Holland, nach ihrer Stimmung gegen Frankreich zu urtheilen, den letzthin geschlossenen Theilungsvertrag sehr bald verletzen, daß sie Frankreich zur Besitznahme der darin bestimmten Erwerbungen gegen den Kaiser nicht nur nicht unterstützen, sondern sich höchst wahrscheinlich mit ihm gegen dasselbe verbünden würden. Ludwig sah sich demnach, welche Wahl er auch treffen mochte, von fast gleich großen Gefahren umgeben. Er erklärte sich für die Annahme des Testaments und die gesammte Erbschaft Karl's II. und proklamirte seinen zweiten Enkelsohn, den Herzog von Anjou, unter dem Namen Philipp V. zum Könige von Spanien. Man hat Ludwig in diesem Falle angeklagt, mehr an die Erhebung seines Hauses als an die Vergrößerung seines Reiches gedacht zu haben. Er wollte, hat man behauptet, lieber ein Glied seines Hauses auf dem spanischen Throne, als Neapel, Sicilien, die toskanischen Häfen u. s. w. im Besitze Frankreichs sehen. Diese Anklage fällt aber bei näherer Prüfung der vorhandenen Umstände von selbst. Der Kaiser hatte sich entschieden gegen den letzten Vertrag zwischen Frankreich, England und Holland erklärt und würde Ludwig XIV. den Besitz jener Länder und Plätze freiwillig nicht überlassen haben. Von England und Holland, an deren Spitze Wilhelm III. stand, konnte Ludwig, aller Verträge ungeachtet, keine Unterstützung, sondern eher das Gegentheil erwarten. Es würde nicht an einer Gelegenheit zur Auflösung dieser Allianz, bei dem Mangel an Vertrauen und den entgegengesetzten Interessen Frankreichs und jener beiden Mächte gefehlt haben. Neapel und Sicilien waren für Frankreich zu entlegene Erwerbungen, als daß deren Behauptung nicht immer ungewiß bleiben sollte. Der Herzog von Lothringen würde freiwillig auf sein Land nicht Verzicht geleistet haben, und es war mehr als zweifelhaft, daß der

Kaiser ihn, um Frankreich zu vergrößern, mit Mailand belehnen würde. Die einzige Vergrößerung, die für Frankreich von außerordentlichem Vortheile gewesen, die spanischen Niederlande, konnte Ludwig, ohne sich zu England und Holland in einem Zustande immerwährender Feindseligkeiten zu sehen, nicht für sich in Anspruch nehmen. — Ein französischer Prinz auf dem spanischen Throne sicherte dagegen einen großen Theil der französischen Grenze, hob die Ursache der zahlreichen Kriege zwischen den beiden Völkern, wenigstens zum großen Theile auf und schnitt dem Hause Oesterreich für immer den einen Arm seiner Macht ab. Der Entschluß Ludwig's XIV. war demnach, obwohl kühn und gefährlich, gewissermaßen nothwendig geworden und in jedem Falle wenigstens ebenso sehr auf die Sicherheit Frankreichs als auf die Größe seines Hauses berechnet. Die günstige Stimmung, die in der gesammten spanischen Monarchie für die Franzosen, im Vergleiche zu den Oesterreichern, herrschte, bewirkte, daß der Herzog von Anjou überall, in Madrid, Neapel, Mailand und Brüssel unter dem Namen Philipp V. zum Könige ausgerufen wurde, denn Karl II. war wenige Wochen nach der Ernennung seines Nachfolgers gestorben. Der neue Souverain kam im Februar (1701) in Buen-Retiro an und hielt im April unter dem Jubel des Volkes seinen Einzug in Madrid.

Ludwig suchte die Annahme des Testaments Karl's II. bei seinen beiden bisherigen Bundesgenossen, England und Holland, damit zu entschuldigen, daß dieser Fall in dem letzten Theilungsvertrage nicht vorausgesehen worden. Er erklärte, daß er die Vergrößerung seines Hauses der Liebe zum Frieden aufgeopfert haben würde, daß er aber, da die Ansprüche des Kaisers die Erhaltung der Ruhe in Europa unmöglich machten, einmal zum Kriege gezwungen, denselben im Interesse seiner Familie und seines Volkes zu führen entschlossen sei. Wie richtig Ludwig XIV. geurtheilt, daß die Vollziehung des letzten Theilungsvertrages nicht möglich sei, geht unter Anderm daraus hervor, daß das englische Parlament um diese Zeit Wilhelm III. jenen Vertrag als eine Hintenansetzung der Rechte Englands vorwarf und behauptete, daß Frankreich von der gesammten spanischen Erbschaft ausgeschlossen werden müsse. Ludwig ließ schon am Ende des Winters (Februar 1701) unter dem Marschall Boufflers ein Heer in die Niederlande einrücken. Die Holländer hielten seit dem Frieden von Nimwegen in einer Menge belgischer Grenzfestungen Besatzungen, die von den Franzosen zu Kriegsgefangenen gemacht, nach einiger Zeit aber in ihre Heimath entlassen wurden. Anstatt aber die Holländer zu einer bestimmten

Erklärung zu zwingen, trat er mit ihnen in Unterhandlungen, die sie absichtlich einen Theil des Jahres hindurch in die Länge zogen. Die Niederlande, deren Statthalter der Kurfürst von Baiern war, befanden sich übrigens im Zustande vollkommener Vertheidigungslosigkeit, die spanische Regierung hatte sie gänzlich vernachlässigt. Dieser Kurfürst, der Vater des jungen Prinzen, der im ersten Testament Karl's II. zum Erben von Spanien bestimmt gewesen, ergriff aus Haß gegen das Haus Oesterreich, obgleich dessen Erbstaaten den Einfällen des Kaisers offen lagen, die französische Partei und veranlaßte auch seinen Bruder, den Kurfürsten von Köln, sich für dieselbe zu erklären. — Um diese Zeit (1701) starb der Bruder Ludwig's XIV., der Herzog von Orleans, seinem Oheim, Gaston von Orleans, an Schwäche des Charakters und Verdorbenheit der Sitten nicht unähnlich und vielleicht noch träger und schlaffer als jener, und einige Monate nachher Jakob II. im vierzehnten Jahre seiner Verbannung. Ludwig erklärte, um die letzten Augenblicke seines Schützlings zu versüßen, sich bereit, dessen Sohn als König von England anzuerkennen, eine in diesem Augenblicke, wo er jede Gelegenheit, seine Feinde zu vermehren, hätte vermeiden sollen, unbegreifliche Unklugheit, obgleich aus einem Gefühle der Großmuth entsprungen.

Die Franzosen, die neun Jahre lang in dem Kriege, der dem nimweger Frieden voranging, allein ganz Europa die Spitze geboten, glaubten jetzt, auf Spanien, Belgien, Mailand und beide Sicilien gestützt, den Kampf mit noch größerm Nachdruck und geringern Opfern führen zu können, übersahen aber bei dieser Hoffnung den tiefen Verfall, in den alle spanischen Besitzungen gerathen waren, in denen sich oft kaum einige tausend Mann zur Vertheidigung einer großen Provinz befanden, wo die Festungen, ohne Geschütz und Magazine, keinem Angriffe lange widerstehen konnten, wo die Verwaltung in den Händen unfähiger oder treuloser Beamten lag, und wo Alles sich seit langer Zeit einer unaufhaltsamen Auflösung genähert hatte. Sie dachten außerdem nicht daran, daß, indem sie bei der Unmöglichkeit, von Spanien selbstbedeutende Unterstützung zu ziehen, ihre Operationslinien auf einen unermeßlichen Terrain ausdehnen mußten, sie sich im Herzen ihrer Macht, in Frankreich selbst, schwächten. Ludwig besaß außerdem einige Verbündete, wie Portugal, das aber bald abfallen sollte, wie eine Anzahl deutscher Fürsten, die aber entweder zu schwach waren, um ein Gewicht in die Wagschale zu werfen, oder dem Einflusse des Kaisers sich auf die Dauer nicht entziehen konnten. Die italienischen

Fürsten und Völker waren dem Hause Oesterreich, das sie unter einem harten Joche hielt, auf das Aeußerste abgeneigt und hatten, wie gewöhnlich, über dem gegenwärtigen Drucke der Deutschen, den, welchen sie früher von den Franzosen erfahren, schon vergessen. Auf ihre Hülfe ließ sich jedoch nicht viel bauen, da sie ohne militairische Eigenschaften waren. Der einzige unter den Souverainen Ober- und Mittelitaliens, dessen Bündniß mit Frankreich von großer Bedeutung sein konnte, war der Herzog Victor Amadeus von Savoyen, einer der fähigsten und kriegerischten Fürsten jener Zeit. Ludwig XIV. gewann ihn durch die Vermählung seiner zweiten Tochter, die älteste hatte den Herzog von Burgund geheirathet, mit dem neuen Könige von Spanien. Er machte sich gegen bedeutende Subsidien zur Stellung eines Hülfskorps anheischig. Wilhelm III., obgleich Ludwig's und seines Hauses entschiedenster Gegner, hatte, um seine Plane eine Zeit lang zu verhüllen, es für angemessen gehalten, den Herzog von Anjou als König von Spanien anzuerkennen und die Generalstaaten zu einem ähnlichen Schritte zu vermögen. Aber die Anerkennung des Prätendenten, unter dem Namen Jakob's III., von Seite Ludwig's XIV., gab Wilhelm einen Vorwand, seine wahren Gesinnungen zu offenbaren. Er unterzeichnete (7. September 1701) im Haag die sogenannte „große Allianz," deren vornehmste Theilnehmer der Kaiser, England und Holland waren, der aber außerdem der König von Dänemark, der neue König von Preußen und der Kurfürst von Hanover beitraten. Der Zweck dieses Bundes beschränkte sich, ehe das Kriegsglück die Hoffnungen der Alliirten erhöht hatte, auf die Abtretung einer Anzahl belgischer Grenzfestungen, um den Holländern, und einer Anzahl mailändischer Plätze, um den österreichischen Besitzungen als Barriere zu dienen, die Eröffnung des spanischen Amerika für den englischen und holländischen Handel, und eine Garantie, daß die französische und spanische Krone nie auf demselben Haupte vereinigt werden würde. Diese Allianz ließ, was England und Holland betraf, noch immer die Möglichkeit einer Ausgleichung mit Frankreich übrig, aber der Kaiser erklärte von seiner Seite das Testament Karl's II. für untergeschoben oder im Augenblicke gänzlicher geistiger Unfähigkeit von dem kranken Könige unterzeichnet, läugnete das Recht desselben, über seine Staaten verfügt haben zu können, und ging von dem Grundsatze aus, daß Spanien ein Erbtheil des Hauses Oesterreich sei, dessen sämmtliche Agnaten auf dasselbe ein Recht besäßen. Er verlangte die Herausgabe der gesammten spanischen Monarchie und ließ Kriegsvolk in Italien einrücken. Der Krieg

war demnach unvermeidlich geworden, und er sollte einer der gefährlichsten und zerstörendsten werden, die Frankreich noch bisher geführt hatte.

Die tiefe Erschöpfung Frankreichs, die großen Zurüstungen, die ein solcher Kampf nöthig machte, das weite Terrain, zu dessen Vertheidigung die Franzosen gezwungen wurden, auf der andern Seite die Entwürfe, Verabredungen und Combinationen der Alliirten machten, daß dieses erste Jahr nach Karl's II. Tode (1701) ohne bedeutende Ereignisse vorüberging. Im Anfange des folgenden Jahres (März 1702) starb Wilhelm III., ein Ereigniß, das in Frankreich für ein Glück galt, in der politischen Stellung der Mächte jedoch keine Veränderung hervorbrachte, denn die Königin Anna, Jakob's II. jüngere Tochter, die ihm folgte, stand unter dem Einflusse des Grafen von Marlborough, dem Wilhelm den Oberbefehl über die in Holland versammelte Kriegsmacht übertragen hatte, und der die Königin durch seine Frau, Anna's Freundin und Gesellschafterin, für seine kriegerischen Plane gewonnen hatte. Im Mai erschien die Kriegserklärung Oesterreichs, Englands und Hollands gegen Frankreich, im September die des deutschen Reiches.

Der Kampf sollte in Italien beginnen, weil dieses Land den streitenden Mächten am meisten offen lag. Leopold I. hatte im Laufe des Jahres 1701 den Prinzen Eugen von Savoyen dahin gesandt, dem von französischer Seite der Marschall Catinat gegenüberstand. Catinat, der ein sehr erfahrener und fähiger, aber langsamer und methodischer Feldherr war, hatte sich durch Eugen's kühne Märsche täuschen und ihn endlich den Mincio passiren lassen. Ludwig XIV., mit den geringen Erfolgen Catinat's, der bei ihm außerdem des Jansenismus angeklagt war, unzufrieden, nahm ihm das Commando ab und schickte Villeroi, des Königs Jugendfreund, zu dessen Uebernahme ab. Dieser, der ebenso zuversichtlich und anmaßend, als Catinat vorsichtig und bescheiden war, ließ sich bei Chiari von Eugen schlagen. Diese sonst nicht bedeutende Schlacht wurde jedoch durch ihre Folgen wichtig. Die italienischen Fürsten, die bisher neutral geblieben, fingen sich aus Furcht an auf die Seite des Kaisers zu neigen. Eugen nahm seine Winterquartiere im Mantuanischen, Villeroi in der Gegend von Cremona. Eine Bewegung zu Gunsten Oesterreichs in Neapel ward von dem spanischen Statthalter, der sich für Philipp V. erklärt hatte, unterdrückt, dennoch ward in ganz Italien das Steigen der kaiserlichen Partei sichtbar. Villeroi, der in hohem Grade leichtsinnig und unvorsichtig war, ließ sich von Eugen, der diesen Plan mit seltener Feinheit

eingeleitet, in einer befestigten Stadt, in Cremona, mitten unter seinen Truppen aufheben. Er wurde nach Tyrol abgeführt. Ludwig schickte den Marschall und Herzog von Vendome, der von Heinrich IV. stammte, zu dem Heere nach Italien. Dieser, Villeroi an militairischem Talent bei weitem überlegen, zwang Eugen die Belagerung von Mantua aufzuheben. Die feindlichen Heere standen sich in dem Serraglio di Mantova, einer von Flüssen und Bächen durchzogenen und umgebenen Ebene, gegenüber, ohne daß es zu einer Schlacht kam, verloren aber durch die Feuchtigkeit des Klimas und den Mangel an Lebensmitteln mehr Mannschaft, als durch die blutigsten Gefechte geschehen sein würde. Philipp V. war unterdessen nach Italien gekommen, um durch seine persönliche Gegenwart seine neuen Unterthanen für sich zu gewinnen. Es war ihm dies in der That auch in Neapel und Mailand, wo er am längsten weilte, gelungen, obgleich die österreichische Partei in diesen Gegenden, sobald er sich entfernt, sich sogleich wieder zu regen anfing. Als eine Erscheinung des Charakters und der Sitten jener Zeit kann bemerkt werden, daß, als der achtzehnjährige König von Spanien mit seinem Schwiegervater, dem berühmten und kriegserfahrenen Herzoge von Savoyen, auf seiner Reise nach Mailand in Arqui zusammentraf, er ihm, ungeachtet der Wichtigkeit, die dieser kriegerische Fürst für Frankreich hatte, und ungeachtet der nahen Verwandtschaft, keinen Lehnstuhl anbieten und ihm nicht die rechte Seite lassen wollte, weil er kein König war. Victor Amadeus fühlte sich hierüber auf das Empfindlichste beleidigt und war von jetzt an, ohnedies mit Ludwig XIV. und seinen Generalen unzufrieden, auf eine Gelegenheit bedacht, die französische Partei verlassen zu können. Der Doge von Genua ward ebenfalls durch die königlichen Prätentionen Philipp's V. verletzt. Dieser wurde, während er sich bei dem Heere Vendome's befand, von sechs französischen Offizieren von bewährter Tapferkeit umgeben, die den Befehl hatten, ihn in keinem Momente aus den Augen zu verlieren. Die Nachricht hatte sich verbreitet und die Franzosen thaten, als schenkten sie ihr Glauben, daß der kaiserliche Hof darauf sinne, sich des jungen Königs durch einen meuchelmörderischen Anschlag zu entledigen. Der Prinz Eugen von Savoyen war genöthigt, gegen einen solchen Verdacht förmlich und öffentlich zu protestiren. Die Herrschaft der Formen und selbst der unbedeutendsten, wie jener Etiquettenstreit, und die Roheit, die ein solcher Verdacht des Meuchelmordes voraussetzt, ist einer der vielen Beweise für die äußere Ueberbildung und innere Verwahrlosung,

die man jener Epoche in so mancher Beziehung mit Recht vorwerfen kann.

Ludwig XIV., dessen Muth und Thätigkeit vom Alter allerdings nicht gebrochen war, der aber gleichwohl viel von dem Feuer und der Zuversicht früherer Jahre verloren hatte, hätte den großen Krieg, in den ihn die Annahme des Testaments Karl's II. verwickelt, gern oder wenigstens mit England und Holland vermieden, denn der Kaiser, obgleich an der Spitze einer großen Macht, erschien ihm bei seinem Mangel an Geld, bei den Besorgnissen, die ihm die Ungarn und Türken einflößten, weniger gefährlich als die beiden Seemächte, deren Flotten seine Küsten bloslagen und die mit ihren Schätzen die Abenteurer aller Länder zu ihrem Dienste anwerben konnten. Er hatte daher dem Marschall Boufflers, der in Flandern stand, befohlen, die Feindseligkeiten nicht selbst zu beginnen, sondern den Angriff der Alliirten zu erwarten, eine Zögerung, die den Franzosen einige bedeutende Verluste zuzog. Um diese Zeit kam Marlborough bei dem über hunderttausend Mann starken Heere der Verbündeten in Belgien an, das nach dem Generale, der es befehligte, und nach dem Gelde, von dem es großentheils bezahlt wurde, ein englisches hieß, aber meist aus Deutschen bestand. Boufflers, der sich zu schwach fühlte, vermied eine Schlacht und ließ Marlborough sich ungestört zum Herrn alles Landes von Lüttich bis Köln, sammt Geldern und Limburg machen. Marlborough war ein sehr fähiger und besonders sehr glücklicher Feldherr, sein größtes Glück aber bestand darin, daß er den Franzosen in einer Zeit gegenübergestellt wurde, wo sie, von langen Kriegen an Generalen und Soldaten erschöpft, ihn nur mit den Resten ihrer Kraft bekämpfen konnten. Zur Zeit Turenne's und Condé's, selbst zu der Luxenburg's würden die Verhältnisse wahrscheinlich sich ganz anders gestellt haben. — Catinat kommandirte am Rhein. Sein Heer war aber, obgleich Boufflers, seiner eigenen Schwäche ungeachtet, ihm Verstärkungen gesandt hatte, dennoch nicht zahlreich genug, um den Verbündeten unter dem Prinzen von Baden zu widerstehen und mußte sich bis Strasburg zurückziehen. Die wichtige Festung Landau ward von den Kaiserlichen eingenommen. Catinat glaubte kaum stark genug zu sein, um den Elsaß vertheidigen zu können, als er den Befehl erhielt, mehr als die Hälfte seines Heeres unter dem Marquis von Villars auf das rechte Rheinufer zu schicken, damit dieser, in Schwaben einfallend, sich bei Ulm mit dem Kurfürsten von Baiern vereinigen und den Krieg in das Herz von Deutschland tragen könne. Ludwig glaubte durch diese Operation den Kaiser,

der seine meist von Kriegsvolk entblößten Erbstaaten bedroht sah, zur Zurückberufung seines Heeres am Rhein zu zwingen. Villars, einer der letzten großen Generale aus der Schule Turenne's, war nicht geschickter und vielleicht weniger erfahren als Catinat, er besaß aber einen kühnen, zuversichtlichen, oft an Verwegenheit grenzenden Muth, der den französischen Anführern in dieser letzten Epoche der Regierung Ludwig's XIV. oft zu fehlen schien. Er schlug den Prinzen von Baden, der ihm den Rheinübergang wehren wollte, bei Friedlingen (14. October 1702) in einem blutigen Gefecht und ward von den Kaiserlichen nicht weiter beunruhigt. Zu derselben Zeit war der Graf von Tallard mit einer Abtheilung des flandrischen Heeres in die Moselgegend gezogen, hatte Trier eingenommen und sich, ungeachtet der Neutralität des Herzoges von Lothringen, Nancys bemächtigt. Diese Bewegungen verhinderten das deutsche Heer auf diesem Punkte in das Innere Frankreichs einzudringen. Ludwig XIV. hatte Boufflers, den Engländern gegenüber, geschwächt, indem er einen Theil seines Heeres Catinat zu Hülfe geschickt, und dann diesen geschwächt, indem er Villars von ihm absonderte. Der Mangel an Uebereinstimmung unter den Generalen und noch mehr der Mangel an Soldaten wurde um diese Zeit auf französischer Seite fühlbar und doch hatte der Krieg erst begonnen. Ludwig hatte für denselben über hundert neue Regimenter ausgehoben, aber dieser und aller weitern Anstrengungen ungeachtet, mußte die Disproportion der Mittel und Kräfte zwischen Frankreich und fast ganz Europa auf die Dauer immer fühlbarer werden. Einen Krieg gegen Oesterreich, Deutschland, England und Holland hätte Ludwig vielleicht im Anfange seiner Regierung ausgehalten, jetzt aber, am Ende derselben, mußte er, traten nicht unerwartet glückliche Umstände ein, den totalen Ruin Frankreichs hervorbringen.

Im Anfange des Jahres 1703 verlor Ludwig XIV. zwei Bundesgenossen, deren Beistand für ihn in dem verzweifelten Kampfe, in den er verwickelt war, von großer Bedeutung gewesen sein würde. Der Herzog von Savoyen, dessen Staaten den Südosten Frankreichs deckten, und der König von Portugal, der Spanien auf der Westgrenze gegen die Angriffe der Alliirten schützen konnte, schlossen mit dem Kaiser ein Bündniß ab und traten in die große Allianz gegen Frankreich ein. Ludwig XIV., der das Testament Karl's II. unter der Bedingung angenommen, die Integrität der gesammten spanischen Monarchie zu erhalten, konnte, wenigstens im Anfange des Krieges, ohne sich der Anklage einer offenbaren Treulosigkeit auszusetzen und die spanische Nation gegen seinen Enkelsohn zu be-

waffnen, sich zu keiner Theilung derselben verstehen, während der Kaiser, der das Testament des letzten Königs nicht anerkannte, der sein Recht auf seine Geburt stützte, der von den Spaniern zurückgestoßen wurde und ihnen nichts schuldig war, sich durch die Abtretung einiger Theile dieses Reiches Freunde erwerben konnte. So versprach er einige Distrikte von Mailand an Savoyen, einen Theil von Estremadura und Galizien nebst der Provinz Rio de la Plata in Amerika an Portugal. Ludwig's Bestrebungen, aus Spanien selbst Hülfsmittel zu ziehen, waren vergeblich. Die Ohnmacht und Verweichlichung der Großen, die unter Philipp III. und Philipp IV. unglaublich rasche Fortschritte gemacht, die grenzenlose Unordnung in der Verwaltung, der Bigottismus, die Unwissenheit der mittlern Klassen und der halb wilde Zustand des Landvolkes in einem großen Theile des Landes, setzten der Einführung von Verbesserungen und Neuerungen, selbst der zweckmäßigsten und nothwendigsten Art, unübersteigliche Hindernisse entgegen. Diese konnten nur von Frankreich ausgehen, und der Stolz des spanischen Volkes, das so lange als ein Eroberer in und außer Europa dagestanden und eine überaus glänzende Rolle gespielt, stieß jeden Vorschlag zu einer Verbesserung, als einen Vorwurf und eine Schmach zurück und wollte von seinen halb-orientalischen, halb feudalen Zuständen, an die es seit Jahrhunderten gewöhnt war, um keinen Preis lassen. Philipp IV., abgesehen von seiner Jugend und Unbekanntschaft mit der Sprache, den Sitten und Einrichtungen seiner neuen Unterthanen, war ein träger, mißtrauischer, düsterer Charakter, der seine neue Stellung aus Stolz behaupten wollte, aber in derselben sich keineswegs glücklich fühlte und sich weder zu rathen noch zu helfen wußte. Er und seine Gemahlin, die mehr Geist, aber nicht mehr Erfahrung als er besaß, standen unter dem Einflusse einer Fürstin Ursini, einer gebornen Französin und Witwe eines römischen Großen, die von Ludwig XIV. der jungen Königin als erste Hofdame zugegeben war, die aber, ungeachtet ihres Verstandes und ihres Talentes zur Intrigue, nicht die Kraft besaß, den bestehenden Mißbräuchen zu steuern.

Für den Feldzug von 1703 war Ludwig die größten Schläge in Deutschland und Italien zu führen entschlossen. Vendome blieb an der Spitze des italienischen Heeres, Villars sollte nach der Donau vorrücken, und ein französisches Heer unter dem Marschall Tallard am Rhein agiren. In Flandern erhielt Villeroi, der sich, ungeachtet aller begangenen Fehler, in der Gunst des Königs erhielt, den Oberbefehl, von Boufflers unterstützt. Beide sollten sich in der Defensive

halten. Villars, der für seinen Sieg bei Friedlingen mit dem Marschallsstabe belohnt worden, täuschte den Prinzen von Baden, der ihm den Rheinübergang wehren wollte, nahm Kehl ein, rückte in Deutschland vor und vereinigte sich mit dem Kurfürsten von Baiern. Dieser, ein Fürst von muthigem und unternehmendem, aber leichtsinnigem und wandelbarem Charakter, folgte nicht den ihm von Villars mit großer Einsicht gegebenen Rathschlägen, und machte, daß dieser alle Früchte seines kühnen Zuges durch die Engpässe des Schwarzwaldes, mitten in einem feindlichen Lande, von aller Hülfe fern, verlor. Villars hatte dem Kurfürsten gerathen, sich entweder auf Linz zu werfen und bis in das Innere von Oesterreich zu dringen, wo ihn die ungarischen Insurgenten mit einem Heere erwarteten, oder Tyrol anzugreifen und sich einen Weg zur Vereinigung mit Vendome, der am Po stand, zu eröffnen. Beide Heere vereinigt hätten im nächsten Jahre den Krieg bis unter die Mauern von Wien tragen können. Aber der Kurfürst war unfähig, irgend einen Plan mit Beharrlichkeit und Nachdruck auszuführen, und sah sich durch seinen Leichtsinn sehr bald in die gefährlichste Lage gebracht. Der Prinz von Baden hatte den Rhein verlassen und näherte sich der bairischen Grenze, die Kaiserlichen rückten in Altbaiern ein. Vergebens erfocht Villars bei Hochstett einen entschiedenen Vortheil, der Kurfürst wies alle seine Plane zurück. Ihre frühere Freundschaft verwandelte sich in Haß, und Ludwig sah sich Villars abzurufen genöthigt, zu dessen Nachfolger er den Marschall Marsin bestimmte. Leopold war jedoch, um die ungarische Insurrektion, die um sich gegriffen, zu dämpfen, einen großen Theil seiner Streitkräfte auf ein anderes Kriegstheater zu senden genöthigt gewesen und das französisch-bairische Heer konnte den Feldzug mit der Einnahme von Augsburg endigen. Die Armee am Rhein unter dem Marschall Tallard, auf die Ludwig in diesem Feldzuge weniger als auf die unter Villars gerechnet, war so glücklich, Breisach und Landau einzunehmen und den Deutschen unter dem Prinzen von Hessen-Kassel bei Speier eine empfindliche Niederlande beizubringen. In den Niederlanden stand den Franzosen, unter Villeroi und Boufflers, Marlborough mit einem Heere von mehr als hunderttausend Mann gegenüber. Die Franzosen gingen hier nur vertheidigungsweise zu Werke und suchten die Engländer am Vorrücken, ohne ihnen Gelegenheit zu einer Schlacht zu geben, zu hindern. — Das Heer in Italien unter Vendome befand sich unter allen französischen Armeen in der vortheilhaftesten Lage, denn es war, in dieser letzten Zeit der Regierung Ludwig's XIV. ein seltener Fall, dem Feinde an

Zahl überlegen und mit allem Nöthigen reichlich versehen. Vendome erhielt Befehl nach Tyrol, um dem Kurfürsten von Baiern die Hand zu reichen, vorzurücken. In Trident angekommen, erfuhr der französische Feldherr, daß dieser Fürst Insbruck hatte verlassen müssen. Die Tyroler waren durch die Bedrückungen des Kurfürsten zum Aufstande getrieben worden. In das Mantuanische zurückgekehrt, entwaffnete Vendome die piemontesischen Truppen, die unter ihm dienten, denn Ludwig XIV. hatte unterdessen sichere Beweise von den Unterhandlungen des Herzoges von Savoyen mit dem Kaiser bekommen. Victor Amadeus ward endlich die Maske abzuwerfen und den Krieg an Frankreich zu erklären gezwungen. Wie wenig verwandtschaftliche Bande die streitigen Interessen der Souveraine auszugleichen im Stande sind, davon gab der Herzog von Savoyen in diesem Falle eines der zahlreichen Beispiele, denn seine beiden Töchter waren die eine an den Herzog von Burgund, den Erben der französischen Krone, die andere an Philipp V., der sich allein durch Ludwig's XIV. Unterstützung auf seinem Throne befestigen konnte, vermählt, und dennoch erklärte er sich, um eines unbedeutenden und nicht einmal gewissen Vortheiles willen, den ihm der Kaiser versprochen, gegen den Fürsten, mit dessen Hause er so nahe verbunden war.

Elftes Kapitel.

Der Haß gegen Ludwig XIV., das Verlangen, ihn zu demüthigen, auf das Aeußerste zu schwächen, vielleicht selbst zu vernichten, denn das Beispiel der Vertreibung der Stuarts, obwohl aus andern Ursachen entstanden, war nicht ohne Einfluß auf die Meinungen jener Zeit geblieben, schien im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts die herrschende Stimmung der Fürsten und Völker Europas in Bezug auf Frankreich geworden zu sein. Dieser König hatte sie, unparteiisch erwogen, reichlich verdient und erntete jetzt nur die Saaten seiner frühern Thaten. Schon unter Richelieu und Mazarin war ein System des Uebermuths und der Treulosigkeit im

französischen Kabinet gegen das Ausland bemerklich geworden, das jedoch unter diesen Ministern, da sie noch gegen religiöse und politische Parteien im Innern zu kämpfen gehabt, in seinen Aeußerungen häufig unterbrochen wurde, unter dem jungen, ehrgeizigen und mächtigen Ludwig XIV. aber zu einer nie gesehenen Vollendung kam. Die Uebermacht des Hauses Oesterreich im sechszehnten Jahrhundert war vielleicht noch drohender und zum Theil selbst noch gewaltsamer, als die Frankreichs in der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts gewesen, sie schien indessen im Dienste eines großen und allgemeinen Princips, in dem der Vertheidigung des Katholicismus, zu stehen und nicht einzig auf die Vergrößerung einer Dynastie oder eines Volkes berechnet zu sein. Wie despotisch und unsittlich auch die Mittel sein mochten, die Karl V. und Philipp II. zur Erreichung ihrer Mittel angewandt, sie waren mehr oder weniger für die Erhaltung des alten Glaubens und der zahllosen Interessen, die an diesem hingen, bestimmt gewesen und hatten deshalb unter allen Anhängern desselben in jedem Volke Beifall oder wenigstens Entschuldigung gefunden. In den Vergrößerungsversuchen und dem Umsichgreifen Ludwig's XIV. war von einem solchen allgemeinen Zwecke keine Spur zu finden. Die klar ausgesprochene Absicht war, seinen Thron über alle andern zu stellen, und als Mittel hierzu nicht die Nation, an deren Spitze er stand, in sich zu befestigen und zu erheben, sondern vor Allem die Nachbarn zu schwächen und zu erniedrigen. Dieses selbst vom Schein eines allgemeinen Princips, durch das sich die Völker so leicht täuschen lassen, entkleidete, rein weltliche, hab- und ehrsüchtige Streben war, von glücklichen Umständen aller Art unterstützt, mit einer Zuversicht auf sich selbst und einer Verachtung Anderer ins Werk gesetzt worden, die anfangs überrascht und geblendet, zuletzt aber erbittert und empört und das Bedürfniß eines allgemeinen Widerstandes hervorgerufen hatte. Alle Nachbarstaaten hatten von den Ansprüchen dieses usurpatorischen Geistes gelitten, und da er sich auf nichts, weder auf ein allgemein anerkanntes politisches noch religiöses System stützte, sondern einen durchaus persönlichen und nationalen Charakter an sich trug, so hatte er in den Gemüthern ein tiefes Gefühl des Hasses und der Rache hervorgerufen, das lange vergeblich nach Befreiung schmachtend, endlich in der „großen Allianz" nach Annahme des Testaments Karl's II. zum Ausbruch kam. Die verschiedenen Völker Europas waren im siebenzehnten Jahrhundert schon zu sehr entwickelt, hatten zu viel an Kraft und Selbständigkeit gewonnen, um sich, wie erst im Entstehen begriffene

Gemeinwesen früherer Zeiten, einem mächtigen politischen Einigungspunkte, wie der Karl des Großen, oder der Personifikation einer allgemeinen religiösen Idee, wie das Papstthum im eigentlichen Mittelalter gewesen, zum Opfer zu bringen. Man sah in dem Walten Ludwig XIV. nichts als die Absicht, Ein Volk, Eine Familie und zuletzt, im eigentlichsten Sinne, Ein Individuum, den König von Frankreich zu einer unbedingten Suprematie über alle andern Staaten, Dynastien und Fürsten zu erheben.

Gewalt und List, unter dem Scheine gewisser politischer Maximen verhüllt, oft aber ohne diese Maske ganz unumwunden hervortretend, waren die Mittel gewesen, durch die Ludwig XIV. bis dahin seine Stellung erhöht hatte. Gleich im Anfange seiner Selbstregierung hatte er, ohne einen Schein von Recht und mit Verletzung aller übrigen Rücksichten, den unbedingten Vortritt seiner Krone vor der Spaniens in Anspruch genommen, statt sich mit einer Gleichheit derselben zu begnügen. Seine Verwandtschaft mit Philipp IV. und Karl II. war von ihm einzig dazu benutzt worden, beide unaufhörlich zu drängen und zu drücken. Er hatte Holland ohne allen rechtmäßigen Grund, blos aus Haß gegen seinen Reichthum und seine Unabhängigkeit mit einem verheerenden Kriege überzogen. Viele Jahre lang war er mit Karl II. und Jakob II. gegen die Religion und die Freiheiten des englischen Volkes heimlich verbunden gewesen. Er hatte die Uneinigkeit und Schwäche des deutschen Reiches benutzt, um ihm einen Theil seiner Grenzen abzunehmen und diese außerdem auf das Willkürlichste ausgedehnt. Genua war von ihm mitten im Frieden angegriffen und fast zerstört worden. Er hatte bei mehren Gelegenheiten das Oberhaupt seiner Kirche mit Uebermuth behandelt und danach getrachtet, dasselbe zu einem willenlosen Werkzeuge seines Ehrgeizes zu machen. Dies war sein Verhältniß zum Auslande, in welchem kein eigentliches Princip, außer dem, von den Umständen jeden möglichen Vortheil zu ziehen und sich auf Kosten Anderer zu vergrößern, sichtbar ward. — In Bezug auf das Walten im Innern seines Reiches trat allerdings ein Princip hervor und zwar ein solches, das dieses Verhältniß zum Auslande erst möglich gemacht und lange unterstützt hatte, dessen Früchte zuletzt aber ebenfalls ihrem Urheber, oder wenigstens seinem Hause, verderblich werden sollten. Ludwig hatte bei weitem die Grenzen, die einen Despoten von einem unbeschränkten, an die Zustimmung seines Volkes nicht gebundenen Herrscher unterscheiden, überschritten. Er hatte nicht nur jede Regung von politischer Freiheit, sondern, so weit dies möglich ist, von moralischer und

intellektueller Unabhängigkeit erdrückt. Der Adel, die Geistlichkeit, die Parlamente waren von ihm in eine Abhängigkeit gebracht worden, welche nicht nur jede selbstständige Bewegung des Charakters, sondern zuletzt auch jedes eigenthümliche Walten des Talents zu zerstören drohte. Die großen Männer, die den ersten Theil seiner Regierung verherrlicht, fast alle älter als er, oder wenigstens Zeitgenossen von ihm, waren, nach ihrem Hinscheiden durch keine ähnlichen Erscheinungen ersetzt worden, denn der Druck und Zwang, die er ausübte, hinderten die Entwickelung des Talents und Charakters zugleich. Er hatte die Nation in ein seelenloses Instrument, das nur von ihm allein Leben und Bewegung empfangen sollte, zu verwandeln gesucht, und obgleich ihm dies, wie natürlich, nicht ganz gelungen, so erschien dennoch nicht nur der französische Staat, sondern auch die französische Individualität gegen das Ende seiner Regierung hin im Sinken begriffen. Seine Intoleranz, sein meist aus weltlichen Motiven hervorgehender Haß gegen jede von der Autorität der katholischen Kirche getrennte Meinung über dogmatische und mystische Fragen hatte ihn zur Verfolgung der Jansenisten, Quietisten und Hugenotten getrieben und das Reich nicht nur eines Theiles seiner Bevölkerung und seines Reichthumes beraubt, sondern die Bewegung des Gedankens selbst, die Freiheit des Geistes gelähmt und eine ausschließende Richtung zu zügellosem Lebensgenuß, von dem trügerischen Scheine einer strengen Altgläubigkeit bedeckt, hervorgerufen. Selbstsucht und Heuchelei waren die beiden Grundstimmungen der höhern Stände unter ihm geworden, ein Charakterzug, der in den Generationen nach ihm bis in die niedern Klassen hinabsteigen und allmälig die Wurzel des französischen Lebens vergiften sollte.

Ludwig hatte, im Anfange seiner Regierung von einer rühmlichen Ehrbegierde entflammt, auf alle Theile des nationalen Lebens zu wirken und dasselbe zu erheben gesucht. Gesetzgebung, Verwaltung, Kriegswesen, Literatur und Kunst, Handel und Gewerbe hatten damals einen bedeutenden Schwung genommen, und die Uebereinstimmung, in der alle diese verschiedenen Richtungen sich bewegten, schien zum ersten Male das Bild eines wahrhaften Staates darzustellen, in welchem die Ideen und Fakten, die im Mittelalter so weit auseinanderlagen, sich zu einem Ganzen vereinigten. Durch diese Sorge für das gesammte Emporblühen des nationalen Daseins und nicht blos für einzelne Theile desselben, hat Ludwig XIV. einen so großen Einfluß auf den Geist und das Geschick der französischen Nation ausgeübt. Die Fürsten des Mittelalters lebten für die Kirche

oder für den Krieg, oder auch für beide zugleich. Von einem allgemeinen Einflusse des Königthums auf das Volk und von einer harmonischen Entwickelung aller Theile desselben konnte deshalb keine Rede sein. Eine solche war mit der Idee jener Epoche und ihrer gesammten Entwickelung sogar schlechthin unvereinbar. In dieser Beziehung unterscheidet sich Ludwig XIV. so durchaus von frühern Souverainen, ja selbst von seinen nächsten Vorgängern, wie z. B. Heinrich IV., daß man ihn in gewisser Beziehung für den ersten Regenten, im heutigen Sinne des Wortes, nehmen kann. — Aber so wie der ganze Zustand der damaligen Welt, so hing auch das Königthum Ludwig's XIV. noch immer mit dem Mittelalter, zwar nicht mit dem, was mit ihm Großes und Hohes gelebt, denn dies war entweder untergegangen oder hatte seine besondere Gestalt verändert, sondern mit dem, was in ihm den Fortschritt der Menschheit Störendes und Hemmendes gelegen, zusammen. Der Souverain hatte sich aus einem Oberhaupte des Adels und einem Beschützer der Kirche, was er früher gewesen, zum unumschränkten Gebieter über das Blut, die Güter, kurz das ganze Dasein aller Stände seines Volkes erhoben. Ungeachtet der Rechte und Immunitäten des Klerus, der Ansprüche und Erinnerungen des Adels, waren beide Stände dennoch zum Könige in das Verhältniß einer totalen Abhängigkeit gekommen, sie waren nichts oder fast nichts mehr durch sich selbst und nahmen nur die Stellung ein, die ihnen von jener obersten Macht angewiesen, oder in deren Behauptung sie von ihr geduldet wurden. Der Bürgerstand, eine im Mittelalter zwar gedrängte und in seiner Entwickelung beschränkte, aber kompakte Masse, hatte sich in eine solche Menge von besonderen Klassen getheilt, daß er alles Gefühl seiner gemeinsamen Abkunft und Bestimmung verloren. Der Landmann, obgleich großentheils schon längst von erblicher Privatabhängigkeit befreit, hatte seit dem Beginne der großen Kriege und dem Aufkommen der hohen Steuern, in seiner Gesittung wenige oder gar keine Fortschritte gemacht. Er war im Grunde immer noch der willen- und bewußtlose Boden, der die übrigen Stände trug, und seine Geschichte bestand fast nur in den Spuren, welche die auf ihm ließen, die ihn unter ihre Füße traten. Ueber diesen einzelnen Fraktionen des nationalen Daseins, die selbst von einander so tief getrennt waren, stand ein einziger, allgemeiner, seinem Recht und seiner Gewalt nach über alle gleichmäßig erhabener Gebieter, der König, zu dem die Nation, die er beherrschte, nicht in das Verhältniß des Vasallen zu seinem Lehnsherrn, sondern in das des recht- und besitzlosen Hörigen gekommen

war. Dieses Verhältniß sprach sich, wie natürlich jeder nach einem großen Maßstabe behandelte Zustand, in ungleichen und in der Erscheinung oft widersprechenden Formen aus, war aber, seinen Grundbestimmungen nach, dessenungeachtet vollkommen vorhanden. Dieses unumschränkte Königthum fand Ludwig ebenso gut, wie die Keime der großen intellektuellen Blüte, die unter ihm zur Reife kam, vor. Es war von ihm nicht geschaffen worden, sondern lag vielmehr im gesammten Geiste jener Zeit, war sogar ein nothwendiger Uebergangspunkt, was ihm aber persönlich angehört, ist die Uebertreibung, die er in dieses Verhältniß brachte. Indem er die ganze Kraft des öffentlichen Lebens an sich zog und willkürlich verwandte, brachte er über sein Volk nicht nur zahllose Leiden, sondern setzte zuletzt seine eigene Größe, die er in dieser schrankenlosen Ausdehnung des monarchischen Princips sah, in Gefahr. Er zog die in jeder Institution verborgene Spannkraft, die geschont werden muß, wenn sie lange Dienste leisten soll, auf das Unmäßigste an und ließ sie seinen Nachfolgern schon fast ganz abgenutzt zurück. Was in der Regierung Ludwig's XIV. Großes und Fruchtbares lag, gehörte dem politischen Geiste der neuern Zeit, der die Völker als bewußte und berechtigte Totalitäten betrachtet, was unter seiner Herrschaft Zerstörendes und Schlechtes erschien, dem aus dem Verfall des Lehnswesens entstandenen Princip der absoluten Monarchie an. Vermöge desselben sah er den Staat als eine Domaine seines Hauses und sich als dessen unbeschränkten Nutznießer an. Die königliche Autorität hatte sich allmälig aus der des Lehnsherrn über seine Vasallen, aber dergestalt gebildet, daß die Beschränkung der Willkür des erstern und die Rechte der letztern durchaus verschwunden waren, und daß der König des siebenzehnten Jahrhunderts in Frankreich sich zu seinen Unterthanen nicht in dem Verhältnisse der Könige des Mittelalters zu ihren Ständen, sondern in dem des Feudalherrn, welchen Rang er auch in der Lehnshierarchie einnehmen mochte, zu den Hörigen befand. Wie der adelige Grundbesitzer jener Zeit Gesetzgeber, Verwalter, oberster Richter, kirchlicher Patron und Chef der bewaffneten Macht seines Lehns und dies Alles in seiner Eigenschaft als Besitzer des Bodens gewesen, so war der König von Frankreich, in die Rolle aller dieser einzelnen Herren tretend und ihre Rechte in seiner Person vereinigend, der unumschränkte Herr aller dieser Lehne, die das Königreich bildeten, geworden. Das Princip der unumschränkten Monarchie war aus dem des Lehnsherrn zu den Hörigen, Pächtern u. s. w. zu dem, was man seine Unterthanen und nicht aus dem des Lehnshauptes zu seinen Vasallen entstanden, denn als sol-

ches wäre der Souverain nur der Erste unter Gleichen und dem Recht nach nie absolut geworden. — Der König erkannte zwar seinen Unterthanen ein Eigenthumsrecht, aber doch mehr der Form als dem Wesen nach, zu, denn indem er sich das Recht beilegte, willkürlich und nach seinem einzigen Ermessen Abgaben und Steuern aller Art, ohne die Zustimmung derselben, zu erheben, so hatte er sie im Grunde in das Verhältniß von Pächtern zu sich gesetzt und er war der einzige wahrhafte Eigenthümer geworden. Er richtete allerdings ihre Streitigkeiten nicht selbst, sondern es bestanden Tribunale und Gesetze, die nach gewissen allgemeinen Bestimmungen richteten, aber er gab diese Gesetze allein, veränderte sie, wenn er wollte, nahm von ihnen aus, wenn es ihm beliebte, und behielt sich durch das Recht und den Gebrauch der willkürlichen Verhaftungen die unumschränkte Verfügung über die Existenz jedes seiner Unterthanen vor, so daß auch keine eigentliche persönliche Freiheit ihm gegenüber bestand. — Es ist wahr, daß die willkürliche Herrschaft des ehemaligen Lehnsbesitzers über seine Hörigen durch die unermeßliche Ausdehnung dieses Verhältnisses sehr gemildert wurde und sich nur ausnahmsweise mehr gegen Hohe als Niedrige, in außerordentlichen Fällen, auf diese Art geltend machte, denn es fehlte dem Herrn von Millionen die materielle Möglichkeit, seine Unterthanen, da er nur mit einem kleinen Theile derselben in unmittelbarer Berührung stand, so, wie es der frühere Besitzer einiger Städte oder Dörfer vermocht, zu behandeln, dem zuweilen jeder seiner Unterthanen persönlich bekannt sein konnte. Gleichwohl war das Verhältniß, seinem Princip nach, dasselbe, und wenn der Druck des Königs ein weniger persönlicher und willkürlicher als der des Feudalherrn, so war er auf der andern Seite durch die Bildung einer auf allen Punkten vertheilten Verwaltung, Polizei und Kriegsmacht, die ausschließend in seinen Händen war, betäubender, lähmender und hoffnungsloser geworden. Das unumschränkte Recht des Lehnsbesitzers über Alles, was auf seinem Grund und Boden lebte, mit Ausnahme der Geistlichkeit, obgleich auch diese in ihrer weltlichen Existenz von ihm abhing und ihr Besitz ursprünglich als ein Theil des seinigen gedacht wurde, war der Ursprung der absoluten Monarchie des Abendlandes, zu der allerdings noch andere dem römischen Rechte und der Kirche angehörige Grundsätze, wie die Personifikation des Staates in seinem Oberhaupte und die Vereinigung aller besondern Gewalten in seiner allgemeinen Autorität, die Anerkennung eines göttlichen Willens in seinen Beschlüssen und die Forderung des leidenden Gehorsams hinzutraten. Dies waren aber Ideen und Einflüsse, die je nach den

Umständen wirkten, oft mehr, oft weniger Macht bewiesen, das wahre Fundament der absoluten Souverainetät war aber die Vereinigung aller Gewalt der einzelnen Lehnsbesitzer über ihre Unterthanen in der Person des obersten Lehnsherrn. — Daß dies der Ursprung und Geist der unumschränkten Monarchie gewesen, dem sie nie, so lange sie besteht, vollkommen untreu werden kann, geht besonders aus der Stellung hervor, welche die im Mittelalter bevorrechteten Stände in dieser Organisation einnahmen, die mit ihren Sitten, Vorstellungen und Ansprüchen nie in derselben ganz aufgingen, gleichwohl in politischer Beziehung sich derselben ebenso unbedingt unterwerfen mußten. In diesem aus dem Lehnswesen entstandenen absoluten Königthume war das Mittelalter immer noch, obwohl sehr verkümmert, entstellt und ohne die großartige Seite seines Daseins enthalten. Dies ist um so bemerkenswerther, da die unumschränkte Monarchie des Abendlandes sich fast nur durch diese Aufnahme vieler Formen, Sitten und Traditionen der Feudalwelt von der orientalischen Despotie unterscheidet. In dieser letztern wird die souveraine Gewalt nicht als aus der Vereinigung einzelner Besitzesrechte, nicht als aus der Herrschaft über den Boden entstanden, gedacht, weshalb auch in ihr nicht die Elemente ursprünglicher Bevorrechtungen, Unterschiede und Stände enthalten sind, sondern sie wird aus der Idee einer ursprünglichen Sklaverei der Menge gegen einen Herrn, dessen Macht die einzige Garantie seines Rechtes ist, hergeleitet, weshalb sie sich weniger an den Boden, sondern fast ausschließend an die Personen hält. Ohne die Fragmente des Lehnswesens, die in dem Gebäude des absoluten Königthums enthalten waren, hätte dieses, zumal vor dem Erwachen des neuern Geistes politischer Freiheit, ohne Zweifel die Gestalt der orientalischen Despotie angenommen, wie dies an Rußland beobachtet werden kann und wie dies auch unter andern Völkern, obgleich nie vollkommen und gleichmäßig geschehen ist.

Diesen Zustand, diese Vorstellung von dem Besitze einer unbeschränkten Macht über Alles, was auf dem Grunde und Boden der Monarchie lebte, fand Ludwig XIV. vor, war von ihm nicht geschaffen worden, und deßhalb keine Usurpation, sondern ein den Ideen seiner Zeit nach rechtmäßiger Besitz, an den die Andern ebenso gut wie er selbst glaubten. Nach dem letzten theils leichtsinnigen, theils schwachen Versuche der Fronde, die königliche Autorität zu beschränken, an der Verwirrung der politischen Ideen und der Charakterlosigkeit der Häupter gescheitert, ward dem Könige eine unumschränkte Herrschaft über sein Volk zuerkannt, nur durch die

moralische, aber nicht politische und rechtliche Forderung begrenzt, diese Gewalt nach den Grundsätzen des Christenthums gegen Alle, und den Traditionen des Feudalrechts gemäß, mit Berücksichtigung der höhern Klassen, auszuüben. Was Ludwig XIV. jedoch zum immerwährenden Vorwurfe gereicht und auf seine in so vieler Beziehung glänzende Gestalt einen tiefen Schatten wirft, ist, daß er dieser, dem Princip nach schrankenlosen Macht, die ihm geworden, in ihrer Anwendung, aus einem Gefühl der Moral, der Gerechtigkeit und Milde, keine Grenzen setzte, sondern sie vielmehr auf das Willkürlichste mißbrauchte und sich in ihrem Genusse gewissermaßen berauschte. Unglücklicherweise mit einem übermächtigen Hange zu jeder Art individueller Befriedigung, zu einer seinem Willen und Interesse Alles unterordnenden Selbstsucht geboren und in einer Zeit und unter Umständen gebildet, wo die sinnliche Macht und äußere Ueberlegenheit fast wie im Alterthume vergöttert und deren Ansprüche weder durch den ascetischen Geist des Mittelalters noch die philosophische Freiheit der Gegenwart in Schranken gehalten wurden, mißbrauchte er die ihm gewordene Gewalt zum Unglücke seines Volkes und zum spätern Verderben seines eigenen Hauses und überschritt die ohnedies oft dunkle Grenze, wo die absolute Monarchie zur Despotie und selbst zur Tyrannei werden kann. Er nahm die Grundsätze der unumschränkten Fürstenmacht, die sich aus einer äußern Nothwendigkeit, auf einer Stufe des Ueberganges, und um der Anarchie des Feudallebens zu entgehen, ohne Absicht und Bewußtsein von Seite des Volkes, wie aus einer Ueberraschung gebildet, nicht nur im strengsten und buchstäblichsten Sinne, sondern übertrieb in seinem Uebermuthe die Consequenzen derselben auf eine oft wahrhaft gehässige Weise. So hielt er sich im Ernst für den obersten Besitzer alles Eigenthumes in seinem Lande, und glaubte, unter der Form von Steuern und Abgaben aller Art, seinem Volke, so viel er für gut fand, nehmen und dies nach seinem Belieben anwenden zu können. Er brauchte für sich, seine Hofhaltung, seine Günstlinge und Buhlerinnen, seine Paläste und Gärten einen größern Theil der Früchte des nationalen Fleißes als, wenigstens in großen Staaten, irgend ein moderner Fürst gethan. Er glaubte, daß, so wie ihm eigentlich aller Grund und Boden in seinem Lande gehöre und die, welche ihn bebauten, ein dem seinigen untergeordnetes Recht auf ihn besäßen, auch ebenso unumschränkt über die Freiheit und das Leben seiner Unterthanen verfügen zu können. Die Willkür und Roheit, die in dieser Ansicht, des täuschenden Scheines von Recht und Ordnung, der sie umgab, verborgen lag, trat übri-

gens nicht blos in einer von den Gewalthabern aller Zeiten, sobald es ihnen möglich war, angewandten Praxis, sondern in einer Art absolut schonungsloser Theorie hervor, die mit solcher Offenheit seit dem Untergange der römischen Despotie selten ausgesprochen worden ist. In den Instruktionen für den Dauphin, einem politischen Katechismus, den Ludwig für seinen Sohn verfaßte, sind die Grundsätze der absoluten Monarchie, die, so ausgeübt, und sie wurden es in vielen Fällen, offen zur Tyrannei führten, unumwunden eingestanden. Der König sagt darin, unter vielem Andern, ohne weitere Erklärung: „unsere Unterthanen sind uns ihr Leben schuldig" — und an einem andern Orte: „Ihr könnt nicht daran zweifeln, daß die Könige Herren über allen Besitz in ihrem Lande, geistlichen und weltlichen, sind u. s. w."

Der Ton dieser Instruktionen, die von Ludwig in reifern Jahren, ohne fremde Hülfe und fremden Einfluß und mit aller Ueberlegung verfaßt wurden, ist, vielleicht mehr als vieles Andere, ein Beweis für den despotischen Hang und zugleich für den dürren Geist dieses Königs, der in Bezug auf Thätigkeit und Willenskraft, aber keineswegs durch Gemüth und Gedanken einen der ersten Plätze unter seines Gleichen verdient. Die materiellen Folgen dieser königlichen Machtvollkommenheit, der Druck, der auf den niedern Klassen lastete, die Verschwendung der Großen, der Mangel an Freiheit und selbst an Sicherheit für Alle, die Kosten und Verwüstungen der großen Kriege, das rasche Steigen der Staatsschulden u. s. w. bilden noch nicht die schlimmste Seite dieses Zustandes, sondern vor Allem die Erniedrigung, die für den Charakter, und die beschränkte oder schiefe Richtung, die für die Intelligenz der Nation aus diesem System hervorgingen. Die vollkommene Trennung des öffentlichen und privaten Lebens unter diesem Fürsten, das Joch, unter dem die Großen am Hofe von ihm selbst, die mittlern und niedern Klassen in den Provinzen von seinen Stellvertretern und Beamten gehalten wurden, die Abwesenheit jeder selbstständigen und freien Bewegung, hätten ein anderes Volk erstarrt und betäubt, brachten aber im Gegentheile unter den Franzosen, ihrem besondern Charakter gemäß, eine zügellose Neigung zum äußern und sinnlichen Genusse des Lebens hervor, die nur die Befriedigung des Augenblickes suchte und jede höhere Auffassung, jedes tiefere Urtheil über den sittlichen Gehalt des Lebens selbst, sein Ziel und seine Bedeutung verlor. Alle intellektuelle Thätigkeit, Religion, Politik, Literatur u. s. w. mußte, wollte sie nicht bekämpft und zerstört werden, sich nach gewissen Modellen und Schemas bilden und konnte in keiner Weise den von

der Natur in sie gepflanzten Keim frei entwickeln. Ueberall war eine äußere, materielle, von der Vorstellung des unumschränkten Rechts einer einzigen Individualität und der grenzenlosen Unterwerfung Aller entlehnte Regel sichtbar, die dem ganzen Leben eine von den Interessen, dem Willen und der Laune dieses Einzigen und seiner Umgebungen abhängige Richtung auflegte. Im Anfange der Regierung dieses Königs war eine große geistige Bewegung in allen Zweigen der nationalen Thätigkeit, besonders aber in der Literatur, sichtbar gewesen. Dieselbe hatte in fast allen Theilen dieses Gebietes einige hervorragende Werke ans Licht gebracht, sich im Ganzen jedoch mehr durch die Ausbildung und Fixirung der Form als durch die Erzeugung eines neuen und großen Inhalts ausgezeichnet. Ein solcher wäre bei einer folgerechten Entwickelung der Nation von selbst entstanden und die glänzende, aber etwas hohle Form ohne Zweifel auf eine würdige Art ausgefüllt worden, dem aber widersetzte sich das Mißtrauen, mit dem Ludwig jede Entfaltung einer originellen und kraftvollen Natur, oder einer tiefen und belebenden Idee bewachte, und die Art, wie er, durch die ihm zu Gebot stehende politische Macht, der oberste Schiedsrichter aller moralischen Verhältnisse in seinem Lande geworden war. Es war unmöglich geworden, über diese großen Gegenstände, die, einige dunkle und durchaus übersinnliche Materien abgerechnet, einen unmittelbaren Einfluß auf das gesammte innere und äußere Leben ausüben, ohne Gefahr für sich, seine Familie, seine Freunde, einen freien Gang der Untersuchung zu verfolgen, der Geist war, unter Ludwig XIV. wie unter Philipp II. gewöhnt worden, vor diesem wichtigen Felde der Untersuchung und Betrachtung mit geschlossenen Augen vorüberzugehen. In Moral, Poesie, Geschichte trat eine ähnliche, weniger rauhe und gewaltsame, aber immer fühlbare Beschränkung hervor; in der Politik wäre es, ohne Gefahr für die persönliche Sicherheit unmöglich gewesen, ein Urtheil nicht nur über das Vorhandene, sondern nur einen freien Standpunkt über das Vergangene aufzustellen. Ludwig besaß einige der Eigenschaften, die überhaupt die großen Herrscher charakterisiren: eine anhaltende und methodische Thätigkeit, einen umfassenden Blick für alle seine Interessen, eine genaue Bewachung und Leitung Aller, denen die Bewahrung derselben anvertraut war. Diese Eigenschaften selbst wurden, in Verbindung mit dem übrigen System der Regierung, der Entwickelung der Nation hinderlich. Der König entschied nicht nur Alles selbst, sondern zog Alles an sich, beurtheilte, leitete Alles, dachte und handelte, so zu sagen, allein und verwandelte Alles um

sich her in einen von ihm durchaus abhängigen seelenlosen Zustand, der sich einer vollkommenen moralischen und intellektuellen Entsagung unterwarf. Am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts waren fast alle unter Richelieu und Mazarin gebildete Personen von Auszeichnung verschwunden, und der eintretende Mangel an Staatsmännern, Feldherren, Denkern und Schriftstellern von Talent bewies, wie zerstörend das System des Absolutismus gewirkt, das dieser König zu seiner Vollendung gebracht hatte. Dieses Joch, das auf dem Charakter und der Intelligenz lag, die gewaltsame Art, wie der französische Genius in seiner naturgemäßen Entwickelung aufgehalten wurde, ließ ihn, da er zu lebendig war, um ganz erstickt werden zu können, eine falsche und schiefe Richtung nehmen. Der religiöse Druck brachte eine tief versteckte Heuchelei, der politische eine gänzliche Gleichgültigkeit gegen den Staat, der moralische einen Hang zur Intrigue, zu List und Falschheit hervor, und dies Alles lag eigentlich nicht in den Gesinnungen der Nation, sondern war durch das Zurückdrängen einer ihr angemessenen freien Lebendigkeit hervorgebracht worden. Aus dieser Stimmung des französischen Volkes ging im achtzehnten Jahrhundert die Selbst- und Zweifelsucht hervor, die dasselbe nach langem Schwanken, Hin- und Herziehen und einigen Versuchen, den unerträglich gewordenen Zustand zu verbessern, endlich zu dessen totalem Umsturz veranlaßte. — In den politischen Verhältnissen war Ludwig's Allmacht im Innern seines Landes gleich im Anfange seiner Selbstregierung allgemein anerkannt worden, und sogar der legitimste und beschränkteste Widerspruch, wie die sogenannten „Remontrances," Vorstellungen des Parlaments über die königlichen Edikte, erschwert und überhaupt jedes Urtheil in dieser Sphäre unterdrückt worden. In der Religion allein, da dieses ideale Gebiet nie so ganz ausgemessen, bestimmt und umgrenzt werden kann, wie das des realen Lebens, trat hier und da ein Widerspruch gegen seinen Verfolgungsgeist und seine diktatorischen Ansprüche auf. Dieser König fühlte, daß die Freiheit, die sich im Staate nicht zu regen wagte, auf diesem dunkeln und schwankenden Terrain eine Zuflucht suchte und darum verfolgte er sie in diesem letzten Asyl bis an das Ende seines Lebens, selbst dann, wenn man hätte glauben sollen, daß die politischen Sorgen ihm diesen Gegenstand seiner Aufmerksamkeit hätten entziehen können. Im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts fand die blutige Verfolgung der Hugenotten in den Cevennen statt, die Jansenisten erregten von Neuem den Groll und Eifer des Königs und selbst die letzten Reste der Quietisten wurden, ungeachtet ihrer Schwäche, wie eine ihm ge-

fährliche Partei, aufgesucht, erdrückt und, so viel wie möglich war, vernichtet. Es war dies nicht, wie man so oft behauptet hat, eine Grille und Manie, oder rein religiöser Eifer, sondern der Haß gegen die Freiheit des Geistes, die, aus dem Staate verbannt, im Gebiet des Gedankens eine Zuflucht gesucht, und damit sie sich hier nicht von ihrem Drucke erholen und allmälig in der Wirklichkeit wieder erscheinen könnte, bis an die entferntesten Grenzen des Daseins selbst, bis an den uferlosen und unergründlichen Ocean des idealen Lebens, aufgesucht und verfolgt wurde.

Alle Stände, die ganze Nation, waren unter der Herrschaft dieses Absolutismus nicht nur um ihre politischen Rechte und Freiheiten, sondern auch um ihre nationale Würde und Kraft gekommen, und Ludwig sollte in dem letzten Theile seiner Regierung unter den großen, ihn fast mit Vernichtung bedrohenden Gefahren, die der spanische Erbfolgekrieg erregte, empfinden, daß er, indem er alle Selbstständigkeit und Unabhängigkeit in seinen Unterthanen untergraben, die Quelle der moralischen Energie derselben verstopft und sich selbst, zu dessen Verherrlichung doch jenes System einzig in Anwendung gebracht worden, einen tödtlichen Schlag beigebracht hatte. — Die Geistlichkeit, die vollkommen von der weltlichen Macht abhängig geworden, unter der diejenigen, welche sich erheben wollten, ihren Weg am Hofe, unter den Ränken und Intriguen desselben zu machen hatten, deren Doctoren sich mehr als jemals mit scholastischen Spitzfindigkeiten abgaben, deren niederer Theil aber in einer groben Unwissenheit lebte, sank vollkommen von der idealen Höhe herab, auf der sie, ihrer Mängel ungeachtet, sich so lange erhalten hatte, und entschädigte sich für diese Erniedigung durch den Fanatismus, den sie gegen Andersgläubige, und die trübselige Herrschaft, die sie über das Volk ausübte. — Der Adel war vielleicht der Stand, der unter dieser Regierung am tiefsten fiel und seinen gänzlichen, einige Generationen später zu erfolgenden Untergang vorbereitete. Der kleine Herrenstand, meist sehr arm, vielleicht ärmer als in irgend einem andern Lande, lebte nur von der Gnade der Regierung und der Großen, und hatte von allen Vorzügen seiner Vorfahren nur seine kriegerische Tapferkeit bewahrt, die einmal, als eine allgemeine menschliche Eigenschaft, sich überall, wo sie hervorgerufen wird, findet, und dann als eine Form, deren Werth von ihrer Anwendung abhängt, die Mängel dieser Klasse nicht aufwiegen konnte. Er rekrutirte sich übrigens seit langer Zeit aus dem, seinem Ursprunge nach entgegengesetztesten Stande derer, die sich in der Verwaltung der öffentlichen Gelder, in Finanzoperationen und an-

dern gewinnreichen Beschäftigungen bereichert hatten, was ihn in den Augen des Volkes nicht besonders heben konnte. — Der höhere Adel, durchaus um die Person des Monarchen versammelt, ohne bestimmt ausgesprochene Rechte, ohne ernste Beschäftigung lebend, denn Ludwig wählte seine Minister fast nie, seine Gesandten selten aus ihm, meist in Hofämtern stehend, verlernte in diesem goldenen Joche zuletzt jede Regung von äußerer Unabhängigkeit und freier Willenskraft. Er repräsentirte jedoch jetzt die Nation vielleicht noch mehr als früher, aber nur ihre dunkle und schlechte Seite. In ihm war es vorzüglich, wo ein System der Heuchelei, des Unglaubens und eine der Natur und Vernunft fremde, oft entgegengesetzte Weise des Daseins sich geltend machten, die, mit einer zerstörenden Sinnenlust und einem grenzenlosen Leichtsinne gepaart, sich und Andere verdarb und den Abgrund nicht ahnte, in den sie über lang oder kurz stürzen mußte. — Die erbliche Magistratur, die eigentliche Aristokratie des Bürgerstandes, war politisch ebenso wie der Adel annullirt, bewahrte aber, dem Mittelpunkte jenes Verderbens, dem Hofe, fern stehend und durch Ueberlieferung, Gewohnheit und Nothwendigkeit an ein ernsteres und gehaltneres Leben gewiesen, einen Theil ihrer frühern Kraft und Bedeutung. Was ihr jedoch unter dieser Regierung nachtheilig wurde, war, daß sie, der politischen Erniedrigung, in der sie von dem Könige gehalten wurde, sich bewußt, doch nicht gegen sie ankämpfen, ihre alte Stellung nicht wiedergewinnen konnte, was einen Widerspruch zwischen ihrer innern Ueberzeugung und ihrer äußern Haltung hervorbrachte, den keine Individualität, wie kein Stand, auf die Länge, ohne zu sinken, aushalten kann. Sie verlor unter Ludwig XIV., wie der Adel, das Interesse an dem Gemeinwesen, dem Staate und der lange Druck, in dem sie gehalten, erbitterte und verdüsterte ihren Charakter, der, als sie nach dem Tode dieses Königs wieder frei athmen konnte, sich fast nur in der Verfolgung ihrer besondern Rechte und Interessen und in ihrem Hasse gegen den Adel und die Geistlichkeit Luft machte. Der veränderte und geringere Geist des Parlaments im achtzehnten Jahrhundert, mit dem, was er im siebenzehnten Jahrhundert gewesen, ist aus dem langen Joche, in welchem er unter Ludwig XIV. gelegen, zu erklären. Die erbliche Magistratur verlor unter ihm die beiden großen Eigenschaften, die sie früher auf einen so hohen Standpunkt gestellt hatten, sie hegte nicht mehr die tiefe Anhänglichkeit zur Krone, die sie einst zu deren rechten Arm gemacht, denn sie hielt sich von dieser für beraubt und erniedrigt, und zugleich sank ihre Popularität im Volke, dessen Schutz und Vormund

sie so lange gewesen. — Aus dem Handels- und Industriestande trat ein nicht geringer Theil durch Kauf von adeligen Lehnen und Aemtern zu dem kleinern Adel und der Magistratur über, indem jeder aus dem Tiers-etat, der aller eigentlichen Würde im Staate entbehrte, so viel als möglich heraustreten wollte, wodurch der Bürgerstand den Charakter der Einheit, den er im Mittelalter besessen, verlor und eine form- und haltungslose Masse, ohne unterscheidenden Charakter, ohne eigenthümliche Rechte und Sitten wurde. Ein Theil von ihm schwang sich zu den höhern Klassen empor, ein anderer stieg zu den niedrigsten herunter. Wie elend der Landmann unter dieser Regierung war, wie sehr er, ungeachtet der Befreiung von der Hörigkeit, gedrückt wurde, ist im Laufe dieser Betrachtungen mehrmals erwähnt worden. — Die Bevölkerung hatte sich im Laufe der Herrschaft Ludwig's XIV. gemindert und die vielen und langen Kriege, die Vertreibung der Protestanten, die allgemeiner werdende Verarmung hatten hierzu das Ihrige beigetragen, obgleich das ganze System des französischen Lebens, wie es allmälig geworden, überhaupt die Sitten und Einrichtungen, dem Anwachs der Bevölkerung nicht förderlich waren. Ein äußerst zahlreicher Klerus, ein noch zahlreicherer kleiner Adel, eine Land- und Seemacht, die einen großen Theil der männlichen Bevölkerung zur Ehelosigkeit in der Blüte der Jahre zwang und ein in den Städten sich mehrender Pöbel ließ die Verluste, welche der Krieg in allen Klassen der Gesellschaft und das Elend in den niedern Kreisen der Bevölkerung verursachte, nicht leicht ersetzen. Frankreich war im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts ohne Zweifel an materieller Kraft schwächer als im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts. Seine Intelligenz, die nicht nur einzelne große Werke hervorgebracht, sondern, was noch viel wichtiger ist, die Formen für ihre gesammte Thätigkeit ein für allemal gefunden und auf dieser Bahn nur fortzuschreiten brauchte, der Ruhm, den es errungen, die hohe Meinung, die das Ausland, seines Hasses und Mißtrauens gegen Ludwig XIV. ungeachtet, von der Nation hegte, die damals an Muth und Geist für die erste galt, hielten den nationalen Genius aufrecht und bewahrten ihn, selbst unter den ungünstigsten äußern Umständen, vor einem hoffnungslosen Sinken.

Frankreich hatte sich seit den Zeiten der letzten Valois in keiner so übeln Lage wie jetzt gesehen, denn wenn seine Kräfte damals, in religiösen und bürgerlichen Unruhen, auf das Aeußerste überspannt gewesen, so schien es jetzt durch den langen innern Druck ebenso abgespannt zu sein. Dennoch mußte der große Krieg gegen einen

zahlreichen und mächtigen Feind fortgesetzt werden. Die Gesinnung, die früher Wilhelm III. zu einem persönlichen Gegner Ludwig's XIV. gemacht, schien auf alle andern Souveraine übergegangen zu sein. Man wollte für die erlittenen Demüthigungen an ihm Rache nehmen und ihn selbst noch mehr leiden lassen, als man durch ihn gelitten hatte. Villeroi kommandirte das französische Heer in Flandern, Tallard am Rhein, Marsin in Baiern. Diese drei Marschälle sollten in Uebereinstimmung unter einander handeln. Der Kaiser befand sich in diesem Augenblicke in einer bedrängten Lage. Ragotzky hatte ganz Ungarn aufgewiegelt. Karl XII. von Schweden drohte den Kurfürsten von Sachsen und König von Polen, einen Bundesgenossen des Kaisers, zu vernichten und man wußte nicht, bis wohin das Glück diesen kühnen Fürsten führen konnte. Die Alliirten beschlossen, um den Kaiser zu beruhigen, den Krieg in das Herz von Deutschland zu tragen und die Franzosen und Baiern daselbst anzugreifen. Marlborough und Eugen sollten sich zu diesem Zwecke vereinigen, was im Laufe des Monats Juni (1704) bei Heilbronn wirklich geschah. Sie schlugen dem Kurfürsten von Baiern, wenn er sich von den Franzosen trennen wollte, vortheilhafte Friedensbedingungen vor, die aber von ihm abgewiesen wurden. Villeroi war Marlborough nachgezogen und um diese Zeit in der Umgegend von Landau angekommen. Ludwig, der an dem im vorigen Jahre gefaßten Plane hing, das Heer in Baiern zu verstärken, um den Kaiser an seinen eigenen Grenzen zu bedrohen, schickte Tallard mit der Rheinarmee dem Kurfürsten von Baiern zu Hülfe. Eugen wußte Villeroi zu hindern, sich mit dem Kurfürsten, mit Tallard und Marsin zu vereinigen. Dessenungeachtet waren die Franzosen nicht schwächer als die Alliirten. Aber über die Bewegungen ihrer Feinde schlecht unterrichtet, widerstanden die Marschälle der Ungeduld des Kurfürsten von Baiern nicht, der eine Schlacht wünschte, um sein Land befreien zu können. Es war dies jedoch gegen ihren Vortheil, denn das französisch-baiersche Heer stand in einer sehr festen Stellung bei Lauingen und Villeroi konnte außerdem in jedem Augenblicke im Rücken der Alliirten erscheinen. Dennoch ward der Kampf entschieden. Die Franzosen und Baiern verließen ihre starke Position und zogen nach der Ebene von Höchstädt. Den 13. August (1704) kam es hier zu einer großen Schlacht, in der die Franzosen gänzlich geschlagen wurden. Die Baiern zogen sich ohne besondern Verlust in guter Ordnung auf Ulm zurück. Die Schlacht war vorzüglich durch die Unvorsichtigkeit und den Leichtsinn des Marschalls Tallard, der selbst gefangen wurde, verloren

gegangen. In dem Dorfe Blenheim, auf das sich der rechte französische Flügel stützte, standen funfzehntausend Mann französisches Fußvolk, die, von den Engländern angegriffen und von einem panischen Schrecken erschüttert, das Gewehr streckten. Villeroi kam dem geschlagenen Heere entgegen, das sich unter Marsin's Oberbefehl durch den Schwarzwald auf die französische Grenze zurückzog. Der Kurfürst von Baiern gab sein Land auf und begleitete die Franzosen auf ihrem Rückzuge. Die Alliirten belagerten Landau, das, mit dem größten Muthe vertheidigt, erst im November kapitulirte. Die hartnäckige Vertheidigung dieser Festung hatte es den Franzosen möglich gemacht, sich von ihren Verlusten und ihrem Schrecken etwas zu erholen. Zu derselben Zeit bemächtigte sich Marlborough Triers und Villeroi kehrte, um seine Winterquartiere zu nehmen, in die Niederlande zurück.

Unterdessen stand Vendome in Italien dem Herzoge von Savoyen und dem kaiserlichen Generale Stahremberg gegenüber. Victor Amadeus hatte mit Oesterreich, England und Holland einen neuen Vertrag abgeschlossen und die Waldenser, die er früher, um Ludwig XIV. zu gefallen, verfolgt, sämmtlich unter die Waffen gerufen. Ihre Nachbarn, die Hugenotten in den Cevennen, zogen damals die erste Aufmerksamkeit der französischen Regierung auf sich, die gegen sie zwei Marschälle, den einen nach dem andern, ohne Erfolg abschickte. Villars erdrückte endlich mehr durch Klugheit und Milde, als durch Gewalt diesen Aufstand. Wären die Protestanten damals in Frankreich nicht durch die Auswanderung des reichsten und gebildetsten Theiles ihrer Glaubensgenossen auf das Aeußerste geschwächt gewesen, so wäre dies der Augenblick zu einer Schilderhebung gewesen, die, von England und Holland unterstützt, Ludwig's Verlegenheiten vermehrt haben würde. Aber die Aufrührer in den Cevennen waren arme Bauern, Köhler, Hirten, ohne Geld, Kriegsvorrath und Verbindung mit dem Auslande. Die in den übrigen Provinzen noch immer ziemlich zahlreiche Klasse der Hugenotten hielt ihren Glauben so viel wie möglich verborgen, bequemte sich äußerlich zum Katholicismus, war, ohne Organisation, über ein großes Land zerstreut, und froh, wenn die Geistlichkeit der herrschenden Kirche und die Polizei des Königs sie nicht verfolgte. Die französischen Protestanten dachten damals an keinen Widerstand. Sie suchten sich von den ihnen geschlagenen Wunden in tiefer Stille und verborgenem Dunkel zu erholen und sollten erst am Ende dieses Jahrhunderts wieder aufzutreten anfangen. — In Piemont bewährte Vendome seinen Ruf, nächst Villars, der fähigste französische

Feldherr jener Zeit zu sein. Er eroberte mehre der ersten Festungen und der Herzog de la Feuillade sogar Susa und Pignerol, aber die Bezwingung derselben hatte so viele Zeit und Mannschaft gekostet, daß diese Vortheile dem Stande der französischen Angelegenheiten in Italien eher schädlich als förderlich waren.

Ludwig XIV. hatte nicht nur den wachsenden Verfall seines großen Reiches im Innern so viel als möglich aufzuhalten und dessen Grenzen von Antwerpen bis Nizza gegen mächtige und erbitterte Feinde zu vertheidigen, sondern es lag ihm außerdem die unermeßliche Last ob, seinen Enkelsohn auf dem spanischen Throne zu erhalten. Ludwig hatte anfangs gewünscht, Philipp V., um die nationale Eifersucht nicht zu erregen, vorzugsweise mit Spaniern zu umgeben. Er sah aber sehr bald ein, daß die tiefe Lethargie, welche diese Nation so lange gefesselt, selbst durch eine Begebenheit, wie dieser Krieg, wo es sich um ihre Unabhängigkeit vielleicht für immer handelte, nicht belebt werden konnte. Der Despotismus, obgleich, seinem Princip nach, wie die Freiheit überall derselbe, läßt jedoch, wie diese, in mancher Beziehung sehr verschiedene Folgen zu und bringt nicht überall dieselben Früchte hervor. Das politische und kirchliche Joch, das auf diesem Lande von Philipp II. an gelastet, hatte Alles, was den Staat, das öffentliche Leben auf irgend eine Weise angeht, Gesetzgebung, Verwaltung, Industrie, Kriegsmacht auf das Aeußerste heruntergebracht. Die Stände der Nation, die mit diesen allgemeinen Verhältnissen in Verbindung standen, der Adel, die höhere Geistlichkeit, die Beamten waren von diesem Verfalle mit ergriffen und äußerst geschwächt worden. Die übrigen Klassen aber, die mit dem Staate in Spanien in geringerm Zusammenhange als anderswo standen, waren in ihrer besondern Existenz von dem in der Verfassung herrschenden Despotismus wenig oder gar nicht ergriffen worden. Diese Dishärenz zwischen dem Leben des Staates und dem der Einzelnen, obgleich sonst der größte Mangel in einer politischen Organisation, hatte hier insofern glücklich gewirkt, daß sie das in den obern Regionen waltende Verderben nicht in das Herz des Volkes herabsteigen und die Quelle des nationalen Lebens selbst nicht vergiften ließ. Dies allein erklärt die sonst so auffallende Erscheinung, daß, in Mitte eines sich auflösenden Staates und unter der schlechtesten aller Regierungen, die Nation nicht ebenso tief wie ihre politischen Einrichtungen gesunken war. Gewöhnlich findet man in der Geschichte besonders civilisirter Epochen, wie z. B. das Zeitalter Ludwig's XIV., das Gegentheil, daß nämlich die politische Organisation einer Nation mehr werth als diese

selbst ist, weshalb man von ersterer auf letztere nicht immer einen sichern Schluß machen kann. Der Bauer, der Hirt, der Bewohner der kleinen Städte, der Mönch und niedere Geistliche in Spanien waren unwissend, träge und um das Schicksal des Staates, dessen Existenz ihnen kaum fühlbar wurde, mit dem sie nur in sehr lockerm Zusammenhange standen, gleichgültig; aber ward eins der Interessen, an denen sie hingen, die sie begriffen, bedroht, so erhoben sie sich auf einmal voll Muth und Begeisterung, zeigten sich zu den größten Opfern bereit und wurden von einem, den niedern Klassen anderer Länder wenigstens damals fast unbekannten Ehr- und Selbstgefühle belebt, das ihre übrigen Mängel bis auf einen gewissen Grad aufwiegen konnte. Diese Stimmung der Nation hatte sich auch jetzt, bei dem großen Kampfe, der um das Testament Karl's II. entstand, nicht verläugnet. Alt- und Neukastilien hatten sich für Philipp V. erklärt und wankten in ihrer Treue selbst unter den schwierigsten Umständen keinen Augenblick. In den übrigen Provinzen des Reiches hatte der französische Prinz weniger, in manchen gar keine Sympathie erregt. Kastilien allein war aber zu arm, zu wenig bewohnt, um Ludwig XIV. in diesem Kriege große Dienste leisten zu können. Der kraftvolle, der Begeisterung und Erhebung fähige Charakter der niedern Klassen der spanischen Nation kam in diesem Falle einer Regierung, wie die französische war, nicht zu statten, denn sie verstand und vermochte es nicht auf ihn zu wirken. Der Staat bestand für sie, vor allen Dingen, in einer regelmäßigen Verwaltung, einem Heere, einer Seemacht u. s. w. Von diesem Allen war aber in Spanien wenig vorhanden und das Volk kaum geneigt, einen regelmäßigern Zustand zu dulden, geschweige an seine Hervorbringung mit Hand anzulegen. Ludwig XIV. war demnach genöthigt, die ganze Last der spanischen Angelegenheiten auf sich selbst zu nehmen, und es ist wahrscheinlich, daß, wenn er den Verfall dieses Landes in seiner ganzen Tiefe gekannt hätte, er das Testament Karl's II. abgelehnt haben würde.

Der Kaiser Leopold hatte in einer feierlichen Versammlung in Wien (September 1703) seinem Recht auf den spanischen Thron zu Gunsten seines zweiten Sohnes, des Erzherzogs Karl, entsagt und diesen nach Holland und England geschickt, damit die beiden Seemächte ihn in den Besitz der Krone setzen sollten, die sie ihm, gegen den Willen des letzten Königs von Spanien und eines großen Theiles der Nation, um Frankreichs Uebermacht zu hindern, zuerkannt hatten. Denn Oesterreich konnte, da es ohne Marine war, auf Spanien keinen unmittelbaren, selbstständigen Einfluß ausüben.

Der Erzherzog war darauf in Lissabon gelandet und hatte sich im Anfange des Jahres 1704 mit englischen, holländischen und portugiesischen Hülfstruppen nach der spanischen Grenze zu in Bewegung gesetzt. Philipp V., von dem Marschall Berwik, einem natürlichen Sohne Jakob's II. geleitet, trug über den österreichischen Prätendenten mehre, obgleich nicht entscheidende Vortheile davon. Ein Prinz von Darmstadt, der unter Karl II. Vicekönig von Catalonien, einer Provinz, wo das Haus Oesterreich die meisten Anhänger zählte, gewesen, erschien mit einigen Landtruppen und einer englischen Flotte vor Barcelona, wo er noch viele Verbindungen hatte, war aber bei der Wachsamkeit des Gouverneurs, der für Philipp V. den Platz vertheidigte, nichts zu unternehmen im Stande. Genöthigt, sich mit seiner Flotte zurückzuziehen, überraschte er (August 1704) die schon damals wichtige Festung Gibraltar, die kaum hundert Mann Besatzung hatte und nahm sie für England in Besitz. Der Erzherzog Karl war, sobald die große Hitze vorübergegangen, von Neuem in Spanien eingefallen, mußte sich jedoch vor dem Herzoge von Berwik unverrichteter Sache zurückziehen.

In dem Augenblicke, als der Feldzug von 1705 eröffnet wurde, starb der Kaiser Leopold und sein ältester Sohn, der Erzherzog Joseph, folgte ihm, ohne daß dieser Todesfall in der europäischen Politik eine Veränderung hervorgebracht hätte, denn der neue Kaiser blieb den Maximen seines Vaters in fast allen Punkten treu. Ludwig XIV. hatte sich zu dem Kriege wieder mit Aufbieten aller Kräfte gerüstet. Obgleich die französischen Waffen in Spanien, Italien und den Niederlanden keine Verluste, hier und da sogar Vortheile errungen hatten, so war die Nation dennoch von dem Schlage, den sie bei Höchstädt erhalten, tief getroffen und von den traurigsten Ahnungen für die Zukunft ergriffen worden. Der König allein, obgleich, nach der damals herrschenden Gesinnung, Siege oder Niederlagen ihn am meisten hätten berühren sollen, denn die Souveraine wurden damals fast als einzig handelnd und in den öffentlichen Angelegenheiten interessirt angesehen, zeigte nach diesem harten Unfalle eine unerschütterliche Festigkeit und bereitete die Mittel des Widerstandes mit so großer Thätigkeit vor, daß die französische Kriegsmacht auf allen Punkten dem Feinde gewachsen zu sein schien. Villeroi erhielt das Heer in Flandern, Villars an der Mosel, Marsin am Rhein, Vendome in Italien und Tessé, unter Philipp V., in Spanien zu befehligen. In diesem Feldzuge war es Villars, der das meiste Talent und gegen seine Gewohnheit so große Vorsicht bewies, daß er den Feind an weiterm Vorrücken an der Mosel abhielt und durch die

festen Stellungen, die er nahm, ohne Kampf zum Rückzuge zwang. Er beeilte sich darauf, Marsin, der am Rhein vom Prinzen von Baden bedroht wurde, Hülfe zu bringen und hielt auch hier das viel stärkere Heer der Alliirten auf. In den Niederlanden hielten sich Villeroi und der Kurfürst von Baiern, den Ludwig XIV. im Namen Philipp's V., um ihn für den Verlust seines Landes zu entschädigen, zum Statthalter dieser Provinzen ernannt hatte, in der Defensive, so daß auch hier Marlborough nichts gegen die Franzosen ausrichten konnte. In Italien drängte Vendome den Herzog von Savoyen auf das Aeußerste und nahm ihm fast alle festen Plätze, einen nach dem andern, in kurzer Zeit ab. Der Prinz Eugen, der dem Chef seines Hauses, den er in Gefahr sah, alle seine Staaten zu verlieren, um jeden Preis zu Hülfe kommen wollte, stieß bei Cassano auf die Franzosen, wurde aber nach einem blutigen und hartnäckigen Kampfe, ohne seine Absicht erreicht zu haben, zum Rückzuge gezwungen. Die Spanier, die durch ihre Nachlässigkeit im vorigen Jahre Gibraltar verloren, erschöpften sich im Anfange dieses Jahres, diese Festung, die von der englischen Flotte beständig mit allem Nöthigen versehen wurde, wiederzunehmen und sahen alle ihre Versuche vereitelt. Die Masse der spanischen Nation, besonders die Provinzen im Innern, waren Philipp V. eifrig zugethan, unter den Großen aber, in einigen bedeutenden Städten und an den Küsten, war es den Alliirten allmälig gelungen, Einverständnisse und eine Partei für den österreichischen Prätendenten zu gewinnen. In Madrid, Granada, Cadix und Barcelona bildeten sich Verschwörungen zu Gunsten des Erzherzogs Karl oder des Königs Karl III., wie ihn seine Anhänger nannten. Catalonien, das unter Richelieu von Spanien abgefallen und sich Frankreich angeschlossen, war von diesem während der Zeit seiner Herrschaft so übel behandelt und später so treulos im Stiche gelassen worden, daß sich in dem Herzen der Bevölkerung eine tiefe Abneigung gegen die Franzosen und gegen Alles, was von ihnen herkam, erhalten hatte. Hier fand Philipp V. die meisten Widersacher. Der Prinz von Darmstadt führte auf einer englischen Flotte den Erzherzog Karl nach Barcelona, das ihm nach einer hartnäckigen Vertheidigung die Thore öffnete. In kurzer Zeit ward der Prätendent in ganz Catalonien und Valencia als König anerkannt.

Die Alliirten hatten demnach in Spanien bedeutende Erfolge davongetragen und außerdem Baiern erobert, in Flandern und am Rhein aber nichts ausgerichtet und die Franzosen sich in den Besitz fast aller savoyischen Staaten gesetzt. Die Erfolge waren demnach

auf beiden Seiten ziemlich gleich und Ludwig XIV. glaubte ohne Erniedrigung seinen Wunsch nach Frieden zu erkennen geben zu können. Aber alle seine Eröffnungen und Anerbietungen wurden abgewiesen, und es blieb ihm nichts übrig, als sich zur Fortsetzung des Kampfes zu rüsten. Villeroi, der unter allen Generalen Ludwig's XIV., die an der Spitze großer Heere standen, am wenigsten militairisches Talent besaß, aber des Königs persönlicher Günstling war, kommandirte ein großes Heer in den Niederlanden, das aus wenigstens achtzigtausend Mann bestand, Villars am Rhein, Vendome in Italien, Berwik ward nach Spanien geschickt. Ludwig gab Villars Befehl, Gelegenheit zu einer Schlacht zu suchen, und er hoffte auf einen Sieg, der ihm die Möglichkeit eines erträglichen Friedens, dessen Nothwendigkeit er schon längst begriffen, erkaufen sollte. Marsin, der unter Villars diente, wurde mit einer bedeutenden Abtheilung des am Rhein stehenden Heeres Villeroi nach Flandern zu Hülfe geschickt und diesem befohlen, bis zur Ankunft dieser Verstärkung nichts zu unternehmen. Seine Vermessenheit veranlaßte ihn jedoch, die Schlacht, die ihm Marlborough anbot, anzunehmen. Villeroi nahm bei Ramillies eine Stellung, die den linken Flügel seines Heeres vollkommen unnütz machte. Der rechte Flügel ward geworfen und die Franzosen erlitten eine gänzliche Niederlage (23. Mai 1706). Ihr Verlust in der Schlacht selbst, in der nur ein Theil ihrer Macht gefochten, war nicht bedeutend, aber das geringe Vertrauen der Soldaten zu Villeroi und seine schlechten Anordnungen bewirkten, daß das Heer sich fast auflöste und dessen Ueberreste sich bis unter die Mauern von Lille zurückzogen. Eine große Menge Gefangener, alles Geschütz und Gepäck war in die Hände der Engländer gefallen und fast alle Plätze in Belgien aufgegeben worden. Villeroi ward endlich, ohne jedoch die Gunst des Königs zu verlieren, seines Commandos enthoben und Vendome in Eile aus Italien abgerufen, um das Heer im Norden zu befehligen. Der Herzog von Orleans, der Neffe Ludwig's XIV., ward nach Piemont, in Vendome's Stelle, aber mit de la Feuillade und Marsin, zu seiner Unterstützung und Beaufsichtigung geschickt. Vendome hatte, während Villeroi bei Ramillies geschlagen wurde, bei Calcinato einen bedeutenden Vortheil davongetragen, auch Villars war am Rhein glücklich gewesen, aber die große Niederlage in Flandern verdunkelte diese Vortheile und erneuerte den Schrecken von Höchstädt.

Philipp V. glaubte, daß seine Erhaltung auf dem spanischen Throne von der Wiedereinnahme von Barcelona abhing, denn außer-

dem, daß der Besitz dieser großen Stadt seinem Nebenbuhler den Schein einer gewissen Macht und Herrschaft gab und dessen Einfluß auf Catalonien und Valencia befestigte, so regte sich auch in Aragonien eine geheime Unzufriedenheit mit der französischen Dynastie und die österreichische Partei fing daselbst an Raum zu gewinnen. Philipp V. schickte Berwik gegen die Engländer und Portugiesen und begab sich mit dem Marschall Tessé an der Spitze von etwa zehntausend Mann nach Catalonien. Die beiden Rivale, um derentwillen der Krieg geführt wurde, standen sich hier nahe genug gegenüber, denn der Erzherzog Karl war in Barcelona geblieben und Philipp V. lag vor der Stadt. Barcelona gerieth in große Noth und war der Kapitulation nahe, als eine englische Flotte mit Landungstruppen erschien und Philipp V. zur Aufhebung der Belagerung zwang. Er hatte bei derselben den größten Theil seines Heeres verloren und ließ jetzt bei dem eiligen Abzuge sein Geschütz und Gepäck zurück. Er kam fast ohne Begleitung in Madrid an, das er bald darauf verlassen mußte, indem Berwik zu schwach war, um die Alliirten, die von Portugal aus in Spanien einfielen, aufzuhalten. Philipp verließ Madrid, in das seine Feinde einzogen und schlug seinen Sitz in Burgos auf. — In Italien waren die Franzosen noch unglücklicher. Sie belagerten Turin, das von den Oesterreichern und Piemontesen tapfer vertheidigt wurde. Der Prinz Eugen rückte zum Entsatze der Stadt herbei. Die Franzosen befanden sich zwischen der zahlreichen Besatzung und dem anrückenden Heere. Vergebens hatte der Herzog von Orleans die beiden französischen Feldherren, die ihm zu Rath und Führung beigegeben worden, dahin zu bewegen gesucht, den Prinzen von Savoyen an dem Uebergange über den Po und Tanaro zu hindern, oder wenigstens seinen Angriff nicht unter den Mauern von Turin zu erwarten, sondern ihm entgegenzugehen. Marsin und de la Feuillade erwarteten jeden Augenblick die Uebergabe der Stadt und wollten sich nicht von ihr entfernen. Die Franzosen blieben in ihren ausgedehnten Linien stehen, wo sie auf keinem Punkte stark genug waren, dem Prinzen Eugen, der seine ganze Macht concentrirt hatte, zu widerstehen. Sie wurden angegriffen (7. September 1706), Marsin schwer, Orleans zweimal leicht verwundet und ungeachtet der tapfersten Gegenwehr gänzlich geschlagen. Sie verloren unermeßliche Kriegsvorräthe, alles Geschütz und Gepäck, sogar ihre Kriegskasse. Das geschlagene Heer floh in größter Unordnung auf der Straße, die zur Festung Pignerol führt, wo eine französische Besatzung lag. Die piemontesischen Bauern, die von den Franzosen so lange ge-

mißhandelt worden, befriedigten ihr Rachegefühl an den großentheils unbewaffneten und auf das Aeußerste in Schrecken gesetzten Soldaten. Von den funfzigtausend Mann, die am Morgen im Lager vor Turin gestanden, waren am Abend des folgenden Tages kaum zwanzigtausend Mann zusammen. In diesem Kampfe zeichnete sich das Kriegsvolk des neuen Staates, der sich im Nordosten Deutschlands gebildet und der zu so großem militairischen Ruhme bestimmt war, aus. Die Preußen, erst seit wenigen Jahren unter diesem Namen bekannt, die dem Kaiser zu Hülfe geschickt worden, trugen mehr als die übrigen Contingente zu diesem Siege bei.

Die französischen Heere waren bei Höchstädt, Ramillie und Turin zerstört worden. Es fing an sehr schwer zu werden, diese großen Verluste durch neue Aushebungen zu ersetzen. Der Adel selbst, der fast allein auf Belohnungen im Kriegsdienste zählen konnte, schien von der hoffnungslosen Dauer dieses Kampfes zu ermüden. Die Zeughäuser und Magazine waren geleert. Ein unermeßliches Material jeder Art war seit dem Anfange dieses Krieges verbraucht und nach jeder empfangenen Niederlage verloren worden. Besonders aber fehlte es an Geld. Fast jedes Jahr wurden zu den bestehenden Auflagen einige neue hinzugefügt und die Kunst der Financiers erschöpfte sich, neue Gegenstände der Besteuerung zu finden. Kein Bedürfniß, keine Gewohnheit des Lebens entging, sobald sie sich äußerlich bethätigen mußte, den Ansprüchen des Fiskus. Der Staat nahm fortwährend die Capitalien der Privatleute gegen Leibrenten auf und schuf eine Menge von Aemtern und Titeln, meist ohne Zweck und Beschäftigung, die, da unter einer despotischen Regierung die Eitelkeit die herrschende Leidenschaft der wohlhabenden Klassen wird, der Verachtung der Großen und des Spottes der Niedern ungeachtet, begierig gesucht wurden. Die auf diese Art gewonnene Substanz ward jedoch bald verzehrt. Das Hauptmittel unter diesen drückenden Umständen, den königlichen Schatz zu füllen, waren Münzveränderungen, durch die der Staat eine augenblickliche Hülfe erhielt, durch die aber in den Handel und Verkehr eine grenzenlose Unordnung kam, besonders aber das Vertrauen zur Regierung eine tödtliche Wunde erhielt. Hiervon nur Ein Beispiel. Bei der ersten großen Geldveränderung oder vielmehr Verfälschung wurden dreihunderteinundzwanzig Millionen Francs in die Münze gebracht, vier Jahre nachher, als diese Procedur wiederholt wurde, nur hundertfunfzehn Millionen. Der Handel mit dem Auslande wurde durch diese Operationen ein Spiel des Zufalls, und selbst im Inlande wußte Niemand mehr recht, was er besaß. Der Staat

lebte unausgesetzt nur noch von seinem Kredit, denn die regelmäßigen Einnahmen reichten schon lange nicht mehr zu seiner Erhaltung aus.

Ludwig wünschte den Frieden. Holland schien ihm der uneigennützigste seiner Gegner zu sein und zugleich der, welchen ein langer Kampf selbst am meisten erschöpfen mußte. Der König wandte sich an den Großpensionair, Heinrich Heinsius, der seit der Zeit, da Wilhelm III. König von England geworden, einen vorzüglichen Einfluß auf die Politik der Republik ausgeübt hatte. Aber Heinsius war mit Marlborough und Eugen auf das Engste verbunden, und die vorläufigen Bedingungen, deren Erfüllung er von Frankreich verlangte, wie die Herausgabe aller spanischen Besitzungen an den Erzherzog Karl, die Abtretung einer Anzahl französischer Festungen an Holland und neue Handelsvortheile für dasselbe dünkten dem Könige zu hart, besonders da sie nur als Präliminarien zu einem Frieden, dessen weitere Bedingungen für Frankreich noch härter sein konnten, dienen sollten. Ludwig, der den Krieg auf einem so weiten Terrain führen mußte, daß die Kraft Frankreichs zu seiner Ausfüllung unmöglich ausreichen konnte, schlug dem Kaiser und dem Herzoge von Savoyen vor, seine Truppen aus Oberitalien herauszuziehen. Dieser Vorschlag, der vielleicht ebenso sehr im Interesse der Alliirten war, wurde angenommen und die Franzosen verließen die festen Plätze, die sie jenseits der Alpen inne hatten. Der Kaiser war besonders gern auf diese Uebereinkunft eingegangen, indem ihm der Abzug der Franzosen erlaubte, eine Abtheilung seines Heeres nach Neapel zu schicken. Philipp V., der sich kaum in Spanien behaupten konnte, war außer Stande, seine Statthalter in Italien mit Geld und Kriegsvolk zu unterstützen. Neapel ward von dem kaiserlichen Generale Daun, der Turin gegen Marsin und de la Feuillade tapfer vertheidigt hatte, in Besitz genommen (8. Juli 1707). Der Herzog von Savoyen, den Frankreich gern von der großen Allianz abgelöst hätte, ward in derselben durch die bedeutenden Subsidien, die ihm die beiden Seemächte zahlten, und durch eine Gebietsvergrößerung, die ihm der Kaiser in der Lombardei versprach, befestigt. Joseph I., der seinen Bruder in Spanien fast ohne alle Hülfe ließ und nur auf die Besiegung der Ungarn und die Erweiterung seiner Herrschaft in Italien bedacht war, sah sich endlich, wenn er die Engländer und Holländer, die fast allein den Krieg in Spanien gegen Philipp V. führten, nicht von sich entfernen wollte, genöthigt, auf ihren Plan, in die Provence einzufallen und

wo möglich sich des großen Arsenals von Toulon zu bemächtigen, einzugehen. Der Herzog von Savoyen und der Prinz Eugen wurden mit dieser Expedition beauftragt. Zu gleicher Zeit langte eine große englische Flotte vor Toulon an. Die Franzosen hatten aber so schnelle und zweckmäßige Anstalten des Widerstandes getroffen, die Umgebungen der Stadt wurden so tapfer vertheidigt, daß das feindliche Heer, nicht ohne großen Verlust, sich nach Nizza zurückziehen mußte. In Spanien wurden die Aufopferungen und Anstrengungen der Franzosen ebenfalls von Erfolg gekrönt. Die hartnäckige Abneigung eines großen Theiles der Nation gegen die österreichische Herrschaft, ihre Liebe zu Philipp V., als dem Könige ihrer Wahl, die Talente der Generale, die Ludwig seinem Enkel zu Hülfe schickte, waren der Grund, warum die Alliirten in diesem Lande scheiterten. Diese hatten sich im vorigen Jahre (1706) zu lange in Madrid aufgehalten und ihr Heer war durch die Ausschweifungen der Soldaten und die dem heißen Himmelsstriche eigenthümlichen Krankheiten sehr geschwächt worden. Berwik, der aus Frankreich Verstärkung bekommen, hatte sie Madrid zu räumen und ihre Winterquartiere in Valencia und Murcia zu nehmen gezwungen. Der Erzherzog Karl war persönlich nicht unfähiger als sein Nebenbuhler Philipp V., aber seine Umgebungen, aus Deutschen und Engländern bestehend, denn es befanden sich unter ihnen nur wenige Spanier, waren auf einander eifersüchtig, hinderten sich gegenseitig und kamen schwer dahin, eine gemeinsame Entscheidung zu fassen. Zugleich stand der österreichische Prätendent fast allein da und erhielt, bei der weiten Entfernung und dem Mangel an Verbindung, von seinem Bruder, dem Kaiser, keine Unterstützung. Er mißtraute seinen englischen und holländischen Bundesgenossen und flößte der Masse des spanischen Volkes, das ihn nicht nur wie einen Eindringling, sondern, um seines Verhältnisses zu den beiden protestantischen Seemächten willen, wie einen Feind seines Glaubens ansah, eine unüberwindliche Abneigung ein. Im Anfange des Jahres 1707 verließ der Erzherzog seine Winterquartiere in Valencia. Die Generale, die für ihn befehligten, Stanhope, Galloway und der alte und tapfere Portugiese los Minas, hatten Verstärkung erhalten und lieferten dem Herzoge von Berwik bei Almanza eine Schlacht (25. April), in der ihr Heer gänzlich geschlagen und fast aufgerieben wurde. Ein Verein sonderbarer Umstände bezeichnete diesen Kampf, der sich auf diese Art sonst nicht leicht zusammengefunden hat. Das Heer, das für den österreichischen Prätendenten focht, bestand einzig aus Deutschen, Engländern und Holländern, keine einzige spanische Di-

vision hatte dem Dienste dessen, der sich gleichwohl den König dieses Landes nannte, einverleibt werden können. Lord Galloway, der englische General, war ein französischer Protestant, dessen Vater nach dem Widerrufe des Edicts von Nantes sein Land verlassen hatte. Berwik dagegen, der das französisch-spanische Heer befehligte, war ein geborner Engländer, der seinem Vater Jakob II. in die Verbannung gefolgt war. Um diese seltsamen Widersprüche noch zu vermehren, war keiner der beiden Fürsten, weder Philipp V. noch der Erzherzog, in dieser Schlacht, die für sie und in ihrem Namen geschlagen wurde, gegenwärtig. — Der Herzog von Orleans war von Ludwig XIV. seinem Enkelsohne zu Hülfe geschickt worden. Er stieß den Tag nach der Schlacht von Almanza zu Berwik und beide zogen gegen die Stadt Valencia, die ihnen, ohne Widerstand zu leisten, die Thore öffnete. Berwik fuhr hierauf fort, sich den Rest dieser Provinz zu unterwerfen, während Orleans sich nach Aragonien wandte, wo er, da die österreichische Partei, obgleich die Mehrzahl der Einwohner ihr anhing, von Geld und Truppen entblößt war, nirgends Hindernisse fand. Philipp benutzte jedoch seine gegenwärtige Ueberlegenheit, um die Aragonier für ihre Anhänglichkeit an seinen Feind zu bestrafen. Er unterdrückte ihre alten Rechte und Freiheiten, Fueros genannt, und erklärte Aragonien, das durch eine Heirath mit Kastilien vereinigt worden und zu diesem bisher immer, in Bezug auf Gesetzgebung und Verwaltung, auf einem gleichen und unabhängigen Fuß gestanden, zu einer Provinz dieses letztern. Alle Geschichtschreiber, einheimische und fremde, haben diesen Schritt immer als unklug und selbst willkürlich bezeichnet. Politisch betrachtet, war er indessen von keiner großen Bedeutung. Denn einmal hatten alle jene aus dem Mittelalter überkommenen lokalen und ständischen Rechte nie das Walten des Despotismus, im Ganzen und Großen, gehindert, und dann hatte sich, unter diesen Einrichtungen, bei einigen Erinnerungen der Freiheit, auch eine grenzenlose Menge von Mißbräuchen erhalten. Gewisse Institutionen konnten im dreizehnten Jahrhundert nützlich und nothwendig gewesen, im achtzehnten Jahrhundert aber, da die Ursachen, aus denen sie entstanden, verschwunden waren, absurd geworden sein. Der enge provincielle Geist, in dem gewöhnlich solche Statuten geregelt sind, ist für die intellektuelle Entwickelung einer Nation und selbst für die Möglichkeit ihrer einstigen politischen Befreiung vielleicht ein größeres Hinderniß als ein nach allgemeinen Grundsätzen handelnder Despotismus, der in einem Volke wenigstens das Gefühl der Einheit hervorbringen und es überhaupt, alles Druckes im Einzelnen

ungeachtet, auf einen größern und weitern Standpunkt, als jener dunkle und beschränkte Local- und Standesgeist, mit seinen partiellen Privilegien und Ausnahmen, stellen kann. — Außerdem konnte diesen Fueros der Aragonier, so sehr sie auch aus Gewohnheit an ihnen hängen mochten, eben keine große Kraft einwohnen, da sie sich dieselben so leicht entreißen ließen. — Unter einem allgemein menschlichen Gesichtspunkt betrachtet, ist diese Handlung Philipp's V. merkwürdig und für seine ganze Zeit charakteristisch. Ein junger Fürst, durch das Testament eines andern Fürsten zum Besitze einer fremden Krone berufen, ohne irgend eine hervorragende Eigenschaft des Geistes oder Charakters zu besitzen, ohne selbst auf seinem neuen Throne vollkommen sicher zu sein, fühlt sich dennoch, einzig auf die Vorstellung seiner unumschränkten Gewalt gestützt, stark genug, um das Schicksal einer bedeutenden Bevölkerung nach Belieben zu verwandeln. Das Princip des Absolutismus hat selten einen größern Triumph gefeiert. Philipp V. hatte damals Spanien noch nicht erobert, er besaß im Grunde noch gar keine selbstständige Gewalt, denn Ludwig XIV. war es, der für ihn dachte und handelte, aber die Idee der Abhängigkeit und Unterwerfung war so tief in das Leben der Massen gedrungen, daß jener despotische Act mit stummer Geduld hingenommen wurde. Bei der Auflösung und Zerstörung aller übrigen politischen Elemente in Spanien war der geistliche und weltliche Despotismus allein aufrecht geblieben und so gewachsen, daß Philipp V., ungeachtet seiner persönlichen Ohnmacht und Beschränktheit, ein noch absoluterer Herrscher als der kräftige und thätige Philipp II. war, der bei ähnlichen Eingriffen in die Rechte seiner Unterthanen auf einen mehr oder weniger lebhaften Widerstand gestoßen war. — Uebrigens war die Zeit für eine solche Unternehmung wohl gewählt gewesen, denn Orleans, Berwik und der Marquis de Bay, der an der portugiesischen Grenze gegen die Alliirten kommandirte, verbreiteten auf allen Punkten die Herrschaft Philipp's V. Aber der Zweck der Ernennung des französischen Prinzen zum Könige von Spanien, der die Erhaltung und Integrität der gesammten spanischen Monarchie gewesen, war um diese Zeit schon verloren und sollte überhaupt nicht erfüllt werden können. Mailand, Neapel, die toskanischen Küstenstädte und Majorka waren in der Gewalt der Alliirten und in Sicilien und Sardinien fing die österreichische Partei ebenfalls die Oberhand zu gewinnen an. Hätte der Kaiser Joseph seinen Bruder nicht so ganz im Stich gelassen und für ihn eine bedeutende Anstrengung gemacht, so würde der spanische Thron wahrscheinlich in der österreichischen Linie ge-

blieben sein, Spanien dabei aber weder etwas gewonnen noch verloren haben, denn das Haus Bourbon hat diese Nation weder herauf- noch heruntergebracht, sondern sie nur auf ihrer Bahn des Verfalles und der Auflösung begleitet, und das Haus Oesterreich, das außerdem bald erlöschen sollte, hätte, in der Person des Erzherzogs Karl, wahrscheinlich nicht mehr und nicht weniger gethan.

In den Niederlanden, wo Vendome Marlborough gegenüberstand, fiel keine entscheidende Action vor. Obgleich das französische Heer dem der Alliirten an Zahl überlegen war, so hatte die Niederlage von Ramillies einen großen Eindruck hinterlassen und Vendome begnügte sich, eine feste Stellung zu wählen und seinen Feind durch Hin- und Hermärsche in Ungewißheit zu halten, vermied aber sorgfältig, es zur Schlacht kommen zu lassen. Villars, der an der Spitze eines viel schwächern Heeres am Rhein stand, führte hier eine kühne Unternehmung aus, die ihm großen Ruhm brachte. Der Prinz von Baden hatte im Jahre 1703 zwischen Philippsburg und Stollhofen eine Reihe von Verschanzungen aufführen lassen, um seine Residenz Rastadt und das Land umher vor den Einfällen der Franzosen sicher zu stellen. Die Gegend in der Nähe konnte durch Dämme und Schleusen unter Wasser gesetzt werden. Alljährig hatte man diesen Linien neue Werke hinzugefügt und sie galten jetzt für uneinnehmbar. Dieses Vertrauen wurde aber die Ursache ihres Verlustes. Villars, seinen Plan mit außerordentlicher Klugheit verbergend, ließ die Schanzen auf mehren Punkten zugleich von kleinen aber auserlesenen Schaaren angreifen. Die Deutschen, überrascht, ohne Plan, auf allen Seiten gedrängt und schlecht befehligt, gaben sie endlich auf. Die Franzosen fanden in denselben unermeßliche Vorräthe aller Art. Das deutsche Heer unter dem Markgrafen von Baireuth zog sich zurück. Villars, der glücklichste und unternehmendste Feldherr dieser letzten Epoche Ludwig's XIV., fiel in Schwaben und Franken ein und fand fast keinen Widerstand vor. Er schrieb überall Contributionen aus und erzwang solche nicht nur da, wo er stand, sondern forderte sie auch von Gegenden, wo er noch nicht hingekommen, unter Hinzufügung der größten Drohungen ein. Deutschland, eine fast unbeseelte Masse geworden, denn was jetzt seine beiden Arme sind, Oesterreich und Preußen, waren das eine damals beständig in Ungarn und Italien beschäftigt und das andere entstand eben erst, mußte diese Einfälle in sein Inneres jetzt ebenso ruhig wie früher die Wegnahme seiner westlichen Grenzen ertragen, denn seine unförmliche Verfassung, die Selbstsucht und Ohnmacht seiner zahlreichen Gebieter, gaben es jeder innern Er-

niedrigung und äußern Schande preis. Mehre deutsche Fürsten verkauften damals ihre Unterthanen an England und Holland, wie einige, besonders geistliche, es früher an Frankreich gethan hatten, denn es waren großentheils deutsche Söldner, die in Flandern, Italien und Spanien gegen Ludwig XIV. kämpften, und zogen den Genuß des Geldes, das sie auf diese Art gewannen, der Beschützung des eigenen Vaterlandes vor, das im Grunde für sie gar nicht vorhanden war. So zerstörend auch der Despotismus in Frankreich, Spanien u. s. w. wirken mochte, er hob wenigstens nicht den Begriff eines großen volksthümlichen Ganzen auf, aber in Deutschland schien die Nation wie eine Heerde für die Bedürfnisse ihrer Besitzer bestimmt, ohne Geist und Willen, ohne Gefühl für die Gegenwart und ohne Gedanken an die Zukunft, sich in eine Menge kleiner politischer Atome aufzulösen, die in der dünnen und kalten, von Gesinnung und Begeisterung leeren Atmosphäre hin- und herwankten. — Villars setzte seine Raubzüge, bei denen er sein eigenes Interesse nicht vergaß, den ganzen Sommer (1707) hindurch fort, bis endlich die norddeutschen Fürsten aus ihrem Schlummer erwachten und der Kurfürst von Hanover sich mit einem Heere langsam dem Rhein nahte, wodurch Villars sich im October auf die französische Grenze zurückzuziehen gezwungen wurde.

Der Feldzug von 1707 war für die Franzosen im Ganzen glücklicher als für die Alliirten gewesen, die in allen ihren Unternehmungen, wie in der Provence, in Valencia und Aragonien, entweder gescheitert waren, oder, wie in Flandern und am Rhein, wenigstens keine Fortschritte gemacht hatten. Dennoch sah Ludwig die vollständige Erschöpfung seines Volkes und vielleicht die Theilung seines Reiches voraus, wenn nicht bald ein erträglicher Friede diesem gefährlichen Zustande ein Ende machte. Vergebens hatte er sich diesem Ziel durch Hollands Vermittelung zu nähern gesucht. Sein mächtigster Feind, England, und sein erbittertster, Oesterreich, beide durch zwei große Staatsmänner und noch größere Feldherren, wie Marlborough und Eugen, repräsentirt, für welche der Krieg eine Gelegenheit zu Ruhm und Macht war, schienen eine endliche Beilegung dieses furchtbaren Kampfes unmöglich zu machen. Ludwig XIV. hatte, um England, das durch seine thätige Diplomatie, seine Flotten und Subsidien das Kriegsfeuer überall unterhielt, bei sich zu beschäftigen, den Prätendenten, Jakob III., zu einer Landung in Schottland veranlassen wollen, eine Unternehmung, die aber verunglückt war. Er gedachte jetzt, seiner endlosen Verlegenheit müde, durch einen entscheidenden Schlag seine Feinde zum Frieden zu

zwingen. Er versammelte ein großes Heer von mehr als hunderttausend Mann und stellte dasselbe unter den Oberbefehl seines Enkelsohnes, des Herzogs von Burgund, dem er den Marschall Vendome zur Seite gab. Der Herzog von Orleans erhielt den Oberbefehl über das Heer in Spanien, Berwik am Rhein und Villars an den Alpen. Gent und Brügge öffneten den Franzosen die Thore, die hier unermeßliche Magazine fanden. Vendome und Marlborough standen sich einander gegenüber und suchten sich zu verstärken. Eugen kam letzterem mit einem großen Corps zu Hülfe. Es gelang Berwik zwar, sich ebenfalls mit Vendome zu vereinigen, aber während die beiden Feldherren der Alliirten in vollkommener Uebereinstimmung handelten, herrschte im französischen Kriegsrathe Eifersucht, Zwietracht und Unentschiedenheit. Der Herzog von Burgund war ohne Erfahrung und ließ sich von einigen Günstlingen leiten, die Allem, was Vendome wollte, sich entgegensetzten. Dieser galt für anmaßend und verwegen, folgte nur den Eingebungen des Augenblickes und verlangte eine unbedingte Anerkennung seiner Plane. Das französische Heer setzte sich am 11. Juli (1708) in Bewegung, um Marlborough an der Wiederherstellung seiner Verbindung mit der Festung Oudenarde, die ihm zur Stütze dienen sollte, zu hindern. Es stieß denselben Tag um zwei Uhr auf die Alliirten. Die Franzosen, die den Feind nicht so nahe glaubten, zogen, von einem durch Gräben und Hecken überall getheilten Boden ohnedies gehindert, in solcher Unordnung einher, daß kein Bataillon in Schlachtordnung war und der unerwartete Angriff die Unordnung vollendete. Vendome war der Meinung, stehen zu bleiben, während der Nacht die Armee zu ordnen und den andern Tag anzugreifen. Der Herzog von Burgund stimmte für den Rückzug. Dieser Entschluß brachte die Wirkungen einer großen Niederlage hervor. Das französische Heer, auf das Aeußerste entmuthigt, verlor eine große Menge Gefangener und zog sich, ohne Plan und Zweck, aus einer Stellung in die andere zurück. Die Alliirten überschritten die französische Grenze. Lille ging über. Alle niederländischen Plätze, die in den Händen der Franzosen waren, kapitulirten. Wenn die Stimmung des französischen Volkes, während der glanzvollen Tage Ludwig's XIV., Allem, was er gethan, mit Bewunderung und Beifall entgegengekommen, so erhoben sich dagegen jetzt schon seit langer Zeit Stimmen des Tadels gegen ihn und die, welchen er einen Theil seiner Macht anvertraute. Die Erbitterung gegen Burgund und Vendome, die durch ihre Uneinigkeit das Unglück dieses Feldzuges verursacht hatten, war so groß, daß sie nicht in der Haupt-

stadt zu erscheinen wagten. Sollten ähnliche Katastrophen öfterer eintreten, so war es um die Allmacht und Unfehlbarkeit Ludwig's XIV. geschehen, denn es begann sich ein Geist des Zweifels und Widerspruches gegen ihn und sein Thun zu regen und von diesem ist bei dem französischen Volke der Uebergang zu Widerstand und selbst zu Angriff nicht fern. Man tadelte ihn besonders, daß er den Oberbefehl über das Heer in Flandern entweder nicht an Vendome allein übertragen oder dem Herzoge von Burgund verträglichere und einsichtsvollere Räthe beigegeben hatte. Es war dies indessen der letzte grausame Schlag dieser Art, denn obwohl die Franzosen in diesem Kriege noch öfters Unfälle erlitten, so waren dieselben von keiner so schmählichen Flucht und Unordnung mehr begleitet. Diese Umstände, und nicht die Niederlage bei Oudenarde, hatten das Ehrgefühl der Nation so tief verletzt. Am Rhein waren die feindlichen Heere nach Eugen's und Berwik's Abzuge so geschwächt, daß von keiner Seite etwas Bedeutendes unternommen werden konnte. An den Alpen hatte Villars eine Grenze von beinahe hundert Stunden mit einer geringen Macht gegen den Herzog von Savoyen zu decken. Einige französische Grenzplätze gingen an den Feind über. — In Spanien waren die Franzosen im Ganzen glücklich. Der Herzog von Orleans nahm Tortosa und eine Anzahl kleiner Festungen ein. Er zwang die Alliirten zur Unthätigkeit, gerieth aber in den Verdacht, heimlich mit ihnen zu unterhandeln und sich selbst für die spanische Krone, in die Stelle seines Vetters, Philipp's V., vorzuschlagen. Wie sehr, besonders die Engländer und die Holländer, die entschiedensten Feinde Ludwig's XIV., daran dachten, Frankreich nicht nur zu schwächen, sondern selbst zu theilen, geht aus dem Vorschlage des Generals Stanhope hervor, den Herzog von Orleans zum Souverain von Südfrankreich bis zur Rhone zu machen, wenn er sich mit dem von ihm befehligten Heere zu den Alliirten schlagen wolle. Obgleich Ludwig von diesen Intriguen vielleicht nicht unterrichtet war, so rief er seinen Neffen, auf die Klagen Philipp's V., der von dessen Unterhandlungen mit dem Feinde Nachricht bekommen, aus Spanien zurück. Ludwig, von der Hartnäckigkeit, mit der die Alliirten jeden Friedensvorschlag, der nicht die Zurückgabe der spanischen Erbschaft zur Basis hätte, zurückwiesen, erschüttert, dachte jetzt selbst daran, seine Sache von der seines Enkelsohnes zu trennen, der aber wiederum auf seiner Seite auf keinen Vergleich, keine Entsagung eingehen wollte, sondern, im schlimmsten Falle, wenn Spanien für ihn verloren gehen sollte, nach Amerika überschiffen zu wollen erklärte.

Obgleich die französischen Heere nicht überall unglücklich gewesen, so befand sich das Land dennoch in der traurigsten Lage. Es hatte alle seine Eroberungen, die Frucht der ersten Hälfte der Regierung dieses Königs, für die so viele Opfer gebracht worden, verloren. Mehre der ersten Festungen waren in Feindes Hand gefallen, die Grenzen lagen überall offen, die Generale schienen ihr Glück und die Soldaten ihren Muth verloren zu haben. In den Gemüthern regte sich eine düstere und zugleich bittere Stimmung. Man fürchtete, daß Eugen und Marlborough im nächsten Jahre auf Paris selbst losrücken könnten. Außerdem trat im Anfange des Jahres 1709 ein so strenger Winter ein, daß alle Feldfrüchte erfroren und eine grenzenlose Noth, besonders unter dem Landvolke entstand. Das einzige Hülfmittel, zu dem bei der Erschöpfung des Schatzes geschritten wurde, war eine neue Umschmelzung der Münze, durch welche das öffentliche Vertrauen noch tiefer als früher erschüttert wurde. Ludwig erklärte, von diesem Mißgeschick gebeugt, selbst seinen Feinden, daß er den Frieden mit den größten Opfern zu erkaufen bereit sei. Er verlangte für seinen Enkelsohn anfangs noch Spanien und Indien, als aber die Holländer, denn an diese wandte er sich auch diesmal zuerst, diesen Vorschlag nicht einmal anhören wollten, so erklärte er sich Spanien, Amerika, Mailand und die Niederlande zurückzugeben bereit und beschränkte seine Forderungen für Philipp V. auf Neapel und Sicilien. Aber Marlborough und Eugen, die den gesunkenen Zustand Frankreichs kannten und sich im Geist schon vor den Thoren von Paris sahen, waren den Unterhandlungen entgegen, die während der Monate März und April (1709) fortgesetzt wurden. Der französische Staatssekretair für die auswärtigen Angelegenheiten, Marquis de Torcy, begab sich selbst nach dem Haag. Frankreich war geneigt, die gesammte spanische Erbschaft, ohne irgend eine Entschädigung für Philipp V., herauszugeben, den Holländern einen Theil der französischen Grenzfestungen zu überlassen, Straßburg und den Elsaß an Deutschland, Exiles und Fenestrelles an Savoyen abzutreten. Ludwig XIV. hatte bisher seine Vorschläge gemacht, ohne die der Alliirten, die lange mit einer entscheidenden Erklärung zurückhielten, zu kennen. Der Großpensionair Heinsius theilte diese endlich Ende Mai dem französischen Minister mit. Frankreich sollte, nachdem es seine Heere aus Spanien, Flandern und Deutschland zurückgezogen, seine Grenzfestungen im Norden den Holländern ausgeliefert, Straßburg, Luxenburg und Breisach wiedererstattet und die seit dem westphälischen Frieden angelegten Festungen geschleift hätte, nicht den Frieden,

sondern nur einen Waffenstillstand von zwei Monaten erhalten, während welcher man über den eigentlichen Frieden unterhandeln und, wenn ein solcher nicht zu Stande käme, den Krieg von Neuem anfangen würde. Ludwig begriff, daß die spätern Forderungen der Alliirten auf eine Zerstückelung seiner Monarchie selbst ausgehen würden, und daß, wenn er einen Waffenstillstand unter solchen Bedingungen annähme, sein Schicksal entschieden und die Fortsetzung des Kampfes ihm unmöglich sein würde. Denn Frankreich wäre so gut wie entwaffnet gewesen, und welchen moralischen Eindruck würde nicht die Annahme solcher Präliminarien auf die Nation gemacht haben, die so schon in hohem Grade unzufrieden und entmuthigt war. Es waren diese Bedingungen der Alliirten denen der Römer bei der Belagerung von Karthago nicht unähnlich, die von den Karthagern erst die Auslieferung ihrer Schiffe, ihres Arsenals, ihrer Schätze und dann die Zerstörung ihrer Stadt selbst verlangten. Ludwig verwarf diese Vorschläge und ließ sie, um das Volk für sich zu gewinnen, durch die Statthalter der verschiedenen Provinzen in denselben bekannt machen. Der Krieg entbrannte von Neuem. Villars, der einzige französische Feldherr jener Zeit, der das Vertrauen des Soldaten besaß, ward an die Nordgrenze geschickt, und Boufflers, ein weniger geliebter, aber ebenso erfahrner und tapferer General ihm beigegeben. Das Heer der Alliirten war dem französischen an Zahl überlegen. Die Engländer nahmen Tournay ein. Villars hatte bei Malplaquet eine feste Stellung gewählt und schien sich auf die Defensive beschränken zu wollen. Marlborough und die holländischen Generale riethen, Verstärkungen abzuwarten, aber Eugen bestand darauf, anzugreifen. Die Alliirten siegten und zwangen die Franzosen zum Rückzuge, erlitten aber bei der Erstürmung der französischen Schanzen einen doppelt so großen Verlust als ihre Feinde. Der Marschall d'Harcourt stand am Rhein dem Kurfürsten von Hanover gegenüber und gewann über das deutsche Heer einen Vortheil, der ihm erlaubte, in das Badensche einzudringen und auf Kosten dieses Landes seine Soldaten zu unterhalten. An der Alpengrenze ging nichts Entscheidendes vor. In Spanien wurde Lord Galloway von dem Marquis de Bay an der portugiesischen Grenze geschlagen und in Catalonien hatte der Marschall Noailles die Oberhand. Dieser Feldzug, der für die Franzosen unter so traurigen Aussichten angefangen, hatte die Hoffnungen der Alliirten nicht erfüllt, denn die Schlacht von Malplaquet war für sie ein zu theuer erkaufter Sieg gewesen und auf dem

übrigen Kriegstheater hatten jene fast überall Vortheile davongetragen.

Aber nicht blos das lange allgemeine Unglück jener Epoche, an das die damalige Generation fast hätte gewöhnt sein müssen, sondern besonders die Folgen des furchtbaren Winters von 1709 ließen sich nach der Ernte, die nirgends zureichend gewesend war, in ganz Frankreich fühlen. Die Liebe, welche sonst die niedern Klassen für Ludwig XIV. gefühlt, war längst erkaltet, die Furcht, die er erregte, schien in dem allgemeinen Drange der Zeiten ebenfalls zu verschwinden und sein Name wurde in Paris und Versailles fast öffentlich geschmäht. Er selbst jedoch, obgleich für die allgemeine Noth nicht gefühllos, schien von der erwachenden Unzufriedenheit des Volkes mit ihm und seiner Regierung und den möglichen Folgen dieser Mißstimmung keine Ahnung zu haben. Er kannte dessen Zustand nur durch die Schwierigkeit, mit der die öffentlichen Steuern erhoben wurden, und lebte nicht nur, ausschließend von seinem Hofe umgeben, in einer durchaus abgesonderten Welt, sondern bekümmerte sich um die Lage der Nation überhaupt nur so weit, als sie seine Macht anging und diese durch jene vermindert werden konnte. Selbst die vielen Feldzüge, denen er früher beigewohnt, und die sonst die Fürsten, die in Friedenszeiten mit dem Volke unbekannt bleiben, mit demselben in Verbindung bringen, seine Bedürfnisse und Leiden sie kennen lehren, hatten für Ludwig XIV. diese Folgen nicht haben können, da er selbst in diesem Falle wie in Versailles und St. Germain lebte und von einem Theile seines Hofes, seinen Günstlingen, seiner Musik u. s. w. begleitet wurde. Obgleich die Leerheit seines Schatzes und sein Alter ihn allmälig etwas von der übergroßen Verschwendung, die er sich so viele Jahre erlaubt, zurückgebracht hatten, so war sein Hang zu Schein und Prunk, die er von der Majestät eines Souverains für unzertrennlich hielt, derselbe und seine Haus- und Hofhaltung auf dem frühern Fuße, d. h. außer allem Verhältnisse mit den Kräften des Landes, eingerichtet geblieben. — Es lag in dem Charakter dieses Fürsten überhaupt etwas Theatralisches, Gemachtes, eine mehr durch Erziehung, Gewohnheit und die Unterwerfung Anderer, als durch eine angeborne Größe oder ein mächtiges Gefühl seiner persönlichen Kraft hervorgebrachte Ueberlegenheit. Er glaubte sich beständig mit den Zeichen seines Ranges umgeben und nicht nur Andere, sondern, wie es scheint, sich selbst in jedem Augenblicke daran erinnern zu müssen, wer er war. Ohne je etwas wahrhaft Bedeutendes durch sich selbst vollbracht zu haben, schien er sich für eine außerordentliche Natur

zu halten, nahm die allgemeine Erniedrigung um sich her für eine Anerkennung seiner Größe und glaubte um so höher zu stehen, je tiefer die andern herabgestiegen waren. Mit einer solchen Gesinnung läßt sich keine eigentliche Liebe, keine tiefe Theilnahme für Andere verbinden. Ludwig XIV. hegte selbst für seine eigenen Angehörigen dieses Gefühl in sehr mäßigem Grade, und für sein Volk hatte er nur jene interessirte Sympathie, die aus der Ueberzeugung hervorging, daß seine Bedeutung für das Ausland durch die Verarmung und Verminderung der Bevölkerung nothwendig geschwächt werden müsse. Es herrschte außerdem in ihm, wie in dem ganzen Zustande, durch den er und in dem er waltete, im Grunde immer noch die Gesinnung der Feudalwelt, nur in erweiterter, vereinfachter und verwandelter Weise vor. Wie früher der Lehnsbesitzer seine Unterthanen als sein persönliches Eigenthum, als um seinetwillen existirend betrachtet und sie nur in soweit geschont hatte, als deren Verfall seine eigene Macht und Sicherheit bedrohte, so hielt sich auch Ludwig XIV. für den rechtmäßigen Eigenthümer des Lebens und der Güter seines Volkes und glaubte, daß er auf dasselbe ein unbeschränktes Recht besitze und es ihm zu einer grenzenlosen Ergebenheit verpflichtet sei. Jenes aus dem Feudalwesen stammende Princip war in der unumschränkten Monarchie, die sich aus ihm gebildet, nicht verschwunden, sondern nur in eine allgemeine widerspruchslose Form gehüllt worden. Die Nation, die früher unter einige Hundert kleine Souveraine getheilt gewesen, war jetzt unter einen einzigen gekommen, und wenn sie durch diese Vereinfachung allerdings viel gewonnen, so war doch die Basis ihres Daseins, die Idee, auf die dasselbe überhaupt gebaut war, nicht verändert worden. Obgleich ihr Zustand sich im Einzelnen fast ganz umgewandelt hatte, so war der Eine Grundzug, der unumschränkte Wille des Machthabers und diesem gegenüber die Rechtlosigkeit der Gehorchenden, in den großen und entscheidenden Verhältnissen des öffentlichen Lebens, in den Bestimmungen über Krieg und Frieden, der Gesetzgebung, Verwaltung u. s. w. immer derselbe geblieben. Diese Vorstellung seiner unbeschränkten Macht war bei Ludwig XIV. noch mit der einer überlegenen Einsicht verbunden und trieb ihn oft zu den strafbarsten und gehässigsten Eingriffen, nicht nur in die äußern Rechte und Freiheiten seiner Unterthanen, sondern in deren gesammten innern und sittlichen Zustand. Aus den Unruhen der Fronde und der gegen den politischen Absolutismus gerichteten, aber schwachen und verworrenen Bewegung jener Zeit, die seine erste Jugend umgeben, war ihm, als er die Zügel der Herrschaft selbst ergriff,

eine tiefe Abneigung gegen jede Art Trennung, selbstständige Richtung des Lebens und Betrachtung übrig geblieben. Selbst die Wissenschaft, Literatur und Kunst seiner Epoche war von ihm nur dann begünstigt worden, wenn er in ihr entweder einen rein idealen, von der Wirklichkeit abgezogenen Charakter erkannte, oder wenn sie wenigstens einen Theil ihrer Resultate zu seinem Dienst und seiner persönlichen Verherrlichung bestimmte. Ein ganz unabhängiges Verdienst wäre von ihm nicht nur nicht unbelohnt, sondern, wie mehr als ein Beispiel beweist, nicht unverfolgt geblieben. — Er hatte, großentheils aus politischen Motiven, den Katholicismus, der, mehr als andere christliche Konfessionen, die Freiheit und Individualität beschränken will, auf das Kräftigste unterstützt, und war in der Behauptung seiner Principien, sobald sie sich nicht gegen ihn selbst geltend machen wollten, weiter als der päpstliche Hof selbst gegangen. Sein Haß und seine Verfolgung der Hugenotten konnte, aus Rücksicht auf ihre Stellung im Staate und um der politischen Grundsätze, die ihnen beigelegt wurden, wenn auch nie entschuldigt, doch wenigstens begriffen werden. Der Groll gegen die Jansenisten und Quietisten ging aber aus einer despotischen Laune, aus seiner Scheu und Abneigung gegen jede selbst nur leise auftretende Unabhängigkeit des Geistes und der eiteln und thörichten Meinung hervor, daß er ebenso sehr an Einsicht als an Macht über seinen Unterthanen stehe und dieselben ihn nicht nur als einen politischen Herrn, sondern auch als einen moralischen Schiedsrichter anzusehen hätten. Außerdem lag in seinem Geiste eine große Trockenheit und Beschränktheit, die alle Gegenstände nur von einer gewissen äußern Seite aufzufassen verstand und für eine tiefere oder freiere Beurtheilung derselben ganz unfähig war. Diese Starrheit und Befangenheit wird da, wo er, von dem idealen Schimmer, mit dem ihn seine Umgebungen bedeckt haben, entblößt, allein auftritt, fast immer sichtbar. Auch lag in seiner Sinnesweise eine Neigung zu unedler und ungroßmüthiger Härte, die ihn die Gegenstände seiner Abneigung, auch wenn sie schon niedergeschlagen und unschädlich geworden, dennoch immer wieder zu verfolgen und zu demüthigen veranlaßte, ein Charakterzug, der schon in seiner Jugend erkennbar, von dem Mißtrauen und der Starrheit des Greisenalters eine besonders gehässige Farbe empfing. Es waren seit den ersten Verfolgungen der Jansenisten viele Jahre verflossen und diese Sekte lebte seit langer Zeit, ohne Kraft und Einfluß auf die Wirklichkeit, nur in den dunkeln und kleinlichen Händeln theologischer Controversen fort. Ohne den immer regen Haß der Jesuiten gegen sie

würde das Publikum kaum von ihrem Dasein unterrichtet worden sein. Ludwig, der vor allen Dingen ein großer König sein wollte, war dennoch schwach und klein genug, von seinem Beichtvater Le Tellier veranlaßt, auf jene dem düstern Gehirn der Mönche und Casuisten zu überlassenden Streitigkeiten einzugehen. Die Jesuiten hatten früher eine Anzahl Artikel aus den Werken des Jansenius über die mystischen Theile, mehr nach der moralischen Regierung der Welt überhaupt als des christlichen Glaubens, da das Evangelium sich hierüber nicht bestimmt ausgesprochen, über die göttliche Vorausbestimmung und den freien Willen des Menschen, über die Gnade und die Werke, ausgezogen und dieselben in Rom verdammen lassen. Früher hatte dieser Streit, der einen Augenblick lang ganz Frankreich bewegte und im siebzehnten Jahrhundert die Zeiten Abailard's und des heiligen Bernhard zu erneuern schien, darin bestanden, daß die Jansenisten die Jesuiten der Entstellung und Uebertreibung der Grundsätze des Jansenius beschuldigten und behaupteten, daß der Sinn jenes Theologen nicht der gewesen, welche seine Feinde ihm unterlegten. Die Führer dieser Sekte waren fast alle ins Grab gestiegen, aber die Jesuiten, die einen Gegenstand für ihren Verfolgungsgeist wünschten und außer Stande, dem Protestantismus im Ganzen und Großen etwas anzuhaben, Gegner in ihrer eigenen Kirche aufsuchten, erneuerten jetzt ihre Angriffe auf die Partei des verläumdeten Bischofes von Ypern. Le Tellier, der fanatische und intriguante Beichtvater des Königs, haßte den Cardinal von Noailles, Erzbischof von Paris, der der Gesellschaft Jesu entgegen war, bei den Streitigkeiten der Quietisten eine Zeit lang die Partei Fenelon's gegen Bossuet genommen und sich dem Könige dadurch verdächtig gemacht hatte. Ludwig hatte, auf Le Tellier's Rath, von dem päpstlichen Hofe eine neue Bulle, die Verurtheilung der sogenannten fünf Propositionen des Jansenius verlangt und erhalten und befahl dem Erzbischofe, dieselbe in einem der Sitze dieser Sekte, dem Stifte von Port-Royal, bekannt zu machen und deren Annahme zu verlangen. Die Klosterfrauen, die hier wohnten, erklärten, wie sie schon früher gethan, sich den Entscheidungen des Papstes zu unterwerfen, aber sie hielten es gegen ihr Gewissen, eine Verdammung von Grundsätzen zu unterzeichnen, die, nach ihrer Ueberzeugung sich in den Werken des Jansenius nicht befanden und diesem Theologen fälschlich untergelegt waren. Zu des Pere La Chaise Zeiten hatte man sich mit einer solchen Erklärung begnügt und den Streit fallen lassen, aber Le Tellier verlangte mehr, und als die Klosterfrauen, die jetzt fast allein standen, denn die Stifter

und Theologen der Sekte waren todt oder entfernt, sich die Bulle zu unterzeichnen weigerten, machte Ludwig diesem lächerlichen und ärgerlichen Handel ein tragisches und barbarisches Ende, indem er in einer Nacht die geistlichen Jungfrauen mit Hülfe des Militairs und der Polizei verhaften, sie in verschiedene Klöster auf allen Punkten des Landes vertheilen, die Kirche, die Gebäude bis auf den Grund abtragen, den Kirchhof zerstören und die Gebeine der daselbst seit mehren Generationen begrabenen Patrone und Anhänger von Port-Royal in den Wind streuen ließ. Diese ihrem Sinn nach kindische und in ihrer Form rohe Rache an einer Niederlassung, die eine große Anzahl bedeutender Männer, die Frankreich Ehre machten, erzogen und die, selbst als ihr intellektueller Ruhm geschwunden, noch immer den Ruf einer strengen Sittlichkeit bewährt hatte und einer großen Achtung im Publikum genoß, vermehrte die moralische Abneigung, die der bessere Theil der Nation gegen die Regierung Ludwig's XIV. zu hegen anfing.

Zwölftes Kapitel.

Diese Verfolgung hatte einen Theil der letzten Hälfte des Jahres 1709 erfüllt und war gewissermaßen ein geistliches Fastnachtsspiel, im Geschmacke des Mittelalters, mitten in dem großen politischen Drama gewesen, das über das Schicksal Frankreichs entscheiden sollte. Das Bedürfniß des Friedens war seit dem Elende des letzten langen und harten Winters in den nächsten Umgebungen des Königs selbst fühlbar geworden. Er hatte in einer gewissen Fraktion seines Hofes eine, wenn auch nur stumme, doch fühlbare Unzufriedenheit zu bemerken Gelegenheit gehabt und sie war auf ihn, so wenig er dies auch zeigen wollte, nicht ohne Eindruck geblieben. — In der Stimmung und Gesinnung einiger seiner eifrigsten Feinde schien eine Veränderung vorgegangen und sie der Möglichkeit einer Aussöhnung näher gebracht zu haben. In einem Theile Hollands fing man die Last der durch den Krieg erhöhten Abgaben und die Störung des Handels auf das Empfindlichste zu fühlen an

und in England zeigte sich die Königin Anna, mit ihrer bisherigen Freundin, der Herzogin von Marlborough, entzweit, dem herrschenden politischen Systeme ihrer Regierung abgeneigt. Der Herzog von Marlborough und die Whigpartei, welche die Grundsätze Wilhelm's III. und namentlich seinen Haß gegen Ludwig XIV. geerbt, wurden von dem englischen Klerus, der damals noch mächtiger und unduldsamer als heute war, mit Mißtrauen betrachtet. Den Krieg um jeden Preis fortzuführen, schien den damaligen englischen Ministern, die einen nahen Sturz für möglich hielten, gefährlich, und sie wagten es nicht, die Vorschläge zu neuen Unterhandlungen, die von Frankreich gemacht wurden, abzulehnen, obgleich sie ihnen Hindernisse in den Weg legten. Das Schloß Gertruydenburg bei Breda ward zu den Konferenzen bestimmt. Die französischen Bevollmächtigten erneuerten ihre schon früher gethanen Bedingungen auf Herausgabe der spanischen Erbschaft und Ueberlassung gewisser Grenzplätze und Landschaften an Holland, Deutschland und Savoyen, nahmen aber eine Entschädigung für Philipp V. in Anspruch. Die Alliirten, in denen immer wieder die Neigung, Frankreich nicht nur zu schwächen, sondern auch zu demüthigen, erwachte, zogen die Unterhandlungen mehre Monate lang in die Länge und spannten, als sie sich endlich erklärten, die von ihnen gemachten Forderungen noch höher. Sie verlangten von Ludwig XIV., der sich zuletzt bereit erklärt hatte, seinen Enkelsohn vollkommen aufzugeben, ja sogar zum Kriege gegen ihn Subsidien zu zahlen, daß er diesen Kampf ganz allein auf sich nehmen und einzig mit seiner Macht und seinem Gelde Philipp V. entthronen solle. Dies war mehr, als man von dem gebeugten, aber nicht gebrochenen Selbstgefühle Ludwig's XIV. erwarten konnte. Er brach die Unterhandlungen mit der Erklärung ab, daß, wenn er einmal Krieg führen sollte, er ihn gegen seine Feinde und nicht gegen seinen Enkelsohn führen werde.

Der Krieg hatte schon, noch ehe die Konferenz abgebrochen worden, von Neuem begonnen. In den Niederlanden standen Eugen und Marlborough, deren Heer bis auf hundertdreißigtausend Mann vermehrt wurde, den drei Marschällen Villars, Berwik und Montesquieu, die hunderttausend Mann befehligten, gegenüber. Die Alliirten, sich immer in festen Stellungen haltend, verfuhren, ungeachtet ihrer überlegenen Stärke, mit größter Vorsicht und wollten vorläufig eine Grenzfestung nach der andern nehmen. Da keine Schlacht bevorzustehen schien, so kehrte Berwik zu dem Heere an den Alpen, wo der Herzog von Savoyen in Frankreich einzufallen

Miene machte, zurück. Die Alliirten nahmen nach einander vier der französischen Grenzplätze, unter denen Douai der wichtigste war, ein. Diese Taktik, mit einem so großen Heere keine entscheidende Schlacht zu wagen, ist, zumal an so kühnen Feldherren wie Eugen und Marlborough, aufgefallen. Welches auch der Grund dieser ungewöhnlichen Vorsicht gewesen, sie war für die Alliirten von schädlichen Folgen, denn die Einnahme jeder dieser Festungen hatte ihnen einen bedeutenden Verlust an Todten, Verwundeten und in dem feuchten Klima und morastigen Boden, besonders an Kranken, gekostet.

Während England und Holland allerdings weniger mit ihrem Blute als ihrem Gelde kämpften, denn der größte Theil ihres Heeres bestand aus Deutschen, aber für die gemeinschaftliche Sache doch immer große Opfer brachten, war der Kaiser Joseph I., die Erhebung seines Bruders auf den spanischen Thron und überhaupt den ganzen Kampf seinen Alliirten überlassend, mit der Unterjochung der Ungarn und Siebenbürger und der Aussaugung Italiens beschäftigt, wo er selbst in den Ländern seiner Bundesgenossen oder der Neutralen seine Truppen nach Belieben in die Quartiere legte und außerdem, unter allerlei Vorwänden, große Contributionen erhob. Wäre Joseph gegen Frankreich mit derselben Energie wie England und Holland aufgetreten, so würde Ludwig XIV. einer Theilung seines Reiches oder wenigstens einer totalen Minderung seiner Macht nicht entgangen sein. Die Interessen, die der Kaiser im Osten und Süden verfolgte und die ihn fast ganz von dem allgemeinen Plane abzogen, retteten Frankreich.

Ludwig XIV. hatte während der Konferenzen von Gertruydenburg seine Truppen aus Spanien abgerufen und seinen Enkelsohn zu einem friedlichen Aufgeben seiner Ansprüche zu bewegen gesucht. Philipp V. war aber auf seiner frühern Weigerung stehen geblieben und es seinen Anhängern gelungen, für ihn ein, wenn auch ungeübtes und schlecht bewaffnetes, aber doch zahlreiches Heer in den ihm treugebliebenen Provinzen zu bilden. Die Engländer unter Stanhope hatten ebenfalls ihre Streitmacht vermehrt. Philipp V. gedachte sich nach Catalonien, wo die österreichische Partei, und der Erzherzog Karl nach Aragonien, wo die französische ihre meisten Anhänger hatte, zu begeben und so jeder seinen Gegner in der Wurzel seiner Macht anzugreifen. Es kam bei Almenara (27. Juli) zu einer Schlacht, in der Philipp, obwohl ohne großen Verlust, geschlagen wurde und sich bis Lerida zurückziehen mußte. Vier Wochen nachher erlitt sein Heer von Neuem bei Saragossa eine ent-

scheidendere Niederlage, in Folge welcher der österreichische Prätendent in Madrid einzog, wo schon vorher eine Zeit lang seine Partei, aber er selbst sich noch nicht gezeigt hatte. Die Spanier der Hauptstadt, wie überhaupt aller innern Provinzen blieben aber mit der ihnen eigenthümlichen Hartnäckigkeit ihrer einmal getroffenen Wahl treu und der Erzherzog übte nirgends, Catalonien ausgenommen, eine freiwillig anerkannte Autorität aus. Philipp V. hatte seinen Großvater schon vor diesen beiden Niederlagen um Absendung eines fähigen französischen Generals gebeten. So lange die Unterhandlungen in Gertruydenburg Ludwig XIV. eine Hoffnung auf Frieden ließen, hatte er die Erfüllung dieser Bitte verweigert, als er sich aber zur Fortsetzung des Krieges entschließen mußte, schickte er die Marschälle Vendome und Noailles mit einem Theile des Alpenheeres nach Spanien. Vendome rückte in Castilien, Noailles in Catalonien ein. Die Alliirten, die sich in Madrid von einer überaus feindlich gesinnten Bevölkerung und die in jedem Augenblicke zu einem allgemeinen Aufstande bereit schien, umgeben sahen, beschlossen, die Hauptstadt zu räumen und sich nach dem Norden zu in Bewegung zu setzen. Der Erzherzog Karl war um so eher auf diese Räumung Madrids eingegangen, da ihm die Nachricht zugekommen, daß eine Prinzessin von Wolfenbüttel, die er zu heirathen bestimmt war, in Catalonien, wo die Franzosen rasche Fortschritte gemacht, angekommen war. Vendome eilte, von der Begeisterung der Spanier unterstützt, dem deutsch-englischen Heere in Eilmärschen nach, nahm die Engländer, die sich während des Zuges von den Deutschen getrennt hatten, bei Brihuega gefangen, erreichte Stahrenberg bei Villaviciosa (10. December 1710), schlug ihn in einem überaus blutigen Gefecht und zwang ihn, sich nach Barcelona zurückzuziehen. Noailles hatte während dieser Zeit Girona belagert, das sich im Januar (1711) ergab, und der Erzherzog, der einige Monate vorher in Madrid als Sieger eingezogen, sah seine Herrschaft in Spanien jetzt einzig auf Barcelona und Taragona beschränkt. Diese große Veränderung in der Lage Philipp's V., bei der nahen Berührung der beiden Reiche, Ludwig XIV. selbst günstig, verdankte man der allerdings mehr passiven, aber doch wirksamen Anhänglichkeit der Castilier und Aragonier an den Erben ihres letzten Königs, und der Thätigkeit und Kühnheit Vendome's, der, zuweilen fahrlässig und unbesonnen, wenn er sich zusammennahm, zu den größten Unternehmungen geschickt war und den Soldaten mit derselben Unerschrockenheit und Zuversicht zu beseelen wußte, die ihm selbst eigen war. Einige Monate vor den Niederlagen der Alliirten

in Spanien war die in England seit dem November 1688 herrschende Partei der Whigs gestürzt worden und die Tories an ihre Stelle getreten. Die Politik der neuen Minister war, wie sich voraussehen ließ, der ihrer Vorgänger entgegengesetzt. Sie fürchteten die Nation, die von dem kriegerischen Schwindel, der sie nach den Siegen von Hochstätt, Ramillies und Malplaquet ergriffen, wieder zurückgekommen, durch einen längern Krieg zu erschöpfen. Ein noch wichtigeres Ereigniß war aber der Tod des Kaisers Joseph I. (April 1711), dem, da er keine Söhne hinterlassen, sein Bruder Karl in dem Besitze seiner gesammten Staaten folgte. Es war nicht möglich, daß die Alliirten, die den Krieg gegen Ludwig XIV., um das von ihm durch seine Annahme des Testaments Karl's II. gestörte Gleichgewicht Europas wiederherzustellen, angefangen hatten, dasselbe durch die Vereinigung der spanischen und österreichischen Kronen auf demselben Haupte noch tiefer hätten erschüttern wollen. Es konnte ungewiß erscheinen, ob man das Haus Bourbon auf dem spanischen Throne anerkennen würde, aber es war gewiß, daß man den österreichischen Prätendenten in dem Streben nach dessen Besitz nicht mehr lange unterstützen würde.

Die neuen Minister der Königin Anna konnten das Ende dieses langen und zerstörenden Krieges aus mehr als einem Grunde wünschen. England war außer Stande, auf dem Continent bedeutende Eroberungen zu machen. Ein glücklicher Ausgang des Kampfes gegen Ludwig XIV. mußte zuletzt mehr andern Mächten als ihm vortheilhaft werden. Die französische Seemacht, die eine Zeit lang eine große Ausdehnung zu nehmen gedroht, war seit langen Jahren gesunken und konnte dem englischen Volke keine ernstlichen Besorgnisse mehr einflößen. Außerdem hatten die letzten Ereignisse in Spanien bewiesen, daß England mit allen seinen Schiffen und Söldnern Philipp V. nicht die spanische Krone entreißen werde. Die vermehrten Ausgaben des Krieges waren großentheils durch Anleihen gedeckt worden, Operationen, durch welche aber nur die Kapitalisten und Kaufleute, die meist Whigs waren, aber nicht die Tories, die meist aus Landbesitzern bestanden, gewannen. Die neuen Minister fanden deshalb in ihrer Partei, welche jetzt im Parlament die Oberhand hatte, das Verlangen nach Beendigung dieses Krieges vor. Sie ließen dem französischen Hofe, der nichts mehr wünschte, diese Gesinnung durch geheime Agenten zu erkennen geben. Man unterhandelte fast das ganze Jahr 1711 hindurch, um sich über die Basis einer Ausgleichung zu verstehen. Aber die englischen Minister waren bei ihrer gefährlichen Stellung unter einer Königin, deren

Tod nicht mehr weit entfernt zu sein schien, und in der Aussicht auf einen, den Grundsätzen der Whigs geneigten Nachfolger, wie der Kurfürst von Hanover war, wo sie gestürzt zu werden fürchten konnten, zu der größten Vorsicht verbunden.

Der Krieg ward, dieser Unterhandlungen ungeachtet, im Frühling des Jahres 1711, aber ohne Erfolg, erneuert. Villars und Marlborough standen sich gegenüber. Diese beiden Feldherren beschränkten sich auf Hin- und Hermärsche. Es kam zu keiner Schlacht. Am Rhein beobachteten sich Eugen und d'Harcourt. Auch hier ging nichts Entscheidendes vor, denn die wichtigste Angelegenheit, welche in dieser Gegend die Aufmerksamkeit auf sich zog, war die Hinterlassenschaft des Kaisers Joseph und die Wahl seines Nachfolgers. Der Erzherzog Karl hatte sich, auf die Nachricht von dem Tode seines Bruders in Barcelona eingeschifft, um in seine Erbstaaten zurückzukehren. Obgleich er der spanischen Krone nicht entsagte und den besten damaligen deutschen Feldherrn, Stahrenberg, in Catalonien zurückließ, so konnte jetzt der vollständige Sieg Philipp's V. über diesen plötzlich so mächtig gewordenen, aber zugleich so entfernten Rival noch weniger als früher zweifelhaft sein. In der Lombardei erhielt Karl die Nachricht von seiner Wahl zum Oberhaupte des deutschen Reiches und nahm den Namen Karl VI. an. Stahrenberg schloß sich in Barcelona ein und von Vendome, der von dem spanischen Hofe ohne Geld und Lebensmittel gelassen wurde, konnte nichts gegen ihn unternommen werden. Auf der Alpengrenze drohte der Herzog von Savoyen mit einem Einfalle in die Dauphiné, aber Berwik wußte ihn in Schranken zu halten. — Am Ende des Jahres waren die englischen und spanischen Bevollmächtigten über die Bedingungen eines Vergleiches zwischen den beiden Mächten übereingekommen. Die Königin Anna war geneigt, Philipp V. als König von Spanien und Indien, sobald er auf Italien und die Niederlande Verzicht leisten wolle, anzuerkennen. Sie verlangte die Abtretung von Gibraltar und Port Mahon, die Zerstörung von Dünkirchen und große Handelsfreiheiten für England, sowohl in Frankreich als Spanien und Indien. Was das Verhältniß zu den übrigen Nationen betrifft, so ward von dem englischen Hofe als Grundsatz aufgestellt, daß jeder der Grenzstaaten durch eine Barriere fester Plätze gegen Frankreich geschützt werden sollte. Anna hatte diese Bedingungen, unter denen sie zum Frieden mit Frankreich bereit war, dem Großpensionair Heinsius mitgetheilt. Sie erklärte sich jedoch zur Fortsetzung des Kampfes, sobald es die Alliirten verlangen sollten, bereit, wollte aber in diesem Falle nur

ein Dritttheil der Kriegskosten und nicht, wie bisher, fast deren ganze Last tragen. Die Alliirten nahmen diese Eröffnungen mit Entrüstung auf und sahen sie als eine Art Verrath an, da indessen keine der kriegführenden Mächte ohne die englischen Subsidien an eine Fortsetzung des Kampfes denken konnte, so waren sie zur Theilnahme an dem Kongresse genöthigt, der in Utrecht eröffnet wurde (1712).

Die Königin von England hatte dem Parlament ihre Absicht, mit Frankreich zu unterhandeln, mitgetheilt und in dem Hause der Gemeinen eine Majorität für den Frieden gefunden. Marlborough war entsetzt worden und selbst des Prinzen Eugen Anwesenheit in London, um durch seinen und des Kaisers Kredit der öffentlichen Meinung eine kriegerische Richtung zu geben, war umsonst gewesen. Obgleich die Gesandten von Frankreich, England, Holland und Savoyen in Utrecht zusammentraten, so war von den kriegführenden Mächten dennoch kein Waffenstillstand abgeschlossen und der Kampf in den Niederlanden von Neuem begonnen worden. Aber der Herzog von Ormond, der Marlborough im Commando folgte, hatte den geheimen Befehl erhalten, jedem entscheidenden Schlage auszuweichen. Einige Monate nachher kündigte die englische Regierung ihren Verbündeten den Abschluß eines Waffenstillstandes mit Frankreich an und forderte sie zur Nachahmung dieses Schrittes auf. Dünkirchen war den Engländern von den Franzosen als Pfand für die Erfüllung der einzugehenden Verpflichtungen ausgeliefert worden und Ormond trennte sich mit den englischen und einigen deutschen Truppen von den Verbündeten.

Der Prinz Eugen von Savoyen, in hohem Grade kriegslustig und ruhmliebend, war hingegen den Krieg mit dem größten Nachdruck zu führen entschlossen und hatte den größten Theil der deutschen Söldner, die im englischen Heere gedient, zu sich herübergezogen. Er nahm Quesnoi ein und belagerte Landrecies. Die Picardie und Champagne waren mit einem Einfalle bedroht. Der Schrecken in Paris war groß und die Hofleute riethen Ludwig XIV., sich nach Blois oder Chambord zurückzuziehen, was er aber, der in gefährlichen Momenten sich durch das Gefühl seiner Würde erhob, verwarf. Er befahl im Gegentheile Villars, der Eugen gegenüberstand, eine große Schlacht zu liefern, und erklärte, daß, wenn sie verloren ginge, er sich selbst an die Spitze eines allgemeinen Aufgebotes stellen und den Feind aufhalten oder bei diesem Versuche untergehen wolle. Eugen, obgleich Villars an Zahl weit überlegen, hatte dennoch, um die Belagerung von Landrecies und seine großen Magazine zu decken, eine doppelte Linie von Verschanzungen auf-

geworfen und hielt sich in denselben bis zur Uebergabe der Festung vor einem feindlichen Ueberfalle sicher. Villars aber hatte in diesen Linien, nicht weit von Denain, einen angreifbaren Punkt entdeckt. Während ein Scheinangriff den Prinz Eugen über die Absichten seines Gegners täuschte, griff der französische Feldherr mit dem Kerne seiner Truppen Denain (24. Juli 1712) an, das genommen und die Besatzung so rasch überwältigt wurde, daß sich kaum vierhundert Mann retteten. Eugen kam dem bedrohten Punkte zu spät zu Hülfe und konnte den Kampf nicht wiederherstellen. Villars bemächtigte sich aller Vertheidigungspunkte des deutschen Heeres und nahm ihm seinen Artilleriepark und große Vorräthe ab. Eugen wurde genöthigt, die Belagerung von Landrecies aufzuheben und hatte in dieser Expedition die Hälfte seines Heeres verloren. Diese Kämpfe, Ende Juli und Anfang August, die gewöhnlich, ihrer Hauptaction nach, die Schlacht von Denain genannt werden, obgleich diese sie nur eröffnete, brachten dem Marschall Villars, der als der Retter Frankreichs gepriesen wurde, großen Ruhm. In der That hätte der Verlust dieser Schlacht den Prinzen Eugen vor die Thür von Paris geführt. Am Rhein, an den Alpen und in Spanien ging nichts Entscheidendes vor. Alles schien auf den Ausgang des großen Kampfes in den Niederlanden, der für Frankreich eine so unerwartet glückliche Wendung genommen, gespannt gewesen zu sein und weitere Unternehmungen aufgeschoben zu haben.

Während dieser Zeit war einer der einflußreichsten unter den Toryministern, Lord Bolingbroke, nach Versailles, um die letzte Hand an den Friedenstraktat zu legen, geschickt worden. Um die Vereinigung der Kronen von Frankreich und Spanien auf demselben Haupte für immer zu hindern, sollte Philipp V. jetzt zwischen seinen Rechten auf den französischen Thron, dem er durch den Tod seines ältern Bruders, des Herzogs von Burgund, sehr nahe gekommen, oder der spanischen Krone wählen. Er zog letztere vor. Auf den Plan, Spanien an den Herzog von Savoyen abzutreten und dafür die savoyischen Staaten in Besitz zu nehmen, die, wenn Philipp V. auf den französischen Thron steigen sollte, mit Frankreich vereinigt bleiben würden, ging er, obgleich sein Großvater es wünschte, ebenfalls nicht ein. Das Haus Savoyen ward ihm aber, falls er ohne Erben sterben sollte, substituirt. Der Waffenstillstand, der jetzt im August zu Paris abgeschlossen wurde, beschränkte sich nicht mehr auf die Armeen, sondern auf die gesammten Königreiche von England, Frankreich und Spanien und erregte in London, Paris und Madrid eine allgemeine Zufriedenheit. Er sollte bis zum

September dauern, ward aber bis zum April des folgenden Jahres (1713) ausgedehnt. Im November (1712) unterzeichnete Portugal ebenfalls einen Waffenstillstand und Philipp V., der jetzt auf seiner Westgrenze von den Portugiesen nicht mehr beunruhigt werden konnte, sah sich endlich in den vollkommenen Besitz Spaniens gesetzt. In demselben Monate versammelte er die Cortes seines Königreiches und erhob seine Entsagung auf den französischen Thron und das Successionsrecht des Hauses Savoyen zu einem Staatsgrundgesetz. Die Holländer, welche die friedliche Tendenz der englischen Minister gemißbilligt und ihr lange entgegengearbeitet, fühlten endlich, daß der Kampf mit Frankreich zuletzt allein auf sie fallen könne, denn auf eine wesentliche Unterstützung von Seite des Kaisers war nicht zu rechnen, und erklärten den Unterhandlungen in Utrecht beitreten zu wollen. Karl VI. allein schloß sich von ihnen aus, indem er weder Philipp V. anerkannte, noch die beiden in den Reichsbann gethanen Brüder, den Kurfürsten von Baiern und den Erzbischof von Köln in ihre Staaten wiedereinsetzte. Seine Truppen räumten Catalonien, aber nur in Folge einer rein militairischen mit der englischen Regierung abgeschlossenen Convention, die ihre Streikräfte schon im September vorigen Jahres aus der pyrenäischen Halbinsel gezogen hatte. Ohne durch diese Hartnäckigkeit den Verlust Spaniens, das er überhaupt nie besessen, zu hindern, bewies er einen gänzlichen Mangel an Edelmuth, indem er für die Catalonier, und namentlich die Stadt Barcelona, die ihm so große Anhänglichkeit gezeigt, keine Amnestie bei Philipp auswirkte, der an dieser Bevölkerung, in der das österreichische Interesse noch lange nachher Anhänger zählte, eine strenge Rache nehmen sollte. Italien wurde von allen kriegführenden Mächten für neutral erklärt. Alle Schwierigkeiten einer endlichen Abschließung des Friedens schienen jetzt aus dem Wege geräumt zu sein und dennoch ward derselbe durch die schwer auszugleichenden mannichfaltigen Ansprüche, durch den Partei- und Intriguengeist, nur mit großer Mühe erreicht. Die englischen und französischen Bevollmächtigten betrieben ihn aber mit großer Lebhaftigkeit, denn bei dem hohen Alter Ludwig's XIV. und der geschwächten Gesundheit der Königin Anna konnte jeden Augenblick ein Todesfall eintreten, der alle bisher errungenen Resultate in Frage gestellt hätte.

Die Bedingungen dieses so lange erwarteten und betriebenen Friedens stellten das durch die Anerkennung Philipp's V. oder Karl's VI. auf die gesammte spanische Erbschaft bedrohte Gleichgewicht Europas wieder her und waren der beste Ausweg, der unter

den bestehenden Umständen getroffen werden konnte. Frankreich erkannte in demselben das Nachfolgerecht des Hauses Hanover auf die englische Krone an, zerstörte den Hafen und die Befestigungen von Dünkirchen und trat den Engländern einige Inseln und Landschaften in Nordamerika ab. Es bestätigte die Entsagung Philipp's V. auf den französischen Thron und versprach dem englischen Prätendenten, der den Namen Jakob III. führte, keinen weitern Aufenthalt in seinem Gebiete zu gestatten. Es trat den Vereinigten Provinzen eine Reihe von Festungen, darunter Tournay und Ypern die bedeutendsten, dergestalt ab, daß die Hoheit über diese Städte an Oesterreich fallen, die militairische Besetzung aber den Holländern zugehören sollte. Die bisherigen spanischen Niederlande sollten an den Kaiser kommen, aber bis er diesem Frieden beigetreten und den Kurfürsten von Baiern und Köln ihre Länder zurückgegeben, von den Holländern besetzt und verwaltet werden. Die Vereinigten Provinzen erstatteten an Frankreich einige eroberte Plätze, darunter Lille der wichtigste war, zurück. Frankreich gab dem Herzoge von Savoyen seine sämmtlichen Staaten, durch die Festungen Exiles und Fenestrelle vermehrt, wieder und erkannte ihn als König von Sicilien und, im Falle Philipp V. ohne Kinder sterben sollte, als dessen Nachfolger an. Frankreich und Portugal hatten sich keine Restitutionen zu machen. Spanien trat an England Gibraltar, Majorka und Port Mahon ab und räumte ihm das der damaligen englischen Philanthropie nicht zur Ehre gereichende Recht, „Assiento" genannt, ein, welches darin bestand, die spanischen Kolonien dreißig Jahre lang mit Negersklaven zu versorgen. Der König von Preußen ward als souverainer Fürst von Neufschatel und Valengin anerkannt und die ihm von den Alliirten garantirte Besitznahme von Obergeldern, statt des Fürstenthums Orange, auf das er erbliche Ansprüche hatte, von Frankreich bestätigt. An Savoyen trat Spanien Sicilien ab, erkannte die Unabhängigkeit Portugals an und gab den Holländern alle Handelsfreiheiten, deren sie unter Karl II. in der spanischen Monarchie genossen hatten, wieder.

Der Kaiser allein hatte sich diesen Frieden, an dessen Unterhandlungen seine Bevollmächtigten gleichwohl Theil genommen, zu unterzeichnen geweigert. Indem einer der ersten Souveraine unter den Waffen blieb, war demnach noch immer keine allgemeine Beruhigung des Südens und Westens Europas erreicht worden, indessen stand zu erwarten, daß ein gegen den Willen aller andern Mächte unternommener Kampf nicht von Dauer sein und auf einem nur beschränkten Theater geführt werden würde. Villars komman-

dirte am Rhein gegen den Prinzen Eugen, und hatte diesen das Glück verlassen, oder ward er von seiner Regierung schlecht unterstützt, er schien seinem Gegner nicht gewachsen. Die Pfalz und der Breisgau wurden von den Franzosen verwüstet und die beiden wichtigen Festungen Landau und Freiburg von ihnen eingenommen. Karl VI. ward endlich gewahr, daß er allein den Kampf nicht ertragen, oder von ihm wenigstens keinen Vortheil zu erwarten habe, und trat durch den Vertrag von Rastadt (März 1714) den Bedingungen des Friedens von Utrecht bei. Frankreich gab Freiburg zurück, behielt aber Landau, und Oesterreich empfing die Niederlande, Mailand, Neapel, Sardinien und die toskanischen Häfen, die früher Spanien gehört hatten, setzte aber die Kurfürsten von Baiern und Köln wieder in ihre Rechte und Besitzungen ein. Im folgenden Jahre schloß Karl VI. einen Vergleich mit den Holländern ab, die letzte Ergänzung der Traktate von Utrecht und Rastadt, in welchen die niederländischen Festungen bestimmt wurden, in denen die Holländer das Recht haben sollten, Garnisonen zu halten. Dieser Vertrag ward „le traité de la barrière" genannt. Das deutsche Reich trat dem Frieden von Rastadt in einem Traktat zu Baden in der Schweiz unterzeichnet bei (Juni 1714).

In Catalonien allein brannte das Kriegsfeuer fort. In diesem Theile Spaniens war das Volk den Franzosen seit den Zeiten Ludwig's XIII. abgeneigt geblieben, daher sein Widerstand gegen Philipp V. Als die Truppen Karl's VI. endlich Barcelona und Taragona verlassen, bildete sich in ersterer Stadt eine Junta, die, obgleich von aller Welt verlassen, sich dennoch nicht unterwerfen wollte, und Catalonien für unabhängig und an Frankreich und Castilien den Krieg erklärte. Das Heer Philipp's V. konnte die Stadt nicht unterwerfen. Ludwig XIV. schickte ihm endlich den Herzog von Berwik zu Hülfe. Dieser bot den Bewohnern eine Amnestie an, die von ihnen verworfen wurde. Barcelona ward endlich (11. September 1714) nach einem langen und blutigen Kampfe, in welchem der spanische Fanatismus der französischen Kriegskunst zu widerstehen suchte, mit Sturm genommen. Philipp V. schaffte sämmtliche Privilegien der Provinz ab.

Ludwig XIV. war aus diesem großen dreizehnjährigen Kriege, in welchem er fast gegen ganz Europa zu kämpfen gehabt, ohne eine bedeutende Verminderung des Umfanges seines Reiches hervorgegangen. Es war ihm außerdem gelungen, einen Zweig seines Hauses auf den spanischen Thron zu setzen und Frankreichs von da aus so oft bedrohte Grenze sicher zu stellen. Durch die Verluste

einiger Hauptschlachten, bei der großen Entkräftung seines Landes, in eine gefährliche Lage gebracht, war er durch die geringe Unterstützung, die der Kaiser Joseph seinem Bruder gewährte, durch den Sturz der Whigs in England und durch die glücklichen Anstrengungen einiger ihm übrig gebliebenen großen Feldherren, wie Villars, Vendome und Berwik gerettet worden. Ihm selbst aber gebührt, abgesehen von diesen Zufällen, die außer seiner Macht und Berechnung lagen, bei einer Abschätzung der Gründe, die Frankreich damals vor einer gänzlichen Besiegung und möglichen Theilung bewahrten, eine bedeutende Stelle, und dieses Verdienst ist selbst durch die vielen Mängel und Irrthümer, die seiner Person und Regierung mit Recht vorgeworfen werden können, nicht verdunkelt worden. Schon beim Anfange des großen Krieges an die Grenze des höhern Alters gelangt, wo die meisten Menschen sich vor Allem nach Ruhe sehnen, ließ er, obwohl von mehren häuslichen Verlusten und großen auswärtigen Unfällen getroffen, selbst in den hoffnungslosesten Lagen, den Muth nicht sinken und widmete seine letzte Kraft und seine ganze Zeit und Thätigkeit der oft verzweifelten Arbeit, sich immer neue Mittel des Widerstandes zu schaffen, um beim Beginn jedes Feldzuges seinen Feinden von Neuem entgegentreten zu können. Wenn er in frühern Jahren, von Talenten aller Art umgeben und von den Umständen wie wenige andere Fürsten begünstigt, nur zu wollen und zu verstehen gebraucht hatte, um bedeutende Wirkungen hervorzubringen, so entwickelte er in dieser letzten Zeit eine von Andern unabhängige, aus sich selbst schöpfende Kraft, die ihn die schwersten Unfälle nicht nur mit standhaftem Muthe zu ertragen, sondern, was viel mehr ist, sie mit unermüdlicher Thätigkeit zu bekämpfen in Stand setzte. Diese Festigkeit und Energie ist um so mehr zu bewundern, da das Glück seiner frühern Jahre, die berauschende Verehrung und ermattende Schmeichelei, die er genossen, gerade die Eigenschaften, die er in der letzten dunkeln Epoche seines Lebens entwickelte, eher zu unterdrücken als zu beleben geeignet gewesen waren.

Kaum aber war der Friede mit dem Auslande hergestellt, so brach im Innern ein Streit aus, der allerdings keine politischen Gefahren erregte, aber dennoch lebhaft genug war, um den Hof, die Hauptstadt und die gebildeten Klassen der Nation in Bewegung zu setzen und den Genuß der so theuer erkauften Ruhe zu verbittern. Die Religion gab die Veranlassung dazu. Es handelte sich diesmal aber nicht, wie einst zwischen Katholiken und Hugenotten, um die Entscheidung großer, das ganze Dasein umfassender Grund-

sätze, sondern um die Erforschung theologischer Subtilitäten, bei denen die List mehr als die Gewalt, und die Kabale mehr als der Fanatismus zu thun fanden. Das französische Publikum jener Zeit, durch die Autokratie Ludwig's XIV. von jeder unmittelbaren und freien Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten des Landes ausgeschlossen, warf sich, bei seiner natürlichen Lebendigkeit und Reizbarkeit, mit einer großen Leidenschaft auf diese Art von Discussionen, zu denen der Zutritt ihm nicht so durchaus, wie zu den politischen Verhandlungen, verschlossen war. Der alte Haß der Jesuiten gegen die Jansenisten hatte sich einige Jahre vorher in der Zerstörung von Port-Royal Luft gemacht, aber nicht befriedigt. Außerdem wurden sie, wie gewöhnlich, auch jetzt, von persönlichen Motiven bei diesem Ausbruche ihrer Selbst- und Herrschsucht geleitet. Das französische Episkopat und damit der gesammte Klerus war, vermöge der Gunst, der dieser Orden sich in Rom erfreute, und bei dem Einflusse, den er auf Ludwig XIV. ausübte, in eine große Abhängigkeit von ihm gerathen. Der Cardinal von Noailles, Erzbischof von Paris, war fast der einzige kirchliche Würdenträger in Frankreich, der sich der Herrschaft der Jesuiten nicht unterwerfen wollte, sondern dieselben vielmehr, seitdem er ihren Haß gegen ihn erkannt, in seiner Diöcese, wo sich einige der vornehmsten Niederlassungen des Ordens befanden, mit großer Strenge behandelte und ihre Ansprüche, vermöge seiner Metropolitangewalt, zu beschränken wußte. Die Jesuiten sannen auf ein Mittel, diesen Prälaten, der dem Könige außerdem schon des Jansenismus verdächtig war, zu stürzen und durch seinen Fall ihre übrigen Feinde zu schrecken. Ein früher berühmter und des Jansenismus beschuldigter Geistlicher, der Pater Quesnel, der sich bei der Verfolgung seiner Sekte nach Holland geflüchtet, hatte damals eine Uebersetzung des neuen Testaments, mit moralischen Betrachtungen versehen, herausgegeben, die von dem Klerus und dem Publikum mit allgemeinem Beifalle aufgenommen worden war. Der Cardinal Noailles hatte dieses Werk in seiner Diöcese als eines der vorzüglichsten Erbauungsbücher empfohlen. Es war den Jesuiten noch vor der Zerstörung von Port-Royal gelungen, jene Arbeit des Pater Quesnel, als die Ketzerei des Jansenius in einer andern Form enthaltend, von einer Congregation verdammen zu lassen. Hiermit noch nicht zufrieden, wünschten sie eine eigene päpstliche Bulle, die in ganz Frankreich bekannt gemacht und deren Annahme von allen Geistlichen persönlich unterzeichnet werden sollte, um die Jansenisten für immer zum Schweigen zu bringen oder sie zur Trennung von der Kirche zu zwingen, dabei aber zu-

gleich ihren Feind, den Cardinal von Noailles, in die Verlegenheit zu setzen, seine eigene Meinung zu verläugnen oder es mit dem Papste und dem Könige zugleich zu verderben. Sie wirkten in der That, mit Anwendung aller möglichen Ränke, fast gegen den Willen des Papstes und der meisten Cardinäle, eine Bulle, „Unigenitus" genannt, aus, die, weil sie fast das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch die französische Kirche beunruhigt und als der letzte große Zankapfel, der im Boden des Katholicismus selbst gewuchert, merkwürdig ist. In diesem päpstlichen Dekret wurden hundertein Grundsätze aus dem Werke des Pater Quesnel herausgezogen und verdammt. Der Cardinal von Noailles verbot ihre Bekanntmachung in Paris und dem Reste seiner Diöcese und erklärte, daß sich unter den verurtheilten Sentenzen und Meinungen solche befänden, die wörtlich aus dem neuen Testament, namentlich den Episteln des heiligen Paulus gezogen seien, gegen die sich die Kirche nicht erklären könne, da sie ja selbst auf ihnen beruhe. — Die Simplicität dieses Prälaten, wie der meisten Jansenisten, kann bei dieser Gelegenheit in Verwunderung setzen, denn sie begriffen nicht, oder wollten vielleicht nicht begreifen, daß die römische Hierarchie, wie sie sich im Laufe der Zeiten gebildet, überhaupt nicht ein auf das Evangelium gegründetes religiöses System, sondern eine dasselbe zu Hülfe nehmende geistliche Herrschaft geworden, die einen guten Theil ihres Wesens und ihrer Formen den theokratischen Ideen des Orients und den Traditionen der römischen Welt entlehnt und diese fremden Substanzen nur mit einer dem Evangelium entlehnten Hülle bekleidet hatte. Der Jansenismus war nichts als eine leise und dunkle Regung des ursprünglichen christlichen Geistes gegen die Gewalt, die ihm von dem theokratisch-politischen Regiment angethan wurde, und würde, unter andern äußern Umständen, wenn auch nicht zu einer neuen Lehre und Confession, aber wahrscheinlich zu einer Reform des Katholicismus auf seinem eigenen Boden und zu einer Trennung vom römischen Hofe geführt haben. Ludwig XIV., bei seinem Hasse und Mißtrauen gegen die des politischen Liberalismus verdächtigen Jansenisten, war schon auf den Plan der Jesuiten, den Erzbischof von Paris verhaften, nach Rom abführen und dort wo möglich seiner geistlichen Würden entsetzen zu lassen, eingegangen. Der Gedanke an die Bewegung, die eine solche Maßregel unter der pariser Bevölkerung, wo der Erzbischof sehr verehrt war, hervorbringen könnte, und das Gefühl seines sich annähernden Endes nahmen ihm den Muth zu einer Handlung, von deren Nothwendigkeit er nicht vollkommen überzeugt war und die ihm bei der Er-

wartung, daß er bald selbst von seinem Thun Gott Rechenschaft abzulegen haben werde, bedenklich erschien.

Die Erscheinung dieser Bulle, deren Annahme später erzwungen wurde, die aber bei einem Theile des Klerus immer geheimen Widerstand fand, die Opposition des Jansenismus, die sie zu vernichten bestimmt war, gewissermaßen immer lebendig erhielt, ward in Paris und in ganz Frankreich von einer unglaublichen Bewegung begleitet. Von einem Theile des Hofes ward sie, um dem Könige zu gefallen, wie ein Anker der Monarchie selbst aufgenommen, in den mittlern Klassen, damals gewöhnt sich nach dem Hofe zu richten, erregte sie dasselbe Aufsehen, und im Volke, das natürlich sehr verworrene Begriffe über ihren Zweck und Inhalt hegte, wurde sie als ein noch wichtigeres Ereigniß als der bald nachher eintretende Tod Ludwig's XIV. selbst betrachtet. Der Einfluß der Frauen, die in jener Zeit, wenigstens in der Hauptstadt, eine noch größere Rolle als heute spielten, fachte in allen Kreisen den Streit für oder gegen die in jenem päpstlichen Dekret verurtheilten Grundsätze an. Die Leerheit der damaligen französischen Zustände, denn die große intellektuelle Epoche des siebzehnten Jahrhunderts war abgeblüht und noch nichts Neues an ihre Stelle getreten, der lange immer schwerer lastende Druck des Despotismus, die Abwesenheit aller öffentlichen Interessen, denn die Regierung und Verwaltung waren gewissermaßen ein Geheimniß und Räthsel für die Nation geworden, ließ dieses Ereigniß mit einer Art von ungestümer Theilnahme, als einen Ersatz für den Mangel anderer Regungen und Beschäftigungen aufnehmen. Es war indessen nicht die Religion, nicht der Drang, sich über den Sinn dieses oder jenen Dogmas zu belehren oder die Mysterien des Glaubens zu ergründen, wie in frühern Zeiten, sondern die politischen Interessen, die an jener Bulle hingen, die Freiheiten der gallikanischen Kirche, der Kampf des Parlaments gegen die Hierarchie, die sich regende Abneigung gegen das lange Walten eines doppelten geistlichen und weltlichen Despotismus, was diese große Aufregung verursachte. Der denkende Theil der Nation theilte sich in zwei Lager. In dem einen ward die Annahme dieser Bulle für eine Befestigung der hierarchischen und monarchischen Autorität, in dem andern deren Verwerfung für den ersten Anfang einer endlichen Befreiung von einem immer peinlicher empfundenen Drucke erkannt. Der Streit nahm einen sonderbaren und den damaligen Zustand Frankreichs bezeichnenden Charakter an. Er setzte auf einmal, für einen Augenblick, den ganzen halb verrosteten theologisch-scholastischen Apparat des Mittelalters in Bewegung und bewies,

daß jene Epoche, so sehr auch der materielle Zustand der Nation verwandelt worden, noch nicht ganz verschwunden war, während er zugleich eine Ahnung von dem philosophischen und liberalen Geiste, der im Keime schon vorhanden war, über den die damalige Generation aber noch kein Bewußtsein hatte, erweckte. Zwei, ihrem Wesen nach, unermeßliche politische und moralische Welten bewegten sich auf dem engen und dunkeln Pfade eines seiner Form nach der Klosterzelle angehörigen Streites, der aber durch die Gegensätze des Lichts und der Finsterniß, der Freiheit und Sklaverei, die er enthielt, und durch die Lage der Gesellschaft, die sich zu einer Transformation in ihren Ideen anschickte, eine allgemeine Bedeutung erhielt.

Ludwig XIV. war im Verlaufe seines langen Lebens nicht nur allmälig, wie es der Lauf der Natur mit sich brachte, von fast allen großen Talenten, durch die er in frühern Jahren gewirkt, verlassen worden, sondern die meisten Glieder seiner eigenen Familie wurden ihm vor der Zeit, auf eine auffallend schnelle Art entrissen. Von dieser, die im Jahre 1711 aus einem Sohne und drei Enkelsöhnen und zwei Urenkeln bestand, waren im Jahre 1715, da der Herzog von Anjou einen fremden Thron bestiegen, nur ein fünfjähriges Kind, der nachmalige Ludwig XV., übrig geblieben. Innerhalb vier Jahren waren der Dauphin, zwei Söhne desselben, von denen der eine der allgemein betrauerte Herzog von Burgund, Fenelon's Zögling, war, dessen Gemahlin und ältester Sohn, und diese alle plötzlich nach kurzer Krankheit gestorben. Außer der königlichen Familie, unter der man die Descendenz des Souverains verstand, gab es das königliche Haus, das aus zwei Nebenlinien, Orleans und Condé, gebildet war. — Ludwig XIV. besaß zwei natürliche Söhne, den Herzog von Maine und den Grafen von Toulouse, die ihm die Marquise von Montespan gegeben. Nicht zufrieden, diese, die er mehr als seine rechtmäßigen Descendenten zu lieben schien, unter den ersten Adel und durch Verleihung einer Menge an und für sich geringfügiger, aber damals für wichtig erachteter Ehrenrechte über diesen gestellt zu haben, legitimirte er sie, die in einem doppelten Ehebruche geboren, im letzten Jahre seiner Regierung, stellte sie den Prinzen von Geblüt gleich und erklärte sie zur Thronfolge, nach dem Aussterben der rechtmäßigen Erben, für fähig. Diese Verletzung des herkömmlichen Successionsrechtes, des einzigen damals allgemein anerkannten Grundgesetzes, von dem man sich den Monarchen selbst abhängig dachte, ging, vielleicht noch weniger aus einer persönlichen Vorliebe für Maine und Toulouse, als aus dem

Stolze Ludwig's XIV. auf Alles, was ihm persönlich angehörte, hervor. Ebenso hatte er mehre Prinzen von Geblüt, und darunter seinen eigenen Neffen, eine seiner natürlichen Töchter zu heirathen gezwungen, um auch in ihrer Erhebung einen Beweis seiner Größe und Macht abzulegen. In den letzten Tagen seines Lebens übergab der König dem Parlament von Paris ein erst nach seinem Tode zu eröffnendes Testament, das seine Dispositionen in Bezug auf die Regentschaft während der Minderjährigkeit seines Urenkels enthielt, das aber ebenso wenig wie das seines Vaters, Ludwig's XIII., beobachtet werden sollte.

Ludwig XIV. hatte, von der Natur mit einer kräftigen Gesundheit ausgestattet, die er außerdem, seiner politischen Thätigkeit ungeachtet, durch körperliche Uebungen, wie die Jagd, sehr gestählt, selbst im hohen Alter noch die Kraft der männlichen Jahre bewahrt und, dem Gedanken des Todes selten Raum gebend, ihn auch bei Andern nicht hervorgerufen. Er hatte bis zum Monat August (1715), obgleich sich seit einiger Zeit schwächer fühlend, seine gewöhnliche Lebensweise in nichts unterbrochen, als ihn plötzlich eine tiefe Ohnmacht anwandelte und ihn an ein nahes Abscheiden aus dieser Welt erinnerte. Er starb, in der Meinung seiner Freunde und Diener noch immer zu früh, nach einer Krankheit von nur acht Tagen, den 1. September (1715), im Alter von siebenundsiebzig Jahren, nachdem er zweiundsiebzig Jahre lang den königlichen Titel getragen und vierundfunfzig Jahre lang durch sich selbst regiert hatte. Er hatte seinem Ende mit vollem Bewußtsein und mit derselben Kraft des Geistes entgegengesehen, mit der er die vielen häuslichen und öffentlichen Unfälle seiner letzten Jahre ertragen hatte. In seinen letzten Tagen ward von ihm eine zwar fruchtlose, aber für sein Gefühl und seine Einsicht ehrenvolle Reue über das Unrecht an den Tag gelegt, das er sich gegen sein Volk, durch seine Kriegslust und seine Verschwendung, zu Schulden kommen lassen. Ueber sein Privatleben und dessen verderblichen Einfluß hegte er entweder kein ähnliches richtiges Bewußtsein, oder er vertraute seine Empfindungen hierüber nur als Geheimnisse seiner religiösen Geständnisse demjenigen an, den ihm seine Religion als seinen Führer zum Himmel gegeben hatte. — So verschwand diese merkwürdige und, ihrer vielen Flecken ungeachtet, großartige Gestalt, nachdem sie mehr als ein halbes Jahrhundert lang die Blicke von ganz Europa auf sich gezogen hatte und durch ihren Willen und ihre Kraft der mächtigste, jene Epoche in Bewegung setzende Hebel gewesen. Obgleich dieser König in dem, was er an und für sich gewesen

und durch sich selbst gethan hat, von manchen andern Fürsten übertroffen wird, so hat er dennoch durch seine Gesammtexistenz und besonders die lange und folgerechte Dauer derselben, auf seine Zeit und die mit ihr in Zusammenhang stehende Nachwelt, einen tiefern Einfluß als irgend ein anderer Regent seines Landes ausgeübt. Er hat Europa weder so erschüttert noch so zerrissen, wie einige andere Gewalthaber gethan, aber es mit seinen Grundsätzen und seinem Beispiel theils so tief erfüllt, theils gegen dieselben einen so lebendigen Widerstand hervorgerufen, daß sein Dasein noch heute ebenso gut in den Kreis der Gegenwart, wie in den der Geschichte gehört.

Dieser Fürst ist während seiner Regierung und so lange der von ihm vollendete Zustand noch nach ihm gedauert, wie eine Art überirdischen Wesens bewundert und verehrt und später, nach dem Umsturze der unumschränkten Monarchie, fast ebenso herabgezogen worden. Die Einen haben ihn wie ein Alles erwärmendes und erleuchtendes Gestirn, das sein Licht nur sich selbst verdankte, die Andern wie ein Meteor betrachtet, dessen an und für sich dunkle Natur von einem fremden und erborgten Scheine geglänzt. Der Götzendienst, der mit dem Namen dieses Königs getrieben und die Verwerfung, die er hervorgerufen, beweisen die Kraft und Bedeutung der Individualität, die solche Widersprüche veranlaßt, denn das Uebermaß in Lob und Tadel kann sich nur an hervorragenden Erscheinungen geltend machen, die zu beiden einen reichen Stoff bieten. Die beiden großen Resultate seiner Regierung, auf die sich alle einzelnen Begebenheiten derselben zurückführen lassen, sind einmal das erhöhte Leben, das die Intelligenz des französischen Volkes unter ihm genommen, das durch ihn zwar nicht hervorgerufen, was nie ein Fürst vermocht, aber durch seine Gunst und Theilnahme beflügelt und befördert worden, und dann die Zerstörung aller Schranken, welche die Ueberreste des Mittelalters einer politischen Einheit des Staates noch entgegensetzten und die Hervorbringung eines großen geschlossenen, von Einem Willen, Einer Gesinnung belebten Gemeinwesens, das, sich über alle einzelnen Interessen und Widersprüche erhebend, jede besondere Existenz der Bewegung der Gesammtheit unterwarf. Aus dieser gewissermaßen erzwungenen, unfreiwilligen Uebereinstimmung der absoluten Monarchie, die von Ludwig XIV. vollendet worden, sollte sich später das Bedürfniß der politischen Freiheit erheben, die, ohne die monarchische Einheit, die ihr vorangegangen, in Frankreich nicht möglich gewesen sein würde. Durch jene intellektuelle Arbeit, an der Ludwig XIV. in dem ersten

und bessern Theile seiner Regierung so lebhaften Theil nahm, ward der Geist der Nation überhaupt zur Reife gebracht und allen ihren Richtungen eine tief gelegte Bahn angewiesen, auf der sie sich aus einzelnen Verirrungen immer wieder herausfinden kann. Durch die politische Einheit aber, die von ihm vollführt wurde, ward das äußere Dasein des Staates auf eine so feste Basis gestellt, daß selbst die größten Stürme, die ihn seitdem getroffen, dieses gewaltige Fundament nicht zu zerstören vermocht haben. Die Mängel jener beiden großen Resultate, und hierauf bezieht sich aller Tadel, den die Epoche Ludwig's XIV. und, bei dem großen Einflusse, den er auf sie ausgeübt, auch die Person dieses Königs getroffen hat, ist, in intellektueller Beziehung, die überwiegende Bedeutung, welche die Form und der Schein, in Leben, Sitte und Literatur, über den Inhalt und das Wesen gewonnen und die zu große Herrschaft, welche die Kunst, im weitesten Sinne des Wortes, oder das Gewollte, Absichtsvolle und Gemachte, über den ursprünglich freien Stoff und Fond des Daseins ausgeübt haben, in politischer Beziehung, die Uebertreibung und schrankenlose Ausdehnung jener erzwungenen monarchischen Einheit, welche, die Rechte des individuellen Lebens verkennend, demselben zu wenig Raum und Freiheit ließ und, unter dem Vorwande der Erhaltung und Erhebung des Ganzen, nicht nur mit den Kräften der Einzelnen oft willkürlich spielte, sondern sehr oft ihre Opfer vergeudete und sie selbst zuweilen einer unerträglichen Tyrannei unterwarf. Alles zu Allem gerechnet, ist die intellektuelle Arbeit des französischen Geistes in jener Epoche nicht nur größer als seine politische Thätigkeit gewesen, sondern hat auch viel tiefere und dauerndere Folgen in dem Charakter und Gemüthe der Nation selbst zurückgelassen.

Dreizehntes Kapitel.

Die größten Veränderungen, die Paris seit den Zeiten Philipp August's erfahren, sind die, welche unter der langen Selbstregierung Ludwig's XIV. eingetreten sind. Sowie diese Stadt unter jenem ersten Könige ihre mittelalterthümliche Form vollendete, die sie, aller einzelnen Veränderungen ungeachtet, Jahrhunderte lang im Ganzen behalten sollte, ebenso ward ihr moderner Charakter unter Ludwig XIV. entschieden, den sie bis jetzt, ihn erweiternd, verfeinernd und vervielfältigend, im Wesentlichen nicht verändert hat. Mit Ludwig XIV. fängt Paris an die Bedeutung einer eigentlichen Metropole, eine Vereinigung des intellektuellen und materiellen Reichthumes eines großen Landes, aber auch alle Schattenseiten eines solchen Verhältnisses anzunehmen, wovon vorher nur einzelne Fragmente vorhanden gewesen waren. Die Nation concentrirt sich in ihr vollkommen mit allen ihren Vorzügen und Schwächen. Paris, das früher immer noch, trotz alles einzelnen Fortschrittes, eine Feudalstadt mittelalterthümlicher Stände und Korporationen gewesen, wird von dieser Epoche an eine wahre Hauptstadt mit einem zahlreichen Hofadel, einem stehenden Gelehrten-, Literatoren- und Künstlerstande, großen Handelsleuten, einer Bürgerschaft, die sich von diesem Allen so viel als möglich aneignet und einem immer zahlreicher werdenden und immer verderblicher wirkenden Pöbel. Die Regierung dieses Königs, der alle Elemente der nationalen Größe in seine Nähe zog, begünstigte die schon seit so langer Zeit bestehende Richtung des ganzen öffentlichen Lebens nach Zusammenziehung in einen großen Mittelpunkt, denn obgleich Paris nicht die eigentliche Residenz Ludwig's XIV. war, so blieb es doch immer der Sitz der Regierung und selbst der des Hofes, von dem nur der Theil, der unmittelbar an den Dienst der Person des Souverains gebunden war und selbst nur so lange dies stattfand, Versailles bewohnte. Selbst die Prinzen von Geblüt hatten ihren gewöhnlichen Aufenthalt in Paris und erschienen nur von Zeit zu Zeit in Versailles, um dem Könige ihre Aufwartung zu machen, der selbst die meisten öffentlichen Regierungshandlungen in seiner Hauptstadt vornahm. Paris war demnach unter dieser Regierung in jeder Beziehung der Mittel-

punkt des Landes, da es mit der Person und dem Einflusse des Monarchen, auf den sich damals Alles bezog, immer in unmittelbarer Verbindung blieb. — Wir haben dem Zustande dieser Stadt im eigentlichen Mittelalter, zur Zeit Philipp August's, eine umständlichere Betrachtung zugewandt, weil sie, damals noch nicht der Mittelpunkt des ganzen Landes geworden, ein eigenthümliches Interesse verdiente. Da später die ganze Geschichte Frankreichs entweder in ihren Mauern spielt oder wenigstens unmittelbar auf sie zurückwirkt, so würden die meisten Betrachtungen über die moralische und politische Lage dieses Centrums eine Wiederholung der bereits behandelten der ganzen Nation sein, weshalb wir uns später auf eine Schilderung der charakteristischen lokalen Veränderungen von Paris beschränkt haben und beschränken.

Die alten Befestigungen auf der Nordseite von Paris waren allmälig so verfallen, daß sie unnütz geworden und man an ihre gänzliche Demolirung dachte. Schon in den ersten Jahren nach dem Tode Ludwig's XIII. ward damit angefangen und fast die ganze Regierung seines Nachfolgers hindurch fortgefahren. Der glänzendste und lebendigste Theil des heutigen Paris, die nördlichen Boulevards, wurden damals allerdings noch nicht ganz bebaut, am wenigsten aber in ihren gegenwärtigen Zustand gebracht, aber der Boden, so viel als möglich geebnet, die Linien zu den künftigen Konstruktionen gezeichnet und ein ansehnlicher Theil von ihnen schon wirklich ausgeführt. Im Jahre 1704 waren die nördlichen Boulevards von der Rue St. Martin bis zur Rue St. Honoré vollendet, als Ludwig XIV. auf den Trümmern der südlichen Boulevards die Errichtung einer ähnlichen Anlage befahl. Diese, die nie zur Schönheit und Bedeutung der erstern kommen sollten, wurden sehr langsam geebnet, bepflanzt und bebaut und erst viele Jahre nachher, in dem letzten Decennium der Regierung Ludwig's XV., vollendet. Außer diesen neuen Konstruktionen wurden eine große Menge schon vorhandener Straßen, in allen Theilen der Stadt, die hier zu nennen zu weitläuftig sein würde, geregelt und erweitert, denn die meisten derselben waren krumm und so enge, daß kein etwas ansehnlicher Wagen in sie eintreten konnte. Die meisten Quais waren ungepflastert, ohne eine ummauerte Grundlage, so daß sie dem Uebertreten des Flusses ausgesetzt blieben und ohne Wege für die Fußgänger. Ihre Gestalt veränderte sich unter dieser Regierung fast gänzlich. Ein Theil von ihnen, auf beiden Ufern der Seine, der in nichts als Sumpf und Moor bestand, ward gereinigt, gepflastert, und da ihre Nützlichkeit von den städtischen Autoritäten

noch mehr als von dem Hofe und der Regierung begriffen wurde, durch ihr eifriges Mitwirken rasch vollendet. Schon in den ersten Jahren der Selbstherrschaft Ludwig's XIV. wurden in der Seine, am Eingange der südlichen Stadt, zwei Häfen zur Ausladung der besonders mit Wein versehenen Schiffe angelegt und in ihrer Nähe die große Weinhalle (Halle au vin), die allmälig eine der Sehenswürdigkeiten der Stadt geworden, gebaut. Die Zunahme von Paris, die großentheils davon abgehangen, daß es die feste Residenz der Könige geworden und die mit der Erweiterung des Königreiches und der Vermehrung der souverainen Autorität fast gleichen Schritt gehalten, scheint der Regierung jedoch dann und wann Besorgnisse eingeflößt zu haben, denn seit Heinrich II. hatten mehre Könige verboten, über eine gewisse Grenze hinauszubauen und sie ließen die jenseits derselben errichteten Konstruktionen niederreißen oder in Beschlag nehmen. Die innern Unruhen, von denen Paris so oft das Theater gewesen, und sein sichtbarer Anspruch, sich an die Spitze des ganzen Landes zu stellen, mögen den Gedanken eingegeben haben, daß seine zu große Ausdehnung der königlichen Gewalt einmal gefährlich werden könne. Selbst Ludwig XIV. zwang noch im Anfange seiner Regierung die Eigenthümer, die über die unter seinem Vorgänger gesteckte Linie hinausgebaut hatten, die Erhaltung der angelegten Konstruktionen mit dem zehnten Theile des Werthes derselben zu erkaufen. Er wollte, was im Ganzen auch zweckmäßig war, lieber die innere Reinlichkeit und Verschönerung als die äußere Ausdehnung seiner Hauptstadt. Die Erweiterung der Straßen selbst aber, die Errichtung neuer Plätze, Paläste und Gärten zwangen die wachsende Bevölkerung, sich, der von jeher bestandenen Richtung gemäß, nach Norden zu auszudehnen, und alle Verordnungen der Regierung blieben in dieser Beziehung fruchtlos oder geriethen in Vergessenheit. Eine so große Stadt wie Paris kann in vieler Beziehung eher für ein Unglück als für den Vorzug eines Landes gelten. Aber gewisse Wirkungen sind von gewissen Ursachen unzertrennbar, und wenn die Könige von Frankreich den Schaum der ganzen Bevölkerung ihres Landes in ihre Hauptstadt leiten wollten, so mußten sie auch deren Bodensatz mitnehmen. — Die ersten Nachrichten, die man über die innere städtische Eintheilung von Paris besitzt, fangen mit Philipp August an. Es war damals in vier Quartiere eingetheilt, unter Karl VI., zweihundert Jahre nachher, zählte es deren sechszehn, im Jahre 1703 wurde es in einundzwanzig eingetheilt, eine Organisation, die bis zum Jahre 1791 geblieben ist. Man schließt mit großer Wahrscheinlichkeit nach den

vorhandenen Nachrichten, daß die Bevölkerung dieser Stadt im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts auf fünfhunderttausend Seelen gestiegen war.

Unter Ludwig XIII. war eine größere Menge religiöser Stiftungen als unter irgend einer andern der frühern Regierungen errichtet worden. Ludwig's XIV. Epoche zeichnete sich hierin, obgleich der Katholicismus unter ihm noch herrschsüchtiger und unduldsamer als früher auftrat, weniger aus, indem sich die Aufmerksamkeit dieses Königs auf vielfältige Fundationen anderer Art wandte. Die immer noch zahlreichen Mönchs- und Nonnenklöster, die unter ihm ins Leben traten, fast alle, selbst die Gebäude, verschwunden oder zu andern Zwecken umgewandelt, verdienen deshalb keiner besondern Erwähnung, und das monastische Princip übte überhaupt unter seiner Regierung eine geringere Bedeutung als früher aus. Der politische Charakter des Katholicismus, wie er sich besonders in dem Institut der Jesuiten ausspricht, trat unter ihm überhaupt viel mächtiger als der rein religiöse hervor. Paris verdankt seiner Regierung jedoch zwei geistliche Stiftungen, die sich bis auf diese Stunde nicht nur erhalten, sondern sogar sehr viel an Bedeutung gewonnen haben und deren Dasein durch die Revolution nur für kurze Zeit unterbrochen wurde. Es sind dies die Brüder der christlichen Schulen (frères des écoles chrétiennes), vom Volke gewöhnlich „Frères ignorantins" genannt, und das große theologische Seminarium von St. Sulpice. Die Frères ignorantins sind dazu bestimmt, für die moralische Bildung der ärmern Klassen dasselbe zu thun, was die „Soeurs de Charité" zur Linderung ihrer physischen Leiden vollbringen. Dieser Orden, französischen Ursprungs, und dessen Stifter, Franz de Salles, gegenwärtig vom Papste heilig gesprochen werden soll, zählt jetzt über zweihundert Schulen in Frankreich und war besonders früher, wo die Regierung für den Elementarunterricht des Volkes hier fast gar nichts that, von großer Wichtigkeit. Wie man auch über die höhere Erziehung der Jugend durch die Geistlichkeit urtheilen mag, zu deren erster Grundlegung wird dieselbe immer für besonders berufen gehalten werden müssen. — Das Seminarium von St. Sulpice wurde im Jahre 1641 von einem Priester Namens Ollier, dessen Bild man noch häufig, durch seine edeln Züge ausgezeichnet, in Paris sieht, gestiftet. Das große Gebäude, in welchem sich dasselbe jetzt befindet, ward unter dem Consulat errichtet. Mehre Hundert junger Leute werden in demselben zum geistlichen Stande vorbereitet und wenn ihre Bildung in rein wissenschaftlicher Beziehung für mangelhaft erklärt

werden muß, so wird ihnen dagegen eine große und lebendige Anhänglichkeit an ihren Glauben und dessen Uebungen eingeflößt, was in diesem Lande bei dem herrschenden Materialismus und der religiösen Indifferenz nöthiger als irgendwo anders ist. Von dieser großen geistlichen Pflanzschule aus wird dem französischen Klerus eine gewisse einmüthige Richtung in Bezug auf Glauben und Sitte gegeben, die in demselben Grade in keinem andern katholischen Lande stattfindet und ohne welche die Religion hier wahrscheinlich vollkommen zu Grunde gehen würde. Dicht neben diesem Seminarium befindet sich die Kirche von St. Sulpice, von der dasselbe seinen Namen bekommen und die eine der größten in Paris ist. Ihre Stiftung reicht bis in das dreizehnte Jahrhundert zurück, zu ihrer gegenwärtigen Gestalt wurde der Grundstein während der Minderjährigkeit Ludwig's XIV. von seiner Mutter, Anna von Oesterreich, gelegt. Der Plan derselben ward mehrmals verändert und sie erst, nachdem mehre Architekten ihre Talente an ihr versucht, von einem der ersten Baukünstler des achtzehnten Jahrhunderts, Servandoni, nach welchem eine benachbarte Straße benannt ist, im Jahre 1745 vollendet. St. Sulpice besitzt, ohne allen Vergleich, die schönste und bedeutendste Façade unter allen neuern Kirchen in Paris, St. Madelaine selbst, die eine Copie des Parthenon in Athen ist und sich durch keinen originellen Gedanken auszeichnet, nicht ausgenommen, aber die beiden Thürme stehen in keinem Verhältnisse zu dem übrigen Style dieses Gebäudes. Sie besitzt übrigens keine Denkmale irgend einer Art, einige Freskobilder, die den Tod des heiligen Mauritius und der thebanischen Legion unter dem Kaiser Maximianus darstellen, abgerechnet und mit denen die Erneuerung dieser Malerei in Paris angefangen hat. — Die Regierung Ludwig's XIV., reich an Stiftungen aller Art, sah drei große Anstalten der öffentlichen Wohlthätigkeit entstehen, zwei Hospitäler, la Salpetrière und Bicêtre genannt und ein Findelhaus (maison des enfants trouvés). Die Anzahl der Bettler und Armen hatte sich während der langen Kriege unter Richelieu und Mazarin so vermehrt, daß, nachdem Tausende von Bettlern entweder in ihre Heimath zurückgeschickt oder zu öffentlichen Arbeiten gezwungen worden, noch fünftausend in die Salpetrière aufgenommen werden mußten. Der Bicêtre war ein Armen- und Zuchthaus zugleich. Die ausgesetzten Kinder waren, bis sich der heilige Vincent de Paul ihrer anzunehmen anfing, großentheils umgekommen. Er veranlaßte eine Anzahl frommer und wohlhabender Frauen zur Unterstützung dieser Verlassenen zusammenzutreten. Da aber diese Privatwohl-

thätigkeit nicht ausreichend war, so errichtete die Regierung ein öffentliches Findelhaus. — Diese Anstalten haben in Bezug auf Local, innere Einrichtung u. s. w. im Laufe der Zeiten sich vielfach verändert, aber nie aufgehört, für die Ordnung und Sicherheit der Stadt thätig zu sein. — Berühmter, wenn auch nicht unmittelbar nützlicher als diese, ward eine große Stiftung Ludwig's XIV. am westlichen Ende der Stadt, das Hospital für bejahrte, verwundete und verstümmelte Krieger, L'Hôtel des Invalides genannt, die erste Stiftung dieser Art und die bis jetzt noch in keinem Lande erreicht, geschweige übertroffen worden ist. Im Mittelalter hatten die Krieger, sie mochten Bürger oder Leibeigene sein, immer einer Gemeinde oder einem Herrn angehört, zu denen sie nach einem beendigten Feldzuge zurückkehrten und von denen sie, wenn sie krank oder verstümmelt worden, im Falle sie nichts besaßen, unterhalten werden mußten. Nur die fremden Söldner hatten eines solchen Asyls entbehrt, dieses aber auch selten bedurft, da sie sich entweder zu bereichern wußten oder in den immerwährenden Kämpfen, zu denen sie der hohe Sold anlockte, umkamen. Als seit Karl VII. in Frankreich ein stehendes Heer eingerichtet wurde, traten die meisten Soldaten in das Verhältniß früherer Söldner. Sie schieden von ihrer Heimath gewöhnlich für immer aus, ihr Stand und die besondern Sitten, die sie mit demselben annahmen, trennten sie von der übrigen Bevölkerung. Die einzige Aussicht, die sich ihnen bot, wenn sie zum Dienst unfähig geworden, denn die Regierung that nichts für sie, war in den festen Schlössern des Adels die Thore und Mauern zu bewachen, eine Gelegenheit, die mit der Zeit immer seltener wurde, da die Burgen immer mehr verfielen. Heinrich IV. und Ludwig XIII. thaten etwas zum Unterhalte ihrer altgewordenen oder entlassenen Krieger, aber nur wenig. Die, welche von diesen noch stark genug waren, ergriffen häufig das Räuberleben, andere zogen als Bettler einher, deren Zahl in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts in ganz Frankreich und besonders in der Hauptstadt zu einer unglaublichen Höhe gestiegen war. Ludwig XIV. beschloß in dem Theile seiner Regierung, in welchem ihn ein überaus lebhafter Sinn für alles Nützliche und Rühmliche belebte, dieser Noth für die Einen und dieser Gefahr für die Andern ein Ende zu machen. Im Jahre 1670 ward der Bau des Hotels der Invaliden begonnen und mit solchem Eifer betrieben, daß schon vier Jahre nachher das Gebäude von denen, für die es bestimmt war, bezogen werden konnte. Im Jahre 1675 ward der Bau der Kirche begonnen, die aber erst dreißig Jahre nachher vollendet wurde. Die

große Ausdehnung dieses Gebäudes, das gegen siebentausend Personen enthalten kann, die nicht schöne, aber großartige Façade, vor Allem die herrliche reich vergoldete Kuppel, der weite, freie, mit Bäumen bepflanzte Platz (Esplanade), der vor dieser Stiftung liegt, machen sie zu einer der ersten Merkwürdigkeiten von Paris. Die Kirche der Invaliden bildet ein Oblongum, an das sich ein zweiter Tempel, Le Dôme genannt, anschließt, der mit farbigen Steinen, Vergoldungen und Malereien verziert ist, in welchem sich das Grabmal des Marschalls Vauban befindet, wo die Asche Napoleon's beigesetzt ist und wo ihm ein Denkmal errichtet werden wird. Dieser Dom hat eine besondere Façade, die mit ihren eleganten Formen einen sonderbaren Contrast zu dem traurigen Stadttheile liefert, der ihr gegenüber liegt. — Mazarin befahl in seinem Testament, eine große Schule (Collége Mazarin) für junge Leute aus dem Kirchenstaate, Elsaß, Flandern nud Roussillon (daher auch Collége des Quatre Nations genannt) zu errichten, die hier, sechszig an der Zahl, in allen den höhern Klassen nöthigen Wissenschaften und Künsten unentgeltlich erzogen werden sollten. Er setzte hierzu ein sehr großes Legat aus. Seine Testamentsvollstrecker wählten einen Platz am heutigen Quai Conty, kauften, was von dem alten Hôtel de Nesle übrig war und einige daneben liegende Gebäude und ließen ein Gebäude errichten, das heute unter dem Namen „Palais de l'Institut" bekannt und dessen Façade dieselbe geblieben ist. Im Jahre 1806 ward dieses College Mazarin dem aus den vier vornehmsten Akademien der alten Monarchie gebildeten Institut von Frankreich zum Versammlungsort angewiesen, eine Bestimmung, die bis jetzt dieselbe geblieben ist. — Ludwig XIV., der, wie die meisten Fürsten von Geist und Ruhmliebe, sein Andenken gern in großen Bauwerken verewigen wollte, ließ am Louvre, den Tuilerien fortbauen, die er ihrer gegenwärtigen Gestalt nahe brachte, den Garten der letztern anlegen, die Champs Elysées bepflanzen, errichtete das Observatorium, vermehrte die königliche Bibliothek, legte die große Tapeten- und Spiegelfabrik an u. s. w., wobei ihn die großen Geldmittel, über die er nur zu unumschränkt gebot, eine Menge talentvoller Künstler und sein geschickter Minister Colbert unterstützten. Schon bei seinen Lebzeiten wurden ihm Bildsäulen, die eine auf dem von ihm gebauten Platze Vendome, wo jetzt die Siegessäule mit der Statue Napoleon's ist, die andere auf der Place des Victoires, auf Kosten eines Herzogs de la Feuillade errichtet. Ebenso widmeten ihm die städtischen Behörden mehre Triumphbögen, von denen zwei, die von St. Denis und St. Martin, am Eingange der Fau-

bourgs dieses Namens, noch jetzt vorhanden sind. Dieser König, der für seine Hauptstadt so viel gethan, würde in dieser Beziehung vielleicht noch mehr geleistet haben, wenn nicht die Anlage mehrer andern Unternehmungen, namentlich die kolossale Gründung von Versailles, seine Aufmerksamkeit und seine Kräfte getheilt hätte. — Wodurch Ludwig XIV. vielleicht am meisten auf die Sitten der pariser Bevölkerung und durch diese auf die moralische Stimmung von ganz Frankreich gewirkt, war seine Begünstigung der Literatur und in dieser wiederum die Vorliebe, mit der er das Theater unterstützte. Durch das französische Drama, das unter ihm zur Vollendung kam und ein allgemeines nationales und selbst politisches Interesse erregte, ward der Geschmack der Nation, d. h. das Innerste der Intelligenz, die besondere Art, zu empfinden, angezogen und abgestoßen zu werden, eine zu einer andern Natur werdende Richtung des Urtheiles in Bezug auf sittliche und individuelle Zustände, ausgebildet. Er selbst war damit einverstanden, als man in seiner Gegenwart Moliere für den größten Mann erklärte, den Frankreich unter seiner Regierung hervorgebracht habe, eine für einen Souverain sonst unerhörte Anerkennung einer rein idealen Größe. Durch den besondern Charakter des französischen Theaters und dessen unermeßlichen Einfluß in jener Zeit kam in die Gesinnungen, Sitten und Manieren der gebildeten Klassen der Nation selbst ein überwiegender Hang zu der dramatischen Form überhaupt, zu allem Theatralischen und Conventionellen, für Spiel und Schein, wozu die Anlage längst vorhanden sein mochte, auf diese Art aber gewissermaßen anerkannt, allgemein und nothwendig wurde. Unter dieser Regierung hat sich die französische Natur überhaupt in Allem, was aus dem Innern kommt und religiöse, politische und selbst sociale Zustände überlebt, wie man glauben muß, für immer fixirt.

Achtes Buch.

Erstes Kapitel.

Ludwig XIV. hatte während seiner langen Regierung das Princip der absoluten Monarchie, das schon in dem Feudalstaate, wenn auch verhüllt und beschränkt, doch in seinem Keime vorhanden gewesen und von Richelieu und Mazarin folgerecht, obwohl unter stetem Widerstande in Anwendung gebracht worden, in allen seinen Theilen verwirklicht. Das gesammte intellektuelle und politische Dasein der Nation war unter ihm von der Person und dem Willen des Souverains nicht nur abhängig gemacht, sondern in fast allen Theilen auf ihn bezogen, als, so zu sagen, nur um seinetwillen bestehend gedacht worden. Hätte dieser König die Zügel des Despotismus etwas weniger kurz gehalten, seine Gewalt weniger gemißbraucht, wäre ihm eine Reihe gleich kräftiger und entschiedener Charaktere, von den Umständen ebenso wie er begünstigt, auf dem Throne gefolgt, oder hätten schwächere Nachfolger Minister wie Sully, Richelieu und Mazarin gefunden, so würde dieser Zustand in seiner scheinbaren Stärke und Sicherheit sich vielleicht sehr lange erhalten und in der Nation allmälig den Wunsch, das Bedürfniß und selbst die Möglichkeit eines freiern Zustandes, einer größern Selbstständigkeit zerstört haben. Aber dieses System, obgleich an und für sich schon eine Ungerechtigkeit und nur unter gewissen Umständen, in Uebergangsepochen, unter einem werdenden Volke, für das der politische Absolutismus ein Mittel wird, seine ungeübten und deshalb sich leicht zersplitternden Kräfte auf ein festes Ziel zu richten, oder in einer sinkenden Nationalität, die durch diese künstliche Concentration ihren Verfall aufhalten will, an seiner Stelle, legte unter

Ludwig XIV. durch die Uebertreibungen, in die es verfiel, den Grund zu einem Untergange, der einige Generationen hindurch aufgehalten werden konnte, es in der That auch wirklich wurde, aber zuletzt doch als unvermeidlich eintreten mußte. Das Princip der unumschränkten Monarchie war aber unter Ludwig XIV. nicht nur übertrieben worden, sondern schien selbst in seiner Anwendung während der letzten Hälfte seiner Regierung schon ausgeartet zu sein. Diese politische Form setzt in denen, die mit ihrer Leitung beauftragt sind, nicht nur eine bedeutende Einsicht, sondern vor Allem eine große Mäßigung des Willens voraus. Für den Mangel an Freiheit, Würde und andern moralischen Gütern, die sie dem Volke entzieht, muß sie dasselbe durch Ruhe und eine allgemein fühlbare materielle Wohlfahrt zu entschädigen suchen. Unter Ludwig XIV. war aber das Gegentheil von dieser Grundlage der Erhaltung der unumschränkten Monarchie in solchem Maße erschienen, daß Frankreich von ihm an den Rand des Abgrundes geführt wurde und die Nation an ihren Grenzen dem Schwert ihrer zahlreichen Feinde, im Innern der Last von sich mit jedem Jahre steigernden Abgaben, bei immer mehr versiegender Quelle der Produktion, zu erliegen drohte. Der Ackerbau, der Handel, der Kunstfleiß waren nicht nur gelähmt, der Stand der Besitzer in allen seinen Abstufungen verarmt, sondern ungeachtet der hohen Steuern und der Entbehrungen, die dem Volke aufgelegt worden, der Staat dennoch mit einer öffentlichen Schuld beladen, die man nicht mit vollkommener Gewißheit, aber mit großer Wahrscheinlichkeit auf dreitausend Millionen Francs anschlägt. Außerdem waren vielleicht weniger der Geist als die Formen des politischen Absolutismus mit dem Charakter, den Sitten und Neigungen der Nation im Widerspruche. Der französische Charakter ist, wie schon Montesquieu bemerkt und was noch heute vollkommen wahr ist, für keine extreme Freiheit, aber auch für keine extreme Abhängigkeit geeignet. Deshalb ist es dem Despotismus, von einer geschickten und kräftigen Hand geführt, mehr als einmal möglich gewesen, sein Joch diesem Volke aufzulegen, er hat es aber nicht vermocht, dasselbe dauernd zu machen, und ebenso ist der dann und wann übertretende Strom der Freiheit meist sehr bald in sein Bette zurückgekehrt. Der Franzose, thätig, unruhig, viel mit sich und seiner Person beschäftigt, sich ungern lange in denselben Zuständen gefallend, ist weder für die Formen der Demokratie, noch die des Despotismus gemacht, denn erstere, an und für sich beweglicher Natur, können unter einem so wandelbaren Volke zu keiner festen Haltung und Begründung kommen und letztere beschränken seinen

Hang zu eigener Thätigkeit und selbstständiger Entwickelung, verwunden ihn, setzen ihn mit sich selbst in Widerspruch. Die Parteiungen unter den Großen, die Controle, welche das Parlament über die Regierung in Anspruch nahm, die immer bestehende Meinung von der Gewalt der Reichsstände u. s. w. gaben der Nation, die sich in der That ohne politische Freiheit befand, den Schein derselben und täuschten sie über ihren wahren Zustand. Fast jede Regierung war lange Zeit hindurch von innern Kriegen und Unruhen begleitet gewesen, in denen sich das Volk nach seinem Gefallen zu entscheiden und sich in einer allerdings mehr von den Umständen als der Verfassung eingeführten Freiheit, die aber dennoch alle Wirkungen einer solchen hatte, zu bewegen schien. Das Princip des unumschränkten Königthums, obgleich seit Ludwig XI. in beständigem Zunehmen begriffen, blieb bis auf Ludwig XIV. in gewisser Art verborgen, enthüllte sich nicht vollständig und verletzte das Selbstgefühl der Nation nicht. Hierzu kamen die langen religiösen Kämpfe, in denen Jeder sein eigener Richter und Führer zu sein das Ansehn gehabt und während welcher die königliche Autorität nicht nur ihren Ansprüchen auf Unumschränktheit zu entsagen gezwungen, sondern mehrmals in ihrer Existenz selbst bedroht wurde. Noch in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts hatte der letzte innere Krieg, der nichts als eine Beschränkung des absoluten Königthums bezweckte, stattgefunden. Es kann aus diesem Allen ohne Zwang der Schluß gezogen werden, daß die französische Nation, obgleich nach ihren innern Kämpfen immer wieder unter das Joch fallend, an den Schein und die Formen des Absolutismus bis auf Ludwig XIV. nicht gewöhnt war, daß das Princip, das in ihrer Verfassung verborgen lag, allerdings den Despotismus begünstigte, der sich aber, durch den Charakter und die Sitten der Nation beschränkt, nicht in seiner ganzen Stärke geltend zu machen vermochte. Dies geschah erst unter Ludwig XIV. Seine Autokratie selbst war mehr um ihres Beiwerkes als ihres Wesens willen, wegen der Reformen in allen Theilen der Verwaltung, der Begünstigung des intellektuellen Fortschrittes, des sich regenden höhern Lebens überhaupt, während der bessern Hälfte seiner Regierung, angenommen und später von einem erschöpften Volke, mehr aus Nothwendigkeit und Gewohnheit, als aus innerer Zustimmung und Ueberzeugung ertragen worden. Aber selbst unter ihm war das Princip der Autokratie auf keine unwandelbare Grundlage gestellt worden. Dieselbe hatte mehr von der Persönlichkeit dieses Königs und den ihn begünstigenden

Umständen abgehangen, als daß sie von der Nation als ein allgemein gültiger und beharrlicher Zustand angesehen worden wäre.

Die unumschränkte Monarchie, die, mit Ausnahme Englands und einiger kleinen Staaten, im achtzehnten Jahrhundert die herrschende Regierungsform in ganz Europa war, unterschied sich jedoch nach den Umständen, unter denen sie sich entwickelt, den Zuständen, die sie in sich aufgenommen, dem Grade der Gesittung der ihr zugehörenden Völker, so bedeutend, daß ihre Zukunft sich nothwendig in den einzelnen Staaten sehr verschieden gestalten mußte. Sie stand in Spanien und Italien in engem Bunde mit der Theokratie, die sie, der Form nach, immer noch als ihre ältere Schwester betrachtete, sie war militairisch und administrativ in Oesterreich, Preußen, Dänemark u. s. w., und in Frankreich hatte sich in ihr, außer dem theokratischen und administrativen Elemente, nicht sowohl der Geist als die Form der an das Feudalwesen erinnernden Verhältnisse und dies mehr in den obern als den niedern Regionen der bürgerlichen Gesellschaft erhalten. Obgleich Ludwig XIV., und dies zwar ohne irgend einen Widerstand zu finden, unumschränkter als die meisten Fürsten seiner Zeit gewaltet, so war diese Willkür doch mehr aus seiner Persönlichkeit als der Verfassung des Staates hervorgegangen. Es bestand überall, in Bezug auf ihn, dieselbe Abhängigkeit und die Art Gleichheit, die aus einer Unterwerfung Aller gegen Einen hervorgeht, in den höhern Klassen aber war eine im Ganzen aus dem Mittelalter überkommene Rang- und Stufenordnung mit einem guten Theile der in diesen Verhältnissen herrschend gewesenen Gesinnungen übrig geblieben. Es gab einen königlichen Stamm mit mehren Nebenzweigen, an Rechten und Ehren verschieden, geistliche und weltliche Pairs, einen Stand großer Herren, eine zahllose Menge geringern Adels, unter sich ebenfalls sehr ungleich, eine erbliche Magistratur und eine sehr zahlreiche Geistlichkeit, die sich, wie im Mittelalter in allen Klassen, von der ersten bis zur letzten rekrutirte. Es ist wahr, daß alle diese Klassen, die zu einander in einer nicht blos gleichgültigen, sondern oft feindseligen Stellung standen und, ohne Verband untereinander, keineswegs eine wahre Aristokratie bildeten, der königlichen Autorität schon früh erlegen und im Vergleiche zu Ludwig's XIV. Allmacht für nichts zu achten waren, indessen hatten sie, diesen persönlichen und nothwendig vorübergehenden Druck abgerechnet, in sich selbst viel der Gesinnung und eigenthümlichen Stimmung früherer Zeiten bewahrt. — Ihre Rechte waren nie auf eine allgemein gültige Weise wirklich abgeschafft und vernichtet worden, sie hatten deren Ausübung, von der

Uebermacht, mit der die Monarchie seit Richelieu aufgetreten, eingeschüchtert, eher zurückgehalten als aufgegeben oder gar vergessen. Es war dem französischen Volke z. B. nie wie dem dänischen eingefallen, seinen Fürsten zu seinem unumschränkten Herrn zu erklären und an sich selbst zu verzweifeln, und sein Dasein hatte sich zu tief und selbstständig aus dem Boden der Geschichte entwickelt, als daß an die Stelle eines lebendigen und historischen Organismus ein äußerer und materieller Mechanismus, wie eine regelmäßige Administration und ein zahlreicher Militairetat, getreten wäre. Es bestanden demnach im Augenblicke des Todes Ludwig's XIV. alle Elemente einer ständischen und repräsentativen Verfassung, sie durften nur in Bewegung gesetzt werden, um zu agiren, und es wäre, den politischen Zustand Frankreichs allein in Betracht gezogen, nicht unmöglich gewesen, diesen vorhandenen, nur außer Thätigkeit gesetzten Institutionen eine angemessene Richtung zu verleihen, sie den vorhandenen Bedürfnissen gemäß zu modificiren und dadurch spätern totalen und radikalen Umwälzungen vorzubeugen. Daß ein solcher Gedanke sich nicht wenigstens eines Theiles der Nation in einem so entscheidenden Momente, wie der Tod des letzten Königs nach einer vierundfunfzigjährigen Autokratie und bei der Minderjährigkeit seines Nachfolgers bemächtigte, lag nicht in der Abwesenheit von Institutionen oder in der Unmöglichkeit, dieselben wieder erneuern zu können, sondern in der Veränderung, die in dem Geiste und den Sitten des französischen Volkes unter der langen Herrschaft Ludwig's XIV. vorgegangen war.

Der wesentlichste Vorzug der politischen Freiheit oder des gesellschaftlichen Zustandes, in welchem einem Volke eine anerkannte und unmittelbare Theilnahme an der Leitung seiner öffentlichen Angelegenheiten zugestanden wird, besteht vor Allem in der Veredelung der Persönlichkeit, des Charakters und einer davon unzertrennlichen höhern Sittlichkeit, die, wie die Geschichte lehrt, überall da hervortritt, wo die Rechte der Menschen vollkommen sicher gestellt sind und dieselben in ihrer Entwickelung von keinem ihrer Natur und Bestimmung feindlichen Joche gebeugt werden. Wo eine solche Verfassung diese Früchte nicht hervorbringt, kann mit Sicherheit geschlossen werden, daß sie nur dem Schein und der Form nach vorhanden ist, daß sie entweder, aus unvollkommenen und rohen Zuständen, die lange vor ihr bestanden haben, hervorgegangen, noch nicht Zeit gehabt hat, das Leben einer Nation zu durchdringen, oder daß in dieser ein Keim des Verfalles und Unterganges überhaupt sich zu regen anfängt, gegen den es kein Heilmittel giebt. In den

gewöhnlichen normalmäßigen Zuständen der menschlichen Gesellschaft wird ein Volk, unter übrigens gleichen geistigen und natürlichen Bedingungen, im Genusse einer freien Verfassung, immer über einem solchen stehen, das sich zu dem Bedürfnisse und Besitze derselben noch nicht erhoben hat. Ein solcher politisch freier Zustand gewährt allerdings nicht alle Güter des Lebens, schließt nicht alle denkbaren Vorzüge ein, er begünstigt aber die Entwickelung der wesentlichsten Anlage der menschlichen Natur: ein lebendiges Rechts- und Selbstgefühl, die beide von einander unzertrennlich sind, und die Kraft und Neigung, sich aus eigener Wahl und mit Bewußtsein für die Gesammtheit aufopfern zu können. Durch sie allein wird das Dasein des Einzelnen und das des Staates in ein gewisses Gleichgewicht gebracht und Unabhängigkeit und Unterordnung, Recht und Pflicht auf eine die Harmonie der sittlichen Natur des Menschen nicht störende Weise vereinigt. In einer nicht auf die Principien der Freiheit, sondern der Willkür gegründeten bürgerlichen Ordnung kann sich in einem Volke allerdings eine große intellektuelle Cultur entwickeln und es können sich einzelne Privattugenden in den engern Kreisen des Lebens ausbilden, man wird aber bei näherer Nachforschung immer finden, daß der Keim zu diesen günstigen Erscheinungen in einer Epoche gepflanzt worden, wo das Bedürfniß und die Gewohnheit der Freiheit dem Geiste noch nicht fremd geworden waren. So brach z. B. die große Epoche der römischen Literatur unter Augustus hervor, verdankte ihre Entstehung aber nicht seiner beginnenden Tyrannei, sondern der letzten Nachwirkung der Republik; so fiel die geistige Blüte Italiens in einen Moment, wo die Nation des ihr aufgelegten Joches sich noch zu erwehren willens war, und ebenso entstand die mächtige intellektuelle Bewegung unter Ludwig XIV. nicht aus dem Despotismus dieses Fürsten, sondern aus den Kämpfen gegen diese Willkür unter Richelieu und Mazarin, in denen der Geist und Charakter der Nation einen höhern, wenn auch vorübergehenden Schwung genommen hatten. In Bezug auf die Erscheinung rein moralischer Vorzüge und Tugenden bei Abwesenheit politischer Freiheit würde es ebenfalls leicht sein, deren Begründung in Zuständen nachzuweisen, in denen die Idee der Freiheit im öffentlichen Leben noch nicht ganz erstorben war. Die z. B. an dem deutschen Volke gerühmten sittlichen Eigenschaften, durch die dasselbe so hoch steht, sind nicht unter dem Joche des nach dem dreißigjährigen Kriege ihm auferlegten Militair- und Administrationsdespotismus entstanden, sondern gehören ganz andern und viel frühern Zeiten an und sind, bei dem Mangel einer freien

übereinstimmenden nationalen Existenz, nur in Trümmern und mit manchen verunstaltenden Beimischungen versetzt übrig geblieben. Außerdem ist diese herrliche sittliche Anlage des deutschen Wesens durch den Mangel an politischer Freiheit lange in einer bewegungslosen Ruhe versenkt gewesen, in der sie sich zwar erhalten hat, in der sie aber mehr als eine thatenlose Stimmung der Seele, denn als ein lebendiges Gefühl des Charakters erschienen ist.

In Frankreich, wo bei der im Vergleiche zu andern Völkern so früh sich bildenden Einheit des Staates und des Lebens überhaupt die Entwickelung jedes Princips mit allen seinen Folgen sich klarer und vollständiger als in andern Ländern nachweisen läßt, ist der verderbliche Einfluß, den die Autokratie Ludwig's XIV. auf den sittlichen Zustand der Nation ausgeübt, so allgemein anerkannt, daß selbst die Gegner der politischen Freiheit nicht läugnen können, daß zu der tiefen Gährung und innern Auflösung, die am Ende des achtzehnten Jahrhunderts erschienen, der Grund unter seiner Herrschaft gelegt worden, nur wollen sie nicht die nahe Verbindung, die zwischen dem politischen Despotismus dieses Fürsten und dem moralischen Sinken der Nation stattgefunden, anerkennen, und letzteres aus einzelnen zufälligen, oft ganz unwesentlichen Erscheinungen, gewissermaßen rein aus sich selbst, als ob zwischen dem Staate und dem Individuum, seiner Verfassung und der sittlichen Existenz der Einzelnen nicht die innigste Berührung stattfände, erklären.

Nach seinem Tode brach die Selbst- und Habsucht, durch das von ihm befolgte politische System, wo jeder auf sich selbst gewiesen, alles unmittelbare Interesse an der Größe und dem Glücke des in der Person des Souverains verschwindenden Gemeinwesens verloren hatte, begünstigt, in ihrer ganzen Stärke hervor. Nach dem Beispiele Ludwig's XIV., der gesagt „l'état c'est moi!" sah jeder, groß und klein, der mit einer Parcelle der Regierung, Verwaltung u. s. w. beauftragt war, und allerdings mit demselben Rechte, die bürgerliche Gesellschaft, ihre Gesetze und Einrichtungen, als einen Gegenstand seiner persönlichen Befriedigung und als Mittel zur Erreichung seiner besondern Zwecke an. Da es dem Throne gegenüber keine Rechte, keine Sicherheit gab, da der höchste Stand der Nation am Hofe unter einer Art persönlicher Aufsicht des Autokraten lebte, so hatte sich eine Gewohnheit der Abhängigkeit, der Schmeichelei, des Truges gebildet, wo, dem Anschein nach, sich Alles um den obersten Gebieter drehte, im Grunde jeder aber nur für sich selbst lebte, und so wie der König den Staat als ein Instrument für seine individuellen Wünsche und Leidenschaften ansah, in

dem Könige selbst wieder nur den Spender von Gunst und Geld erblickte. Bei dem religiösen Verfolgungsgeiste Ludwig's XIV. war das innere moralische Leben um ihn her allmälig in eine dumpfe Trägheit versunken, oder wo ein solches sich dennoch regte, mußte es aus Furcht seine Bewegungen verheimlichen. Die religiöse Ueberzeugung richtete sich, wie das politische Thun, nach dem Winke des allmächtigen Gebieters und eine weit verbreitete Heuchelei entstand mit Allem, was zu ihrem Gefolge gehört. Da Ludwig sich einen großen Theil seines Lebens hindurch die offenbarste Verletzung der christlichen Moral ohne Bedenken erlaubte, so war sein Hof der Sitz aller geheimen Unordnungen geworden, die in seinen spätern Jahren, als seine eigenen Leidenschaften erkaltet waren, vorsichtiger und zurückhaltender walteten, aber nie aufhörten. So wie überhaupt die Rechte der ganzen Nation, so waren von diesem Könige insbesondere die der Großen gebrochen worden, und er hatte dieses von seinen Vorgängern begonnene Werk der Erniedrigung der obersten Klassen bis an ihr letztes Ziel verfolgt. Geburt, Reichthum, Talent fanden unter ihm nur insoweit eine Stellung im Staate, als sie von ihm anerkannt wurden. Jede Art von selbstständiger Auszeichnung galt in seinen Augen für einen gefährlichen Anspruch, für den Anfang einer Empörung. Da er bei dieser Gleichheit und Abhängigkeit, in die er Alles von sich gesetzt, gleichwohl unter seinen Unterthanen alle alten Trennungen und Unterschiede hatte bestehen lassen, so bildete sich in den höhern Klassen zu seiner Zeit in Ermangelung eines wahren Stolzes, der ohne Freiheit nicht möglich ist, ein kleinlicher Hang zu nichtssagenden Auszeichnungen, ein Spiel des Scheines und der Eitelkeit aus, welche die wahre Gestalt und Bedeutung der Dinge verkehrten und die Charaktere, die in dieser Sphäre lebten, auf das Aeußerste schwächten. Kein großer Staats- und Kriegsmann, an denen Frankreich im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert so reich gewesen, that sich in der Epoche nach Ludwig XIV. auf und das politische und militairische Talent der Nation schien in jeder Generation bis zur Revolution immer tiefer zu sinken. Die Existenz des Königs, seines Hauses, des Hofes, der höhern Klassen überhaupt, war ein großes Theater geworden, auf dem sich Alles nach gewissen, von der Willkür erfundenen Regeln, die mit der Natur der Dinge in keinem Zusammenhange standen, bewegte und auf dem sich eine der Realität fast immer fremde, ihr oft ganz widersprechende Welt der Einbildung und der Täuschung ausgebildet hatte. So lange der Erfinder dieses großen Maskenzuges dessen Spiel selbst leitete, schien ihm ein wirkliches Leben ein-

zuwohnen, war ihm in der Meinung eine große Bedeutung geblieben, als er abgetreten, fing dieser Zauber zu verschwinden und einer allgemeinen Gleichgültigkeit und Ungewißheit über Alles, was nicht das persönliche Interesse des Einzelnen betraf, Raum zu geben an. So lange Ludwig XIV. gelebt, hatten seine wirklich bedeutenden Eigenschaften, die Erinnerung an die bessere Zeit seiner Regierung, die Gewohnheit des Gehorsams, der Drang des letzten langen Krieges, der nur mit Aufbietung aller Kräfte geführt werden konnte, dazu hingereicht, um das überall wuchernde Verderben, die überall gährende Auflösung zu verbergen; als er verschwunden, trat eine Epoche des Taumels, der moralischen und politischen Zerrüttung ein, aus der die Nation, einiger unfruchtbaren Anstrengungen, zu einem bessern Bewußtsein zu kommen, ungeachtet, erst bei dem Untergange der alten Monarchie sich erhob, um aber alsbald wieder in eine wenigstens für kurze Zeit bis zum Wahnsinne gesteigerte Aufregung zu verfallen. Ludwig XIV. hatte durch die schrankenlose Autorität, die er so lange ausgeübt, nicht nur sein Volk erniedrigt, seinen Staat geschwächt, sondern er hatte, was, wäre ihm die Zukunft einen Augenblick lang eröffnet worden, ihn am Tiefsten verwundet haben würde, das Verderben seines eigenen Hauses vorbereitet. — Er hatte mehr als andere große Autokraten vergessen, daß dieses System nur dann anwendbar ist, wenn der intellektuelle Fortschritt eines Volkes ebenso sehr als seine politische Thätigkeit beschränkt werden kann. Dieser König hatte, während er den Willen seines Volkes fesselte und dessen Charakter erniedrigte, seinen Geist und seine Einsichten zur Reife kommen lassen, ein Widerspruch, der in so großartigen Verhältnissen, wie sie in Frankreich stattfanden, zum Vorschein kommend, nicht ohne Gährung und Erschütterung aufgehoben werden konnte. Zugleich war ihm das einzige Mittel, eine unumschränkte Monarchie vom Geiste der Tyrannei rein zu erhalten und ihr Dauer zu verschaffen, verborgen. Sie ist, obgleich nicht überall und nicht für immer, doch überhaupt nur da möglich, wo die Regierung zwar alle politische Gewalt ausschließend an sich nimmt und die Nation in dieser Beziehung im Stande der Kindheit und Ohnmacht hält, aber, von einem sittlichen Geiste durchdrungen, sich vor jeder Uebertreibung in der Ausübung ihrer Rechte hütet und ihre Aufmerksamkeit darauf richtet, dem Volke sein Joch so wenig fühlbar als möglich zu machen. Sie wird dann ohne Zweifel immer einmal, wenn das Bewußtsein der Nation zur Reife gekommen, ihre unbedingte und unbeschränkte Leitung aufgeben und mit ihr theilen und rechnen müssen, aber nie auf gewaltsame Weise zu

Grunde gehen, sondern sich friedlich und unvermerkt mit dem Volke selbst verwandeln. — Ludwig XIV. übertrieb dagegen das Princip der absoluten Monarchie in seiner Ausübung dergestalt, daß es nicht nur den Charakter eines systematischen Despotismus, sondern häufig sogar den der Tyrannei annahm und die verletzten Rechte der menschlichen Natur sich zu einer, wenn auch späten und durch die Wahl des Gegenstandes verfehlten und ungerechten Rache für berechtigt hielten.

Die Wirkungen der Regierung Ludwig's XIV. lassen sich vorzüglich an einem Charakter erkennen, der sich in ihrer letzten Hälfte gebildet hatte, nicht als ob sie nicht an vielen andern, am Zustande der ganzen Nation überhaupt nachgewiesen werden könnten, aber die Individualität, die wir hier meinen, stand der Person und dem Throne des Königs nahe, war unter dessen Augen erzogen worden und giebt von dieser ganzen Zeit allerdings, wie immer, wenn eine solche nach einer einzigen hervorragenden Gestalt beurtheilt wird, ein potenzirtes, aber gleichwohl in dem, was in ihrer besondern Erscheinung mit dem jener Epoche Uebereinstimmendes hervortritt, wahres Bild. Es war dies der Neffe des letzten Königs, der Herzog Philipp von Orleans, durch das Testament Ludwig's XIV. zum Regenten von Frankreich während der Minderjährigkeit seines Nachfolgers ernannt. Sein Vater, der zweite Sohn Ludwig's XIII., war ein schwacher und äußerst beschränkter Fürst gewesen, der sich durch ein in allen sinnlichen Befriedigungen schwelgendes Dasein für die strenge Abhängigkeit entschädigt hatte, in der er von seinem Bruder gehalten worden. Dieser erste Herzog von Orleans giebt ein schlechtes aber treues Bild von derjenigen Klasse der französischen Großen des siebzehnten Jahrhunderts, die an dem erhöhten Leben der Intelligenz, das in jener Zeit hervorbrach, nicht den entferntesten Antheil nahmen, sondern, sich mit den materiellen Vortheilen ihrer Stellung begnügend, ihr äußeres Dasein streng in die von den Gebräuchen der Monarchie und dem Hofwesen vorgeschriebenen Formen einschlossen und weder in Gedanken noch Thaten über diese hinausgingen. Sein Sohn, der unter dem Namen des Regenten eine so traurige Berühmtheit in der französischen Geschichte erlangt, beginnt eine ganz neue Epoche und scheint in seinen Ueberzeugungen, seinen Sitten, seiner ganzen Persönlichkeit eher dem Ende als dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts anzugehören und der unmittelbare Vorgänger des Orleans zu sein, der, nachdem er den Dämon der Revolution zu entfesseln geholfen, von ihm selbst verschlungen wurde. Der Regent, Philipp von Orleans, ist, gewisse Modifika-

tionen der Zeit und ihres Einflusses abgerechnet, ungefähr derselbe Charakter wie Philipp d'Orleans Egalité. In Ludwig XIV. ist, so getrennt er uns von seinen Vorgängern erscheint, so verschieden seine Persönlichkeit auch wirklich von ihnen gewesen sein mag, doch immer noch viel von dem Charakter früherer Zeiten, den politischen und religiösen Tendenzen derselben sichtbar; sein Neffe, der Regent, dagegen, von ihm an Alter um nicht viel mehr als eine Generation getrennt, ist eine durch und durch moderne Individualität, in der die letzten Spuren des fürstlichen Geistes des Mittelalters untergegangen gewesen zu sein scheinen. Dies ist nicht sowohl in seiner innern Verwaltung Frankreichs, in der ungefähr dieselben Formen, dieselbe Willkür namentlich, herrschend blieben, als in seinen Sitten, seinem Charakter, seiner ganzen Art zu sein, sichtbar. Es gehört zur Kenntniß des Geistes der Epoche Ludwig's XIV., zu sehen, wie die unter ihm so lebendig entwickelte Intelligenz der Nation und zugleich deren moralisches Verderbniß, wie das gesammte Regierungssystem dieses Königs auf einen durch seine Geburt und seinen Einfluß so bedeutenden Mann, wie sein Neffe gewesen, gewirkt hat.

Philipp von Orleans war von der Natur mit den glücklichsten Anlagen fast jeder Art ausgestattet worden. Im höchsten Grade lebendig, geistreich und thätig, hatte er sich früh eine Menge selbst solcher Kenntnisse, die von Fürsten, weil sie dieselben nicht unmittelbar anwenden können, meist vernachlässigt werden, erworben. Er war nicht nur mit der gesammten Literatur und Geschichte vertraut, sondern besaß auch eine umfassende Kenntniß der Physik, Chemie, Mechanik seiner Zeit und galt für einen geübten Kenner der Musik und Malerei. Sein persönlicher Muth hatte sich im Kriege früh bewährt und später selbst hatten seine Feinde ihm die Talente eines Heerführers nicht abzusprechen gewagt. Die Vortheile, die ein solcher Verein glänzender und gründlicher Eigenschaften ihm und seinem Lande hätte gewähren können, wurden aber durch einen grenzenlosen Leichtsinn, einen Mangel nicht nur an religiösen und sittlichen Grundsätzen, sondern durch die zügelloseste Unsittlichkeit und die frechste Verhöhnung alles dessen, was den Menschen sonst heilig ist, aufgehoben. Ohne Zweifel war er, wie nicht nur seine Talente, sondern auch viele Züge von Güte und selbst manche von Edelmuth beweisen, von der Natur zu etwas Besserm bestimmt worden. Aber nicht nur die unsittliche Zeit, in die seine Geburt und Erziehung gefallen, sondern mehr noch der besondere Charakter dieser Entartung, der religiöse und politische Despotismus, die aus ihm entstehende Heuchelei und Erschlaffung waren auf ihn, der der Quelle dieses Verder-

bens so nahe stand, es so oft in seiner heimlichen und innersten Gestalt zu erblicken Gelegenheit gehabt, von dem unglücklichsten Einflusse gewesen. Durch die verkehrte Erziehung und die übeln Beispiele, die er empfangen, war er, wie dies gewöhnlich bei von der Natur begabten Organisationen zu geschehen pflegt, fast ebenso mächtig im Bösen geworden, als er es im Guten hätte sein können. So wie er sich in der Geschichte gezeigt, ist er einer der entartetsten Fürsten seines Stammes und der größte Beförderer der nach Ludwig's XIV. Tode hereinbrechenden moralischen Auflösung der französischen Gesellschaft gewesen. Nicht als ob er an und für sich viel schlimmer als die meisten übrigen Großen gewesen, denn der berühmte Condé, nächst und mit Heinrich IV. der erste Kriegsmann, den das bourbonische Haus hervorgebracht, der eigene Bruder Ludwig's XIV., Luxenburg, Vendome u. s. w. konnten für Muster sittlicher Entartung gelten, aber Orleans gelangte durch seine Stellung als Regent zu einem Einflusse, der seinen übeln Eigenschaften eine viel größere Bedeutung und Wirkung verschaffte. Außerdem waren es vielleicht noch weniger seine Handlungen als seine Grundsätze, durch die sein Leben für das Volk, zu dessen Ersten er gehörte und über das er sogar eine Zeit lang mit fast unumschränkter Gewalt regierte, so verderblich geworden ist. Sein böses Beispiel konnte nicht immer und überall nachgeahmt werden, sein verkehrtes und zuweilen selbst verworfenes Urtheil, dem er eine so große Oeffentlichkeit gab, verbreitete sich aber über die ganze Gesellschaft und untergrub deren sittliche Stützen. Die Manier, durch sinnreiche Ausflüchte, überraschende Zusammenstellungen, durch den Vorwand der Bekämpfung schädlicher Vorurtheile die Idee des Guten selbst zu vernichten und zwischen ihm und dem Bösen nur einen zufälligen Unterschied der Form gelten zu lassen, ward von dem Herzoge von Orleans zum ersten Male nach einem großen Maßstabe geübt, und mußte, bei dem Range und dem Einflusse dieses Fürsten, unter einem Volke, wo vermöge seines geselligen Geistes Alles unter einander in Verbindung steht, Einer immer den Andern nachahmt, von unberechenbarer Wirkung sein. Aus dieser Schule ging Voltaire hervor, der, ein Bewunderer und Günstling des Herzogs, dessen Weise, das Leben zu behandeln, zu einer allgemeinen Theorie erhob und den Großen aller Länder empfahl, die dieser Einladung nur allzu willfährig nachkamen und erst als die Folgen dieser Principien ihnen selbst gefährlich wurden, deren Verkehrtheit einzusehen anfingen.

Die Offenheit und Zügellosigkeit, mit der Philipp von Orleans sein ganzes Leben enthüllte, erregte gleichwohl, so lange Ludwig XIV.

lebte und der Schein von Würde und Anstand, den dieser König nie verletzte, noch etwas galt, besonders in den mittlern Kreisen der Gesellschaft, einen allgemeinen Unwillen. Seine Sittenlosigkeit schien jedes andere Verbrechen bei ihm denkbar zu machen. Der präsumtive Thronerbe, der Herzog von Burgund, seine Frau, ihr Sohn und der Herzog von Berry, der jüngste Enkel Ludwig's XIV., waren in kurzer Zeit nacheinander gestorben und von den Nachkommen Ludwig's XIV., ehe er selbst ins Grab stieg, nur ein schwaches und kränkelndes Kind, der nachmalige Ludwig XV., übrig geblieben. Da Philipp V. seinen Ansprüchen auf die französische Krone hatte entsagen müssen, so war Philipp von Orleans dem Throne sehr nahe gekommen. Bei jenen sich so rasch aufeinander folgenden Todesfällen war in allen Klassen der Bevölkerung das Gerücht entstanden, daß der Herzog von Orleans sie durch Anwendung von Gift verursacht habe. Einige dreißig Jahre vorher waren in Paris viele heimliche Mordthaten dieser Art verübt und mehre der vornehmsten Personen in die Untersuchung über dieselben verwickelt gewesen. Der Herzog war durch seine Kenntniß der chemischen Wissenschaften und durch das beständige Experimentiren in denselben berühmt und seine Gewissenlosigkeit gab dem Gedanken Raum, daß er sich durch eine verbrecherische Anwendung derselben den Weg zur Krone habe bahnen wollen. Ludwig XIV. schien einen Augenblick lang von diesem Argwohn ergriffen zu sein, hatte ihm jedoch, weil er entweder nicht überzeugt war oder den königlichen Namen nicht entehren wollte, keine Folge gegeben. Er hielt es jedoch unter solchen Umständen nicht für rathsam, die ganze königliche Gewalt während der Minderjährigkeit seines Nachfolgers in die Hände eines so übel berüchtigten Mannes, wie sein Neffe war, zu legen. Er ernannte demnach in seinem Testamente den Herzog von Orleans allerdings zum Regenten, stellte ihm aber einen Regentschaftsrath von vierzehn Mitgliedern zur Seite, in welchem der Prinz zwar den Vorsitz führen, der aber alle Beschlüsse nach Stimmenmehrheit nehmen und sich im Falle des Ablebens einzelner Glieder auf dieselbe Weise ergänzen sollte. Außerdem beauftragte er den Herzog von Maine, den ältesten seiner beiden natürlichen Söhne, mit der Oberaufsicht über die Person Ludwig's XV. und dem Oberbefehle über die königlichen Haustruppen, ernannte den alten Marschall Villeroi, seinen Jugendfreund, zum Gouverneur oder obersten Aufseher des jungen Königs und den Abbé Fleury, gewesenen Bischof von Frejus, zum Lehrer desselben. Alle diese und andere Stellen sollten von dem Herzoge von Orleans unabhängig sein und ihren Inhabern nur durch den

Beschluß des Regentschaftsrathes entzogen werden können. Philipp von Orleans war demnach von dem absolutesten aller Könige in das Verhältniß eines konstitutionellen Fürsten, der an die Zustimmung seiner Räthe gebunden ist, versetzt worden, eine Stellung des Oberhauptes der Regierung, die jedoch mit der Entwöhnung von jeder politischen Freiheit und Selbstständigkeit während der langen Autokratie des verstorbenen Königs unvereinbar zu sein schien. Während der Minderjährigkeit Karl's VIII., Karl's IX., Ludwig's XIII. und selbst während der Ludwig's XIV. war noch einige Beschränkung der höchsten Autorität denkbar, in den Grundsätzen der Verfassung, wenn auch verworren, ausgesprochen und in den Sitten und Vorstellungen des Volkes vorhanden gewesen. Die Herrschaft des letzten Königs hatte dies Alles vernichtet und eine Theilung und Beschränkung der obersten Gewalt in der Person eines Regenten schien ebenso unausführbar wie in der des Königs selbst zu sein. Der Herzog von Orleans forderte, von seinen Anhängern und Freunden veranlaßt, die ungetheilte Regierungsgewalt, vermöge des Rechts seiner Geburt, für sich. Das Parlament von Paris hatte über die Regentschaft während der Minderjährigkeit Ludwig's XIII. und Ludwig's XIV. entschieden. Dieses Beispiel ward jetzt erneuert. Schon den Tag nach dem Tode Ludwig's XIV. (2. September 1715) erkannte das Parlament den Herzog von Orleans als Regenten des Königreiches mit unumschränkter Macht an und entsetzte den Herzog von Maine der ihm anvertrauten Oberaufsicht über die Person des jungen Königs. Das Parlament von Paris, das während der Selbstregierung Ludwig's XIV. kaum im Anfange derselben einige politische Opposition versucht, später aber ganz verstummt war, hatte jedoch vermöge seiner fast erblichen Organisation, jener langen Dictatur ungeachtet, seine alten Ansprüche und Grundsätze nicht vergessen. Es gefiel sich in der obersten Entscheidung, die ihm in einem so wichtigen Falle, wie eine Regentschaft war, von den streitenden Parteien zuerkannt wurde. Es glaubte noch immer die Nation zu repräsentiren, der oberste Ausleger und Beurtheiler ihrer allgemeinen Interessen und organischen Gesetze zu sein. Das Testament Ludwig's XIV., dem Parlament wenige Tage vor seinem Tode eigenhändig übergeben, ward, wie das seines Vaters, zweiundsiebzig Jahre vorher, übergangen. In keiner Dynastie hat es so viele Minorennitäten wie in der der Kapetinger gegeben. Innerhalb sieben Jahrhunderten erbten neun Souveraine, Philipp I., Philipp August, Ludwig der Heilige, Karl VI., Karl VIII., Karl IX., Ludwig XIII., Ludwig XIV. und Ludwig XV.

die königliche Gewalt in einem Alter, wo sie zu deren Ausübung unfähig waren, und gleichwohl ist es in diesem langen Zeitraume, ungeachtet des Fortschrittes, den alle übrigen Staatseinrichtungen machten, den Königen nicht eingefallen, für diesen wichtigen Fall ein unabänderliches, von der Anmaßung der privilegirten Körperschaften und der Willkür der Parteien unabhängiges Grundgesetz auszusprechen. Im Grunde gab es seit Jahrhunderten nur Ein festes Princip, das oberste Regierungsrecht des Königs. Unter außerordentlichen Umständen, wie bei den Kriegen mit den Engländern im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert, und bei königlichen Minorennitäten, ward eine obwohl schwankende und unbestimmte Einmischung zuweilen von den Reichstagen, in den letzten Zeiten mit mehr Wirkung von dem Parlament, aber immer mit der vorherrschenden Vorstellung von der absoluten Autorität des Königthums ausgeübt. Das Parlament dachte, selbst bei seinen kühnsten Versuchen, wie zur Zeit der Fronde, nur daran die Ausübung der königlichen Gewalt, die so oft in unfähige oder unwürdige Hände fiel, aber nicht deren Princip selbst zu beschränken, einmal weil mit einer Verminderung der Macht des Königs nothwendig die aller von ihm eingesetzten Behörden verbunden gewesen wäre, unter denen das Parlament selbst die erste Stelle einnahm, dann mußte das Princip des politischen Absolutismus nothwendig einer Monarchie zu Grunde liegen, die sich aus dem Feudalwesen erhoben hatte. Wie der Lehnsmann früherer Zeiten nur nach Außen zu, gegen seinen Lehnsherrn, gewisse Pflichten zu beobachten gehabt, in seinem Innern aber ein unbeschränkter Gebieter gewesen, so ward jetzt der König, als nach dem Erlöschen des Lehnsnexus alle politische Macht an ihn übergegangen, auch als der oberste Besitzer des Landes und alles dessen, was dasselbe trug, gedacht, der einzelne Theile seiner Gewalt allerdings Andern übertragen, in ihrer Ausübung selbst manche Beschränkungen zugestehen konnte, dessen allgemeines und unbeschränktes Recht gleichwohl in sich selbst unverletzt blieb, und dem es freistand, die Concessionen, die er gemacht, wenn er wollte, wieder zurückzunehmen. Die französische Monarchie hatte sich aber folgerechter als irgend eine andere aus dem Feudalwesen entwickelt, in welchem das Recht der Regierung von dem obersten Besitze des Bodens abhängig gedacht wurde, ein Recht, das, seinem Princip nach, für unumschränkt galt, in seiner Ausübung aber eine Menge von Ausnahmen und Widersprüchen zuließ, daher der schwankende Zustand fast aller eigentlichen Institutionen in der altfranzösischen Monarchie bei Bewahrung der Idee einer dem Könige zustehenden natürlichen und

rechtmäßigen Machtvollkommenheit. Es hat in Europa Monarchien gegeben und giebt deren noch, deren allgemeine Organisation mit dem Rechtssystem des Mittelalters in keinem unmittelbaren Zusammenhange steht, und wo eine administrative und militairische Autorität, in der Person des Souverains concentrirt, ohne Rücksicht auf das, was vorher bestanden, ihm eine unbeschränkte Gewalt gegeben, deren Ausübung sich dann in allen Beziehungen gleich absolut zeigt, und die, da sie ihr Gebäude auf einem Boden errichtet hat, der vorher wie herrenlos gewesen und von frühern Einrichtungen keine Spur zurückgelassen, von Außen auf keinen Widerstand stößt und in sich selbst sich in keine Widersprüche verwickeln kann. Solche Staaten bewegen sich in ihrem Innern allerdings mit größerer Einheit und Ruhe, aber es ist in ihnen bei ihrer rein auf die Bedürfnisse der Gegenwart gerichteten, mehr materiellen als moralischen Organisation, bei ihrem oberflächlichen Zusammenhange mit der Gegenwart und ihrem geringern geschichtlichen Dasein überhaupt, weniger Kraft, Leben und Dauer vorhanden. Die altfranzösische Monarchie, das älteste aller modernen Gemeinwesen, das sich unmittelbar aus den Trümmern des römischen Reiches erhoben und dessen Wurzeln am Tiefsten in die Vergangenheit reichten, wurde selbst unter der Hülle des politischen Absolutismus immer mehr von Ideen und Traditionen, als von einer blos administrativen und militairischen Ordnung beherrscht, daher die vielen Widersprüche und Bewegungen in ihm, daher aber auch die höhere Bedeutung in sich und der größere Einfluß, den es nach Außen zu ausgeübt hat.

Der Anfang der Verwaltung des Herzogs von Orleans schien denen, die es mit ihrem Vaterlande gutmeinten, Gelegenheit zu einiger Hoffnung zu geben. Wenn eine oberste und zugleich unbeschränkte Autorität überhaupt eine reiche Saat des Glückes oder des Verderbens ausstreuen kann, so mußte dies besonders bei dem Uebergange einer Herrschaft zur andern, nach den Mißbräuchen und Unfällen einer mehr als ein halbes Jahrhundert umfassenden Autokratie stattfinden. In den letzten Jahren Ludwig's XIV. war Jedermann, selbst mehre Glieder seiner Familie nicht ausgenommen, seiner Regierung, die in ihrer letzten Hälfte so ruhmlos und unglücklich gewesen, überdrüßig geworden. Seine persönlichen Günstlinge und Vertrauten abgerechnet, ließ er keine Liebe und Sehnsucht nach ihm zurück und sein Tod wurde allgemein als eine Befreiung betrachtet. Diese Stimmung war im Anfange der Regentschaft allgemein und erst später, besonders in der die Krone und die Nation zugleich erniedrigenden Epoche Ludwig's XV., wandten sich die Blicke

wieder auf das Zeitalter und die Regierung seines Vorgängers zurück, übertrieben selbst ihre Vorzüge und fanden mit Recht in derselben, ihrer großen Mängel ungeachtet, ein Princip von Größe und Würde, dem die Gegenwart vollkommen fremd geworden war. — Es wäre dem Herzoge von Orleans bei seinen Talenten möglich gewesen, die Wunden, welche die Regierung Ludwig's XIV. der Wohlfahrt des Landes geschlagen, zu heilen, das mehr in seinen höhern Theilen als in seiner Grundlage erschütterte Gebäude des Staates zu befestigen und eine bessere Zukunft vorzubereiten, hätte sein Charakter mit seinen Einsichten in einiger Uebereinstimmung gestanden.

Ludwig XIV. hatte den Despotismus, so weit derselbe in einem christlich-europäischen Staate und unter Zuständen, die sich aus dem Mittelalter her entwickelt haben, möglich ist, wirklich eingeführt und die alte Verfassung des Staates, wenn man eine mehr auf Ueberlieferungen und Gewohnheiten, als auf allgemein ausgesprochene Grundsätze begründete Ordnung so nennen kann, die, ihrem Princip nach, auf die unbeschränkte Autorität der Krone, in ihrer Anwendung aber auf die Zustimmung der Großen, den Einfluß der Parlamente, die Berücksichtigung der Wünsche der Stände und Korporationen basirt gewesen, umgestoßen. Er hatte, von einigen wenigen Rathgebern, immer so gewählt, daß sie von ihm vollkommen abhängig waren und auf keine Art von Selbstständigkeit Anspruch machen konnten, umgeben, das Geschick des Landes, ohne die öffentliche Stimme im Geringsten zu berücksichtigen, entschieden und sich nur durch die Grenzen der Möglichkeit für beschränkt geachtet. So war z. B. die Annahme des Testaments Karl's II., die Frankreich in einen dreizehnjährigen Krieg verwickelte, in einem Staatsrathe, der nur aus vier Mitgliedern bestand, beschlossen worden. — Nach Ludwig's XIV. Tode wirkte das von ihm geschaffene System, mit geringen Modifikationen, auf diese Weise fort, aber es fehlte ihm die Stärke des Willens und selbst der Einsicht, die jener König besessen, und während die Gewohnheit der Willkür geblieben, war die sie in Bewegung setzende Kraft verschwunden und sollte bis zum Untergange der alten Monarchie nie mehr wieder zur Erscheinung kommen. Der Regent, mit bei weitem mehr natürlicher Anlage und erworbenen Kenntnissen als früher Ludwig XIII. und später Ludwig XV. versehen, zeigte sich in allen wichtigen Verhältnissen ebenso schwach und hülflos, ebenso fremder Leitung wie diese unterworfen. Zwei Gegenstände erfüllen seine Verwaltung, einmal sein Verhältniß zu Philipp V., das ihm aber mehr persönlich war,

als daß es die Nation anging, und seine Veranstaltungen, die von der vorigen Regierung überlassene Finanznoth zu mildern, die aber durch die leichtsinnigen und verwegenen Maßregeln, zu denen er seine Zustimmung gab, anstatt gehoben, noch vermehrt wurde. Was den moralischen Einfluß der Regentschaft betrifft, so ist diese Epoche, ohne große innere oder äußere Bewegungen, ohne außerordentliche Unfälle, allein durch das Gift des Leichtsinnes und der Unsittlichkeit, das unter ihr tiefer als zu irgend einer andern Zeit in das Lebensblut der Nation eindrang, eine der verderblichsten, die es in der Geschichte der Völker giebt und der eigentliche Anfang der Auflösung des alten Staatsgebäudes gewesen.

Nach einigen löblichen Handlungen, wie sie bei dem Anfange jeder neuen Regierung, selbst der schlechtesten, gewöhnlich sind, wie z. B. gewisse Einschränkungen in den Ausgaben der Hofhaltung und der Befreiung einer großen Menge Staatsgefangener, von denen, was eine Vorstellung von Ludwig's XIV. an Tyrannei grenzender Willkür giebt, wenige von einem Gerichtshofe verurtheilt waren, unter denen viele nicht einmal den Grund ihrer Verhaftung angeben konnten, sondern in Folge heimlicher Angebereien, häufig als Jansenisten, ihrer Freiheit beraubt und mit der größten Strenge behandelt worden, löste der Regent die bisherige Form der obersten Verwaltung auf und setzte statt der Minister, von denen jeder in seinem Geschäftskreise unabhängig und nur dem Könige verantwortlich gewesen, Versammlungen (conseils) ein, die zwar von einem Chef präsidirt, deren Beschlüsse aber nach Stimmenmehrheit gefaßt wurden. Diese Stellen, die nach Gunst und nicht nach Verdienst ausgetheilt wurden, vermehrten nicht die der Regierung nothwendige Masse von Einsicht und Kenntniß und hatten die üble Seite, daß durch sie die früher stattgefundene Schnelligkeit der Maßregeln und Geheimhaltung der Entwürfe verringert wurde. Der Herzog hatte mit dieser Veränderung der Verwaltung keine Verbesserung derselben bezweckt, sondern nur durch die Menge neuer Stellen, die geschaffen werden mußten, seine Anhänger belohnen und deren Zahl vermehren wollen. Er hoffte sich auf diese Weise gegen die feindlichen Gesinnungen eines Theiles des alten Hofes, an dessen Spitze der natürliche Sohn Ludwig's XIV., der Herzog von Maine und besonders dessen Frau und der Marschall von Villeroi, der Gouverneur des jungen Königs, standen, besonders aber gegen die Ansprüche Philipp's V., der als erster Agnat Ludwig's XV. die Regentschaft für sich verlangte und sie durch einen Stellvertreter ausüben wollte, schützen zu können.

Der Herzog von Orleans, der, obgleich er schon in die reifern Jahre getreten, er war beim Tode Ludwig's XIV. einundvierzig Jahre alt, dennoch das Leben eines jungen, eine eben erst erlangte Freiheit mißbrauchenden Wüstlings führte, war zu einer regelmäßigen und angestrengten Thätigkeit, wie sie eine selbst nur summarische Leitung eines großen Staates verlangt, weder geneigt noch geschickt. Er bedurfte eines obersten Agenten, der für ihn zu denken und zu wollen vermochte und ihm den Genuß der Regierung ohne deren Arbeit ließ. Er fand einen solchen in dem Abbé und nachmaligen Cardinal Dubois, der in den Geschichten jener Zeit ebenso bekannt wie der Regent selbst ist, und dessen Leben deshalb hier keine besondere Erörterung verlangt. So viel nur, daß nie ein Diener und ein Herr besser für einander gemacht gewesen sind, und daß, wie gewöhnlich in solchen Verhältnissen, der Diener noch schlimmer wie sein Herr war. Das Leben des Abbé war noch ausschweifender und ruchloser wie das des Prinzen gewesen. Er hatte denselben, denn er war sein Lehrer gewesen, in seiner Jugend methodisch verdorben und ihn durch sein Beispiel und seine Grundsätze großentheils zu dem gemacht, was er war. Es hat in neuern Zeiten, um nicht vom Alterthume zu sprechen, schlimmere Fürsten als den Herzog von Orleans gegeben. In seinem eigenen Stamme finden wir einen Herzog von Alençon, den jüngern Bruder Heinrich's III., von dem es heißt, daß er so viele Feinde als Bekannte zählte und von dem de L'Etioles, der Arzt Heinrich's IV., der an keine besondere Zurückhaltung und Delikatesse gewöhnt sein konnte, in seinen Denkschriften sagt, „ich will nicht in die Einzelnheiten im Leben dieses Fürsten eingehen, denn ich hätte Enormitäten zu berichten, die bei der Nachwelt vielleicht keinen Glauben finden würden" — mancher andern in derselben Familie nicht zu gedenken. Was indessen den Herzog von Orleans charakterisirt, ist, daß er nicht nur verdorben, lasterhaft und gottlos, sondern dies Alles mit der äußersten Frechheit war, aus seinen Grundsätzen und seinem Leben nicht nur kein Geheimniß machte, sondern deren Kenntniß Andern mit einer in neuern Zeiten nie gesehenen Schamlosigkeit aufdrang. Diese Gesinnung, von der am Hofe Ludwig's XIV. das äußerste Gegentheil gegolten, war ihm von Dubois eingeflößt worden, dessen bemerkenswerthester Charakterzug eine gänzliche Abwesenheit jeder Art von sittlicher Scheu war. Die Regentschaft, besonders ihr geheimer Theil, das Privatleben derer, die an ihrer Spitze standen, ist ein Bacchanal gewesen, zu dem die modernen Zeiten kein Seitenstück bieten, und man müßte bis zu gewissen Epochen des Alterthums zurückgehen,

um einen ähnlichen Taumel, eine ähnliche Zügellosigkeit und Raserei der Sinne und der Phantasie zu finden.

Philipp V. hatte vor den Cortes seines Reiches der französischen Krone feierlich entsagt und die Trennung der beiden bourbonischen Zweige in Frankreich und Spanien war im Utrechter Frieden ausgesprochen worden, gleichwohl hegte er noch immer die Absicht, im Falle des Ablebens seines Neffen, Ludwig's XV., dessen Gesundheit lange schwankend war, sein Erbrecht auf den französischen Thron in Anspruch zu nehmen und Spanien seinem ältesten Sohne abzutreten. Eine zahlreiche Partei in Frankreich hätte aus Ehrfurcht vor dem Blute Ludwig's XIV. und aus Mißtrauen und Abneigung gegen den Regenten einen solchen Schritt wahrscheinlich unterstützt. Die Politik beruhte damals, selbst in ihren feierlichsten Acten, so wenig auf tiefen Ueberzeugungen und allgemeinen Grundsätzen, daß es Philipp V. und seiner Partei nicht schwer geworden sein würde, seine erneuerten Ansprüche mit irgend einem Mangel in der Form der geleisteten Entsagung, mit der veränderten Lage der Umstände oder den unabänderlichen Bestimmungen des französischen Grundgesetzes, das keine Abweichung von dem Successionsrecht erlaubte, zu rechtfertigen. Der Regent wußte dies, daher sein Wunsch, sich den beiden Seemächten, deren Bund unter Ludwig XIV. gegen Frankreich so furchtbar gewesen, und besonders England zu nähern. Obgleich in seinen Planen zu unstätig und in seinem Leben zu wüst, um eigentlich ehrgeizig und herrschsüchtig zu sein, war Orleans doch lange mit dem Gedanken an die Möglichkeit des Todes Ludwig's XV. beschäftigt und in diesem Falle entschlossen, ihm, alles Widerspruches ungeachtet, auf dem Throne zu folgen. Georg I. von England befand sich in einer dem französischen Prinzen nicht unähnlichen Lage, denn ein bedeutender Theil der englischen Nation hing noch immer an den Stuarts und eine innere Bewegung oder ein kühner Versuch des Prätendenten konnte den König von England von seinem noch wenig befestigten Throne stürzen. In dem Todesjahre Ludwig's XIV. selbst brach in Schottland eine große Verschwörung zu Gunsten der Stuarts aus, die sich nach dem Norden Englands verbreitete und, obgleich bald gedämpft, sich anfangs als sehr gefährlich angekündigt hatte. Der Regent, obwohl zum Bunde mit England geneigt, glaubte unter so schwankenden Umständen ein bestimmtes Anschließen noch aufschieben zu müssen. Uebrigens nahmen in diesem Augenblicke die schwierigen Finanzverhältnisse des Königreiches seine Aufmerksamkeit in Anspruch.

Der Regent hatte gleich nach dem Tode Ludwig's XIV. eine

Einschränkung und Reduction in den Gehalten und dem Personal des Hofes vorgenommen und damit viele Unzufriedenheit unter den Großen erregt, die, unter der vorigen Regierung an der Verwaltung ihrer Besitzungen durch den beständigen Aufenthalt am Hofe verhindert und zu einem ihre Kräfte übersteigenden Luxus gezwungen, von dem Könige theils regelmäßige Gehalte, theils bedeutende, obwohl unbestimmte Zuschüsse empfangen hatten. Der Herzog war jedoch nicht im Stande, irgend ein System mit Beharrlichkeit zu verfolgen, und gab auf der einen Seite ebenso viel und noch mehr aus, als er auf der andern ersparte. Ohne Haß wie ohne Vorliebe für irgend Jemand, aber geneigt, überall Anhänger zu suchen, theilte er das Geld des Landes mit vollen Händen an seine Günstlinge, um sie sich zu erhalten, und an seine Feinde, um sie zu gewinnen, aus. Die Schwierigkeiten, die zum öffentlichen Dienst nöthigen Mittel herbeizuschaffen, wurden immer größer. Dem Beispiele so vieler französischen Könige in ähnlichen Lagen treu, befahl er alles Geld in die Münze zu schicken, ließ es hier umschmelzen, um ihm einen höhern nominellen Werth zu geben, setzte die Interessen der Staatsschuld herab, unterdrückte sogar einen Theil der Forderungen der öffentlichen Gläubiger und zwang den Lieferanten, Pächtern und überhaupt allen Finanzagenten, unter der Drohung, sie im Weigerungsfalle für ihre Betrügereien und Erpressungen den Gerichten zu überliefern, große Summen ab. Diese despotischen Maßregeln waren, ungeachtet alles übrigen politischen und moralischen Fortschrittes, im achtzehnten Jahrhundert wie einst im elften üblich geblieben, denn Philipp I., der vierte kapetingische König, wird als der erste Münzverfälscher genannt, und fast regelmäßig hatte sich unter den meisten Regierungen die Scene wiederholt, die Finanzpächter, nachdem man ihren Kredit benutzt und ihnen Gelegenheit, sich zu bereichern, gegeben, zu verfolgen. In frühern Zeiten hatte man sie oft dem Richtbeil übergeben, in spätern sich damit begnügt, sie zu plündern. Daß ein so barbarisches Verfahren, das selbst seinen Zweck, dem Schatze wieder aufzuhelfen, gewöhnlich nicht erreichte, in einer Zeit und unter einem Volke angewendet werden konnte, das schon eine so hohe Stufe intellektueller Gesittung erreicht hatte, beweist, wie sehr der besondere politische Zustand Frankreichs unter der allgemeinen Entwickelung der Nation zurückgeblieben, wie sehr diese ihrer Regierung vorausgeeilt war. — Das sehr bald nach dem Tode Ludwig's XIV. sichtbar werdende Sinken des altfranzösischen Staatsgebäudes, obgleich noch Niemand dessen gänzlichen Untergang in einer nicht sehr entfernten Zukunft ahnen konnte, die größere mo-

ralische Freiheit, die im Vergleiche zu der vorigen Regierung herrschend wurde, veranlaßte um diese Zeit die politische Speculation sich nach neuen Regeln und Theorien über die Natur und den Zweck der Gesellschaft überhaupt, die gegenseitigen Rechte und Pflichten der Fürsten und Völker umzuthun, eine Uebung der menschlichen Denkkraft, die unter der vorigen Regierung weder Gelegenheit noch Muth, sich zu äußern, gehabt hatte. Die Regentschaft war in dieser Beziehung eine ziemlich lebendige und fruchtbare Periode, obgleich alle Bestrebungen dieser Art später von Montesquieu, der sich damals sammelte und ausbildete, verdunkelt worden sind. Einer dieser Theoretiker und keineswegs ein gemeiner Abenteurer, wie so oft behauptet worden, war der Schottländer Law, der ein neues Finanzsystem, das dem Kredit eine an und für sich wahre, in ihren Uebertreibungen aber zerstörende Bedeutung gab, schuf und in Anwendung brachte. Diese Operationen zerstörten durch ihre Irrthümer und Extravaganzen, nach dem Urtheile derer, die Zeugen ihrer Wirkungen unter der Regentschaft gewesen, nicht nur den Wohlstand vieler Tausende, sondern verdarben die Sitten der Hauptstadt noch tiefer und allgemeiner, als es früher der Fall gewesen. Die Hoffnungen auf ein schnell zu erreichendes Glück, die sie entflammten, der imaginaire Reichthum, mit dem sie eine Zeit lang täuschten, trug ein leichtsinniges Selbstvertrauen, den Hang zu Wohlleben und Ueppigkeit, die Lust, um des Gewinnes willen Alles zu wagen, in das Herz selbst der Klassen, die früher sich mit dem Genusse eines festen Besitzes oder dem Lohne einer regelmäßigen Arbeit begnügt hatten. Die französischen Denkschriften jener Zeit bemerken, daß die durch Law angeregten Finanzspeculationen sich fast der gesammten Bevölkerung der Hauptstadt, die schon damals das Land selbst zu werden anfing, bemeisterten, die Höchsten wie die Geringsten verführten und durch die bis zur Wuth getriebene Liebe zum Gewinn in dem Charakter des Volkes eine dauernde Veränderung hervorbrachten. Vorzüglich sank durch sie die Art von freiwilliger Ehrfurcht, welche, bei allem Selbstgefühl, die niedern Klassen bisher für die höhern empfunden, denn Prinzen des königlichen Hauses wie Bourbon und Conti, die ersten Würdenträger und größten Edelleute waren mit den niedrigsten Individuen, mit Betrügern und Abenteurern aller Art, in derselben Glücksbude zu demselben Zwecke versammelt gewesen, hatten unter einander gekauft und verkauft, und wie zuweilen außerordentliche Ereignisse, große Freude oder große Trauer, die verschiedensten Stände und Individuen einander nahe bringen, so hatte eine nach dem größten Maßstabe getriebene

Habsucht Alles unter einander gerührt und jenes phantastische Spiel mit Actien und Bankbillets das Gift des Eigennutzes und des Truges systematisch, offenbar und mit Beiseitesetzung aller Scham und Scheu, in Umlauf gesetzt. Außerdem veranlaßten die Folgen dieses Finanzsystems (le système von den Zeitgenossen ausschließend, um seine Bedeutung hervorzuheben, genannt) die Regierung zu einer Menge von Gewaltschritten, besonders als der Kredit des in Umlauf gesetzten Papiergeldes zu sinken anfing, die vielleicht das Aeußerste sind, was die Administration eines civilisirten Landes jemals zu thun gewagt, und was ein Volk, mitten im Frieden und von seinen eigenen Landsleuten, erduldet hat. Es ist schwer zu begreifen, daß selbst die verwegenste Agiotage einen so großen moralischen Einfluß auf eine Zeit auszuüben vermocht, besonders da sie kaum drei Jahre lang gedauert hat, und in einer andern Epoche, unter einem andern Volke würde sie einen solchen Einfluß auch nicht ausgeübt haben. Aber einmal war sie nach einem unermeßlichen Maßstabe getrieben worden, denn man hatte für mehr als dreitausend Millionen Francs Papiergeld ausgegeben, von denen fast ein Drittheil nach dem Sturze des Systems und der Regulirung seiner Trümmer, bei der selbst wiederum die ärgsten Betrügereien und Ungerechtigkeiten vorgingen, annullirt und das Uebrige in Renten vom niedrigsten Zinsfuß verwandelt wurde. Law, der Regent und seine Freunde hatten für sechshundert Millionen Bankbillets auf eigene Hand, ohne daß ihnen eine auch nur scheinbare Garantie zu Grunde lag, verfertigen lassen, was im Grunde nichts Anderes als ein reiner Betrug war. Man glaubt, nach einem mäßigen Anschlage, daß zwanzigtausend Familien in diesem Spiele total ruinirt und hunderttausend Familien einen bedeutenden Theil des Ihrigen verloren. — Diese Verluste und diese Erschütterung hätten in einer andern Zeit ein schweres, aber immer nur materielles, mit der Zeit auszugleichendes Unglück hervorgebracht, aber dieses Ereigniß fiel in einen Moment, wo die französische Gesellschaft sich moralisch zu dekomponiren anfing und wo, wie bei einem kranken Körper, jeder schädliche Einfluß den Organismus selbst angriff und dessen Auflösung vorbereitete. Law hatte, als ein von seinem System verblendeter Theoretiker, wenigstens im Anfange, in gutem Glauben und mit einer fatalistischen Zuversicht gehandelt und sich endlich arm und ohne an seine Zukunft gedacht zu haben, zurückgezogen. Die eigentlichen Schuldigen waren der Herzog von Orleans selbst, der alle Vorstellungen des Parlaments gegen diese verderblichen Operationen mit Gewalt zurückgewiesen, der Herzog von Bourbon, der Prinz Conti u. a. m., die

nicht nur unermeßliche Gewinnste gemacht, sondern des Truges dabei dringend verdächtig und zum Theil wirklich überführt worden. Ein Beobachter jener Zeit, Duclos, sagt in seinen Denkschriften, daß, wenn er an das unermeßliche Unglück dächte, das der Leichtsinn des Regenten, die Habsucht seiner Umgebungen, denn er selbst hatte nichts für sich, sondern um es an Andere auszutheilen, gewonnen, durch die Begünstigung und Ausdehnung des Law'schen Systems über zahllose Familien gebracht, er sich wundere, daß jener Prinz vom Volke nicht in Stücke gerissen und ein plötzlich jede Autorität zerstörender Aufstand in Paris ausgebrochen sei. Dieser Schriftsteller hatte jedoch die Revolution von 1789 nicht erlebt und der Gedanke einer solchen Bewegung war ihm keineswegs vertraut, der Eindruck, den diese Operationen hervorgebracht, muß dennoch ein sehr großer gewesen sein. Er setzt, den Grund, warum die Franzosen überhaupt eine solche Verwaltung ertrugen, erklärend hinzu: „das Volk war zu sehr erniedrigt, als daß es die Kraft zu einer großen Bewegung besessen hätte." — Sehr oft haben französische Schriftsteller und selbst solche, welche dem demokratischen Princip auf das Aeußerste abgeneigt sind, wie z. B. Bonald, die Bemerkung gemacht, daß man, die Zerrüttung aller moralischen und politischen Verhältnisse Frankreichs betrachtend, sich wundern müsse, daß die Revolution von 1789 nicht viel früher ausgebrochen, und Bonald rechnet es, sonderbar genug, der altfranzösischen Verfassung zu einem Verdienst an, diese Umwälzung so lange aufgehalten zu haben. Diese Bemerkung und manche ähnliche, in diesem und andern französischen Schriftstellern, ist eine der vielen Inconsequenzen und Absurditäten, die der Parteigeist allein möglich macht, denn die Revolution war nicht eine von Außen herkommende Calamität, der man nicht zu widerstehen vermocht hätte, wie eine Invasion, eine Pest u. s. w., sondern in dem Charakter und den Zuständen der Nation vorausgebildet, ehe sie zum Ausbruch kam. Wäre die Organisation der altfranzösischen Gesellschaft, zu der doch vor Allem die politische Verfassung des Landes gehört, nicht so durchaus verderbt und zerrissen gewesen, so hätte eine solche Krisis gar nicht entstehen können. Wie identisch der Kern des französischen Nationalcharakters, unter der Hülle der verschiedensten politischen und moralischen Verhältnisse, mit sich selbst geblieben, geht aus dieser Katastrophe des Law'schen Finanzsystems hervor. Eine unter gewissen Umständen mögliche, bei Maßhaltung und Begrenzung anwendbare Theorie erfüllte durch ihre glänzende Außenseite das geistreiche und sonst so scharfsinnige Volk der Franzosen mit einer sonst nicht leicht

gesehenen Leichtgläubigkeit, raubte ihm eine Zeit lang alles Urtheil und riß es bei offenen Augen zu einem leicht zu entdeckenden Abgrunde hin. Es war dies nur dadurch möglich, daß jene Theorie die halb ernste, halb phantastische Selbstsucht hervorrief, die in dem Wesen dieser Nation liegt und die in den verschiedensten Richtungen, in den wichtigsten wie in den geringfügigsten Dingen, im Kriege wie im Theater, in der Regierung wie in der Mode zum Vorschein kommt. Die Franzosen trugen damals in das kälteste und nüchternste aller Geschäfte, in die Anwendung einer Finanztheorie, dieselbe Leidenschaft, mit der sie früher und später für und gegen religiöse und politische Principien gekämpft haben. Der Grund hiervon liegt allerdings zum Theil in der großen Kraft und Bewegung, die dem französischen Geiste eigenthümlich ist, es ist aber auffallend, daß diese sich vorzugsweise mehr auf die Realisirung verderblicher als heilbringender Zwecke geworfen, und daß der diese Nation charakterisirende Hang zur Uebertreibung mehr im Bösen als im Guten gewirkt hat. Der religiöse Fanatismus der Bartholomäusnacht, der merkantilische des Law'schen Systems und der politische der Schreckenszeit ist aus ein und derselben Quelle, aus einem bis zum Taumel gesteigerten Uebermaß von Selbstsucht, aus der geringen Macht einer die Leidenschaften der Individuen begrenzenden und fesselnden Moral entstanden.

Das zarte Alter und besonders die häufigen Krankheitsanfälle Ludwig's XV. vermehrten die ohnedies schon aus dem spanischen Erbfolgekriege her zwischen Philipp V. und dem Regenten bestehende Spannung, denn beide glaubten nicht, daß der junge König über das Alter der Kindheit hinaus erhalten werden würde. In diesem Falle waren ihre Ansprüche unausgleichbar, denn beide waren entschlossen, ihre Rechte auf den französischen Thron geltend zu machen. Indessen würde Philipp's V. Beschränktheit und Trägheit und eine oft bis zum Wahnsinn gesteigerte Schwermuth, die ihn einen großen Theil des Jahres hindurch beherrschte, aus ihm einen wenig zu fürchtenden Feind gemacht haben, wenn nicht seine zweite Gemahlin, Elisabeth Farnese, alle die Eigenschaften besessen hätte, die ihm selbst mangelten und deren Besitz ihr eine fast uneingeschränkte Herrschaft über den schwachen König gab. Ihr Ehrgeiz, der später dazu beitragen sollte, Europa in Flammen zu setzen, gab ihr den Gedanken ein, die Rechte Philipp's V. auf den französischen Thron für ihren Sohn, Don Carlos, geltend machen zu wollen. Philipp V. besaß von seiner ersten Frau, einer Prinzessin von Savoyen, schon einen Sohn, der als Prinz von Asturien die spanische Krone zu erben

bestimmt war, und Elisabeth wünschte dem jüngern, im Falle des Ablebens Ludwig's XV., den französischen Thron zuzuwenden. Zu dem Ende unterhielt sie die Feindschaft ihres Gemahls gegen den Herzog von Orleans und war entschlossen, diesem im In- und Auslande Hindernisse aller Art zu bereiten. Obgleich von großem natürlichen Verstande und rastloser Thätigkeit in Verfolgung ihrer Zwecke, war ihr dennoch, da sie, an einem so kleinen Hofe, wie der von Parma erzogen, mit den großen Welthändeln anfangs wenig vertraut war, ein vertrauter Rathgeber und Unterhändler nöthig, und sie fand einen solchen an einem ihrer eigenen Landsleute, dem Abbé Alberoni, der damals als Geschäftsträger ihres Vaters, des Herzogs von Parma, am spanischen Hofe beglaubigt war. Alberoni trat für sie und Philipp V. bald in dieselbe Stelle, die Dubois bei dem Regenten behauptete. Beide übten auf ihre Gebieter erst einen großen geheimen Einfluß aus und leiteten dann, zu wirklichen Ministern erhoben, alle öffentlichen Verhältnisse in beiden Monarchien. Dubois und Alberoni stellten in ihrem äußern Geschick eine große Aehnlichkeit dar. Beide hatten sich in einer Zeit, wo große Talente zu ihrem Emporkommen mehr als jemals der Empfehlung der Geburt, Familienverbindungen u. s. w. bedurften, aus den niedrigsten Verhältnissen hervorgearbeitet. Wer damals, bei der Selbstsucht der Großen und der allgemein geltenden Sittenverderbniß, im Dunkel geboren war, konnte nur, indem er sich ihnen als ein fähiges und zugleich fügsames Werkzeug empfahl, mit Verläugnung aller moralischen Würde und Nachahmung der herrschenden Laster, in ihre Nähe gelangen. Es lag in jener Epoche um die Höhe, auf der die Gebieter standen, ein schmutziger Graben, durch dessen Schlamm, wer sich ihnen nähern wollte, hindurchwaten mußte. Dubois und Alberoni waren nur auf diesem Wege zu Macht und Größe gelangt, aber einmal den Gipfel erreicht, bewies Alberoni, daß er eines bessern Geschickes von Hause aus würdig gewesen wäre. Die Befriedigung seines Ehrgeizes war nicht sein letztes Ziel gewesen. Er suchte, obgleich von fast unübersteiglichen Schwierigkeiten umgeben, das Land, in welchem er emporgekommen, selbst zu heben. Er wollte den gesammten Zustand Spaniens reformiren, ihm eine bessere Verwaltung, Industrie, Handel, eine Marine, ihm überhaupt seine im europäischen Staatensysteme verlorne Stelle wiedergeben. Obgleich es ihm hierzu weder an Einsicht noch Kraft fehlte, so scheiterte er an der allgemeinen Indolenz und Auflösung, die ihn umgab, und die es ihm, was zur Vollführung seiner Plane nöthig gewesen wäre, unmöglich machte, irgendwo festen Fuß zu fassen,

sich auf irgend eine Stütze zu lehnen. Ueberall, wo er hintrat, sank der morsche Boden unter ihm, und obgleich er eine Zeit lang unter diesen Ruinen fortbauen wollte, so wurde er doch zuletzt unter ihrem Sturze begraben. Selbst ein großer König würde Spanien damals nicht haben beleben können, ein Minister, und wäre er ein anderer Richelieu gewesen, mußte bei diesem Werke erliegen. In Frankreich war ein moralisches Verderbniß ohne Zweifel tiefer als in Spanien gewurzelt, aber die politische Organisation war viel weniger gelähmt und entkräftet. Dubois hätte in seinem Lande viel Gutes bewirken, viel Uebles verhindern können, statt dessen trug er, so viel an ihm war, zur Auflösung der ohnedies sinkenden Verhältnisse bei. Alberoni suchte den fremden Staat, den er beherrschte, zu heben, Dubois wirkte bei jeder Gelegenheit gegen die Interessen seines Vaterlandes. Auch in ihrem Charakter, ihren Sitten, ihrem Privatleben fand zwischen beiden Staatsmännern ein erheblicher Unterschied statt. Alberoni bewies sich, sobald er frei geworden, sobald er hoch genug stand, um seinen Neigungen und Ueberzeugungen folgen zu können, unbestechlich, dankbar gegen die, welche ihn früher unterstützt hatten, selbst großmüthig. Der schlüpferige Weg, der ihn zu seinem Glück geführt, hatte ihn nicht ganz verdorben, und dieses Glück selbst berauschte ihn nicht, während Dubois, abgesehen davon, daß er Frankreich bald an England, bald an den Papst und Spanien zu verrathen bereit war, in seinem Privatleben eine solche Mischung von Niederträchtigkeit und Uebermuth, Habsucht und Wollust aufstellte, daß er für eine der verächtlichsten Persönlichkeiten gelten kann, welche jene an Erscheinungen dieser Art reiche Zeit hervorgebracht hat. Für das Verhältniß des Staates und der Kirche in dieser Epoche ist es charakteristisch, daß Dubois und Alberoni, beide, obwohl in verschiedenem Grade, von so vielen Mängeln befleckt, den Cardinalshut suchten und daß der Papst sich, obwohl mit großem Widerstreben, zu dessen Verleihung gezwungen sah.

Die achtjährige Verwaltung des Regenten, obwohl im Innern nicht ohne vielfältige Reibungen und Streitigkeiten, die in einer kräftigern Zeit, wie noch die Minderjährigkeitsepoche Ludwig's XIV. gewesen, zu offenen Parteikämpfen geführt haben würden, wurde von Außen her nur durch zwei Bündnisse, von der Zahl der an ihnen theilnehmenden Mächte, Trippel- und Quadrupelallianz genannt, und deren Folgen bewegt, die vorzüglich durch das gespannte Verhältniß des Herzogs von Orleans zu Philipp V. und durch das Bestreben Alberoni's, der spanischen Monarchie wieder aufzuhelfen, verursacht wurden. England hatte durch die Entwickelung der in seinen In-

stitutionen ruhenden Keime von Freiheit und Größe, ungeachtet aller Erschütterungen, die es in den letzten siebzig Jahren in seinem Innern erfahren, und der Kriege, die es im Auslande geführt, an Bevölkerung, Reichthum und Einfluß in solchem Grade zugenommen, daß es, zumal bei seiner günstigen Lage, nicht als der Gebieter Europas, aber als der Schiedsrichter der streitenden Mächte auftreten konnte. Dubois und Alberoni suchten beide dasselbe in das Interesse der von ihnen geleiteten Politik zu ziehen. Alberoni bot in dieser Absicht dem englischen Minister in Madrid einen Vertrag an, der England alle Handelsvortheile zurückgegeben hätte, die es unter Karl II. besessen und durch den spanischen Erbfolgekrieg verloren hatte, versprach, sich von dem Prätendenten, den Spanien bisher unterstützt hatte, zurückzuziehen und alle Interessen des Hauses Hanover zu unterstützen. Er verlangte dagegen nur, daß England die Neutralität Italiens, die von dem Kaiser eben wieder durch einen unerwarteten Angriff auf Genua verletzt wurde, durch Absendung einer Flotte in das mittelländische Meer sichern und später die Ansprüche der Königin von Spanien auf Toskana und Parma unterstützen sollte. Diese Vorschläge schienen dem englischen Gesandten, Dodington, der später unter dem Namen Lord Melcombe bekannt ist, so vortheilhaft zu sein, daß er seiner Regierung auf dieselben einzugehen anempfahl. Georg I. aber, der in schon vorgerücktem Alter auf den englischen Thron gestiegen, sich auf demselben nie ganz sicher fühlte und fast ausschließend mit den Angelegenheiten seines Erblandes Hanover beschäftigt war, hatte sich mit Karl XII. und Peter I. zugleich überworfen und dachte mehr daran, sich bei einem möglichen Angriffe im Norden Verbündete zu sichern, als den englischen Einfluß im Mittelmeere zu erweitern. Frankreich konnte ihn im Falle eines Angriffes von schwedischer oder russischer Seite unterstützen, während Spanien durchaus außerhalb solcher Combinationen stand. Georg I. zog den Bund mit Frankreich vor und Dubois schloß im Haag einen Vertrag ab, in welchem die Artikel des Utrechter Friedens, die auf die Successionsverhältnisse in England und Spanien Bezug hatten, nämlich die Thronfolge des Hauses Hanover in die Stelle der Stuarts und die Entsagung Philipp's V. auf die französische Krone, bestätigt wurden. Frankreich, das in der That kein Interesse haben konnte, den Regenten eher als Philipp V., im Falle des Ablebens Ludwig's XV., an seiner Spitze zu sehen, erkaufte diesen Vertrag gleichwohl durch die Aufopferung des Kanals von Mardyke, der den nach dem Utrechter Frieden zerstörten Hafen von Dünkirchen

ersetzen sollte, und gestand den Holländern, die in diesen Traktat mit aufgenommen wurden, bedeutende Handelsvortheile zu. Zugleich machte es sich anheischig, den Prätendenten, der in Avignon eine Zuflucht gefunden, über die Alpen zurückzuweisen und jeder Verbindung mit seinen Anhängern zu entsagen. Für so viele Zugeständnisse konnte Dubois von den englischen Ministern nicht einmal für Ludwig XV. den Titel eines Königs von Frankreich erhalten. Die Engländer, in Erinnerung ihrer alten Siege im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert hatten den Titeln ihres Souverains den über Frankreich hinzugefügt und fuhren fort, den französischen Monarchen nur als den „allerchristlichsten König" zu bezeichnen. — Sobald die Holländer diesem Vertrage beigetreten, nahm er den Namen der Tripelallianz an (1717). Die Lage Frankreichs hatte sich nicht wenig im Vergleiche zu der Zeit verändert, wo Ludwig XIV. einst ganz Europa Gesetze vorschrieb und Karl II., Jakob II. und deren Minister auf der Liste seiner Pensionen standen. Allerdings hatte der Ehrgeiz jenes Königs und seine übertriebenen Ansprüche Frankreich in immerwährende Kriege gestürzt und zuletzt dessen Macht erschöpft, indessen hatte er doch immer die Erhebung und Vergrößerung seines Landes zum Ziel gehabt, während der Regent mit Absicht und Bewußtsein dasselbe dem Auslande gegenüber erniedrigte. Alberoni fühlte sich durch die Gleichgültigkeit, mit der England seine Anerbietungen zurückgewiesen, verletzt und diese Unzufriedenheit ward noch vermehrt, als er vernahm, daß durch einen geheimen Artikel der Tripelallianz Frankreich und England sich anheischig gemacht hatten, den Turiner Hof zur Abtretung Siciliens an den Kaiser zu bewegen und ihm dafür Sardinien anzubieten. Dies war nicht nur eine Verletzung des Utrechter Friedens, sondern auch eine offenbare Kränkung für Spanien, das auf Sicilien sich ein Rückfallsrecht vorbehalten hatte, sobald Victor Amadeus ohne Erben sterben sollte. Beide, die Königin von Spanien, die gegen das Haus Oesterreich, das die kleinen italienischen Fürsten so lang unterdrückt hatte, einen erblichen Haß hegte, und Alberoni, der mit Englands und Frankreichs Hülfe Italien dem Einflusse des Kaisers zu entziehen gehofft, wurden durch diese Unterhandlungen in ihren Neigungen und Planen auf das Empfindlichste verletzt. Es gelang Alberoni, der mit dem größten Eifer daran arbeitete, Spanien ein Heer und eine Flotte zu geben, die im Anfange seiner Verwaltung im elendesten Zustande waren, Philipp's V. Unwillen über Frankreichs und Englands Verhalten zu besänftigen und ihn, so lange die begonnenen kriegerischen Zurüstungen noch nicht vollendet waren,

von einem offenen Bruche zurückzuhalten. Um diese Zeit jedoch ward Don Joseph Molines, der spanische Botschafter in Rom, der in sein Vaterland zurückkehren wollte und den Landweg vorzog, auf seiner Reise an der mailändischen Grenze plötzlich auf Befehl der österreichischen Regierung verhaftet und in die Citadelle von Mailand gebracht. Diese Beleidigung war hinreichend, den ohnedies schon bestehenden Groll Philipp's V. gegen Karl VI., die seit dem Erbfolgekrieg her unversöhnt geblieben, keinen diplomatischen Verkehr angeknüpft und ihre gegenseitigen Rechte und Titel nicht anerkannt hatten, zum Ausbruch zu bringen. Spanien erklärte den Krieg an den Kaiser und eine spanische Flotte bemächtigte sich in kurzer Zeit Sardiniens, das durch den Utrechter Frieden an Oesterreich gekommen war. Diese unerwartete Schilderhebung Spaniens, das jeder Anstrengung für unfähig gehalten wurde, erregte das größte Aufsehn und drohte wiederum einen allgemeinen Krieg anzufachen.

Die Interessen Frankreichs wurden in diesem Falle von dem Regenten auf eine Art geopfert, die Ludwig XIV. selbst in seiner unglücklichsten Zeit nicht vorgeworfen werden konnte, und er bewies hierdurch, wie unwürdig er des Thrones war, den er zu besteigen hoffte. Anstatt das freundschaftliche Verhältniß mit Spanien zu erhalten oder wiederherzustellen und Frankreich von dieser Seite her vor jedem Angriff zu sichern, anstatt Italien gegen die Uebermacht des Kaisers zu schützen, erweiterte er den mit Philipp V. bestehenden Bruch, verband sich mit England, dem alten Feinde Frankreichs, und dachte Karl VI., außer Neapel und Mailand, noch Sicilien zuzuwenden, und dies einzig aus persönlicher Abneigung gegen Philipp V., und um, ging Ludwig XV. mit Tode ab, bei seinen Ansprüchen auf den französischen Thron auf Hülfe im Auslande rechnen zu können. Unter diesen Umständen, wo Spanien ganz allein, ohne Verbündete, von dem Kaiser bedroht, mit Frankreich gespannt, von England und Holland verlassen, dastand, setzte Alberoni seine Rüstungen ununterbrochen fort. Von den Spaniern als Fremder gehaßt, vom Auslande verläumdet, von einem schwachen geisteskranken Könige abhängig, befand er sich in einer der schlimmsten Stellungen, in der je ein Staatsmann gestanden. Gleichwohl gab er seinen Plan, Frankreich und England zu sich hinüberzuziehen und dem Kaiser in Italien entgegenzutreten, nicht auf, als Philipp V. plötzlich erkrankte und die letzte Stütze, die er behalten, zu wanken anfing. Philipp V. war von den Spaniern, die ihn selten sahen und wenig kannten, ungeachtet seiner Dumpfheit und Thatenlosigkeit, dennoch geliebt. Dieses beharrliche und in seinen Nei-

gungen so wenig wechselnde Volk blieb ihm, obwohl er nie etwas für dasselbe gethan, nachdem es ihn einmal als König angenommen, unwandelbar treu. Zugleich war in diesem Lande alles öffentliche Leben, selbst alle intellektuelle Bewegung so ganz erstorben, daß der durch Karl V. begründete politische Despotismus sich selbst unter einem halb wahnsinnigen Könige erhalten konnte, und die Nation, wie im Orient, von dem Palaste eines Fürsten aus, den sie fast nie zu Gesicht bekam, durch Günstlinge, die seine Stelle vertraten, regiert werden konnte und, so lange man ihre Vorurtheile, ihren Glauben und ihre Gewohnheiten nicht antastete, gegen ihr übriges Schicksal vollkommen gleichgültig blieb. Alberoni hatte, obwohl immer dem Neide der spanischen Großen ausgesetzt, als Minister Philipp's V., bei seinen Reformen und Rüstungen bisher keinen Widerstand gefunden, sobald aber die letzte Krankheit des Königs und seine gänzliche Theilnahmlosigkeit an der Regierung bekannt wurden, brach die nationale Eifersucht gegen ihn mit unerwarteter Heftigkeit aus. Die Unzufriedenen wandten sich an den französischen Botschafter in Madrid, um durch ihn den Beistand des Herzogs von Orleans, zur Vertreibung Alberoni's und zur Beschränkung der Macht der den Spaniern verhaßten italienischen Königin zu erlangen. Eine Verschwörung bildete sich, um Philipp V. der Regierung für unfähig zu erklären und seinen Sohn, den Prinzen von Asturien, an seine Stelle zu setzen. Die momentane Wiederherstellung des Königs, so weit eine solche möglich war, unterbrach mehr diese Intriguen, als daß sie die Hoffnungen, die sie unterhielten, vernichtet hätte. Dubois war unterdessen mit der Leitung der Unterhandlungen zwischen Frankreich und England in London beauftragt worden. Er kannte nur zwei Interessen, die Vermehrung seines Vermögens und die Erlangung der Cardinalswürde, die seinem Gegner Alberoni in Spanien schon geworden war, die damals allgemein geltende Eitelkeit aller derer, die sich aus dunkeln Stellungen, unter der Hülle des geistlichen Namens, emporgearbeitet hatten. Seiner ganzen Sinnesart war nicht nur der Gedanke der Pflicht, sondern selbst der der äußern Ehre fremd, ja er fühlte sogar für den Regenten, dem er Alles verdankte, nicht die mindeste Anhänglichkeit und hätte ihn, wenn sein Vortheil es verlangt oder die Umstände möglich gemacht, ohne Bedenken aufgeopfert. Der Ruf seiner übeln Sitten, seiner Treulosigkeit und Niederträchtigkeit war bis nach Rom gedrungen. Er konnte dort bei seiner Bewerbung um den Cardinalshut auf keine Begünstigung hoffen, er brauchte

große und mächtige Fürsprecher, die sie dem Papste abtrotzten. Der Regent war der Erhebung eines Individuums, das früher im Stande der niedrigsten Dienstbarkeit gelebt, dessen ganze Schlechtigkeit er kannte und der ihm durch die Erlangung des Cardinalats eine zu hohe Würde einnehmen zu wollen schien, abgeneigt. Dubois wußte dies und er wandte sich deshalb an Georg I., der als Kurfürst von Hanover und dem Kaiser besonders ergeben, auf den wiener Hof von Einfluß war, der wiederum Dubois bei dem Papst in Schutz nehmen sollte. Es handelte sich zu jener Zeit, da die politischen Verhältnisse mehr von Gewalt und List als von Recht und Wahrheit bestimmt wurden, in den politischen Combinationen mehr um private als öffentliche Interessen, selten aber hatten jene sich um das Geschick einer so niedrigen und unwürdigen Persönlichkeit, wie die des Abbé Dubois war, gedreht. Für diesen Mann, der seine Frau heimlich verlassen, während ihres Lebens in den geistlichen Stand getreten und sich früher nur durch Schelmereien und Nichtswürdigkeiten bemerkbar gemacht hatte, verwandten sich, als er dem Ziele seines Ehrgeizes nahe gekommen, die ersten Personen, als ob es sich um die Canonisation eines Heiligen oder den Triumph eines Helden gehandelt hätte. Um England und Oesterreich zum Besten seiner Privatinteressen zu gewinnen, opferte Dubois die politischen Vortheile Frankreichs auf, entfernte es immer mehr von seinem natürlichen Bundesgenossen, Spanien, vergaß aber dabei nie die Befriedigung seines Geizes, denn England zahlte ihm, zum Lohne für seine Verräthereien, ein Jahrgehalt von nicht weniger als vierzigtausend Pfund Sterling aus. In der That schloß er die Präliminarien eines Vertrages ab (1718), vermöge dessen der Kaiser Spanien und Indien entsagen, Savoyen ihm zu Gunsten Sicilien abtreten und dagegen Sardinien erwerben, Toskana und Parma kaiserliche Lehne werden und Spanien mit den Waffen in der Hand gezwungen werden sollte, diesen Bedingungen beizutreten, die in Paris und London ratificirt wurden. Dieser Traktat stieß das alte System der französischen Allianzen um, die immer vorzugsweise gegen England und das Haus Oesterreich gerichtet gewesen waren. Am Ende des Jahres wurden zwei Bevollmächtigte, ein englischer und ein französischer, nach Madrid gesandt, um die Artikel dieses letzten Vertrages dem spanischen Cabinet mitzutheilen und es zur Theilnahme an demselben einzuladen. Alberoni, ohnedies kühnen Charakters und durch die Art von Nichtachtung, welche die andern Mächte und besonders England ihm bewiesen, gereizt, entschloß sich zum

Widerstande. Es bestand in Frankreich, wie oben bemerkt worden, eine dem Regenten feindliche Partei, die man den alten Hof nannte und die den Herzog von Maine an ihrer Spitze hatte. Dieser war durch den Herzog von Orleans fast aller der ihm, von seinem natürlichen Vater, Ludwig XIV., zugestandenen Rechte beraubt worden, und er und besonders seine Frau, eine Prinzessin aus dem Hause Condé, wünschten sich um jeden Preis an einem Fürsten zu rächen, der ihnen verhaßt und verächtlich zugleich, sie, anstatt sich um ihre Freundschaft zu bewerben, in ihrer Ehre auf das Empfindlichste angegriffen hatte. Die Freunde und nähern Umgebungen des verstorbenen Königs, ein Theil des Adels und der Parlamente, waren überhaupt gegen den Herzog von Orleans gestimmt und dachten, sich auf Philipp V., als den nächsten Verwandten des jungen Königs zu stützen. Alberoni, von diesen Gesinnungen unterrichtet, befahl dem spanischen Botschafter in Paris, Fürsten Cellamare, sich dieser Partei zu nähern und ihr den Beistand seines Königs gegen den Regenten zu versprechen. Zugleich suchte er die Jakobiten in England zu ermuthigen und ging auf einen großen Plan, den Prätendenten auf den englischen Thron zu setzen, ein. Karl XII. sollte mit dreißigtausend Mann in Schottland landen, Peter I. mit einem starken Heere in Deutschland einfallen, um die Verbündeten Georg's I. bei sich zu beschäftigen, und der Prätendent mit einer spanischen Flotte in England landen. Der plötzliche Tod Karl's XII., am Ende dieses Jahres (December 1718) vereitelte diesen Entwurf. Außerdem hatte Alberoni den Plan gefaßt, dem Herzoge von Savoyen, den er vergebens durch Versprechungen von Gebietserweiterungen in der Lombardei zu sich hinüberzuziehen versucht, Sicilien und dem Kaiser Neapel zu entreißen, und zu dem Ende eine große Flotte von zweiundzwanzig Linienschiffen und dreißigtausend Mann Landungstruppen in Bereitschaft gesetzt. Diese nahm im Juli Palermo ein und bald erkannte ganz Sicilien, mit Ausnahme Messinas, von Neuem die spanische Herrschaft an. Zum Unglück für Alberoni kam es zwischen dieser Flotte und der englischen, die im Mittelmeere kreuzte, im Angesicht von Syrakus, zu einer Schlacht, in der die eben erst durch rastlose Anstrengungen geschaffene spanische Seemacht fast gänzlich zerstört wurde. Die Engländer, die mit Spanien keineswegs im Kriege waren, den Kampf aber absichtlich gesucht hatten, schoben die Schuld desselben auf die Spanier, obgleich es klar war, daß sie nur den Eingebungen ihrer Eifersucht gegen die plötzliche Erhebung Spaniens, das bei seiner Lage und seinen Kolonien eine Seemacht so leicht hervorbringen und unterhalten konnte, ge-

folgt waren. Alberoni war nicht im Stande, diese Verletzung des Völkerrechts zu rächen und fuhr zu unterhandeln fort. Dubois, dem der Regent einen großen Theil der innern und die Leitung aller auswärtigen Angelegenheiten überließ, hatte, Frankreichs Interesse entgegen, sich allen Versuchen Alberoni's, Spanien zu heben, entgegengesetzt. Er benutzte seines Gebieters Schwäche und dessen Abneigung gegen Philipp V., um ihn immer mehr an England zu fesseln, obgleich Frankreich bei diesem Bunde nur verlieren konnte. Seine Politik war indessen von einem empfindlichen Schlage, der unter andern Umständen große Folgen hätte nach sich ziehen können, getroffen worden. Karl VI. hatte sich geweigert, die Präliminarien der in London und Paris entworfenen Quadrupelallianz zu ratificiren. Er willigte zwar ein, auf Spanien und Amerika keine Ansprüche mehr zu machen, weigerte sich aber, aus Stolz oder in Hoffnung auf spätere günstige Ereignisse, Philipp V. definitiv als König anzuerkennen. Dubois hatte demnach auf den Kaiser vergebens bei der Bildung dieses Bündnisses gerechnet. Victor Amadeus dagegen, der früher mit Spanien unterhandelt, aber begriffen hatte, wie wenig er auf dessen Hülfe zählen könne, nahm den ihm von Frankreich und England vorgeschlagenen Tausch Sardiniens für Sicilien an. Die Holländer traten der Quadrupelallianz erst im Februar 1719 bei.

Dubois war der fast unbeschränkte Leiter der französischen Politik geworden. Wie immer, wenn ein Geringerer einen Höhern lenkt und beide ohne Gefühl für Recht und Pflicht sind, so hatte Dubois den Vorurtheilen und Leidenschaften des Regenten mehr geschmeichelt als ihnen gedient und vor Allem immer seine eigenen Interessen verfolgt. Orleans kannte den Haß Philipp's V. gegen ihn, die Verbindungen, in denen er mit den französischen Unzufriedenen stand, und sah den König von Spanien als seinen persönlichen Feind an. Zugleich glaubte er nicht, daß Ludwig XV. die Jahre der Kindheit überleben würde, und in diesem Falle die Ansprüche Philipp's V. auf den französischen Thron voraussehend, wollte er sich im Auslande eine Hülfe gegen diesen Nebenbuhler vorbereiten. Dieser Plan konnte durch das Leben des königlichen Kindes vereitelt werden und wurde es in der That, er war aber außerdem der Stellung und dem Vortheile Frankreichs nicht nur fremd, sondern sogar entgegengesetzt. Ludwig XIV. hatte das Testament Karl's II. nicht in der Absicht angenommen, um eine neue Königskrone in sein Haus zu bringen, sondern um die alte Feindschaft und Rivalität zwischen Frankreich und Spanien durch diese

Familienverwandtschaft der beiden Kronen für immer zu beseitigen und Frankreich von dieser Seite her vollkommen sicher zu stellen. Wäre eine persönliche oder königliche Eitelkeit das herrschende Motiv für ihn gewesen, so würde er ohne Zweifel auf den Vorschlag der Alliirten, Neapel und Sicilien unmittelbar unter seine Herrschaft zu bringen, eingegangen sein, denn die Macht seiner Krone wäre hierdurch um ein Großes vermehrt worden, Spanien aber unter einem österreichischen Prinzen immer ein Gegner Frankreichs geblieben sein. Nach Ludwig's XIV. Plan sollte Frankreich dagegen, nach Philipp's V. Thronbesteigung, an Spanien den nächsten Bundesgenossen und alle Interessen mit ihm gemein haben. Spanien konnte mit Frankreich im Bunde zu Lande nicht mehr angegriffen werden und alle seine Thätigkeit auf die Vermehrung seines Handels und die Herstellung einer großen Seemacht und Frankreich seine Aufmerksamkeit auf den Osten und Norden gerichtet halten und im Süden unbesorgt sein. Die langen Kriege von Philipp II. bis auf Mazarin hatten bewiesen, von welcher Bedeutung für Frankreich die Feindschaft mit Spanien gewesen. Mit dem Kaiser und mit England dagegen war kein engeres Bündniß, ohne Frankreichs Interessen zu gefährden, möglich. Hier bestand eine Verschiedenheit der moralischen und politischen Verhältnisse, der Lage, der Gesinnung und nationalen Tendenzen, die nothwendig über kurz oder lang zu Collisionen führen mußte, die eben durch einen engen Bund mit Spanien weniger gefährlich gemacht wurden. Von Karl VI. und Georg I. ward deshalb die wachsende Spannung zwischen Frankreich und Spanien mit Zufriedenheit betrachtet, denn beide schadeten sich zum Vortheile ihrer natürlichen Feinde. Der Regent und Dubois wußten dies, opferten aber Frankreich ihren besondern Zwecken auf. Diese Politik der Regentschaft, wenn man sie eine solche und nicht einen absichtlichen Verrath nennen will, bereitete die niedrige Stellung Frankreichs in Bezug auf das Ausland vor, die während der langen Regierung Ludwig's XV. dauern, durch welche die Nation, in der nie alles Selbstgefühl und alle Einsicht in ihre wahre Lage erstickt werden konnte, dem Thron weit mehr als durch die Mißbräuche der innern Verwaltung entfremdet wurde.

Um den Bruch mit Spanien zu beschleunigen, benutzte Dubois die Verabredungen, die zwischen dem Herzoge und besonders der Herzogin von Maine und Alberoni bestanden und deren Ausbruch man die Verschwörung von Cellamare genannt hat. Der Zweck dieser Intriguen war, die Reichsstände zusammenzuberufen, dem Herzoge von Orleans die Regentschaft abzunehmen, die Quadrupelallianz auf-

zulösen und Philipp V. zum Vormunde Ludwig's XV. zu ernennen, die Mittel aber, die zum Gelingen dieser Plane in Bewegung gesetzt wurden, waren nicht die Bildung eines Heeres zu deren Unterstützung, die Besitznahme von Festungen, die Erregung eines Aufstandes in der Hauptstadt, sondern eine große Menge von Satyren und Flugschriften aller Art gegen die damaligen Gewalthaber in Frankreich gerichtet. Ungeachtet der beginnenden moralischen Auflösung der französischen Gesellschaft war die politische Form des Staates noch immer fest und die der Regierung zu Gebote stehenden Mittel groß genug, um einem so schwach angelegten Complot nicht nur widerstehen, sondern es sogar in seiner ersten Bildung ersticken zu können. Außerdem hatte die Zerstörung der spanischen Flotte bei Syrakus die Hülfe Spaniens unmöglich gemacht. Einige unzufriedene Edelleute, besonders in der Bretagne, einige Parlamentsglieder, waren mit den spanischen Agenten in Verbindung getreten, aber dies Alles sah mehr den Vorbereitungen zu einem Theatercoup als zu einem Staatsstreiche ähnlich, und Dubois wußte sehr wohl, daß er von einem solchen Unternehmen nichts zu fürchten habe. Die Masse des französischen Volkes fing um diese Zeit gegen ihre Regierung überhaupt gleichgültig zu werden, und die, welche an ihrer Spitze standen, mehr zu verachten als zu hassen, an. Es hatte sich eine tiefe Apathie, mehr als vielleicht in irgend einer andern Epoche, der höhern und mittlern Klassen in Bezug auf alles öffentliche Leben bemächtigt. Das Volk fühlte den Druck im Innern und die Erniedrigung nach Außen zu, noch war aber lange das seiner Geduld gegebene Maß nicht überstiegen und bis dahin mußte Alles ruhig bleiben. Es war von ihm keine Parteiung, keine Empörung zu fürchten und die gewöhnlichen Mittel der bestehenden Verwaltung waren mehr als hinreichend alle Feinde des Regenten, und wären sie auch unternehmender und zahlreicher gewesen, in Zaum zu halten. Dubois kannte die Gefahrlosigkeit dieses Complots, suchte aber in dessen Bestehen dennoch den Grund zu einem Kriege mit Spanien. Man wußte, daß der spanische Botschafter, Fürst Cellamare, drei Reisenden, die von Paris nach Madrid gingen, ein Paquet Schriften mitgegeben hatte. Diese wurden in Poitiers verhaftet, nach Paris zurückgebracht, die Wohnung Cellamare's untersucht und seine Papiere in Beschlag genommen. Diese bewiesen nichts, als was man schon wußte, daß man in Frankreich Haß gegen den Regenten zu verbreiten und in den Provinzen einige Offiziere und Edelleute für den möglichen Fall eines Angriffes auf die Regentschaft zu gewinnen suchte. Aus diesen Entdeckungen ging jedenfalls die geringe

Verzweigung und politische Unwichtigkeit der ganzen Intrigue von selbst hervor. Dubois, in der Absicht, den Bruch mit Spanien in den Augen des Publikums zu rechtfertigen, ließ von seinen Anhängern das Gerücht ausstreuen, als sei ein neuer Bürgerkrieg auszubrechen bereit gewesen, gegen das Madrider Kabinet über Verrath und feindliche Absichten die lautesten Klagen erheben und eine bedeutende Anzahl in das Complot wirklich verwickelter oder dem Regenten sonst verdächtiger Personen verhaften. Der Herzog von Maine ward jetzt, nachdem er schon früher der Oberaufsicht über die Erziehung Ludwig's XV., des Commandos der königlichen Haustruppen und kurz vorher seiner Successionsrechte, als legitimirter Sohn Ludwig's XIV., für verlustig erklärt worden, so wie seine Gemahlin verhaftet und er auf eine Zeit lang in die Citadelle von Dourlens, sie nach der von Dijon abgeführt. — Drei Jahre nach dem Tode Ludwig's XIV. ward dieser sein Lieblingssohn, nachdem er von der ihm durch seinen Vater verliehenen Größe eine Stufe nach der andern herabgestoßen worden, als ein Verbrecher behandelt. Es war, als habe sich der Regent für die Abhängigkeit, in der ihn einst sein Oheim gehalten, durch die systematischen Angriffe rächen wollen, die er jetzt den Sohn desselben fühlen ließ, der ihm außerdem selbst durch seine Frau nahe verwandt war, denn die Herzogin von Orleans und der Herzog von Maine waren Geschwister. — Es liegt wie in dem Princip, so auch in der Erscheinung des politischen Absolutismus etwas Gemachtes, Erzwungenes und der Abstraktion ungeachtet, die in ihm durch die Uebertragung aller Rechte eines Volkes auf ein einziges Individuum, hervortritt, ein besonderer Materialismus verborgen, der im gewöhnlichen Laufe der Dinge sich hinter der einmal eingeführten Ordnung verbirgt, in außerordentlichen Lagen aber auf eine überraschende Weise zum Vorschein kommt. Ludwig XIV. war der mächtigste, der längst regierendste aller französischen Souveraine gewesen. Alles hatte sich vor ihm gebeugt. Seine nächsten und vertrautesten Umgebungen hatten sich gewissermaßen an den Anblick seiner Majestät gewöhnen können, er war für sie immer eine Art von überirdischem Wesen geblieben. Diese Macht war jedoch so durchaus materieller Natur gewesen, hatte einen so geringen moralischen Eindruck zurückgelassen, daß sein letzter Wille und dessen Bestimmungen sogleich nach seinem Tode aufgehoben wurden. Wie viel höher als diese die engen Grenzen des persönlichen Daseins nicht überschreitende politische und materielle Gewalt ist dagegen die ideelle und moralische Größe derer, die durch

ihr Beispiel, ihre Lehren oder Werke die Gedanken und Empfindungen der Menschen noch lange nach ihrem Tode beherrschen oder die deren äußere Zustände auf eine von der Willkür unabhängige dauernde Grundlage stellen. Die Rache, welche die von den Eroberern und Despoten verletzte Würde der menschlichen Natur nimmt, wirkt, wenn sie selbst auch nicht von ihr erreicht werden, fast immer auf das, was sie gethan, und oft auf ihr eigenes Blut, vernichtend ein, das dem Wechsel und der Zerstörung vorzugsweise ausgesetzt ist.

Der Plan der Quadrupelallianz brach jetzt offen hervor. Sie beschuldigte Spanien der Verletzung der Traktate von Utrecht und Baden und kündigte ihm den Krieg an. Philipp V., durch die Verhaftung seines Botschafters Cellamare auf das Aeußerste gereizt, lud in einer Proklamation die französischen Truppen zu ihm abzufallen, ihn als Regenten von Frankreich und natürlichen Beschützer des jungen Königs anzuerkennen, ein. Ein Theil der spanischen Streitmacht stand noch in Sicilien und suchte sich dort gegen Oesterreicher und Piemonteser zu behaupten, ein anderer war dem Prätendenten zu einer Landung in England angeboten worden. Philipp V. brachte kaum funzehntausend Mann zusammen, mit denen er sich gegen die Pyrenäen zu in Bewegung setzte. Er rechnete auf den Eindruck, den seine Erscheinung auf den französischen Soldaten hervorbringen würde, den er an Ludwig XIV. erinnern konnte, aber der Name jenes großen Königs, der, wie alle bedeutenden Erscheinungen, von manchen seiner Flecken gereinigt, in späterer Zeit mit so großem Glanze wieder erscheinen sollte, ward damals noch von dem Unglücke seiner letzten Jahre verdunkelt und hatte weder die Kraft der Gegenwart, noch die Magie der Erinnerung für sich. Die Franzosen, dreimal so stark als die Spanier, belagerten unter Berwik Fontarabia und nahmen es ein. Die Engländer zerstörten während dieser Zeit das Arsenal von Santogna, das Alberoni gegründet hatte. San Sebastian ergab sich, die Provinz Guipuskoa unterwarf sich mit Vorbehalt ihrer Privilegien, und Philipp V. verließ, von so vielen Unfällen gebeugt, das Heer und kehrte nach Madrid zurück. Alberoni, der eine große Kenntniß aller europäischen Verhältnisse, aber mehr Einsicht als Glück besaß, suchte den gegen Spanien verbündeten Mächten bei sich selbst Beschäftigung zu geben. Er hatte durch Geld und Emissaire in Ungarn das Feuer der Insurrektion wieder angefacht, eine Expedition nach Schottland geschickt und Unruhen in der Bretagne erregt. Keiner dieser Plane, obgleich gut ausgesonnen und nicht ohne Wahrscheinlichkeit des Erfolges, war geglückt. Die Ungarn waren durch ihren langen Kampf

gegen das Haus Oesterreich zu sehr erschöpft und der Kaiser zu mächtig geworden, der Landungsversuch in Schottland mißlang gänzlich, die Complote in der Bretagne wurden unterdrückt und einige der Verschwornen hingerichtet. Philipp V., der sich überall unglücklich und gedemüthigt sah, beschloß endlich, da die englischen und französischen Minister ihm erklärten, seine Friedensvorschläge, so lange Alberoni in seinem Cabinet säße, zurückweisen zu müssen, den einzigen Staatsmann, den Spanien damals besaß, aufzuopfern. Er glaubte, indem er ihn entfernte, alle begangenen Fehler und das erfahrene Unglück von sich auf ihn abwälzen zu können. Alberoni verließ Spanien, verbarg sich, so lange Clemens XI. lebte, dem er den Cardinalshut durch eine List abgedrungen und der ihn vielleicht degradirt oder wenigstens gefangen gesetzt hätte, und starb, nachdem er in Rom wieder zu Gunst und Einfluß gekommen, viele Jahre nachher, im höchsten Alter. Er war in dem Zeitraume von Philipp III. bis zu Karl III. der einzige fähige und energische Charakter gewesen, der den Gedanken, den verfallenden Koloß der spanischen Monarchie wieder zu beleben, gefaßt hatte, und seine großen Talente waren nur am Widerstande unübersteiglicher Hindernisse gescheitert. Philipp V. nahm, nach seiner Entfernung, die von der Quadrupelallianz ihm vorgelegten Bedingungen an (1720. Februar).

Der Regent hatte durch Hülfe des Parlaments die Schranken, die das Testament Ludwig's XIV. seiner Gewalt gesetzt, aufgehoben und war durch dasselbe mit der ganzen Fülle der königlichen Macht während der Minderjährigkeit Ludwig's XV. bekleidet worden. Orleans hatte den größten Theil der Magistratur für sich zu gewinnen gewußt, ihren ersten Präsidenten des Mesmes und einige der einflußreichsten Mitglieder mit großen Summen bestochen, allen aber geschmeichelt und ihnen namentlich das ihnen von Ludwig XIV. (1673) entrissene Recht der Vorstellungen (remontrances) gegen die Eintragung der königlichen Edikte schon am ersten Tage seiner Regentschaft wiedergegeben. Dies gute Verhältniß zwischen ihm und dem Parlament war jedoch von keinem langen Bestande gewesen. Der Herzog besaß, seines Leichtsinnes und seiner Planlosigkeit ungeachtet, die den Mitgliedern seines Hauses, die sich im Besitze der höchsten Gewalt befanden, seit so langer Zeit zur andern Natur gewordene Gewohnheit, Alles nach ihrem eigenen Willen zu entscheiden, mit den Ueberresten der alten Stände, wie dem Klerus, der Magistratur, dem Adel gewisser privilegirter Provinzen (pays d'états genannt), in denen sich ein Schatten von einer nationalen Repräsentation erhalten, unter besonders schwierigen Umständen dann und wann zu

unterhandeln, ihnen in solchen Lagen, dem Scheine nach, einige Concessionen zu machen, dem Wesen nach sich aber an ihre Meinung und Zustimmung wenig zu kehren und in allen wichtigen Verhältnissen, mit Zuziehung einiger vertrauten Räthe und Günstlinge, nach Gutbefinden zu verfahren. Das Parlament auf der andern Seite hatte, ungeachtet des langen Druckes, unter dem es von Ludwig XIV. gehalten worden, seine alten Ansprüche, für das vornehmste Werkzeug der Krone und den Vertheidiger des Volkes zugleich zu gelten, nicht aufgegeben, eine getheilte und ihrer Natur nach unmögliche Stellung, aus der sich allein die vielen Widersprüche, in die es verfiel, und die Unmöglichkeit, sich zu einer wahrhaft nationalen Autorität zu erheben, erklären lassen. Besonders unter einer Regentschaft und zumal unter einer solchen, die ihm ihre Anerkennung verdankte, wollte es eine genaue Einsicht in die Verwaltung der öffentlichen Gelder, die Befolgung der Gesetze, die Erhaltung der den Einzelnen und den Ständen zugehörigen Rechte, kurz eine oberste Controle über die gesammte Staatsregierung an sich nehmen. Eine ähnliche Institution wie diese Parlamente, so schwankend in ihren Attributen und zugleich so einflußreich in deren Aeußerungen, so voll von Widersprüchen und doch so tief in die Gesetze, Sitten und Vorstellungen der Nation gedrungen, hat es in keinem andern modernen Staate gegeben. — Das Parlament wollte ein Tribunal, eine Art nationaler Repräsentation, eine oberste Verwaltungsbehörde und zugleich ein Areopag sein, denn es bekümmerte sich um Religion, Moral, Literatur u. s. w. und umfaßte durch die Art seiner Zusammensetzung, in der sich die Prinzen von Geblüt, der erste Adel, die vornehmsten Prälaten befanden, durch die Menge von Klerikern unter seinen Räthen und Advokaten, durch seine Rekrutirung aus den mittlern Klassen, die wiederum aus den niedern hervorgegangen, der Form nach fast die ganze Nation, ohne jedoch, wenige Momente in der französischen Geschichte ausgenommen, zu einer wahrhaft nationalen Autorität zu gelangen. Es erkannte, dem Princip nach, dem Könige eine unbeschränkte Gewalt zu, indem es ihn nur durch sie von der Theokratie und dem Feudalwesen unabhängig glaubte, und wollte dieselbe dennoch in ihrer Anwendung in jedem Augenblicke kontroliren, es war den Ansprüchen der Reichsstände entgegen, hinderte deren Zusammentreten, so oft es konnte, und widersprach gleichwohl, so oft es frei athmen konnte, der Vorstellung, daß das französische Volk nach Willkür und Laune regiert werden konnte, und setzte sich der Ansicht, daß Frankreich eine despotische Monarchie sei, als einem nationalen Schimpfe und Vor-

wurfe entgegen. Die Mängel dieser großen Institution lagen weniger in ihrer besondern Organisation, der Mischung von Erblichkeit und Käuflichkeit zugleich der Stellen, dem eigensinnigen, beschränkten Korporationsgeiste u. s. w., als vielmehr in dem unentschiedenen Charakter des Parlaments überhaupt, das weder allein ein Tribunal noch eine Verwaltungsbehörde, weder eine Repräsentation des Volkes noch ein Senat des Königs, sondern dies Alles auf einmal sein wollte und auf diese Art weder die königliche Macht in ihrer Ausartung beschränken, noch die Rechte des Volkes zu beschützen fähig war, sondern immer zwischen beiden schwankte. — Seine starke Seite und der Grund seines nie ganz gebrochenen und immer wieder bis in die letzten Zeiten des alten Staates auflebenden Einflusses war die Meinung, welche die Nation von ihm hegte, daß ihm nicht nur die Vollziehung der Gesetze, wie jedem Gerichtshofe, zustehe, sondern daß es die Idee der Gerechtigkeit selbst repräsentire und deshalb von der Krone unzertrennlich sei, daß es deren Gewissen leite, zur geistigen Persönlichkeit des Königthums gehöre und das Umsichgreifen des natürlichen und ungezügelten Willens desselben durch seinen Rath und Einfluß zu besänftigen und zu ordnen habe. Frankreich war von der Nation nie als ein nach den Bedürfnissen und Zwecken des Augenblickes, nach rein administrativen und militairischen Grundsätzen regierter Staat, dessen Fürst der erste Soldat und Verwalter gewesen, aufgefaßt worden, sondern, vermöge der bei seinem Entstehen und seiner Entwickelung besonders thätig gewesenen Grundsätze der christlichen Hierarchie, war die Idee der Gerechtigkeit die Basis dieser geistlichen und feudalen Monarchie geworden, in welcher der Monarch als ein Ritter und Kleriker zugleich aufgetreten, in welcher der erstgeborne Sohn der Kirche und der weltliche Machthaber auf das Innigste vereint gedacht wurden. Als die Pflicht eines Königs von Frankreich erschien vor allen Dingen die Beschützung des Glaubens und die Erhaltung eines, nach der Meinung jener Zeiten, von demselben unzertrennbaren sittlichen Zustandes, in welchem die rein endlichen und äußern Interessen der Herrschaft der aus dem Christenthum stammenden Idee der Gerechtigkeit untergeordnet werden sollten. So wie dieser König, um die Religion und das Land, das für deren älteste politische Stiftung galt, zu vertheidigen, mit seinen Edeln in den Krieg ziehen, ebenso sollte er sich im Innern und im Frieden vorzugsweise mit der Ausübung der Gerechtigkeit beschäftigen und zu diesem Zwecke sich mit einer Art von weltlicher Priesterschaft (la clergie laique des vierzehnten Jahrhunderts), die von dieser Idee besonders beseelt war und auf deren Verwirklichung ihr

Bestreben richtete, seinem Parlament, umgeben. Das Parlament, obgleich so oft ein Gegner des Adels und der Klerus, war dennoch religiöser und feudaler Abkunft und von dem Geiste dieses doppelten Ursprunges erfüllt. Daher, ungeachtet seiner Streitigkeiten mit Rom und der Hierarchie, sein großer Einfluß auf den religiösen Zustand des Landes, daher seine Abneigung gegen die Anerkennung eines protestantischen Thronfolgers zur Zeit Heinrich's III., und sein bis auf die letzten Zeiten bewahrter Haß gegen den Protestantismus überhaupt, der dieses theils natürliche, theils künstliche Gewebe hierarchischer und feudaler Traditionen und Grundsätze zu zerstören und Frankreich, das, so zu sagen, aus den Eingeweiden der Kirche hervorgegangen und, wie Bossuet richtig bemerkt, mit Hülfe der Bischöfe gegründet worden, für dessen Fundament die Idee der Gerechtigkeit galt und die selbst wiederum von einem besondern Stande, dem Parlament repräsentirt wurde, in einen modernen Militair- und Administrativstaat mit Institutionen, die nicht in der Kirche und Monarchie wurzelten, verwandeln zu wollen, beschuldigt wurde. Die Weihe und Anerkennung, welche das Königthum in diesem Lande in den Personen Klodwig's, Pipin's und Hugo Kapet's von der Kirche erhalten und die sich bei den meisten ihrer Nachfolger wiederholte, die Dienste, die es wiederum der Hierarchie zur Zeit der Kreuzzüge, der Albigenser und der Reformation geleistet, die Bedeutung eines Heiligen auf dem Throne, wie Ludwig IX., die innige Verbindung des Adels und des Klerus, in dem Grundsatze ausgesprochen, daß der französische Priester der ältere Bruder des französischen Edeln sei, und die Bedeutung einer Institution, wie die erbliche Magistratur, die zur Verwirklichung der Idee der Gerechtigkeit selbst und nicht blos zur Handhabung einzelner Gesetze bestimmt war, bildeten, bis zur Autokratie Ludwig's XIV., der den ersten vollständigen Militair- und Administrativstaat schuf, den Geist und nach ihm, bis zur Revolution, immer noch die formelle Grundlage des altfranzösischen Staatsgebäudes.

Der mysteriöse Glanz, der auf die französische Krone durch ihr Alter fiel, das sie an die Spitze der modernen Gesellschaft überhaupt stellte, das innige, in ihre Entstehung verwebte Verhältniß zur Kirche, der religiöse und feudale Geist des Staates in dem engen Bunde des Klerus und des Adels, die Bestimmung der erblichen Magistratur, abwechselnd eine Aegide in den Händen der Könige, wenn die Nation ihre Pflichten gegen sie versäumte, oder der Nation, wenn die Könige nach Willkür und Laune zu herrschen strebten, zu sein, diese ganze Organisation gilt in den Augen derer,

welche den modernen Staat nicht als eine freie Schöpfung, sondern als ein historisches Ereigniß begreifen, für die edelste Form eines großen Gemeinwesens, und darum haben die, welche dem kirchlichen und politischen Geiste des Mittelalters zugethan geblieben, und eine Fortbildung der öffentlichen Verhältnisse läugnen, auch außer Frankreich, die Idee und den Kern der altfranzösischen Monarchie für die trefflichste politische Organisation der modernen Welt erklärt. Der Schmerz über den Untergang dieser Verfassung und die Sehnsucht nach einer theilweisen so weit als möglichen Erneuerung derselben, wenigstens einiger ihrer wesentlichsten Bedingungen, wie einer innigern Verbindung der Kirche mit den Einrichtungen des Staates, der Erhaltung der unverbrüchlichen Erbfolge der Krone und ihrer Begründung auf einer solchen Höhe, daß sie von den Stürmen der Parteien nicht erreicht werden könne, der Wiederherstellung einer den alten Parlamenten ähnlichen, ein höheres und allgemeineres Princip darstellenden Magistratur als eine blos judiciaire Ordnung, ist der Charakter der katholischen und legitimistischen Partei, die der von der Revolution geschaffenen Constitution der französischen Gesellschaft entgegenstrebt und immer noch mehr Bedeutung besitzt, als ihre Gegner ihr zugestehen wollen. Die Trauer um den Verlust jener Institutionen ist eine gerechte, denn sie waren in ihrer Grundlage und ihren allgemeinen Zügen eine wirklich großartige und vollendete Erscheinung gewesen, aber der Gedanke, daß die Zukunft die Vergangenheit wiederherzustellen geneigt oder fähig sei, geht aus einem Mangel an Urtheil hervor, das, von Leidenschaft verblendet, die moralischen Bedingungen des Daseins und dessen unaufhaltsamen Wechsel verkennt, oder nicht begreifen will, daß jene verschwundene Organisation nicht sowohl von Außen umgestoßen worden, als sich in sich selbst langsam aufgelöst hatte. Denn wäre sie nicht vollkommen welk gewesen, hätte sie nicht alle Blüten und Früchte, die von ihr gefordert werden konnten, längst getragen, so würde sie keiner sinnlichen Gewalt erlegen sein. Denn die Stürme, die ihr plötzliches Verschwinden begleiteten, waren nicht der Grund, sondern die Folge ihres allmäligen sittlichen Verfalles.

Das Parlament hatte sich im Anfange der Regentschaft durch die Achtung und die Rücksicht, die der Herzog von Orleans ihm bezeigte, geschmeichelt gefühlt, und es würde denselben, hätte er zu einer wirklichen Reform des Staates Willen und Kraft gehabt, bei diesem zwar schwierigen, aber damals immer noch möglichen Werke, auf das Thätigste unterstützt haben. Sehr bald aber ward eine Erkaltung, dann eine Spannung zwischen dem Regenten und der

Magistratur sichtbar, die endlich zu einem vollkommenen Bruche führte. Der Charakter, die Sitten des Herzogs und seiner Umgebungen, seine frevelhafte und unverhehlte Geringschätzung aller Religion und Moral, ja selbst des gewöhnlichen äußern Wohlstandes, mußten das Parlament, an dem, mit seltenen Ausnahmen, eine besonders ernste und sittliche Haltung, mehr als selbst bei einem großen Theile des Klerus hervortrat, von ihm entfernen. Zu diesen allgemeinen Gründen gegenseitiger Abneigung und Entfremdung kam noch das Streben des Parlaments, die Verwaltung und besonders die Finanzoperationen des Regenten einer strengen Controle zu unterwerfen und die Ansprüche desselben auf eine unbeschränkte Gewalt, in der Art, wie sie Ludwig XIV. ausgeübt hatte, nicht anzuerkennen. Das Parlament bewies hier, wie in so vielen andern Fällen, die von seiner gemischten Stellung unzertrennbare Inconsequenz, denn dasselbe war es selbst, das den Herzog von Orleans von den Beschränkungen befreit hatte, die ihm durch das Testament des letzten Königs aufgelegt worden. Es hatte fälschlich geglaubt, durch die Art gesetzlicher und moralischer Oberaufsicht, die es über die Verwaltung in Anspruch nahm, den Regenten immer wieder zu seiner Pflicht zurückführen zu können. Das Mißverhältniß zwischen dem Regenten und der Magistratur kam endlich so weit, daß letzterer in einem Lit de Justice die Weisung gegeben wurde, sich künftig nur mit der Verwaltung der Justiz zu beschäftigen und von den allgemeinen Verhältnissen des Staates keine Notiz zu nehmen. Zugleich ward der Grundsatz aufgestellt, daß, wenn ein königliches Edikt dem Parlament zur Eintragung übergeben worden, diese in den ersten Tagen nach seiner Uebergabe zu vollziehen sei, oder, wenn dies nicht geschehen, eine solche ohne Weiteres vorausgesetzt werden würde. Die Regentschaft suchte demnach das Parlament in dieselbe Abhängigkeit wie unter der Regierung Ludwig's XIV. zu bringen, und dies war der Dank der Magistratur für die dem Herzoge von Orleans im Anfange seiner Gewalt bewiesene Unterstützung. Um sie zu demüthigen, war außerdem der bisherige Polizeichef der Hauptstadt (lieutenant de police), d'Argenson, zum Kanzler von Frankreich ernannt und dadurch zum Vorgesetzten aller Parlamente gemacht worden. Als in diesem Lit de Justice, dem der achtjährige Ludwig XV. präsidirte, denn ohne die Gegenwart des Souverains wurde ein solches nicht für möglich gehalten, das Parlament gegen die Eintragung der ihm vorgelegten Edikte einigen Widerstand zu erheben sich anschickte, legte der Kanzler dem königlichen Kinde einige strenge Worte in den Mund, die das Parlament zu einem

augenblicklichen Gehorsam zwangen, denn ein weiteres Widerstreben würde für einen Versuch des Hochverrathes gegolten haben. Es hatte von jeher das Princip der unumschränkten Gewalt des Königthums vertheidigt, aber zugleich immer erklärt, daß dieses nur nach den in Uebereinstimmung mit seinem Parlament gegebenen Gesetzen regieren dürfe, ein Widerspruch, den es jetzt wie so oft sonst an sich selbst zu fühlen Gelegenheit hatte. Dieses Lit de Justice war außerdem eine arge Verspottung der absoluten Monarchie und der parlamentarischen Würde zugleich, denn wenn es natürlich war, daß ein Regent, der die Person des minderjährigen Souverains vollständig ersetzte, in dessen Namen einen unbedingten Gehorsam forderte, so war es dagegen lächerlich, dem jungen Könige einen Willen beizulegen, ihn zu einer scheinbaren oder wirklichen Erklärung zu veranlassen und einigen ohne Kenntniß und Urtheil ausgesprochenen Worten eine Art von magischer Gewalt zu geben. Am folgenden Tage protestirte das Parlament gegen die Edikte, zu deren Eintragung es in der Gegenwart Ludwig's XV. gezwungen worden, was jedoch keine andere Folge hatte, als daß drei seiner Mitglieder verhaftet wurden. Eine ähnliche Strenge ward auch gegen andere Parlamente, namentlich gegen das der Bretagne angewandt, und fand, da der Regierung das Militair und die Finanzen zu Gebot standen, keinen Widerstand. Indessen waren es diese Streitigkeiten mit den Parlamenten, welche sich während der ganzen Regierung Ludwig's XV. hindurch so oft wiederholen sollten und bei denen Recht und Vernunft meist auf Seite der Magistratur waren, welche die königliche Autorität in der Meinung des Volkes herabsetzten und dasselbe mit der Vorstellung von ihrer Schwäche, Selbstsucht und Erniedrigung vertraut machten, so daß die Krone, die früher als ein segenbringendes Gestirn, das über dem Lande leuchtete, verehrt worden, jetzt für die Ursache alles Unglücks und aller Schmach, die demselben widerfuhr, angesehen zu werden anfing. Schon in den letzten Jahren der Regierung Ludwig's XIV. war, wenn auch nicht gerade die Ehrfurcht, aber die Liebe und das Vertrauen für den königlichen Namen in einem Theile des Volkes erkaltet. Der verwegene und frevelhafte Leichtsinn der Regentschaft vermehrte diese Stimmung im Laufe weniger Jahre auf eine unglaubliche Weise und wies selbst das blödeste Urtheil auf die Betrachtung des Mißverhältnisses der bestehenden Zustände hin. In dieser Epoche war es, wo der Nimbus, der bisher das Leben der Großen eingehüllt, vor den Augen der Menge sich zu zertheilen anfing. Da nun die Masse, wenn sie sich nicht im Zustande einer persönlichen Sklaverei

oder dieser nahe kommenden Geistesdumpfheit befindet, ihre Führer, die so sichtbarer und ausnehmender Vortheile genießen, mit Strenge beurtheilt und von ihnen durchaus den Besitz gewisser Fähigkeiten und Eigenschaften verlangt, so entstand bei dem Anblick der schreienden Mißbräuche und noch mehr der zahllosen Unwürdigkeiten, welche die Zeit der Regentschaft charakterisiren, ein Gefühl der Geringschätzung der höhern und höchsten Klassen in dem Herzen des Volkes, und allmälig die Meinung, daß die Natur sich in der Austheilung ihrer Güter geirrt und daß der Wille der Menschen diesen Irrthum aufzuheben berechtigt sei. Lange sollte den Großen noch die öffentliche Gewalt und alle damit verbundenen Vortheile bleiben und sie wandten dieselbe ohne Zweifel weniger hart als in frühern Zeiten, aber mit einer Art von trunkenem Uebermuthe, der bisher nicht seines Gleichen gehabt, an. Der Besitz der natürlichen Macht, von moralischer Würde getrennt, gebot dem Volke keine Ehrfurcht, deren Mangel durch nichts ersetzt werden kann, und mit dem, wie die Geschichte aller Zeiten beweist, immer der Umsturz der bestehenden religiösen und politischen Institutionen begonnen hat. Ludwig XIV. hatte mit der Krone wie einst Cäsar mit dem Lorbeerkranze manche seiner Mängel zu verbergen verstanden, und in den weiten Falten des königlichen Mantels nicht nur sich, sondern auch einen guten Theil seiner Umgebungen so zu verhüllen gewußt, daß das Volk von dem Reichthum der Hülle auf den Werth der Gestalt zu schließen geneigt war. Der Regent schien dagegen ein Vergnügen und einen Genuß daran zu finden, seine und seines Gleichen Wunden und Schäden zur offenen Kenntniß Anderer kommen zu lassen. Er setzte seine moralische Persönlichkeit den Augen der Menge in dem Zustande aus, in dem einst die salischen Priester am Feste der Luperkalien sich in den Straßen des alten Roms zeigten.

Der Herzog von Orleans hatte im Anfange seiner Verwaltung die bisherigen Ministerien abgeschafft und, um eine größere Anzahl seiner Anhänger zu belohnen oder auf Belohnungen hoffen zu lassen, statt derselben aus einer Menge Mitglieder gebildete Conseils eingesetzt. Jetzt unterdrückte er diese, entweder weil er sich im Besitze der Macht sicher genug fühlte, um die Hülfe Anderer entbehren zu können, oder weil er bemerkte, daß eine so vielköpfige oberste Administration, in die ein großer Theil des hohen Adels eingetreten war, im Grunde von ihm viel weniger als fünf oder sechs Departementschefs abhing. Er stellte deshalb die Ministerien wieder her und besetzte dieselben, wie dies schon früher, aber namentlich unter Ludwig XIV. fast ohne Ausnahme der Fall gewesen, mit Personen

aus den mittlern Klassen, meist Abkömmlingen parlamentarischer Familien, die von dem großen Adel, in Erinnerung ihres Ursprunges, immer zu dem Bürgerstande gezählt worden waren. Le Tellier, Colbert, Pomponne u. s. w., kurz alle Minister Ludwig's XIV. hatten nie zu dem höhern französischen Adel gehört, obgleich sie, wie ein großer Theil der Magistratur dessen Vorrechte genossen und häufig dessen Titel führten. Wie immer in unumschränkten Monarchien hatte die Eitelkeit der alten Aristokratie mit der Verminderung ihrer Macht zugenommen und sie suchte sich von dem jüngern Nachwuchse, der zu ihrem Stande übertrat, so viel als möglich zu unterscheiden. Alljährig strebte eine Menge begüterter Personen aus den mittlern Klassen nach den Vorrechten des Adels und die Begünstigtsten und Reichsten erhielten sie für ihr Geld. Während der alte Adel sich mit ihnen ohne Umstände verband, während sie ihm durch ihre Aemter oft überlegen wurden und durch ihre Titel gleichkamen, so suchte er sich dennoch immer von ihnen gesondert zu halten und der durch Geld oder Verdienst erworbene Adel galt in den Augen der alten Aristokratie, der Meinung nach, für keinen, während sie ihn in der Wirklichkeit anerkennen mußte, oft sogar von ihm abhängig wurde. Es gab eine Probe für den ächten alten Adel, dies war die Verleihung des heiligen Geistordens, für den der Beweis einer gewissen Anzahl adeliger Vorfahren gehörte. Die Marschälle Fabre und Catinat hatten ihn, obwohl derselbe ihnen angeboten wurde, aus Mangel einer Ahnenprobe nicht annehmen wollen. Da aber Frankreich so lange von innern Kriegen zerrissen worden, da die einzelnen Provinzen so verschiedene Rechte und Gewohnheiten besaßen, da überhaupt bei der immer stattfindenden Beweglichkeit des ganzen Zustandes nur wenige Grundsätze allgemein anerkannt gewesen, so war der Ursprung der meisten adeligen Familien, die eigentlichen historischen Geschlechter abgerechnet, ungewiß und in Dunkel gehüllt und ließ von ihrer Seite alle möglichen Ansprüche, von der andern aber auch viele Usurpationen, zu. Während der langen und verheerenden innern Kriege im funfzehnten und sechszehnten Jahrhundert waren die Traditionen der Nation, so zu sagen, unbestimmt und in Folge dieser Unordnungen es im alten Frankreich für ein reiches und begünstigtes Individuum leicht geworden, sich gewissermaßen in die Reihen der Aristokratie einzuschieben. Colbert z. B., der Enkelsohn eines Wollhändlers in Reims, nahm den heiligen Geistorden an und ließ sich, wie so viele vor und nach ihm gethan, von dem Hofgenealogisten einen Stammbaum anfertigen, der ihn zum Abkömmling eines irländischen Barons, der

sich in Frankreich niedergelassen, machte. Man wußte sehr wohl, daß dieser Anspruch eine Fabel war, der aber Niemand zu widersprechen wagte. In solchen Fällen lebte, dem Vorgeben nach, der Adel, der während der unedeln Beschäftigung einiger Vorfahren geruht, in dem vom Schicksal begünstigten Erben wieder auf. — So war Beringhen, einer der ersten Vertrauten und Günstlinge Ludwig's XIV., der Enkelsohn eines Stallknechts, den Heinrich IV. im Dienste eines seiner Offiziere gefunden und in den seinigen aufgenommen hatte. Derselbe König hatte einen seiner Köche geadelt, Namens Fouquet, aus dessen Familie der berühmte und unglückliche Finanzminister Ludwig's XIV. war, dessen Sohn unter dem Namen des Marschalls de Belle-Isle von Kaiser Karl VI. in den deutschen Reichsfürstenstand erhoben und von Philipp V. mit dem goldenen Vließe und der Grandezza belohnt wurde. — Diese Beispiele ließen sich in das Unendliche vermehren. — Diese Willkür und Unsicherheit der französischen Standesverhältnisse ist ein charakteristischer Zug der alten Monarchie und bildet den Gegenstand eines beständigen Skandals für den Herzog von St. Simon in seinen berühmten Memoiren, der diese Verwirrung für das größte Unglück hält und unter Anderm von Ludwig XIV. sagt, daß er viel zum Verfalle des Adels beigetragen und daß nie einer seiner Minister demselben angehört habe, denn St. Simon sah nur die für Edelleute an, welche ihren Ursprung von dem größern oder kleinern Feudaladel des Mittelalters herleiten konnten. Die Adelsmanie dieses sonst so geistreichen und in seiner Art einzigen Beobachters und Schilderers der damaligen großen Welt geht bis zur Thorheit, denn wenn es andere Leidenschaften giebt, die den Menschen verächtlich, gefährlich oder verhaßt machen, so wird er dagegen durch eine zu sehr gehegte und zu offen dargelegte Standeseitelkeit leicht lächerlich. Um hiervon eine Vorstellung zu geben, genügt vielleicht anzuführen, daß St. Simon bei seiner vortrefflichen Beschreibung des Charakters, der Person und der Talente des Herzogs von Burgund, unter den durch seinen frühen Tod für Frankreich verlornen Hoffnungen, besonders die anführt, daß er die Vermischung der verschiedenen Adelsklassen, die unter Ludwig XIV., der sie alle gleichmäßig von sich abhängig hielt, geherrscht, als ein drohendes Zeichen für den Bestand der Monarchie selbst angesehen und sich damit beschäftigt habe, die erlöschenden Unterschiede zwischen dem Noble (dem Geadelten, der durch ein Amt oder ein Diplom in den Besitz der Privilegien des Adels gekommen), dem Gentilhomme (dem eigentlichen Edelmanne, der von ritterlicher Abkunft war, dessen Vorfahren den Adel

seit Jahrhunderten besessen) und dem Seigneur (der von den Dynasten des Mittelalters stammte oder mit ihnen wenigstens verwandt war) wiederherzustellen dachte. — Wenn dies nicht ein Traum des Herzogs von St. Simon war, den er dem Herzoge von Burgund unterlegte, so könnte dies allein hinreichen, dessen große Gaben zweifelhaft zu machen, denn in der That war es nicht eine neue Rangordnung, welche der französischen Monarchie im achtzehnten Jahrhundert wieder aufhelfen konnte. — St. Simon selbst behauptete, wiewohl ohne allen Beweis, von den alten Grafen von Vermandois, die schon im zwölften Jahrhunderte erloschen waren, abzustammen, obgleich man wußte, daß sein Vater ein armer Jagdpage Ludwig's XIII. gewesen, der ihn, wie vorher Luynes, den Sohn des Bastards eines Domherrn, erhoben und zu einem großen Herrn gemacht hatte. Die französische Aristokratie war unter Ludwig XIV., ungeachtet sie sich im Besitze der meisten großen Stellen nicht in der Regierung, aber am Hofe, was in einer absoluten Monarchie oft noch mehr bedeuten will, im Heere und in der Kirche, zahlloser anderer Vortheile nicht zu gedenken, befand, dennoch, da das in ihren Ursprung und ihre Entwickelung gelegte Princip zu stocken und zu verderben anfing, mehr als eine andere in Europa herabgekommen und ihr Sinken wies mehr als irgend eine andere Bewegung der nationalen Elemente auf die Zerstörung des Bestehenden und den Durchbruch eines neuen bisher gewaltsam zurückgehaltenen Zustandes hin. Es ist dies um so auffallender, da der französische Adel durch Geist, Kriegsmuth, selbst durch Talent und Geschicklichkeit, besonders aber durch eine weder früher noch später so weit getriebene persönliche Ausbildung an der Spitze der europäischen Aristokratie stand und von dieser als ein Modell betrachtet wurde. Vergleicht man damit die Roheit und Geistesarmuth, z. B. des deutschen Adels derselben Zeit, die Erschlaffung des spanischen und italienischen, so muß man sich wundern, daß es gerade der französische gewesen, an welchen die Zeit zuerst ihre Sense gelegt und ihn bis zur Wurzel niedergemäht hat. Obgleich hierzu mannichfaltige äußere Gründe beigetragen, wie die in Frankreich beginnende und rasch fortschreitende Entwickelung der mittlern Klassen, die Spaltung in der Aristokratie selbst, die aus sehr verschiedenen Elementen gebildet war, die sich unter einander meist fremd blieben und eine im Tiers-etat sichtbar werdende Neigung zu politischer Selbstständigkeit, so lag die meiste Schuld dieses Verfalles gleichwohl in der sittlichen Entartung des französischen Adels, die unter den letzten Valois angefangen hatte und unter der Regentschaft auf das

Grellste hervortrat. An moralischer Würde, an wahrem Selbstgefühl, an Einsicht in das, was ihn einst erhoben und ihn allein erhalten konnte, stand er ebenso tief unter den übrigen europäischen Aristokratien, als er ihnen an Geist, Feinheit und persönlicher Ausbildung voranging. Es sind indessen zu allen Zeiten und in allen Zuständen die nothwendigen und nicht die zufälligen Eigenschaften, welche die Kraft und Dauer einer Institution bedingen. Ein Haus, dessen Grund morsch geworden, wird, wenn es auch noch so frisch angestrichen oder so glänzend eingerichtet wird, dennoch zusammenfallen. — Der französische Adel, das, was man seit Ludwig XIV. im Volke so nannte, die Quintessenz und Blume dieses Standes, versammelte sich nur am Hofe, unter den Augen des Monarchen, vernachlässigte seine Besitzungen, ward den Provinzen, für die er nichts that, die ihn selten sahen, fremd und lebte, da seine eigenen Mittel zu den Bedürfnissen, die er in der Nähe des Thrones angenommen, nicht ausreichten, von der Gunst des Monarchen, d. h. von dem Gelde des Volkes, das großentheils um seinetwillen durch die Höhe der Steuern in der Befriedigung seiner nothwendigsten Bedürfnisse beschränkt wurde. Ein Schmeichler des Fürsten und seiner einflußreichsten Räthe, habgierig und verschwenderisch, von einer Art spottenden Hochmuthes gegen Alles, was nicht zu seinem Kreise gehörte, erfüllt, wichtige Dinge leichtsinnig und geringfügige ernsthaft behandelnd, herzlos und eitel, stellte er gewissermaßen die Karikatur seiner streitsüchtigen, aber von einem erhabenen Selbstgefühl belebt gewesenen Vorfahren hin, die in jedem Augenblicke bereit gewesen waren, sich für ihren Glauben und ihr Land aufzuopfern. — In einer sich weniger rasch entwickelnden Zeit, unter einem weniger beweglichen Volke hätten diese Erscheinungen vielleicht nicht dieselben Früchte getragen, hätte eine solche Aristokratie ungestört fortbestehen, oder sich wenigstens länger erhalten können, in der großen geistigen Gährung, die im achtzehnten Jahrhundert entstand, unter der selbstsüchtigsten und scharfblickendsten aller Nationen mußte eine solche Aristokratie erst die moralische Achtung ihrer Landsleute und zuletzt nothwendig ihre äußere Existenz als Stand verlieren. Hierzu kam noch ein Umstand, der dem französischen Adel nicht zugerechnet werden kann, den er nicht hervorgerufen hatte und nicht aufzuhalten vermochte, nämlich die in der Masse sich bildende Reaction gegen die in den Formen der unumschränkten Monarchie eingehüllten Reste des Mittelalters, gegen das Dasein eines geistlichen und weltlichen Herrenstandes, den der französische Adel selbst in seinem Sinken, wenn auch in verdunkelter und un-

vollständiger Gestalt, doch immer noch mehr als die übrigen europäischen Aristokratien, darstellte und gegen den zuerst die Meinung und das Gefühl des französischen Volkes und zuletzt seine sinnliche Kraft sich mit einer in der Geschichte nie gesehenen Leidenschaft wandte. Noch heute versteht die Mehrheit des Publikums in diesem Lande unter „Ancien Regime" weniger die absolute Gewalt der Krone, als die verhaßte Erinnerung an die frühern Privilegien des Klerus und des Adels. Das Königthum ward nur darum angegriffen, weil man es sich mit jenen Institutionen der Feudalwelt auf das Innigste verbunden und zu ihrem besondern Schutze bestimmt dachte. Denn wenige Jahre nach dem Sturze der alten Monarchie nahm die Nation einen Militair- und Administrativstaat, in welchem aber nichts an das Mittelalter erinnerte, den Napoleon geschaffen, mit Begeisterung auf, zerstörte in Karl X. wiederum die Tendenz zur Rückkehr eines priesterlichen und adeligen Königthums und zeigt sich der gegenwärtigen administrativen und militairischen Regierung von Neuem hold. Das französische Volk, in welchem das Mittelalter in der innigen Verbindung der Kirche und des Staates, des Klerus und des Adels sich einst am Vollständigsten entwickelt, hat, als der Geist dieser Organisation verschwunden, sich gegen deren Hülle am Entschiedensten erklärt und es ist weniger seine Liebe zur Freiheit als seine Abneigung gegen die hierarchischen und feudalen Principien und deren Ueberreste in der absoluten Monarchie gewesen, die sie zur Zerstörung dieser letztern getrieben hat. Denn Napoleon waltete doch offenbar willkürlicher, entschied über das Schicksal Frankreichs unabhängiger, als die meisten alten Könige gethan, und die gegenwärtige Regierung steht, dem Wesen nach, ebenfalls unumschränkter als die Restauration da. — Die Mehrheit der französischen Nation ist aus Gründen, die in ihrer ganzen Entwickelung liegen, mehr negativ liberal als positiv demokratisch, mehr monarchisch als aristokratisch gesinnt, mehr für eine in der Idee formell bestimmte, als in der Wirklichkeit sich überall bethätigende reelle politische Freiheit gemacht, eine Stimmung des nationalen Geistes, die in der Folge vielfältige Modifikationen erfahren kann, als ein Grundzug des französischen Charakters sich aber immer, selbst unter den widerstrebendsten Formen, geltend machen wird.

Während der politischen Intriguen, durch welche die Regentschaft im In- und Auslande ihre Gegner niederzuhalten oder in Furcht zu setzen gesucht, während der Zerrüttungen, welche das Law'sche Finanzsystem über das Land gebracht, bei welcher Gelegenheit das Parlament mit dem Herzoge von Orleans in einen solchen

Zwiespalt gerathen war, daß er dasselbe nach Pontoise exilirt hatte, während eine seit vielen Jahren nicht mehr erlebte Calamität, die Pest, Marseille und einen Theil der Provence verheert und über hunderttausend Einwohner getödtet hatten, die durch den Haß der Jesuiten und Jansenisten seit mehr als zwei Menschenaltern angefachten Streitigkeiten immer fortgedauert, und die Bulle Unigenitus, dazu bestimmt, sie zu beendigen, war im Gegentheil durch den Widerspruch, den sie gegen ihre Form und ihren Inhalt hervorgerufen, der Grund unaufhörlicher Streitigkeiten geworden. Diese Bewegung in der französischen Kirche, die besonders seit dem Aufhören der Religionskriege und seitdem der Katholicismus in Frankreich nicht mehr für seine Existenz zu fürchten hatte, zugenommen, stach sonderbar von dem sonst in jeder andern Beziehung allen höhern Richtungen entfremdeten Treiben jener Zeit ab. Diese Streitigkeiten gingen jedoch aus keiner rein religiösen Quelle hervor und trugen eher zum Verfalle als zur Erhebung des sittlichen Geistes in der Nation bei. Die Häupter des Jansenismus waren allerdings im Anfange ihres Kampfes gegen den Jesuitismus von dem Bestreben durchdrungen gewesen, der immer weltlichern Richtung, welche der Katholicismus anzunehmen drohte, durch eine strengere Sittenlehre und eine festere Begründung derselben, weshalb sie dieselbe mit den unbewegbaren Principien von der Gnade und der Vorausbestimmung in Verbindung brachten, entgegenzuarbeiten. Aber die Widersprüche, in die sich die Jansenisten bei der Ausbildung ihrer Grundsätze verwickelten, ihr Irrthum, den herrschenden Glauben gerade in seinen dunkelsten und unbestimmtesten Lehren angreifen, im Ganzen seiner Principien, seiner Disciplin und seiner Gewalt aber anerkennen zu wollen, ihre Unfähigkeit, sich zu einem System und einer Gemeinde zu erheben bewirkten, daß ihre Opposition sehr bald einen kleinlichen, localen, aus dem Hasse gegen gewisse Verhältnisse und Persönlichkeiten entstandenen Charakter, fast wie zwischen zwei rivalisirenden Mönchsorden, annahm und ihre erste bedeutende Tendenz fast ganz aus den Augen verlor. Alles zu Allem gehalten, wäre der Sieg des Jansenismus, der weder die Einheit des Katholicismus noch die Freiheit des Protestantismus begriff, der moralischen Ueberlegenheit seiner Gründer und eines großen Theiles seiner Anhänger ungeachtet, für Frankreich noch schädlicher, als der des Jesuitismus gewesen, denn der Einfluß einer so abstrakten und starren Moral, wie die der Jansenisten, hätte die Nation um ihr kostbarstes Gut, den Besitz ihrer intellektuellen Freiheit, gebracht. Die Jansenisten, seit langer Zeit von ihren frühern Hoffnungen auf eine Reform in der

Kirche selbst zurückgekommen und durch die Verfolgungen Ludwig's XIV. an Zahl, Talent und Einfluß sehr geschwächt, begnügten sich jetzt damit, ihren Gegnern den Sieg eher zu verbittern als zu bestreiten und trugen in die von Neuem erwachte Polemik einen halb religiösen, halb politischen Charakter, der mit der freimüthigen und großartigen Weise, mit der einst Pascal aufgetreten, verglichen, einen für die Grundsätze seiner Anhänger unvortheilhaften Eindruck hervorbrachte. Die Jansenisten begannen um diese Zeit, wie jede Sekte, die sich weder innerlich befestigt, noch nach Außen zu ausdehnt, sich zu wiederholen, beständig, ohne Entwickelung und Fortschritt, auf das längst und vergeblich Versuchte zurückzukommen und sich überhaupt zu überleben. Der Geist des Jesuitismus alterte übrigens nach der großen Thätigkeit, die er im siebzehnten Jahrhundert in der Vertheidigung des Katholicismus bewiesen, ebenfalls und sichtbar, aber in Uebereinstimmung mit der gesammten katholischen Kirche und auf eine mehr äußere, so zu sagen, politische und pädagogische, als speculative und religiöse Thätigkeit gewiesen, erhielt er sich, obwohl er in sich selbst und der Meinung zu sinken anfing. Die Jesuiten, die sich früher bei ihren Angriffen gegen die Jansenisten die gehässigsten und unsittlichsten Mittel erlaubt hatten, schienen nach dem Siege gegen sie gleichgültig zu werden und ihnen Ruhe lassen zu wollen, die Jansenisten aber strebten danach, das Feuer dieses religiösen Haders wieder anzufachen. Das große Interesse, das diese Streitigkeiten in der Nation und zwar so lange Zeit hindurch gefunden, kam weniger aus einem Streben nach religiöser Befriedigung als aus der Meinung her, daß in dieser moralischen und kirchlichen Polemik ein politisches Element verborgen war. Die Vorliebe eines Theiles der höhern und mittlern Klassen für den Jansenismus war eine Protestation gegen den weltlichen Despotismus, für dessen geistliche Stützen die Jesuiten galten. Dann trug die gänzliche Abwesenheit alles öffentlichen Lebens und der gleichwohl stattfindende Drang nach einer freiern Bewegung dazu bei, diesen Kämpfen in den Augen des damaligen Publikums eine höhere Bedeutung zu verleihen. Außerdem war der Geist jener Zeit, da die Erziehung in allen Klassen ausschließend von Geistlichen geleitet wurde, obwohl keineswegs religiöser als heute, aber doch viel theologischer gestimmt. Selbst die gebildetsten Laien in Frankreich kennen heute, mit seltenen Ausnahmen, nur den rein äußerlichen Theil ihrer Religion. Damals waren gewisse Reste der Philosophie des Mittelalters, eine wenn auch einseitige Kenntniß des religiösen Systems selbst, seiner Fortbildung und seiner Schicksale

weit mehr als heute verbreitet. In den meisten geselligen Vereinen wurden, wie die Denkschriften jener Zeit erzählen, theologische Materien, so weit sie die Tagesinteressen berührten, besprochen und die Bulle Unigenitus, die Politik des römischen Hofes und der Jesuiten, die Grundsätze des Port-Royal, die Meinungen des heiligen Augustinus und des Jansenius, wie jetzt die Verhältnisse zu fremden Mächten und die Debatten in den Kammern als eine öffentliche Angelegenheit mit großem Eifer verhandelt.

Der Herzog von Orleans, dem von Ludwig XIV. befolgten Systeme aus Ueberzeugung und Interesse entgegengesetzt, hatte sich den Jansenisten im Anfange seiner Verwaltung günstig gezeigt. Die Sekte selbst war durch den verstorbenen König mehr unterdrückt als vernichtet worden und begann jetzt neue Hoffnungen zu schöpfen. Zu den Jansenisten hatte immer nur ein geringer Theil der höhern Geistlichkeit gehört, während sie in der niedern Geistlichkeit viele Anhänger zählten. Alle, welche in der Kirche eine Reform wünschten, waren Gegner der Jesuiten und schlugen sich auf die Seite der Jansenisten, selbst wenn sie deren dogmatische und speculative Meinungen nicht theilten. Die französischen Bischöfe sahen die Jesuiten häufig als eine Stütze für sich an, während ihre Untergebenen ihnen als Spähern der Prälaten und Eindringlingen in den kirchlichen Funktionen abgeneigt waren. Nach einem kurzen Federkriege, der mit den Waffen des Witzes, der Gelehrsamkeit, aber auch der Verläumdung geführt wurde und wobei die Jansenisten die Angreifer waren, erklärten endlich vier Bischöfe (1717), unter ihnen der bekannteste der von Senez, die Bulle Unigenitus oder die Constitution, wie sie auch genannt wurde, und deren Veranlassung und Zweck unter der Regierung Ludwig's XIV. erwähnt worden, gegen ihr Gewissen zu finden und von derselben an einen besser unterrichteten Papst und ein künftiges Concil appelliren zu müssen. Die Sorbonne, die theologischen Fakultäten von Reims und Nantes, viele Kapitel und Welt- und Klostergeistliche pflichteten dieser Erklärung bei. Der Cardinal-Erzbischof von Paris, Noailles, den Jesuiten von jeher feind, sprach sich ebenfalls öffentlich gegen die Bulle aus. Der Herzog von Orleans, der nicht nur ohne eine positive dogmatische Ueberzeugung war, sondern es sich, wie es wenigstens schien, zur Aufgabe gemacht hatte, jedes religiöse Gefühl so viel als möglich zu ersticken und lächerlich oder verächtlich zu machen, stand den Jansenisten an und für sich nicht näher als ihren Gegnern, er hatte dieselben nur aus Abneigung gegen das von dem verstorbenen Könige befolgte System begünstigt. Aber die bischöflichen Ernennungen,

die er z. B. gleich im Anfange seiner Verwaltung in dieser Sekte gemacht, waren von dem Papste nicht bestätigt worden und obgleich er bei dieser Gelegenheit dem römischen Hofe aus Rücksicht auf die Rechte der Krone widerstanden, so hatte er sich doch vorgenommen, sich ins Künftige um einer Partei willen, die ihm, bei ihrer geringen Zahl und Macht, nicht nützlich werden konnte, keinen endlosen Streitigkeiten mit der Kirche auszusetzen. Indessen wußte er nicht, auf welche Art er den Widerstand einer Sekte brechen sollte, die er lieber gewinnen als verfolgen wollte, die ihm keinen Grund zum Hasse gegeben und die sich auf die Rechte und Freiheiten der gallikanischen Kirche und das Evangelium zugleich berief. Dubois' List und Vortheil fand jedoch einen Ausweg. Dieser, der zur Schande des französischen Klerus von dem Regenten zum Erzbischofe von Cambrai ernannt worden, wollte, einmal auf der Bahn der geistlichen Größe wandelnd, um jeden Preis den Cardinalshut davontragen. Ein großer Dienst, wie der Sieg der Bulle in Frankreich, dem römischen Hofe geleistet, konnte diesen allein zur Dankbarkeit auffordern und seine Scrupel, seine höchste Würde einem Manne von Dubois' Ruf und Charakter zu verleihen, beschwichtigen. Dubois wußte zuerst den frommen, aufrichtigen, aber schwachen und von Andern immer abhängigen Erzbischof Noailles durch die Vorstellung zu gewinnen, daß er die Bulle, mit Ausstoßung dessen, was ihm in ihr verwerflich erschiene, der Form nach, annehmen könne, und daß ein so schönes Ziel, wie der Kirche den Frieden wiederzugeben, eine solche Nachgiebigkeit nicht blos entschuldige, sondern verlange. Noailles verfaßte mit Hülfe seiner Freunde eine theologische Abhandlung, „Corps de Doctrine" genannt, in welchem die von ihm für falsch erklärten Punkte der Bulle wiederholt, die ihr entgegengesetzten Maximen bewiesen und sicher gestellt, dieselbe dann aber mit dem Zusatze: „so weit sie mit dem „Corps de Doctrine" übereinstimmt", von ihm unterzeichnet wurde. Ein großer Theil der Bischöfe folgte seinem Beispiel.

Diese Manier, die religiösen Interessen, wie einen Friedens- oder Handelsvertrag, politisch und diplomatisch zu behandeln, die gemachten Zugeständnisse und Versprechungen, durch besondere Klauseln und Reservationen so gut wie aufzuheben, für den Augenblick in der Form nachzugeben und bei günstiger Gelegenheit auf seinen ersten Plan zurückzukommen, war nicht nur der Religion unwürdig, sondern sogar eine offenbare Unredlichkeit; indessen hatte der römische Hof hierzu selbst das Beispiel gegeben und war von jeher gewohnt gewesen, da, wo seine Macht nicht ausreichte, zu unterhandeln, da,

wo seine Fundamentalmaximen nicht angegriffen wurden, scheinbar nachzugeben, zu schweigen, zu warten oder seine Concessionen in vieldeutige Formen und Erklärungen einzuschalten, um sie bei gelegener Zeit zurücknehmen zu können. Diese weltliche Klugheit der Hierarchie stand mit ihren Ansprüchen auf einen göttlichen Ursprung und eine vom Himmel stammende Gewalt allerdings in einem schneidenden Widerspruche und schwächte, obgleich ihre politische Existenz unterstützend, ihre moralische Macht. — Indem z. B. der Erzbischof Noailles die Constitution unterzeichnete, dachte er mehr an sein „Corps de Doctrine," als an die Bestimmungen der Bulle, seine Gegner gaben sich jedoch mit dem Act einer scheinbaren Annahme für den Augenblick zufrieden und nahmen die Miene an, jene Vorbehalte, die eigentlich die Hauptsache waren, zu übersehen. So täuschte Einer den Andern nicht nur über den Sinn dessen, was er that, sondern selbst über das äußere Faktum, und indem Alle diese Täuschung annahmen, ward die Verhandlung selbst, in der vom ewigen Heile, dessen unerläßlichen Bedingungen, dem Gewissen u. s. w. die Rede war, zu einem Werke der Convenienz und Politik. Die Constitution selbst besaß jedoch immer noch keine anerkannte Gültigkeit, so lange das Parlament sie nicht einregistrirt und dadurch zu einem Staatsgesetze erhoben hatte. Dies hielt Dubois für schwerer als die scheinbare Unterwerfung des Erzbischofes, denn dieser war zuletzt immer nur ein einzelnes Individuum, das Parlament aber eine große und weit verzweigte Körperschaft. Aber einmal war die Magistratur durch ihr Exil in Pontoise schon in etwas mürbe und furchtsam geworden und dann drohte ihr die Regierung mit einer Verminderung ihrer Jurisdiktion und zuletzt sogar mit einer totalen Auflösung und Reorganisation, d. h. mit einer Zurückzahlung der für die Stellen dem Staate übergebenen Kapitalien und damit einer Entlassung aller widerspenstigen Mitglieder, die dadurch in den Privatstand zurückgetreten wären. Das Parlament willigte endlich in die Eintragung der Bulle Unigenitus ein, jedoch unter dem Vorbehalt, daß diese nichts gegen die Regeln der Kirche und die politischen Maximen des Königreiches über die Appellation an ein künftiges Concil enthalte. — Diese Bulle wurde demnach zum zweiten Male zu einem Staatsgesetz, denn einmal war ihre Annahme schon von Ludwig XIV. erzwungen worden, und sollte es, alles weitern Widerstandes gegen sie ungeachtet, unter Ludwig's XV. Regierung, bis zur Revolution bleiben. Es waren jedoch nicht der Papst und die Jesuiten gewesen, die den Widerstand des Erzbischofes von Paris und des Parlaments gebrochen oder vielmehr gemildert

hatten, denn das Corps de Doctrine und die beschränkende Erklärung der Magistratur konnten später zu allen möglichen Ausflüchten Gelegenheit geben, sondern die List und der Ehrgeiz Dubois' hatten der Hierarchie diesen Sieg verschafft. Das Parlament ward aus seinem Exil zurückberufen und Dubois das Jahr darauf (1721) mit dem Cardinalshute belohnt. Der geistliche Zweck dieser berühmten Bulle war allerdings die Erhaltung der dogmatischen Einheit der Kirche, ihr politischer aber ein engeres Anschließen der gallikanischen Kirche an Rom gewesen, eine Verbindung, die im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts und unter Ludwig XIV. selbst etwas lockerer geworden und dem päpstlichen Hofe mehrmals Besorgnisse eingeflößt hatte.

Der Regent, der in der ersten Zeit nach dem Tode Ludwig's XIV., bei der schwachen Gesundheit seines Urenkels, für sich selbst auf den Thron gehofft und sich deshalb Philipp V., in welchem er einen Rival sah, feindlich gezeigt, schien, da die körperlichen Kräfte des jungen Königs sich rasch entwickelt hatten, dieser Hoffnung jetzt entsagt zu haben. Seine Feinde aber behaupteten, daß er, von seinem wüsten Leben ermattet, selbst den Trieb des Ehrgeizes, der sonst am längsten sich erhält, verloren und, nur mit dem Genusse des Augenblickes beschäftigt, vor allen Dingen nach Ruhe verlangte. Um sich mit Philipp V. zu versöhnen, verlangte er von ihm seine vierjährige Tochter zur Gemahlin für den jungen König, die auch wirklich nach Frankreich geschickt wurde, und bot ihm seine Tochter für den Prinzen von Asturien an, was angenommen wurde. Im October 1722 ward Ludwig XV. in Reims gekrönt und im Februar 1723 in einem Lit de Justice für volljährig erklärt, obgleich er an der Regierung ebenso wenig wie früher Theil nahm. Der Cardinal Dubois, der in der letzten Zeit den Regenten so beherrscht hatte, daß dieser sich von den öffentlichen Geschäften gewissermaßen ausgeschlossen sah, erlag endlich den Folgen seiner Ausschweifungen im siebenundsechszigsten Jahre seines Alters mit dem Rufe, ein durch seine Fähigkeiten ebenso ausgezeichneter, als durch seine Laster verächtlicher Charakter gewesen zu sein. Der Herzog von Orleans, der, seiner Indolenz ungeachtet, an die Macht und Gunst einer politischen Stellung zu sehr gewöhnt war, um sich ohne Mißbehagen von ihr ganz ausgeschlossen zu sehen, ließ sich nach Dubois' Tode von dem jungen Könige das Amt eines ersten Ministers übertragen, das der Cardinal in der letzten Zeit der Regentschaft bekleidet hatte. Er starb jedoch wenige Monate nach dem Tode seines ehemaligen Lehrers und Ministers plötzlich an einem

Schlagflusse, in den Armen einer seiner Buhlerinnen, im besten Mannesalter, obgleich längst an Geist und Körper zerrüttet. Frankreich hat mehr als einen schlechten Fürsten an seiner Spitze gesehen, aber keinen, der, so wie der Regent, im Laufe weniger Jahre den Keim zu einem langen Verderben gesäet hätte.

Zweites Kapitel.

Der Herzog von Orleans hatte kaum die Augen geschlossen, als der Herzog von Bourbon sich dem jungen Könige vorstellte und um das Amt des Verstorbenen nachsuchte. Der Charakter Ludwig's XV. hatte, obgleich er erst vierzehn Jahre alt war, sich dennoch in seinen auffallendsten Zügen schon zu entwickeln angefangen. Seine geistige Ausbildung war von seiner frühern Kränklichkeit aufgehalten worden und er in den Studien seines Alters unter dem Maße des Gewöhnlichen zurückgeblieben. Als er vom zwölften Jahre an auffallend schnell zu wachsen anfing, bemerkte man seine geringe Liebe für alles Wissenswerthe, seine ausschließende Neigung für körperliche Anstrengungen und zugleich einen in seinem Alter auffallender Hang, sich zurückzuziehen, sich im Innern seines Palastes einsam mit einem Spiel oder einer Handarbeit zu beschäftigen und die Blicke der Menge zu vermeiden. Er besaß nichts von der Gesprächigkeit und Lebendigkeit anderer, besonders in so hohen Verhältnissen aufwachsender Knaben, sondern war stumm, zurückhaltend, träge und ohne Aufmerksamkeit für das, was um ihn her vorging. Die Jagd allein machte ihm Freude und man glaubte, daß er dieser Uebung seine rasche körperliche Entwickelung verdankte. Sein Gouverneur, der Herzog von Villeroi, der, als er dieses Amt nach dem Tode Ludwig's XIV. übernahm, schon mehr als siebzig Jahre zählte, war unfähig gewesen, den Geist des jungen Fürsten auf irgend eine Weise anzuregen, denn er selbst galt für äußerst beschränkt und unwissend. Das Einzige, was er that, war, seinem Zöglinge eine hohe Meinung von seiner Macht und seinen Rechten einzuflößen und dies auf eine so übertriebene Weise, daß die übrigen

Umgebungen des jungen Königs, obgleich im Grunde desselben Sinnes, die zu großen und auffallenden Schmeicheleien des alten Marschalls gegen das königliche Kind nicht gut zu heißen vermochten. Bei Gelegenheit einer Krankheit Ludwig's XV. hatten die Bewohner der Hauptstadt eine lebhafte Theilnahme gezeigt und waren nach seiner Wiederherstellung in großer Menge nach dem königlichen Schlosse, um ihn zu sehen, geströmt. Das Einzige, was Villeroi in diesem Falle seinem Zöglinge zu sagen wußte, waren die mehrmals wiederholten Worte: „Sehen Sie, Sire, dieses Volk, das sich nach Ihrem Anblicke drängt! Es gehört Ihnen zu, Sie sind sein unbeschränkter Gebieter!" — Der Regent selbst hatte den jungen König, entweder in der Absicht, seine Liebe zu gewinnen, oder in der Meinung, ihn früh an die Vorstellung seiner Würde gewöhnen zu müssen, selbst im zartesten Alter, mit der größten Ehrfurcht behandelt und ihn, als er noch vollkommen urtheilslos war, gleichwohl immer um die Erklärung seines Willens befragt. Zugleich hatte Ludwig XV. keine Mutter gehabt, die durch eine natürliche und unmittelbare Autorität ihn wenigstens in der ersten Kindheit das Gefühl der Abhängigkeit und Unterwerfung hätte kennen lernen lassen. Diese Erziehung hätte bei einem kräftigen Charakter wahrscheinlich ein Uebermaß von Trotz und Hochmuth hervorgebracht, für Ludwig XV., der schwach und träge war, hatte sie nur die Wirkung, daß er sich daran gewöhnte, seine Macht als ein Mittel seiner persönlichen Befriedigung anzusehen, jede geistige Anstrengung und moralische Verantwortlichkeit von sich abzulehnen und die Krone und Regierung als einen Privatbesitz anzusehen, der eigens für ihn einzig eingerichtet worden. Man hatte außerdem an ihm sehr früh eine große Gleichgültigkeit und Herzlosigkeit gegen Alles, was ihn nicht persönlich berührte, wahrgenommen. Er gewöhnte sich leicht an seine Umgebungen und entwöhnte sich ebenso leicht von ihnen. Diese Züge im Charakter des Knaben sollten sich mit den Jahren folgerecht entwickeln und aus Ludwig XV. einen der trägsten und selbstsüchtigsten und durch die Abwesenheit von aller Kraft und Thätigkeit schädlichsten Fürsten seines Stammes machen.

Der junge König warf bei dem unerwarteten Gesuche des Herzogs von Bourbon um die erledigte erste Ministerstelle einen fragenden Blick auf seinen greisen Lehrer, den Abbé de Fleury, ehemaligen Bischof von Frejus, der sich in der Nähe befand, und da dieser sich nicht widersetzte, so wurde die Forderung bewilligt. Dieser Prinz, dem der verstorbene Herzog von Berry, bei einem Spiele zufällig ein Auge ausgeschlagen, der von häßlichem Ansehn, roh

und hart war, hatte sich außerdem durch seine Theilnahme an den Law'schen Finanzspeculationen ausgezeichnet, durch die er unermeßliche Summen gewonnen, und stand unter dem Einflusse einer selbst in jener Zeit ihrer Sitten wegen übelberüchtigten Frau, der Marquise de Prie, die diesen rauhen und gewaltsamen Charakter nach Gefallen lenkte und ohne die er nichts unternahm. Bourbon, der vom Publikum weder geliebt noch geachtet war, besaß keine der zu seinem hohen Amte nöthigen Eigenschaften, hielt aber seinen Rang als Prinz von Geblüt für einen hinreichenden Ersatz für Alles das, was ihm sonst fehlen mochte. Fleury war die einzige Person, der Ludwig XV. wirklich, wenigstens so weit er es vermochte, zugethan war. Die zärtliche Ehrfurcht, mit der dieser kirchliche Hofmann den jungen König behandelt hatte, die Anmuth und Würde desselben, hatten den Lehrer dem Zöglinge werth gemacht und man war allgemein überzeugt, daß Fleury in der neuen Verwaltung eines großen Einflusses genießen würde. In der That hatte es, wie man schon damals glaubte und wie die nächste Zukunft bewies, nur von ihm abgehangen, das Amt des verstorbenen Herzogs für sich zu verlangen. Fleury aber, dessen Talent vornehmlich in einer großen Klugheit und Umsicht bestand, wollte, da er damals noch nicht Cardinal war und im Staate überhaupt nie etwas gewesen, die Stelle, die ein Regent von Frankreich bekleidet, nicht unmittelbar nach ihm übernehmen. Er kannte die Unfähigkeit des Herzogs von Bourbon und seinen eigenen Einfluß auf den jungen König. Er glaubte den Prinzen in jedem Augenblicke stürzen zu können und hoffte, daß seine Erhebung später weniger Aufmerksamkeit erregen, ihn dem Neide und dem Vorwurfe des Ehrgeizes weniger aussetzen würde. Fleury erhielt übrigens die im alten Frankreich so wichtige Ernennung zu allen von der Krone abhängigen geistlichen Stellen (la feuille de benefices), war außerdem bei allen Verhandlungen des Staatsrathes, in denen Ludwig XV. erschien, gegenwärtig und griff in alle Verhandlungen ein.

Ludwig war seit mehren Jahren mit einer Tochter Philipp's V. versprochen, die jetzt sieben, während er funfzehn Jahre zählte. Die Anhänger der Person und der Grundsätze Ludwig's XIV. wünschten seinen Nachfolger mit einer Prinzessin verbunden zu sehen, die dem Throne bald einen Erben gegeben und dadurch die ihnen verhaßte Seitenlinie Orleans ausgeschlossen hätte. Der Herzog von Bourbon theilte diese Ansicht, denn der junge Herzog von Orleans, der Sohn des Regenten, bis jetzt der präsumtive Kronerbe, wäre es bei der Jugend der Infantin noch lange geblieben, und Bourbon stand zu

diesem Prinzen in keinem freundlichen Verhältnisse. Auch hoffte Bourbon dem jungen Könige durch eine Vermählung zu gefallen und die künftige Königin, die er gewählt, sich zu verpflichten. Die Infantin ward demnach ihren Eltern, die diesen Bruch als eine Kränkung ansahen und tief empfanden, zurückgeschickt. Philipp V., dessen düstre Stimmung von Zeit zu Zeit bis zum Wahnsinn stieg, hatte einige Monate vorher die Krone an seinen ältesten Sohn abgetreten, sie aber nach dessen Tode wieder übernommen. Er sandte jetzt die Witwe des verstorbenen jungen Königs und ihre Schwester, dem Infanten Don Carlos bestimmt, beide Töchter des Regenten, nach Frankreich zurück, brach mit dieser Regierung allen Verkehr ab und näherte sich, besonders von seiner Gemahlin, Elisabeth Farnese, gereizt, seinem alten Feinde, dem Kaiser Karl VI. Der Herzog von Bourbon wählte für Ludwig XV. Maria, die Tochter des vertriebenen Königs von Polen, Stanislaus Leszinski, der in Weissenburg von einer französischen Pension wie ein wenig begüterter Edelmann lebte. Er hatte in seinem verlassenen Zustande selbst nicht an die Möglichkeit einer so hohen Verbindung für seine Tochter gedacht. Diese war, ohne besondere Schönheit, durch ihren Charakter achtungswerth, aber sieben Jahre älter als der junge König, ein Umstand, der später das Herz ihres königlichen Gemahls von ihr entfernen sollte, damals aber als ein glückliches Zeichen für die baldige Geburt eines Thronerben erschien.

Die ersten Jahre der Regierung XV. bieten auf keine Weise eine Aehnlichkeit mit denen seines Vorgängers dar. Sie machen, wenn man beide vergleicht, den Eindruck, als sei eine viel längere Zeit als die zweier Generationen, die zwischen ihnen lagen, verflossen. Im Anfange der Epoche Ludwig's XIV. stand Frankreich im Beginn einer neuen großen Laufbahn, die sich, wie immer, durch eine vermehrte Bewegung des Lebens überhaupt, durch eine Fülle bedeutender Talente, durch große Hoffnungen und eine begeisterte Lebendigkeit in großen und kleinen Verhältnissen kund that. Der Charakter Ludwig's XIV. war mit dem Umschwunge, der sich ankündigte, in einer glücklichen Uebereinstimmung gewesen, denn er selbst hatte das Gefühl eines großen und glänzenden Geschickes in sich getragen. Im Anfange der Regierung Ludwig's XV. dagegen war Frankreich erschöpft, ohne Schwung, Phantasie und Illusion und eher mit Besorgnissen als Hoffnungen für die Zukunft erfüllt. Außerdem aber schien der Geist der Nation gealtert und ihr Charakter geschwächt zu sein. Die große intellektuelle Epoche Frankreichs, die Zeit, in der alle Formen einer idealen Thätigkeit bestimmt wor-

den, war abgeblüht und eine spätere, mehr sammelnde als bildende, mehr kritische als produktive Richtung hatte sich kaum in ihren ersten Umrissen gezeigt, obgleich sie im Geiste der Nation schon vorhanden war. Obgleich die Epoche Heinrich's IV. und Ludwig's XIII sich weder durch Reinheit der Sitten noch religiösen Sinn auszeichnete, so hatte Ludwig XIV. dennoch in der Nation eine gewisse Erhebung des Charakters, eine Neigung für alles Edle und Große vorgefunden, wovon er in seiner ersten Zeit selbst lebhaft ergriffen worden war. Das Unglück seiner letzten Jahre, die Folgen seines Despotismus, noch mehr aber der wüste und freche Geist der Regentschaft hatten den Charakter der höhern Klassen herabgezogen und materialisirt. Die Natur Ludwig's XV. selbst, träge, verschlossen, nur mit sich und seinen Genüssen in einem engen Kreise beschäftigt, ohne geistige Bildung, ohne Ruhmbegierde, selbst ohne Adel der Gesinnung, stand mit der Indifferenz, welche die Nation damals selbst für ihr Schicksal hegte, in Uebereinstimmung. Der Unterschied bestand nur darin, daß diese Stimmung und Disposition sich mit der Zeit in dem Könige und den Großen überhaupt noch vermehren, während in dem Geiste der Nation das Gefühl dieser Erniedrigung erwachen und den Drang nach einer Vernichtung der sie bedingenden Zustände hervorbringen sollte.

Die von Ludwig XIV. hinterlassene und von der Regentschaft vermehrte Schuldenlast ward der Krebs, die von jetzt an dem altfranzösischen Staatsleben nagen und, ungeachtet aller Versuche, ihn zu heilen, sich immer mehr erweitern sollte. Der Herzog von Bourbon hatte die Brüder Paris, die sich schon unter Ludwig XIV. durch ihre Talente bekannt gemacht und die, obgleich von der niedrigsten Herkunft rasch an Ehre und Einfluß gestiegen waren, zu einer Reform der Finanzen zugezogen. Dieselbe bestand aber in nichts als in der Auffindung von Mitteln, das laufende Deficit zu decken, neue Abgaben zu ersinnen, Anleihen zu finden und bei allen diesen Operationen gewöhnlich die, welche schon reich waren, noch mehr zu bereichern, und die, welche an Allem Mangel litten, noch ärmer zu machen. Die indische Compagnie, welche mit der Law'schen Bank verbunden gewesen und an welche die Gläubiger der letztern die gerechtesten Ansprüche besaßen, ward durch einen Machtspruch von den aus jener Association herkommenden Verpflichtungen befreit. Das Publikum begriff sehr leicht, daß dieses Edikt zu Gunsten des ersten Ministers und seiner Freunde gegeben worden, denn diese waren es, die sich während der Vereinigung der Bank und der Compagnie auf Kosten des Volkes bereichert hatten. Das Land

mußte dem Könige eine Steuer oder Geschenk beim Antritt der Regierung von dreiundzwanzig Millionen bezahlen (joyeux avenement) und eine neue Abgabe ward auf alle Erzeugnisse des Bodens und der Industrie gelegt, welche die Unzufriedenheit fast aller Klassen erregte. Das Parlament mußte zu ihrer Einregistrirung durch ein Lit de Justice gezwungen werden. Bourbon, nicht ganz so leichtsinnig und wüst wie der Regent, aber ohne eine Spur von dessen Geist, Talent und äußerer Liebenswürdigkeit, ward endlich durch eine Hofintrigue gestürzt. Er fiel in eine Grube, die er Fleury, dessen Gunst bei dem Könige er beneidete, gegraben hatte. Er wurde plötzlich nach seinem Schlosse Chantilly, nach einer Verwaltung von achtzehn Monaten verbannt (1726). Fleury, der noch in demselben Jahre auf Empfehlung Ludwig's XV. zum Cardinal erhoben wurde, folgte dem Herzoge von Bourbon, aber ohne den Titel eines ersten Ministers und sollte, schon beim Beginn dieser neuen Laufbahn ein Greis, zum höchsten Alter gelangen und eine lange Reihe von Jahren hindurch die äußern und innern Verhältnisse Frankreichs leiten. Der junge König erklärte, daß er die Würde eines Premierministers, die als eine Art von Großvezirat angesehen wurde, nicht mehr besetzen und von jetzt an selbst regieren wolle. Dasselbe hatte Ludwig XIV. fünfundsechszig Jahre vorher erklärt und vollständig gehalten, während sein Nachfolger nicht nur nie durch sich selbst regiert, sondern auf die öffentliche Organisation oft kaum einen direkten Einfluß ausgeübt hat.

Unter dem Ministerium des Cardinals Fleury wurde der Strom der herrschenden Entsittlichung und Verschwendung allerdings nicht in seiner Quelle verstopft, wozu es vielleicht schon zu spät war, aber seinem wilden Uebertreten von der Mäßigung und Sparsamkeit des bedachtsamen und wohlgesinnten Greises ein Damm entgegengesetzt, denn hätte ein Zustand wie unter der Regentschaft ein Menschenalter hindurch fortdauern können, so wäre Frankreich wahrscheinlich rettungslos verloren gewesen. Fleury hielt die Auflösung der alten Monarchie, die nicht mehr verjüngt werden konnte, wie ein geschickter Arzt einen siechen Körper, durch Klugheit und Vorsicht länger, als es ohne ihn geschehen sein würde, auf. Er machte einige der größten von dem Regenten und seinen Anhängern begangenen Ungerechtigkeiten wieder gut, theilte die geistlichen und weltlichen Würden nicht gerade an hervorragende Talente und besonders würdige Charaktere, denn erstere waren selten und letztere noch seltener geworden, aber doch, so weit es die Umstände erlaubten, zweckmäßig aus und stellte in seiner Verwaltung das, was man einen guten

Wirth und aufmerksamen Haushalter nennt, dar, ein in einer großen und guten Zeit sehr mittelmäßiges Lob, in einer so siechen und verderbten Epoche aber kein unbedeutendes Verdienst. Er erleichterte, so viel er konnte, die Last der Steuern, die besonders den Landmann zu Boden drückten, machte den Münzverfälschungen ein Ende und suchte in der Verwaltung ein gewisses Gefühl der Milde und Gerechtigkeit geltend zu machen, das ihr seit langer Zeit fremd geworden war. — Europa genoß damals vermöge der während mehrer Jahre zwischen den großen Mächten angefangenen, unterbrochenen, aber immer wieder erneueten Unterhandlungen eines tiefen Friedens. Die Veranlassungen zu Hader und Streit fehlten nicht, aber die letzten großen Kämpfe unter Ludwig XIV. und die großen Opfer, die sie nöthig gemacht, hatten wenigstens die glückliche Wirkung gehabt, daß die Lust zum Kriege in den Herzen der Gewalthaber etwas gedämpft worden war. Die Quadrupelallianz, welche Dubois 1718 in London unterhandelt hatte, war, als Fleury das Ruder der Regierung ergriff, in mehren ihrer wesentlichen Bedingungen noch unausgeführt geblieben. Vermöge derselben sollte Karl VI. Spanien und Indien, Philipp V. Belgien und beiden Sicilien entsagen, Toskana nach dem Tode des letzten Medicis an Don Karlos, Philipp's V. Sohn, fallen, aber nie mit Spanien vereinigt werden können und der Herzog von Savoyen dem Kaiser Sicilien abtreten und dafür Sardinien in Empfang nehmen. Eine beträchtliche Zeit verging über den nähern Bestimmungen dieser Abtretungen und Austausche, und die beiden bei diesen Verhandlungen am meisten interessirten Mächte, der Kaiser und der König von Spanien, erhoben in den Details so viele Schwierigkeiten, zögerten so absichtlich, zeigten so wenig guten Willen, sich einmal fest und dauernd auszusöhnen, daß (1720) die Abhaltung eines Congresses in Cambrai, der aber erst vier Jahre nachher in Wirksamkeit trat, zur Ausgleichung aller bestehenden Schwierigkeiten, beschlossen wurde. Als dieser endlich zu Stande kam, schien der Ausbruch eines neuen Krieges näher als eine aufrichtige Befestigung der bestehenden Traktate zu liegen. Karl VI. hatte in den Niederlanden eine Handelsgesellschaft, die Compagnie von Ostende genannt, für den Verkehr mit Indien bestimmt, errichtet. Die Holländer, die hiervon eine Beeinträchtigung ihres Handels fürchteten, gedachten diese Gesellschaft, die dem Traktate von Münster und dem der Barrieren widersprach, nicht anerkennen und ihren Unternehmungen sich sogar thätig widersetzen zu wollen. Der Kaiser erklärte sich zur Aufrechthaltung seiner Stiftung nöthigenfalls mit den Waffen bereit. Eine

andere wichtige Frage konnte zu großen Collisionen Veranlassung geben. Karl VI. war der letzte Fürst des österreichischen Hauses. Er hatte, sich ohne männliche Erben sehend, im Jahre 1718 einen Hausvertrag, die pragmatische Sanction genannt, aufgesetzt, vermöge dessen ihm seine Tochter Maria Theresia und die übrigen weiblichen Glieder seiner Familie, nach dem Recht der Erstgeburt, wie der Mannsstamm, in dem Besitze seiner sämmtlichen Staaten folgen sollten. Er verlangte von den auf dem Congresse repräsentirten Cabineten eine Anerkennung dieses Successionsgesetzes. England und Holland erklärten sich hierzu, wenn er die Compagnie von Ostende, deren Concurrenz sie fürchteten, aufheben wollte, bereit. Karl VI. glaubte auf diese Bedingungen, die in seinen Augen seine Souverainetät über die Niederlande schmälerten, nicht eingehen zu können und rief seine Bevollmächtigten zurück. Um dieselbe Zeit hatte der Herzog von Bourbon die Ludwig XV. bestimmte spanische Prinzessin zurückgeschickt. Philipp V., mit Frankreich brechend, wollte an diesem Congresse, auf dem dieses die erste Vermittlerrolle spielte, keinen weitern Antheil nehmen, und näherte sich plötzlich seinem alten Nebenbuhler in der spanischen Krone, mit dem er zu Wien (1725) einen Vergleich über die seinem Sohne Don Karlos in Italien zu verleihenden Besitzungen abschloß und die pragmatische Sanction und die Compagnie von Ostende anerkannte. Die beiden Höfe versprachen sich zugleich für gewisse eventuelle Fälle gegen England und Holland Hülfe. Letztere zeigten sich über die unerwartete Annäherung der beiden einander so lange feindlich gewesenen Mächte besorgt und schlossen zu Hanover ein Bündniß ab, in das sie Schweden und Dänemark hineinzuziehen wußten, während der Kaiser sich durch eine Annäherung zu Rußland und Preußen, die damals ein Gewicht in die europäische Wagschale zu werfen anfingen, zu verstärken suchte. Europa schien sich von Neuem in zwei feindliche Lager theilen zu wollen. Der Krieg brach wirklich einen Augenblick lang, aber nur auf einigen einzelnen und entfernten Punkten aus. Noch war zu einem großen Brande nicht Stoff genug vorhanden. Die Spanier griffen Gibraltar und die Engländer Portobello an. Fleury, von Natur zum Frieden geneigt und den Preis des Kampfes mit seinen Gefahren in keinem Verhältnisse sehend, beschloß dessen Verbreitung zu verhindern und bot den kriegführenden Mächten seine Vermittlung an. So sehr Philipp V. über die Auflösung der zwischen seiner Tochter und seinem Neffen beschlossenen Verbindung entrüstet sein mochte, so war er im Herzen dennoch seiner Familie und seinem alten Vaterlande geneigt ge-

blieben und wußte, daß jene ihm angethane Kränkung nicht dem jugendlichen Könige und seinem jetzigen Minister, sondern dem Herzoge von Bourbon, der entfernt worden, zur Last zu legen sei. Er kam der Annäherung des französischen Hofes entgegen, versöhnte sich mit Ludwig XV. vollständig und nahm Fleury's Vermittlung an. Die Präliminarien eines Traktats, dessen Bedingungen ein Waffenstillstand auf sieben Jahre, die Suspension der Compagnie von Ostende während dieser Zeit und die Zusammenkunft eines allgemeinen Congresses waren, wurden zu Paris abgefaßt. Die Bevollmächtigten der verschiedenen Mächte kamen endlich in Soissons zusammen und unterhandelten hier fast ein ganzes Jahr hindurch. Aber Karl's VI. Absicht, die Handelsgesellschaft von Ostende zu erhalten, seine pragmatische Sanction anerkannt zu wissen, derselben aber kein Opfer zu bringen und die Niederlassung des Infanten Don Karlos in Italien zu verhindern, machten, daß dieser Congreß unverrichteter Sache auseinanderging. Fleury benutzte die Hartnäckigkeit des Kaisers, um ihn als das einzige Hinderniß einer endlichen Ausgleichung ansehen zu lassen, näherte sich Spanien noch mehr als bisher und versprach ihm Englands Beistand. Diese drei Mächte schlossen auf Fleury's Veranlassung zu Sevilla einen Vertrag (1729), in welchem dem Infanten Don Karlos, außer Toskana, die Herzogthümer Parma und Piacenza, nach dem Tode des schon sehr bejahrten und kinderlosen Souverains, des letzten Farnese und Oheims der Königin von Spanien, zugesagt wurden. Die Holländer traten unter der Bedingung der Aufhebung der Ostender Handelsgesellschaft dem Vergleiche ebenfalls bei. Karl VI., der viel von dem Stolze, aber nichts von der Kraft mancher seiner Vorfahren geerbt hatte und sich schwer zu irgend einer Concession verstand, hatte jedoch vor allen Dingen die Anerkennung der Erbfolgerechte seiner Tochter, der Erzherzogin Maria Theresia, vor Augen. Um diese anerkannt zu sehen, schloß er endlich mit England und Holland zu Wien (1731) einen Vertrag ab, in welchem der von Sevilla bestätigt wurde.

Die besondere Art, wie im alten Frankreich der Staat mit der Kirche verbunden war, der bewegliche Geist der Nation, die, bei der innern politischen Thatenlosigkeit, zu der sie verurtheilt war, sich auf jeden Gegenstand, der ihre angeborne Parteisucht zu beschäftigen versprach, mit einer Art von Heißhunger warf, erneuerte um jene Zeit die, wenn auch nicht sinn-, doch zwecklosen religiösen Streitigkeiten, zu denen die Bulle Unigenitus mehr die Veranlassung als der Grund gewesen war. Obgleich letztere durch ihre Annahme von

Seiten des Parlaments unter dem Regenten ein Staatsgesetz geworden, so dauerte der Kampf der Meinungen über die in ihr enthaltenen Lehren oder vielmehr Verdammungen und die gegenseitige Anfeindung der Parteien fort. Unter den Prälaten, welche die Bulle nicht anerkennen wollten, war Johann Soanen, Bischof von Senez, der, obgleich über achtzig Jahre alt, den glimmenden Funken der Zwietracht von Neuem zu entflammen suchte. Fleury, der als Geistlicher mild und tolerant gesinnt war, als Staatsmann aber diese Versuche, den innern Frieden zu stören, für gefährlich hielt, ließ den Bischof von Senez auf einem Concil zu Embrun verurtheilen, suspendiren und in eine Abtei verbannen. Der Cardinal Noailles, ein schwacher, aber mit seinen wechselnden Ueberzeugungen rasch hervortretender Mann, legte an der Spitze von elf Bischöfen gegen das Verfahren des Concils oder, richtiger gesagt, des geistlichen Tribunals von Embrun, Protest ein. Alsbald mischte sich die Advokatur des Parlaments von Paris in den Streit und verbreitete ihn durch ihre Verwandten, Klienten und Anhänger in allen Klassen der Hauptstadt. Aber die Regierung ließ eine große Menge von Verhaftungen in dem niedern Klerus vornehmen, hundert Doctoren aus der Sorbonne ausschließen und bewog endlich den Erzbischof von Paris, die Bulle Unigenitus, ohne weitere Einwendung und Erklärung, ihrem Wortsinne nach, anzunehmen. Auf diese Art ward für den Augenblick die Opposition der Jansenisten zum Schweigen gebracht, obwohl keineswegs aufgehoben. Das Parlament, das diesmal an diesen religiösen Händeln keinen Theil genommen, regte sich jedoch wieder, als der gegenwärtige Papst die Verehrung des von Gregor XIII. kanonisirten Papstes Gregor's VII. in der gallikanischen Kirche zum ersten Male anbefahl. Die betreffende Bulle wurde von der Magistratur und zwar in den feindlichsten Ausdrücken verworfen und ihre Bekanntmachung und Befolgung verboten. Der Papst beklagte sich über die Verletzung der ihm schuldigen Ehrfurcht, konnte aber die Annahme des Officiums des heiligen Gregor's VII. nicht durchsetzen, benutzte aber diese Gelegenheit, um der Regierung die Befolgung der Bulle Unigenitus und ihre Unterzeichnung von Seite aller geistlichen und weltlichen Behörden von Neuem zu empfehlen. Es brachen zwischen dem neuen Erzbischofe von Paris, de Vintimille, und dem Parlament heftige Streitigkeiten aus, zu deren Beilegung ein Lit de Justice für nöthig gehalten wurde. Die Magistratur blieb im Ganzen immer den Grundsätzen des Jansenismus zugethan und nahm häufig den niedern Klerus gegen die Bischöfe in Schutz, während der Hof ent-

gegengesetzten Grundsätzen folgte. Diese religiösen Zwistigkeiten unterbrachen damals fast allein die übrige Einförmigkeit des französischen Lebens, das weder von einem glänzenden Hofe, wie in der Jugend Ludwig's XIV., noch durch große Kriege, wie in dessen reifern Jahren, selbst durch keine großen literarischen Erscheinungen, wie ein Menschenalter später, in Bewegung gesetzt wurde, sondern das sich in lauter kleinen Interessen unruhig hin- und herbewegte, aus dem nur die wachsende Gleichgültigkeit der Nation für ihre Regierung, als ein für die Zukunft drohendes Zeichen, hervorging.

Der äußere Friede, dessen Frankreich jetzt länger als je unter der Regierung Ludwig's XIV. genoß, ward, wenn auch nur auf kurze Zeit, auf unerwartete Weise unterbrochen. August I., König von Polen und Kurfürst von Sachsen, war im Anfange des Jahres 1733 gestorben. Sein Vorgänger war Stanislaus Leszczinski gewesen, der durch Karl XII. auf den polnischen Thron gesetzt, denselben, als der König von Schweden unglücklich geworden, hatte aufgeben müssen. Ludwig XV. hatte die Tochter dieses Stanislaus geheirathet, eine Auszeichnung, die Letzterer mehr zufälligen Umständen, als einer hohen Meinung von seiner Würde und Person verdankte. Der junge König, der damals seine Frau noch aufrichtig liebte, wünschte den Vater derselben wieder auf dem Throne zu sehen, indem er hierdurch seine Vermählung mit der Tochter eines ihm sonst an Geburt und Glück so weit untergeordneten Fürsten zu erheben glaubte, und Stanislaus konnte den Zumuthungen, die ihm die Ehre einer solchen Verbindung auflegte, nicht wohl widerstehen. Er begab sich nach Warschau und ward hier zum zweiten Male zum Könige proklamirt, aber bald darauf von seinem Nebenbuhler, August II., den ein russisches Heer unterstützte, zur Flucht gezwungen. Dieser August, der die älteste Tochter Kaiser Joseph's I. geheirathet und der einst Ansprüche auf einen Theil der Erbschaft Karl's VI. machen konnte, war von diesem bei seiner Bewerbung um den polnischen Thron mit Kriegsvolk und Geld, besonders aber dadurch, daß der Kaiser Rußland sich gegen Stanislaus zu erklären veranlaßte, unterstützt worden, und hatte sich dafür zur Anerkennung der pragmatischen Sanction bewegen lassen. Stanislaus hatte, nachdem er Warschau verlassen, sich in Danzig eingeschlossen und seine Feinde hatten einen Preis auf seinen Kopf gesetzt. Ludwig XV. empfand diese Verfolgung seines Schwiegervaters als eine ihm selbst widerfahrene Beleidigung. Die Russen und Polen waren zu weit entfernt, um an ihnen Rache nehmen zu können. Ludwig wußte, welchen Theil Karl VI. an den Erfolgen August's II. genommen

und beschloß, sich gegen diesen, der ihm erreichbar war, zu wenden. Er bemächtigte sich demnach zuerst Lothringens, dessen Herzog, Franz Stephan, mit der ältesten Tochter des Kaisers, Maria Theresia, versprochen war, verband sich mit Spanien, das mit Karl's VI. Verhalten gegen des Infanten Don Carlos Niederlassung in Italien unzufrieden war, und mit Sardinien, dem, wie so oft geschehen, im Falle eines glücklichen Ausganges der Besitz von Mailand und Mantua, gegen die Abtretung von Savoyen an Frankreich, versprochen wurde. Dem Kaiser gelang es, das deutsche Reich in einen Streit zu verwickeln, der mit dessen Interessen nichts gemein hatte, und England und Holland brachten es dahin, daß die österreichischen Niederlande für neutral erklärt wurden. Der Krieg warf sich deshalb auf die Rheingegenden und Oberitalien. Der alte Marschall Villars bemächtigte sich, in Verbindung mit dem Könige Karl Emanuel von Sardinien, Pavias und Mailands und hatte die Absicht, bis in das Tridentinische vorzudringen und den Oesterreichern die Alpenpässe zu verschließen. Karl Emanuel, der von dem Gelingen eines solchen Planes keinen Vortheil für sich sah, verweigerte ihm seine Unterstützung. Im folgenden Jahre (1734) rückten die Oesterreicher wieder in die Lombardei ein und Villars starb in Turin. Der Marschall Berwik, der Philippsburg belagerte, ward bei dieser Gelegenheit getödtet. Zwei der ersten Feldherren Ludwig's XIV., die, besonders Villars, in der letzten Zeit sein sinkendes Glück so viel als möglich aufgehalten, verschwanden fast zu gleicher Zeit von der Bühne. Berwik war ein natürlicher Sohn Jakob's II. und hatte von früher Jugend an ein ausgezeichnetes Talent für den Krieg bewiesen. Die Bastarde der Stuarts haben fast immer mehr Charakter und Fähigkeit, als die rechtmäßigen Erben bewiesen. Keine Dynastie hat so viele wilde Sprößlinge zurückgelassen. In England, Schottland, Frankreich, Spanien und Italien sind natürliche Nachkommen Karl's II., Jakob's II. und des letzten Prätendenten vorhanden. — In dem Heere, das Berwik befehligt hatte, befanden sich jedoch ausgezeichnete Talente, die ihn zu ersetzen versprachen, unter Andern die beiden Belle-Isle, Enkelsöhne des Finanzministers Fouquet, der einst unter Ludwig XIV. zu einem lebenslänglichen Gefängnisse verurtheilt worden, und der Graf Moritz von Sachsen, ein natürlicher Sohn August's I. Die Oesterreicher und die deutschen Reichstruppen wurden von dem jetzt schon sehr bejahrten Prinzen Eugen von Savoyen befehligt. In diesem Heere war der Kronprinz von Preußen, der nachmalige Friedrich der Große, anwesend. Die Franzosen waren glücklich und nahmen unter

den Augen Eugen's Philippsburg ein. In Italien schlug der Marschall Coigny bei Parma den österreichischen General Mercy, dessen Großvater einst in der Schlacht von Nördlingen gefallen war. Unter diesen für Frankreich und Spanien glücklichen Umständen landete Don Carlos in Neapel, zwang das österreichische Heer bei Bitonto, nicht weit von Bari, wohin es sich zurückgezogen, die Waffen zu strecken, setzte nach Sicilien über und unterwarf die Insel, mit Ausnahme von Syrakus und Messina, die sich im folgenden Jahre (1735) ebenfalls ergaben. — In Oberitalien wurden die Oesterreicher genöthigt, sich bis zur Etsch zurückzuziehen. — Der Kaiser, der in Italien und am Rhein geschlagen war, suchte jetzt zu unterhandeln, wobei England und Holland, die nicht ohne Mißtrauen die Vortheile ansahen, welche Frankreich und Spanien davongetragen, ihre Vermittlung anboten. Unterhandlungen wurden eröffnet, die Präliminarien eines von allen Theilen gewünschten Friedens in Wien unterzeichnet und zugleich ein Waffenstillstand eingegangen. Vermöge dieser Präliminarien sollte Stanislaus Leszinski dem polnischen Throne entsagen und die Herzogthümer von Lothringen und Bar erhalten, die nach seinem Tode an Frankreich fallen sollten. Der Herzog Franz Stephan von Lothringen wurde zum Erben Johann Gaston's, des letzten Medici, erklärt, Don Carlos trat Parma und Piacenza an den Kaiser ab und empfing dafür Neapel und Sicilien, der König von Sardinien erhielt Tortona und Novara und die Lehne von Langhes, am Rheine sollte Alles auf denselben Fuß wie vor dem Kriege wiederhergestellt werden Karl VI. war zu einem so großen Opfer, wie die Abtretung von Neapel und Sicilien vorzüglich durch das Anerbieten Frankreichs, die pragmatische Sanction anerkennen zu wollen, bewogen worden. Seiner Tochter die ungetheilte Nachfolge in seinen Staaten zu sichern, war seit vielen Jahren der Angelpunkt seiner Politik geworden, und Frankreich garantirte in einem besondern Artikel des Friedens diese Hoffnung auf das Feierlichste. Spanien, das nicht aufhörte, die im Utrechter Frieden verlornen Besitzungen und besonders die Niederlande zu bedauern, stand mit der Ratifikation der Präliminarien so lange als möglich an. An diesem Traktat von Wien, der im Jahrr 1738 allgemein anerkannt wurde, nahmen fast alle europäischen Mächte Theil und doch sollte derselbe sobald nachher in seinen wesentlichsten Theilen gebrochen werden.

Zu allen Zeiten und in allen Ländern haben die Mächtigen und Großen ihre Gewalt zur Befriedigung ihrer persönlichen Leidenschaften angewandt, nirgends aber ist dieser Mißbrauch, wenigstens

in neuern Zeiten, von so tief eingreifenden und für die öffentliche Sittlichkeit gefährlichen Folgen wie in Frankreich gewesen und hat nirgends so sehr wie hier zur Entartung der ganzen Nation beigetragen. Der Grund hiervon lag nicht nur in der unbeschränkten Gewalt des Souverains, der sein Beispiel wie ein Gesetz betrachten ließ, sondern vor Allem in der, mit andern Nationen verglichen, größern intellektuellen, socialen und politischen Einheit, die jeden mächtigen Impuls durch alle Theile des gesammten Organismus verbreitete. Die Sprache, die Sitten, die Einrichtungen des äußern Lebens, noch mehr aber gewisse Maximen und Vorstellungen, hatten in allen Ständen und Klassen eine ähnlichere Form als unter den meisten andern Völkern angenommen. War der Impuls, der für die Masse damals fast einzig vom Throne oder wenigstens dem Hofe ausging, guter Art, wie Liebe zum Ruhm, Gefühl nationaler Ehre andern Völkern gegenüber, Anerkennung des Talents u. s. w., so ward diese Stimmung allgemeiner und wirkte mächtiger als in andern Völkern. Aus demselben Grunde übte das meist unsittliche Beispiel, das die französischen Könige in ihrem Privatleben aufstellten, und dies fiel bei ihrer absoluten Macht mit ihrem öffentlichen fast immer zusammen, auf das moralische Gefühl der Nation eine zerstörendere Wirkung aus, als anderswo der Fall gewesen. — Der sittliche Verfall der französischen Nationalität ward übrigens, wie aus einer Betrachtung der Denker und Geister, die an der Spitze jener Epoche standen, hervorgeht, mehr als man glauben sollte, gefühlt und dieses Gefühl vermehrte noch die gegen die Regierung bestehende Unzufriedenheit. Die Franzosen, seit so langer Zeit gewöhnt, alles Gute und Ueble, das sie traf, auf Rechnung ihrer Könige zu setzen, glaubten, anstatt in ihre eigene Brust zu greifen, jene allein anklagen zu müssen und begriffen nicht, daß, wenn es zuweilen große und von den Umständen besonders begünstigte Fürsten giebt, welche das gesammte politische Leben eines Volkes sich unterwerfen, das nationale Dasein von ihnen im Grunde nur wenig abhängt und von Umständen gebildet, erhöht oder herabgezogen wird, denen die Souveraine selbst unterworfen sind. Es hat hier und da in verderbten Zeiten große oder edle Fürsten gegeben, die der wachsenden Kraft des Bösen um sie her nicht zu widerstehen vermochten und, ohne ihr persönlich zu erliegen, sie gewähren lassen mußten. Aber nie hat sich in einem sittlich wohl geordneten Zustande plötzlich ein frevelhafter Herrscher erhoben, ohne zu seinem eigenen Unglücke zu erfahren, daß er sich mit der ge-

sammten Stimmung seines Volkes nicht in Widerspruch setzen durfte.

Von dem Utrechter Frieden an war die äußere Ruhe Frankreichs nur durch den kurzen und wenig gefährlichen Krieg gegen den Kaiser gestört worden, als der Tod dieses Fürsten (October 1740), nicht lange nachdem der Wiener Vertrag allgemein angenommen worden, die politischen Verhältnisse Frankreichs von Neuem bewegen und die Nation in weit hinaussehende Kämpfe verwickeln sollte. Karl VI. hatte der Anerkennung der pragmatischen Sanction von Seite der europäischen Mächte große Opfer gebracht und war vom Schauplatze mit der festen Hoffnung abgetreten, daß seine Tochter Maria Theresia ihm im ruhigen Besitze seiner Staaten nachfolgen würde. Mit einer in der Geschichte, und besonders nach so kurzem Zeitraume und nach so unzweifelhaften Erklärungen, seltenen Treulosigkeit erklärten sich die meisten Staaten, die an dem Traktate von Wien Theil genommen, gegen die von ihm sanctionirten Bestimmungen, und zwar ohne daß in der politischen Lage Europas eine andere Veränderung als das Abtreten dessen, der jenen Vertrag mit mannichfaltigen Concessionen erkauft hatte, vorgegangen war. Baiern, Sachsen, Sardinien und Preußen nahmen einzelne Theile der österreichischen Monarchie in Anspruch und rüsteten sich zugleich, ihren Forderungen Nachdruck zu geben. Ludwig konnte an diesem Kampfe gegen Oesterreich, auch wenn er sich durch seine feierlichen Zusagen nicht für gebunden hielt, keinen Vortheil für sich finden. Seitdem die Bourbonen außer Frankreich über Spanien, Neapel und Sicilien herrschten, konnte das Haus Oesterreich für Frankreich kein Gegenstand des Schreckens und Mißtrauens mehr sein. Fleury, damals (1741) achtundachtzig Jahre alt, schien vor der Erneuerung eines Krieges, den Moral und Politik zu vermeiden empfahlen, zurücktreten zu wollen, aber seine Umgebungen, namentlich der kriegslustige Graf von Belle-Isle, der einen großen Einfluß auf den lebensmüden Greis ausübte, stellten ihm die Aufrechthaltung der pragmatischen Sanction als eine Gefahr für Frankreich vor. Das französische Cabinet glaubte jedoch, die Stipulationen des Wiener Traktats nicht ohne Weiteres und directer Weise brechen zu können, und ergriff den Ausweg mit dem Kurfürsten von Baiern, der auf einen großen Theil der Hinterlassenschaft Karl's VI. Ansprüche machte, ein Offensiv- und Defensivbündniß zu schließen, ohne sich gegen die Königin von Ungarn, wie Maria Theresia damals genannt wurde, unmittelbar selbst zu erklären. Außerdem unterzeichnete es mit Spanien, das seit dem Utrechter Frieden jede Ge-

legenheit, Oesterreich zu schaden, benutzt, einen Vertrag ab, und dieser Allianz traten, obgleich mit sehr verschiedenen Interessen und Absichten, beide Sicilien, Sardinien, Preußen und Polen bei.

Maria Theresia hatte einer solchen Macht, wie die Vereinigung der verschiedenen Zweige der bourbonischen Dynastie und des größten Theiles Deutschlands gegen sie, nur ihr gutes Recht und die Anhänglichkeit ihrer Völker entgegenzusetzen, denn das österreichische Kriegswesen, durch Eugen emporgehoben, war nach seinem Tode wieder rasch gesunken, und man glaubte im Auslande allgemein, daß diese Fürstin ihrer gefährlichen Lage erliegen werde. Eine einzige große Macht schlug sich auf ihre Seite, England, das gerade das besaß, was Maria Theresia fehlte, nämlich Geld, womit sie allmälig ihre Heere, die wenig zahlreich und in trauriger Verfassung waren, vermehren und organisiren konnte. Englands Absicht bei diesem Bunde war weniger die Integrität der österreichischen Monarchie, so wichtig diese zur Erhaltung des politischen Gleichgewichts auf dem Continent sein mochte, als die Zerstörung des französischen und spanischen Handels. England, dem Continent im siebenzehnten Jahrhundert fast fremd geworden, war im Anfange des achtzehnten in alle großen Fragen mit entscheidender Stimme eingetreten. Das Ziel, dessen Erreichung es sich vorgesetzt, war die Herrschaft der Meere, ohne eine ihm furchtbare Concurrenz. Eine solche war nur von Spanien und Frankreich möglich und Oesterreich konnte deshalb im Kampfe mit Frankreich auf Englands Beistand rechnen. Mit Spanien, in dessen Handel mit seinen amerikanischen Kolonien es sich durch Gewalt und List einzudrängen suchte, war England schon seit dem Ende des Jahres 1739 im Kriege.

Ein französisches Heer von vierzigtausend Mann rückte, unter dem Namen eines Hülfscorps, zur Unterstützung des Kurfürsten von Baiern herbei, der seine Ansprüche gegen Maria Theresia mit den Waffen in der Hand geltend zu machen angefangen hatte. Eine gleich starke französische Streitmacht fiel in Norddeutschland ein und zwang Georg II. von England, der an der Spitze von dreißigtausend Engländern und Deutschen Oesterreich zu Hülfe kam, für sein Kurfürstenthum Hanover zu fürchten und sich mit Aufgebung seiner Plane zurückzuziehen. Das französisch-bairische Heer drang in Oberösterreich ein. Der Kurfürst ward in Linz zum Erzherzoge von Oesterreich, in Prag zum Könige von Böhmen gekrönt und im Anfange des Jahres 1742, unter dem Namen Karl VII., in Frankfurt zum deutschen Kaiser erwählt. Zu derselben Zeit waren

spanische Truppen, ohne daß die englische Flotte im Mittelmeere es zu hindern vermocht, in Italien gelandet und der Gemahl Maria Theresia's, der ehemalige Herzog von Lothringen und jetzige Großherzog von Toskana war genöthigt worden, ungeachtet es sich um das Schicksal seiner Gemahlin und seines Sohnes handelte, sich für neutral zu erklären. Die Erfolge der Alliirten sollten jedoch von kurzer Dauer sein und keinen mit ihren Planen im Verhältniß stehenden Einfluß auf die Lage Europas ausüben. Die einzige wichtige Veränderung, die aus dieser politischen Verschwörung gegen die Tochter Karl's VI. hervorging, war die Erhebung Preußens, das durch die Eroberung Schlesiens und die damit in Verbindung stehenden Kämpfe zu einer europäischen Macht erwuchs. Die Verbündeten waren, der Grund des geringen Erfolges der meisten Allianzen, ihren Interessen und ihrer Lage nach getheilt und im Geheimen die einen auf die andern eifersüchtig. Auch hielt sie, die einzige Möglichkeit des Bestehens großer Bündnisse, weder das Gefühl einer gemeinsamen Gefahr, noch die Erinnerung erlittener Unbilden und der Wunsch, sie zu rächen, zusammen, und Maria Theresia, die in ihrer Existenz bedroht gewesen, ging aus dem Kampfe mit der Abtretung einer einzigen Provinz ihrer weitläufigen Staaten hervor, während mehre ihrer Feinde, und namentlich Frankreich, sich in zwecklosen Anstrengungen erschöpften. Auf Englands dringendes Anrathen trat sie Schlesien an Preußen ab, das so wie Sachsen sich von der Allianz zurückzog. Sardinien, das Spaniens Einfluß in Italien nicht wiederherstellen und dasselbe im Mailändischen nicht zum Nachbar haben wollte, schloß gegen Abtretung einiger mailändischen Landschaften mit Oesterreich nicht nur Frieden, sondern bot ihm sogar Hülfe an. Karl VII. sah seine Erbstaaten von den Oesterreichern besetzt und wurde gezwungen, die Milde der Fürstin anzurufen, der er einen Theil ihrer Besitzungen entreißen gewollt. Die Franzosen, von Preußen und Sachsen verlassen und durch die österreichische Besetzung Münchens in ihrem Rücken bedroht, räumten Böhmen und Baiern, trafen mit einem englisch-deutschen Heere, das von Georg II. in Person angeführt wurde, in einem blutigen, aber nicht entscheidenden Treffen bei Dettingen zusammen und zogen sich endlich aus Deutschland zurück.

Der Cardinal Fleury sollte das Ende dieses Krieges nicht erleben. Er starb (1743) neunzig Jahre alt, nachdem er siebenzehn Jahre lang das Königreich im Namen Ludwig's XV. mit unumschränkter Macht regiert hatte. Mit ihm endigte die letzte Epoche der altfranzösischen Monarchie, in welcher eine oberste und feste

Haltung, von den Intriguen des Hofes und den Interessen der Parteien unabhängig, am Ruder des Staates gesessen hatte. Unter der Verwaltung dieses Ministers war ein für Frankreich wichtiges Ereigniß, nach welchem es seit Jahrhunderten gestrebt, die eventuelle Einverleibung Lothringens, eingetreten. Der wesentlichste Vorwurf, der Fleury gemacht werden kann, ist die Vernachlässigung der französischen Marine, deren Blüte Frankreich nicht nur zu seiner Größe, sondern sogar zu seiner Sicherheit nothwendig gewesen wäre.

Der Krieg schien für Frankreich, nachdem Baiern, Sachsen und Preußen, um deren Ansprüche willen es zu den Waffen gegriffen, sich mit Oesterreich verglichen, ohne Zweck zu sein, aber Maria Theresia, von der so schnellen und glücklichen Wendung ihres Geschickes vielleicht selbst überrascht, schlug den ihr angebotenen Frieden aus. Sie wollte die Vortheile ihrer neu errungenen Stellung nicht aufgeben und verband sich in Worms (1744) von Neuem mit England und Sardinien. Frankreich ward demnach gegen seinen Wunsch zur Fortsetzung des Kampfes gezwungen und erklärte jetzt Oesterreich und England unmittelbar selbst den Krieg, während es vorher nur gewissermaßen als der Bundesgenosse Baierns in die Schranken getreten war. Die französische und spanische Flotte sollten jetzt eine thätigere Rolle als im Anfange des Krieges spielen. Es kam im Angesicht von Toulon zwischen den Engländern und Franzosen zu einer Seeschlacht, die, obwohl sie unentschieden blieb, die Franzosen mit Hoffnungen für die Zukunft erfüllte. Hiermit nicht zufrieden, dachte die französische Regierung nicht nur der englischen Macht, sondern dem ganzen System, das England regierte, einen tödtlichen Schlag zu versetzen. Eine mächtige Flotte versammelte sich in Brest und nahm vierundzwanzigtausend Mann Landungstruppen ein. Auf ihr befand sich der Prinz Karl Eduard, der Enkel Jakob's II., und ihm zur Seite der Graf Moritz von Sachsen, einer der ersten Feldherren jener Zeit. Fast die ganze englische Landmacht war unter Georg II. auf dem Continent beschäftigt und selbst der größte Theil der Marine von der englischen Küste entfernt. Der Erfolg des Unternehmens schien höchst wahrscheinlich zu sein, als der über den Stuarts schwebende Unstern, der so viele ihrer Versuche vereitelt, ihnen auch diesmal verderblich wurde. Die französische Flotte war schon im Begriffe zu landen, als ein Sturm sie auf die Küste ihres Landes zurückwarf und viele ihrer Schiffe beschädigte und zerstörte. — Frankreich bereitete sich, nach dieser offenen Darlegung seiner feindlichen Absichten, den Krieg mit Nachdruck zu führen vor. Der damalige General-Controleur der Fi-

nanzen, Orri, wandte alle möglichen Mittel, Geld herbeizuschaffen, an. Es wurden Anleihen auf alle Steuern und Einnahmen gemacht, Lotterien, Leibrenten errichtet, neue Stellen verkauft und die schon verkauften mit Taxen belegt. Zuletzt suchte das französische Cabinet Friedrich II., der fürchtete, daß Maria Theresia damit umging, ihm Schlesien zu entreißen, zu einer Diversion zu bewegen. Don Carlos, den das Erscheinen einer englischen Flotte, zwei Jahre vorher, zur Neutralität zwischen den kriegführenden Mächten gezwungen, wurde sie zu brechen aufgefordert, und Genua, das sich von Oesterreich und Sardinien verletzt glaubte, in Frankreichs Netze gezogen. Der Hauptschlag sollte jedoch gegen die österreichischen Niederlande geschehen. Ein Heer von hunderttausend Mann war hierzu bestimmt. Aber der Herzog Karl von Lothringen, der mit einer großen Macht den Marschall Coigny am Rhein bedrohte, vereitelte diesen Plan und ein Theil des flandrischen Heeres mußte sich nach dem Elsaß zu in Bewegung setzen. Während dieser Zeit griff Friedrich II. wiederum zu den Waffen, fiel in Böhmen ein, nahm Prag und zwang den lothringischen Prinzen, dem bedroheten Mittelpunkte der österreichischen Monarchie zu Hülfe zu eilen. Die Franzosen gingen über den Rhein und bemächtigten sich Freiburgs (November 1744), das schon früher mehrmals von ihnen erobert worden. In Italien drangen sie unter dem Prinzen von Conti in Piemont vor, nahmen, obwohl mit großen Verlusten, einige der steilen Bergfesten ein, brandschatzten das Land bis Coni hin, wurden aber beim Herannahen des Winters zum Rückzuge gezwungen.

In der Mitte dieses Jahres (1744), während der Krieg in Deutschland und Italien zugleich entbrannt war, fiel Ludwig XV. in Metz, wohin er sich, um mit einem Abgeordneten des Königs von Preußen zu unterhandeln, begeben, plötzlich in eine Krankheit, die sein Leben bedrohte. In dem Charakter und den Sitten dieses Königs war seit einigen Jahren eine große Veränderung vorgegangen, die um des Einflusses willen, den sie auf den moralischen Zustand Frankreichs in jener Epoche ausgeübt hat, erwähnt zu werden verdient. Ludwig XV., der von dem Zufalle für einen Thron, von der Natur aber für einen dunkeln und beschränkten Kreis bestimmt gewesen, hatte bisher nichts von den glänzenden Vorzügen, aber auch nichts von den glänzenden Lastern mancher seiner Vorgänger, wie Ludwig XIV., Heinrich IV. u. s. w. gezeigt und war namentlich nicht den Lockungen einer meist verdorbenen weiblichen Umgebung erlegen, die, ihrer edeln Namen ungeachtet, fast immer von

niedrigen Leidenschaften, der Eitelkeit und Habsucht, erfüllt wurde. Er war, was bei seinem scheuen und trägen Naturell leicht gewesen, von Fleury an eine blinde Unterwerfung unter die Vorschriften und Gebräuche seines Glaubens gewöhnt worden. Außerdem war er, schon im sechszehnten Jahre vermählt, fast ohne Uebergang aus dem Knaben- in das Mannesalter gekommen und demnach von den Leidenschaften und Verirrungen frei geblieben, welche die Jünglingsjahre so vieler Männer entstellen. Er hatte sich lange ausschließend in der Gesellschaft der Königin und eines kleinen Kreises, zu dem der natürliche Sohn Ludwig's XIV., der Graf von Toulouse und seine Frau, gehörten, gefallen. Diese bisherige Leidenschaftslosigkeit des jungen Königs mußte jedoch, da sie nicht auf sittlichen Grundsätzen oder einer höhern Stimmung des Geistes, sondern auf der Gewohnheit einer frühen Befriedigung und auf einem furchtsamen Mißtrauen beruhte, bei wachsendem Alter, einem lebendigern Gefühle seiner Macht und der Erfahrung, wie viel ihm erlaubt sei, von selbst verschwinden. Eine der vornehmsten Damen des Hofes, die Gräfin de Mailli, war die erste, die es über sich nahm, den jungen Monarchen von seiner Gemahlin, die sieben Jahre älter als er war, abzuziehen. Aber als hätte sie vorausgesehen, welche Folgen für das königliche Haus, den Hof und in der Zukunft für die ganze Nation die sittliche Entartung des Gebieters hervorbringen sollte, bewies sie über das, was sie gethan, eine tiefe Reue und brach dieses Verhältniß ab, aber zwei ihrer Schwestern, von denen die jüngste unter dem Namen der Herzogin von Chateauroux in der Chronik der französischen Hofskandale berühmt ist, waren weniger zartfühlend und folgten ihr in der Gunst des Königs. — Diese Chateauroux und ihr Vertrauter, der Herzog von Richelieu, bewachten den kranken König, um die Kundwerdung seines Zustandes zu verhindern und ihn über dessen Gefahr zu täuschen. Die Herzogin fürchtete, daß der König, über seine wahre Lage aufgeklärt, von den Geistlichen sie zu entfernen veranlaßt werden könnte, und Richelieu hielt seinen eigenen Einfluß von dem dieser Frau für unzertrennlich. Auch hofften sie, käme Ludwig davon, sich bei ihm ein Verdienst daraus zu machen, die unnützen Schrecken des Todes von ihm entfernt zu haben. Ein Prinz von Geblüt, der Herzog von Chartres, drang endlich bis zu dem Kranken, eröffnete ihm seinen Zustand und bewog ihn an sein Ende zu denken. Die Geistlichen verlangten die Entfernung der Herzogin und eine Aussöhnung mit der Königin, die ihre Pflichten immer mit großer Treue und Strenge erfüllt hatte, und auf die Nachricht von der Krankheit

ihres Gemahles selbst nach Metz gekommen war. Ludwig verstand sich aus Furcht vor dem Tode zu Allem, was von ihm verlangt wurde. Als er aber wieder vollkommen hergestellt war, verbannte er den Geistlichen vom Hofe, der auf die Trennung von der Herzogin von Chateauroux gedrungen, und Alle, die sich in jener Krise seiner bemächtigt hatten, fielen in Ungnade. Von dieser Zeit an fiel dieser König in die Netze der ihn umgebenden Reizungen und stellte das sonderbare Schauspiel auf, daß, anstatt mit den Jahren seiner Leidenschaften Meister zu werden, er nicht nur ihrem betäubenden Dufte immer leichter zu erliegen, sondern sich von ihrem Schlamme vorzugsweise zu nähren anfing, und zuletzt zu solcher Niedrigkeit herabsank, daß er im Angesicht von ganz Europa sich einen Harem, aus ganz jungen Mädchen, die er ihren dürftigen Eltern abgekauft hatte, bestehend, anlegte. Außerdem entehrte er manche der ersten Familien des Landes, eine Schmach, die, da sie mit der Gelegenheit, sich zu bereichern, verbunden war, wie eine Auszeichnung auf das Eifrigste gesucht wurde. Man hat in seinem Alter an diesem Fürsten bemerkt, daß ihn meist nur das reizte, was Andere zurückgestoßen hätte, und daß sein Geschmack noch mehr als sein Gefühl entartet war.

Die Erbitterung, von der die kriegführenden Mächte durch die Verluste, die sie sich gegenseitig zufügten, beseelt waren, hinderte sie von den Umständen, welche der Beilegung ihrer Streitigkeiten günstig erschienen, Gebrauch zu machen. Karl VII., der, seinem ausdrücklichen früher geleisteten Versprechen entgegen, seine Hand nach einem großen Theile der Verlassenschaft seines kaiserlichen Vorgängers ausgestreckt, aber nicht das Seinige hatte retten können, war im Anfange dieses Jahres gestorben. Der Krieg, der zum Theil um seinetwillen unternommen worden, hätte mit ihm selbst aufhören können, wenn der Ehrgeiz der Lebenden die Sache des Todten nicht noch weiter zu vertheidigen vorgegeben hätte. England suchte sich für Frankreichs Versuche, die Stuarts auf den Thron zurückzuführen, zu rächen und unterstützte die Königin von Ungarn mit Subsidien, die es bei seinem seit zwei Generationen so mächtig angewachsenen Reichthume schon damals seinen Verbündeten anzubieten im Stande war. Maria Theresia wünschte für ihren Gemahl die deutsche Kaiserwürde als einen Theil der Erbschaft ihres Vaters, während sie Frankreich auf das Haus Baiern zu übertragen suchte. Aber der junge Kurfürst, der Sohn Karl's VII., entsagte, durch das Schicksal seines Vaters gewarnt, diesen hochfliegenden Hoffnungen, schloß mit der Königin von Ungarn Frieden und versprach

ihr seine Stimme für die Wahl ihres Gemahls. — Frankreich hatte zu dem bevorstehenden Feldzuge große Anstalten gemacht. Sein Plan war, sich am Rhein auf der Defensive zu halten, in den Niederlanden und in Italien aber entscheidende Schläge zu thun. Das französische Heer, von dem Grafen von Sachsen befehligt, der kurz vorher zum Marschall erhoben worden, schlug die Verbündeten, Oesterreicher, Engländer und Holländer, bei dem Dorfe Fontenoy (11. Mai 1745) und nahm zehn Tage nachher die wichtige Festung Tournay ein. Die Franzosen, besonders die Haustruppen des Königs, der mit dem Dauphin der Schlacht beiwohnte, bewiesen, daß, wenn sie auch in vielen andern Beziehungen, doch nicht an Kriegsmuth, ihren Vätern unähnlich geworden waren. Die gesammten österreichischen Niederlande, Brüssel nicht ausgenommen, gingen für die Alliirten verloren. In Italien kämpften die Franzosen unter dem Marschall Maillebois mit nicht weniger Erfolg. Genua hatte sich, ungeachtet einer englischen Flotte, die es bedrohte, für Frankreich und Spanien erklärt. Das französische Heer bemächtigte sich, im Angesichte der Oesterreicher und Piemonteser, Novis, Parmas, Pavias u. s. w. Der König von Sardinien rettete sich unter die Kanonen von Tortona und glaubte sich auch hier noch nicht in Sicherheit. Casal und Asti gingen an die Franzosen über, Mailand ward von den Alliirten verlassen und Don Philipp, ein jüngerer Sohn Philipp's V., empfing im Monat December (1745) von den Einwohnern den Eid der Huldigung. — Das französische Heer in Deutschland, unter dem Oberbefehle des Prinzen von Conti, war durch die Verstärkungen, die es nach den Niederlanden hatte schicken müssen, so geschwächt worden, daß es die ihm vorgeschriebenen Operationen nicht hatte ausführen können. Conti hatte den Befehl gehabt, sich der Erwählung des Großherzogs von Toskana zum Kaiser zu widersetzen. Dieser aber, an der Spitze einer überlegenen Macht, deckte nicht blos Frankfurt, sondern zwang den französischen Prinzen, sich über den Rhein zurückzuziehen. Franz Stephan wurde von der Mehrzahl der Kurfürsten, des Widerspruches des Königs von Preußen und seiner Siege ungeachtet, unter dem Namen Franz I. zum Reichsoberhaupte erwählt (September 1745). Friedrich II. hatte die Oesterreicher in Schlesien, Böhmen und Sachsen geschlagen und Dresden eingenommen, als er sich, unter Englands Vermittlung, mit Maria Theresia, die ihm außer Schlesien noch die Grafschaft Glaz abtrat, aussöhnte und sich vom Kriege zurückzog. Maria Theresia war durch die Rücksicht auf ihren Verbündeten, den Kurfürsten von Sachsen, dessen Staaten sich der

König von Preußen bemächtigt und durch den Wunsch, sich in Italien gegen die Franzosen nachdrücklich vertheidigen zu können, zu dieser Nachgiebigkeit gezwungen worden, obgleich ihre Hülfsquellen noch nicht erschöpft waren. Uebrigens war ihre Cession Schlesiens in ihrer Meinung noch immer keine definitive, sie hoffte auf Umstände, die ihr erlauben würden, das, was sie verloren hatte, wiederzugewinnen, sie gab für den Augenblick dem Drange der Umstände nach. Friedrich II., obwohl immer siegreich, wollte sich vor allen Dingen den Besitz von Schlesien sichern und beschränkte seine Hoffnungen auf diese Vermehrung seiner Macht. Außerdem gewährten ihm die Siege der Franzosen in Belgien und Italien keinen Vortheil und bildeten für ihn keine Diversion. Er hatte es immer mit der kompakten und schwer zu erschütternden Macht Oesterreichs, das außerdem auf die Unterstützung von fast ganz Deutschland zählen konnte, in seiner nächsten Nähe und allein stehend, zu thun, und seine energische und zugleich gemäßigte Politik begnügte sich mit dem unmittelbar Erreichbaren, ohne der Zukunft vorzugreifen. Nie ist ein großer Fürst so wenig von der Phantasie, von dem Drange, zu zerstören und zu gestalten, wie dieser König beherrscht worden. Alles war in ihm berechnet und geordnet und selbst die glänzendsten Erfolge ließen ihn nicht über das vorgesetzte Ziel hinausgehen. Es hat in der Geschichte, und selbst in der Deutschlands, größere Geister und tiefere Charaktere als ihn gegeben, aber nie ist in einem so großen Manne ein gemäßigter Wille mit so überlegenen Gaben, wie in ihm, vereinigt gewesen. Ohne Zweifel hätte er bei einer kühnern Natur und einem gestaltenreichern Triebe eine allgemeinere Wirkung hervorbringen, eine größere politische Schöpfung errichten können, aber Preußen hätte, wäre es aus einer allgemeinen Erschütterung plötzlich wie eine Insel aus dem Meere aufgetaucht, bei einer gewaltsamen Erhebung nicht den Charakter einer langsam sich entwickelnden, aber nie zurückschreitenden, unerschütterlichen Gesittung, der es vor allen Staaten auszeichnet, annehmen können.

Der Zweck Englands bei diesem wie bei seinen nachfolgenden Kriegen mit Frankreich bis zur Revolution hin war nicht sowohl der, es in Europa besiegen zu wollen, als es durch die Beschäftigung an seinen Grenzen von der Sorge für seine Seemacht abzuwenden und es seiner Kolonien und seines Handels zu berauben. Diesem Zwecke ward durch die im Ganzen unerklärbare Blindheit der Regierung Ludwig's XV. nur zu sehr vorgearbeitet. Anstatt mit dem Continente im Frieden zu bleiben, von dem Frankreich, wenn es

seinen Ehrgeiz beschränkte, nichts zu fürchten hatte, seine ganze Aufmerksamkeit auf die Plane und das Umsichgreifen des einzigen Nebenbuhlers, den es im achtzehnten Jahrhundert besaß, zu richten und seine Marine um jeden Preis zu vermehren, ließ es dieselbe fast ganz sinken, zersplitterte seine Kräfte in zwecklosen Unternehmungen und erlaubte, daß England ihm eine seiner großen Kolonien in Nordamerika nach der andern entriß. Frankreich hat nicht allein dies gethan, es hat durch seine verkehrte Politik sogar noch die andern Seemächte, wie Spanien und Holland, zur Beute Englands gemacht.

England hatte sich im Monat Juni (1744) Louisbourgs und des Cap Breton bemächtigt, die wichtigen Fischereien in diesen Gegenden fast ausschließend an sich gebracht und die Verbindung zwischen Frankreich und Canada erschwert. Indessen ward es von diesen Unternehmungen plötzlich durch einen innern Krieg, den letzten aber auch gefährlichsten, den die Partei des Hauses Stuart ihm erregt, abgezogen. Der Prinz Karl Eduard, dessen im vorigen Jahre (1744) mit so großer Anstrengung vorbereitete Unternehmung gegen England durch die Ungunst der Natur gescheitert, landete jetzt (August 1745) auf einer einzigen Fregatte, von einigen Offizieren begleitet, in Schottland, wo sich alsbald ein Theil der Bevölkerung für ihn erhob. Er wurde in Edinburg zum Regenten der drei Königreiche für seinen Vater, Jakob III., der in Rom lebte, ernannt, fiel in England ein, erschütterte durch die bloße Gewalt seines Namens die Existenz des Hauses Hanover und erlag mehr zufälligen Umständen als der Macht seiner Feinde. In der Ebene von Culloden ward das mit feudalen und hierarchischen Formen und Traditionen bekleidete Princip des politischen Absolutismus, das für England die Stuarts repräsentirten, von dem aristokratischen Handelsgeiste, der mit dem Protestantismus in Bund getreten, für immer besiegt. Für Frankreich hätte es nichts Wünschenswertheres geben können, als die Wiederherstellung der Stuarts. Ludwig XIV. und Ludwig XV. fühlten dies, verfolgten diesen Zweck aber mit keinen seiner Bedeutung angemessenen Mitteln. Ohne Zweifel hätte England sich mit dem ihm fremd und feindlich gewordenen Geschlecht der Stuarts nicht mehr vollständig ausgesöhnt und dasselbe wieder ausgestoßen, aber während der von solchen Bewegungen unzertrennbaren Unruhen und Zerrüttungen hätte sich Frankreich erheben und die englischen Ansprüche auf die unbeschränkte Herrschaft der Meere vereiteln können.

Der Ruin des Prinzen Karl Eduard und der Abfall des Kö-

nigs von Preußen zerstörten die großen Hoffnungen, zu denen sich das französische Cabinet nach den Erfolgen des letzten Feldzuges für berechtigt hielt. Es suchte den König von Sardinien von Oesterreich abzuziehen und ohne die Erscheinung eines neuen österreichischen Heeres in der Lombardei hätte Karl Emanuel wahrscheinlich die Partei Frankreichs ergriffen. So kam es im Gegentheil (15. Juni 1746) bei Piacenza zu einer Schlacht, in der die Franzosen und Spanier gänzlich geschlagen, Genua von den Oesterreichern in Besitz genommen wurde und die Alliirten Miene machten, in die Provence einfallen zu wollen. Ein Aufstand der Genueser, die von den Oesterreichern arg gemißhandelt wurden, und eine Verstärkung, die der neue König von Spanien, Ferdinand VI., den Franzosen zu Hülfe schickte, verhinderte die Ausführung dieses Plans. Die Franzosen waren in diesem Jahre in den Niederlanden, wo der Marschall von Sachsen und der Prinz von Conti, dessen Gegenwart am Rhein, nachdem das deutsche Reich sich auf Friedrich's II. Veranlassung für neutral erklärt, unnöthig geworden, glücklicher als in Italien. Ludwig XV. war bei dem Heere anwesend, das fast ganz Belgien, mit Ausnahme Mastrichts, einnahm und den Prinzen Karl von Lothringen schlug. — Ein Deutscher, der Graf von Sachsen, war damals der erste Feldherr in dem französischen Heere, oder vielleicht der einzige, der diesen Namen verdiente, ein anderer Deutscher, der König von Preußen, sollte bald als der erste Held seines Jahrhunderts angesehen werden, auf allen Kriegstheatern, in den russischen wie in den englischen Armeen, denn es waren großentheils Hessen und Hanoveraner gewesen, die den Thron Georg's II. gegen den Prätendenten gerettet hatten, fochten Deutsche mit Auszeichnung, und dennoch erwuchs der deutschen Nation aus dem Allen kein wahrer, weder moralischer noch materieller Vortheil, sie sank im Gegentheil immer tiefer herab und schien mehr um anderer als um ihrer selbst willen da zu sein. Denn ihr gesammtes politisches Dasein war so schwach und haltungslos, so zerrissen und bewegungslos zugleich, daß einzelne bedeutende Individualitäten und die Fortschritte der Kriegskunst den allgemein sichtbar werdenden Verfall des deutschen Volkes, als eines politischen Ganzen, nicht aufzuhalten vermochten. Eine kräftige, in sich übereinstimmende politische Organisation kann in einem Lande sehr wohl den Mangel großer Talente ersetzen und wird sie übrigens auf die Länge nothwendig hervorbringen, während ein zerbröckelter, gelähmter, widersinniger Zustand, wie der Deutschlands in jener Zeit, die größten einzelnen Erscheinungen ohne Gewinn für das Ganze verloren gehen läßt.

Während die Engländer die französischen Küsten und besonders die Stadt L'Orient, den Sitz der französisch-ostindischen Compagnie, obwohl ohne besondern Erfolg, beunruhigten, bedrohten die Franzosen die englischen Niederlassungen in Ostindien. La Bourdonnaie, Gouverneur der Insel Bourbon, und Dupleix, in derselben Eigenschaft in Pondichery, waren beide Männer von großem Talent und würden unter günstigern Umständen ihrem Lande in jenen Gegenden dieselben Vortheile verschafft haben, welche England daselbst zu erwerben bestimmt war. Aber während das englische Cabinet seine überseeischen Besitzungen als den Nerv seiner Macht ansah, sie unaufhörlich zu befestigen und zu vergrößern suchte, und besonders die dortigen Befehlshaber nie aus den Augen verlor, geschah in Frankreich das Gegentheil. Von dem Hofe mit Gleichgültigkeit, zuweilen selbst mit Mißtrauen angesehen, ohne Unterstützung gelassen, mit unpassenden und zugleich beschränkenden Instruktionen versehen, waren die französischen Gouverneurs in jenen Gegenden, wie z. B. La Bourdonnaie und Dupleix, oft in Streit unter sich selbst begriffen. Die Centralregierung schien, besonders in Bezug auf die Kolonien, alle Kraft und Einsicht verloren zu haben, belohnte oder bestrafte ihre dortigen Agenten nach Willkür, ohne Rücksicht auf ihr Verdienst oder ihre Schuld, und behandelte sie entweder mit gänzlicher Gleichgültigkeit oder empörender Ungerechtigkeit. Die Franzosen versäumten damals die Gelegenheit, die Engländer aus Ostindien zu verdrängen oder wenigstens jene reichen Gegenden mit ihnen zu theilen.

Im Feldzuge des folgenden Jahres (1747) belagerte der Marschall von Sachsen Mastricht, das der Herzog von Cumberland, der an der Spitze der Alliirten stand, zu decken suchte. Es kam in der Nähe dieser Festung, bei dem Dorfe Lafeld, zu einer Schlacht (2. Juli 1747), in der die Franzosen, nach einem hartnäckigen Widerstande, Sieger blieben. Eine Menge fester Plätze fiel in ihre Gewalt, darunter Bergen-op-Zoom, die einst der Herzog von Parma und der Marquis von Spinola vergeblich belagert hatten. Der Graf von Löwenthal, ebenfalls ein Deutscher und früher in russischen Diensten, zwang die Stadt zur Uebergabe und ward dafür mit dem Marschallsstabe belohnt. Dieses Ereigniß brachte in Holland Schrekken und selbst in England Besorgnisse hervor. Die Engländer trugen jedoch zur See Vortheile davon, welche die französischen Landsiege an Werth und Bedeutung bei Weitem übertrafen. In demselben Jahre fiel eine französische Handelsflotte, die sich nach Ost-

indien begab, mit den sie begleitenden Kriegsschiffen, unter dem Befehle des Marquis de la Jonquiere, in die Hände der Engländer. Derselbe Unfall widerfuhr einige Monate später dem Admiral de L'Etanduere, beide Male dicht an der französischen Küste. In diesen unglücklichen Kämpfen bewies das französische Seevolk, selbst nach dem Zeugnisse seiner Feinde, den größten persönlichen Muth. Die Marineoffiziere galten außerdem für die unterrichtetsten und fähigsten, die es gab. Der Grund, nicht nur der Verluste, sondern selbst des Unterganges der französischen Seemacht in jener Epoche lag demnach nicht in der Ueberlegenheit der Engländer, wie man es, nach den Erfolgen urtheilend, so oft behauptet hat, sondern in der grenzenlosen Sorglosigkeit und Schlaffheit der Regierung Ludwig's XV., die kein Element der nationalen Größe zu unterstützen und zu erhalten verstand.

Der Krieg, der schon so lange dauerte, begann allmälig alle Mächte, die an ihm Theil genommen, zu ermüden. Die Franzosen fühlten sich von ihrer großen Schuldenlast, der immer steigenden Schwierigkeit, die Abgaben beizutreiben, dem fast totalen Ruin ihres überseeischen Handels gebeugt. Die Holländer fürchteten für ihre Existenz selbst, denn ein siegreiches französisches Heer stand an ihren Grenzen und Preußen und Sardinien wünschten ihre neuen Erwerbungen durch einen allgemeinen Frieden gesichert zu sehen. Oesterreich und England allein waren für die Fortsetzung des Kampfes und wußten die Unterhandlungen, die schon zu Breda und nachher zu Aachen angefangen, zu verzögern. Der Marschall von Sachsen erklärte die Nothwendigkeit eines entscheidenden Unternehmens, um den Wunsch nach Frieden zu erzwingen. Er rückte plötzlich vor Mastricht. Die Wichtigkeit dieses Platzes und die Wahrscheinlichkeit, daß er in die Hände der Franzosen fallen würde, beflügelten die Unterhandlungen, deren Präliminarien zwischen Frankreich, England und Holland schon vierzehn Tage nach dem Anfange der Belagerung unterzeichnet wurden. Die übrigen Mächte traten ihnen allmälig bei und am 18. October (1748) ward ein allgemeiner Friede zu Aachen, aber, was Frankreich und England betrifft, mit solcher Uebereilung und auf so schwache Grundlagen gestützt, geschlossen, daß er später die Ursache eines neuen und großen Krieges wurde. — Selten hat ein Friede nach so langen Kämpfen geringere Veränderungen in den bestehenden Verhältnissen als der von Aachen hervorgebracht. Spanien verlor nichts und überließ, aber nur auf vier Jahre an England das Recht, die amerikanischen Kolonien mit Sklaven zu versehen. In Deutschland blieb Alles auf dem von

Maria Theresia und Friedrich II. geregelten Fuße. Parma, Piacenza und Guastella wurden dem Infanten Don Philipp von Spanien zuerkannt. Sardinien blieb im Besitze dessen, was ihm Oesterreich im Vertrage von Worms zugestanden. In Ostindien ward zwischen Franzosen und Engländern der vor dem Kriege bestehende Zustand zurückgeführt, in Amerika aber durch die ungewissen Grenzbestimmungen zwischen beiden Mächten der Grund zu spätern Kämpfen gelegt. Die französischen Minister schienen keine Ahnung davon zu haben, daß England damit umging, sich bei günstiger Gelegenheit der französischen Kolonien in Amerika zu bemächtigen, obgleich dieser Plan klar genug vor Augen lag. Die französische Staatsschuld hatte sich durch diesen Krieg um zwölfhundert Millionen Francs vermehrt, ohne daß die Nation durch denselben das Geringste, selbst nicht einmal die Wiederherstellung des Hafens von Dünkirchen, erreicht hätte.

Drittes Kapitel.

Die Friedensjahre zwischen dem Congreß von Aachen und dem Ausbruche des siebenjährigen Krieges (1748—1756) wurden nicht, wie es möglich gewesen wäre, zu einer Verminderung der öffentlichen Lasten, zur Annahme festerer Grundsätze in der Verwaltung u. s. w. angewandt, sondern der Geist der Verschwendung, des Leichtsinns und einer gänzlichen Gleichgültigkeit gegen die Zukunft nahm in der Regierung immer mehr überhand und ward ihr stehender Charakter. In dem innern Sinn und Wesen der Nation ward damals die erste Bewegung zu einer großen Veränderung hin sichtbar, deren Elemente zwar dann und wann schon früher gegohren, aber nie so weit wie jetzt um sich zu greifen gedroht hatten. — Eine eigenthümliche moralische Unzufriedenheit und Unbehaglichkeit in Bezug auf alle großen und öffentlichen Verhältnisse, von den bestehenden althergebrachten Formen des Staates und einem künstlichen Welt- und Gesellschaftsleben verhüllt, begann sich in der Meinung der einflußreichsten Klassen zu regen. — Der Tadel des Be-

stehenden ist zwar so alt wie dieses selbst, und er ist es nicht, der diese Epoche charakterisirt, sondern das Entstehen neuer politischer und socialer Theorien, die mit einem phantastischen und jugendlichen Enthusiasmus, wie man ihn von einem, in so mancher Beziehung gealterten und verdorbenen Geschlecht kaum hätte erwarten sollen, aufgenommen wurden. Diese Theorien, die von allem Herkömmlichen und Vorhandenen abstrahirten, hatten nicht gerade dessen gewaltsamen Umsturz zur Absicht, denn sie gingen nicht von Personen aus, die im Volke und Staate einer äußern Autorität genossen, sondern sie stellten vielmehr gewisse politische und moralische Ideale auf, die sie der Wirklichkeit als unbedingt überlegen ausgaben. Ihre Urheber empfahlen dieselben wie eine Religion der Betrachtung und Ueberzeugung, als den Stempel einer höhern Bildung, verlangten aber nicht eigentlich ihre Einführung in das Leben unmittelbar selbst. Rousseau ausgenommen, hat keiner der unter dem Namen der Philosophen bekannten Denker und Schriftsteller jener Zeit ein allgemein zusammenhängendes System, im Gegensatze zu den vorhandenen Einrichtungen, aufgestellt. Sie begnügten sich meist damit, die sittliche Grundlage des Bestehenden, wie es sich in der herrschenden Religion, der öffentlichen Moral, der Gesetzgebung aussprach, einer Prüfung zu unterwerfen, deren Mängel und Schwächen hervorzuheben und sie in der Meinung des Publikums zu erschüttern, ohne ihnen gegenüber eine neue positive Form des Lebens aufzuführen. — Diese Herabsetzung des Bestehenden erhob sich, wie gesagt, selten zur systematischen Begründung eines neuen Zustandes, sondern sprach sich, in politischer Beziehung, in einem unermüdlichen, allseitigen Kampfe gegen die einzelnen Erscheinungen der damaligen Organisation der Gesellschaft, und, in moralischer, in einem Zweifel an den sittlichen Bedingungen des Daseins selbst aus, die theils von der menschlichen Natur überhaupt hervorgebracht, theils durch den Einfluß des Christenthums allmälig zur Herrschaft gekommen waren. Hierdurch trat in dem Streben dieser Philosophen und in den Resultaten, die sie hervorgebracht, ein sonderbarer, in solchem Maße sonst nie gesehener Widerspruch auf. In Bezug auf den Staat ward dem Bestehenden eine Art von socialem Ideal gegenübergehalten, das nicht auf speculative oder sittliche Grundsätze gebracht, sondern aus der bloßen Betrachtung der vorhandenen Mißbräuche und Unvollkommenheiten entstanden, die Darstellung einer allgemein gleichen Stellung der Menschen im Staate, einer absoluten Conformität ihrer Rechte und Pflichten, ohne Rücksicht auf ihre besondern Zustände und Interessen,

zum Zweck hatte. In moralischer Beziehung, in der Art, wie man sich die innere Natur des Menschen mit seinen Handlungen in Verbindung gesetzt dachte, wurde die Eigenliebe und Selbstsucht zum Hebel alles menschlichen Thuns und Wirkens, zum Quell aller individuellen Thätigkeit, ihrer Motive und Tendenzen erklärt. Auf diese Weise ward die Lage der beiden großen Seiten des menschlichen Daseins überhaupt verkehrt, vom Staate ein Aufgeben seiner besondern Natur und Organisation, ein Verschwimmen in eine allgemeine abstrakte Form verlangt, dem Individuum aber ein absoluter Selbstzweck, eine egoistische Trennung und Isolirung zugestanden, eine Theorie, aus der, da sie durch besondere, von ihr nicht geschaffene und selbst nicht einmal ernstlich gewollte Umstände später zur Herrschaft kommen sollte, ein totaler Umsturz der politischen Gesellschaft und eine moralische Verschlechterung der Individuen hervorgehen sollte. — Diese Richtung, die in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts noch in ihrer ersten Entwickelung begriffen war, aber sich, bei der Schwäche der Machthaber und dem sichtbaren Sinken aller öffentlichen Verhältnisse, rasch verbreitete, fand bei der Regierung zwar keine Gunst, aber auch keinen eigentlichen Widerstand, denn sie wandte sich weit mehr gegen den Geist und die Einrichtungen der Kirche als gegen die Institutionen des damaligen Staates, gegen den sie sich mehr gleichgültig als feindlich bewies. Ihre Repräsentanten waren eine Schule und Sekte, die sich mehr mit der moralischen als politischen Seite der Gesellschaft beschäftigte, mehr das Individuum als den Staat im Auge hatte und sich deshalb mehr gegen den religiösen als politischen Zustand jener Zeit erklärte. Die weltlichen Machthaber dieser Epoche begriffen nicht die tödtliche Ernte, die aus der Saat der damaligen Philosophie hervorgehen sollte. Der Kampf gegen das religiöse Element und gegen Alles, was mit ihm im Zusammenhange stand, war der vorherrschende Zug in diesem Zeitalter, dem oft wider Willen selbst die Regierung nachgeben mußte. Die Geistlichkeit dagegen schien, je mehr sie an Macht und Einfluß verlor, je sichtbarer überhaupt der Geist der Gegenwart sich von ihr zurückzog, um so fester nicht nur an ihren erworbenen Rechten zu hängen, sondern, über deren Grenzen hinausgehend, die Angriffe auf sie rechtfertigen zu wollen. Im Jahre 1749 wurde eine Verordnung (édit de main-morte genannt) bekannt gemacht, welche dem Klerus die Erwerbung neuer Besitzthümer untersagte. Die französische Kirche, d. h. die geistliche Aristokratie war so reich, denn der niedere Klerus befand sich meist in einer sehr gedrückten und abhängigen Lage, daß ihr dies Verbot in

der That gleichgültig sein konnte, doch ward es von ihr, da ihr jede Beschränkung ihres Zustandes als eine Drohung gegen ihre Existenz erschien, zwar ohne offenen Widerstand, aber mit übel verhaltenem Unwillen aufgenommen. Ein Versuch aber, von dem Klerus eine Abschätzung seiner Güter zu verlangen, um dieselben einer Grundsteuer zu unterwerfen, ward von ihm so entschieden zurückgewiesen, daß diese nicht nur nicht zu Stande kam, sondern der Generalkontroleur, der sie vorgeschlagen, die Verwaltung der Finanzen mit einer weniger einflußreichen Stelle zu vertauschen gezwungen wurde. Die Geistlichkeit hatte insofern Recht, als sie allein und nicht der Adel mit ihr zugleich zu einem Aufgeben des vornehmsten Privilegiums der beiden herrschenden Stände, keine directen Abgaben zu entrichten, herangezogen wurde, allein sie hätte ohne Zweifel durch das freiwillige Aufgeben dieses verhaßten Vorrechtes, sich selbst den größten Dienst erwiesen. Sie suchte den Unwillen des Publikums, obwohl vergeblich, dadurch zu besänftigen, daß sie der Regierung, aber nur für diesmal, einen größern freiwilligen Beitrag zu den Staatsbedürfnissen gewährte, als von dieser verlangt wurde. Man kann, wenn man sich der frühern Stellung der französischen Kirche erinnert, aus dem Plane, ihre Güter, aber nicht die des Adels, einer Grundsteuer zu unterwerfen, erkennen, wie sehr die Regierung dieses Landes von dem Geiste der Zeit mit fortgerissen wurde und wie sehr sie sich von den Tendenzen der Vergangenheit, selbst denen Ludwig's XIV., der nie, nicht einmal in seinen größten Unfällen, einen solchen Anspruch gemacht, entfernt hatte. Der Klerus, wie es gewöhnlich Individuen und Ständen geht, die ihre Lage nicht begreifen und sich lieber der Gefahr des Unterganges als einer Minderung der Vortheile ihres Daseins auszusetzen geneigt sind, schien sich in seinem Widerstande gegen den Geist der Gegenwart immer mehr zu verhärten und mitten im achtzehnten Jahrhundert, im Lande Bayle's, Voltaire's und Rousseau's, die unbedingte moralische Suprematie, die ihm das Mittelalter zugestanden und die er seit so langer Zeit verloren, von Neuem in Anspruch nehmen zu wollen. Die Bulle „Unigenitus," dazu bestimmt, den Jansenismus bei Gelegenheit der Werke des Pater Quesnel in letzter Instanz zu verurtheilen, war im Anfange dieser Regierung durch die Einregistrirung des Parlaments zu einem Staatsgesetze erhoben worden. Die Jansenisten hatten, wie jede Partei, die sich auf ein an und für sich wahres Princip, wie hier die Freiheit des Gewissens, wenn auch auf unvollständige und verworrene Art ausgesprochen, stützt, der Verfolgung, die über sie ergangen, lange einen hartnäckigen

Widerstand entgegengesetzt, fingen aber, von der geistlichen und weltlichen Macht zugleich bekämpft und aller einflußreichen Stellen beraubt, allmälig zu verschwinden an, als der übertriebene Eifer des Erzbischofes von Paris, Christoph de Beaumont, die kaum vernarbte Wunde, die dem unterdrückten Gewissen so vieler Anhänger jener zwischen das Papstthum und den Protestantismus sich stellenden Partei geschlagen, wiederum aufriß. Er verlangte von den Kranken, welche die Sterbesakramente in Anspruch nahmen, eine Erklärung, den Grundsätzen der Bulle Unigenitus beizupflichten und versagte ihnen im Weigerungsfalle die Gunst dieser Heilsmittel ihrer Kirche. In einem ausschließend katholischen Lande und in einer Zeit, in der die Kirche noch immer nicht nur über den Glauben, sondern durch die Ertheilung oder Verweigerung ihrer Symbole, in der Meinung der Massen, über den sittlichen Werth der Individuen selbst entschied, mußte ein solcher Act der geistlichen Gewalt von großen Folgen werden. Zufällig erkrankten gerade damals mehre erlauchte und bedeutende Personen, wie ein Prinz vom königlichen Hause, ein Rector der Universität u. s. w., die, da sie sich den Forderungen des Erzbischofes nicht unterwerfen wollten, außerhalb der Gemeinschaft ihrer Kirche starben. Das Parlament erklärte die Verordnung des Prälaten für ungültig, der Hof aber nahm seine Partei. Ein zweites Dekret des Parlaments, in noch heftigern Ausdrücken gegen den Erzbischof abgefaßt, ward von dem Staatsrathe kassirt. Ludwig XV., der, ungeachtet seines sittenlosen Wandels, den Vorschriften seiner Kirche sehr anhänglich war, suchte den Streit zwischen den Bischöfen, die bei dieser Gelegenheit fast alle die Partei ihres Amtsgenossen auf dem pariser Stuhle genommen, und der erblichen Magistratur beizulegen, war aber unvermögend, dem zwischen beiden immer heftiger entbrennenden Hasse, der sich, wie immer in Frankreich, in einer Menge zum Theil skandalöser Satiren und Libelle aller Art Luft zu machen suchte, sich entgegenzustemmen. Im Anfange des Jahres 1753 griff das Parlament, bei Gelegenheit der Sakramentsverweigerungen an einige des Jansenismus verdächtige Klosterfrauen, den Erzbischof selbst an, legte auf seine Einkünfte Beschlag und erklärte den Befehlen des Königs zu Gunsten des Prälaten keinen Gehorsam leisten zu können. Dieser äußerste Schritt gegen den förmlich erklärten Willen eines unumschränkten Regenten giebt einen Maßstab für das moralische Sinken der königlichen Autorität und die Prätensionen eines von ihr gestifteten und in jedem Augenblicke von ihr gesetzmäßig abhängigen Tribunals. Das Parlament ward nach Pontoise und Soissons

verwiesen und eine Kommission, während seiner Abwesenheit die Justiz zu verwalten, niedergesetzt, deren Lauf aber, da alle Advokaten, Prokuratoren, Huissiers u. s. w. dieser interimistischen Magistratur ihre Dienste verweigerten, vierzehn Monate lang unterbrochen wurde. Die Geburt eines Prinzen, des Herzogs von Berry, des nachmaligen Ludwig's XVI., gab Gelegenheit zur Wiedereinsetzung des verbannten Parlaments (1754), unter der Bedingung den Streit mit dem Erzbischofe nicht mehr erneuern und alles Geschehene in Vergessenheit begraben zu wollen. Die erbliche Magistratur aber, fast ebenso unbiegsam und unversöhnlich wie der Klerus, erneuerte, so oft sie von einer Sakramentsverweigerung hörte, ihre gerichtlichen Proceduren, bestrafte die einzelnen Geistlichen und schien endlich die Bulle Unigenitus selbst aufheben zu wollen, indem sie verbot, derselben den Charakter und die Wirkungen einer Glaubensvorschrift beizulegen. Wenn sie aber nicht eine solche sein sollte, so war sie überhaupt nichts. Diese Erklärung des Parlaments drohte das Chaos des ganzen den Jansenismus betreffenden Haders wieder aufzuregen und ward glücklicher Weise durch eine königliche Verordnung, der die Magistratur wenigstens nicht offen zu widerstreben wagte, aufgehoben. Benedikt XIV., an den sich die französischen Bischöfe wandten (1756), legte endlich diese Wirren bei, indem er zwar die Bulle aufrecht erhielt, aber die Forderung des Erzbischofes von Paris, einer ausdrücklichen Erklärung ihrer Beipflichtung, milderte. Das Parlament beharrte jedoch in seinem Widerstande gegen die Hierarchie und fand einen Vorwand, die Bekanntmachung des päpstlichen Breve zu verbieten. Bei diesem ganzen Streite hatte übrigens das Parlament gegen Ludwig XV. geringe Ehrfurcht und eine Art von persönlicher Abneigung, wie früher niemals gegen andere Könige, bewiesen, die durch seine schlechte Regierung und individuelle Unwürdigkeit nur zu sehr gerechtfertigt wurden. Das Publikum zeigte aber durch den Eifer, mit dem es für die Magistratur gegen den Hof und den Klerus Partei genommen, wie reizbar die öffentliche Stimmung geworden und welch eine Masse von Galle und Bitterkeit sich unter einer willkürlichen und zugleich schwachen Regierung in dem Herzen der Nation gebildet hatte. Es konnte mit Wahrscheinlichkeit vorausgesehen werden, daß die im Innern glimmende Gesinnung und Neigung zu Haß und Widerstand, schon jetzt auch die kleinste Gelegenheit benutzend, bei wachsender Verwirrung der öffentlichen Angelegenheiten und einer sich immer mehr verbreitenden Auflösung aller moralischen Bande, sich einst mit großer Leidenschaft entwickeln würde. — Kurze Zeit

nach diesen Vorfällen ward Ludwig XV., als er (5. Januar 1757) gegen Abend in Versailles im Begriff war, in den Wagen zu steigen, von einem Menschen, der früher in mehren Parlamentsfamilien gedient hatte, mit einem Messerstiche, obwohl nur ganz leicht, verwundet. Bei näherer Untersuchung ward es höchst wahrscheinlich, daß er dieses Verbrechen ohne Mitschuldige und fremden Antrieb vollführt habe. Er selbst erklärte, den König nicht haben tödten, sondern nur schrecken und auf die Erfüllung seiner Pflichten aufmerksam machen zu wollen. Damiens' Anfall auf Ludwig XV. ward jedoch allgemein als ein Ausdruck der öffentlichen schon damals bis in die niedrigsten Klassen der pariser Bevölkerung herabgestiegenen Unzufriedenheit mit einem System betrachtet, das den Staat einem unausbleiblichen Verfalle entgegenführte. Die Nation besaß jedoch in jener Zeit so wenig das Gefühl ihrer Kraft, der Charakter des Thronerben, von den Einen gefürchtet, von den Andern bewundert, machte einen Wechsel in der Regierung so bedenklich, daß der Gedanke an den Verlust eines selbst so werthlosen Königs, wie Ludwig XV. war, einen Augenblick lang allgemeine Bestürzung erregte und die empörende und zwecklose Grausamkeit bei der Hinrichtung Damiens' erträglich finden ließ. Die beiden einzigen talentvollen Minister, die damals im Rathe des Königs saßen, Machault und d'Argenson, hatten ihn unmittelbar nach jenem Attentat, das ihn mit der kleinmüthigsten Furcht erfüllte, bewogen, seine Freundin, die Marquise von Pompadour, welche für die Verderberin des Hofes und Landes galt, zu entfernen. Nach der Genesung von seiner ganz unbedeutenden Wunde wurde sie entfernt und durch Kreaturen der königlichen Buhlerin ersetzt. Der Dauphin, von der Marquise gehaßt und von seinem Vater mit einer bis zur Abneigung steigenden Gleichgültigkeit behandelt, schien während der kurzen Krankheit des Königs dessen Vertrauen zu gewinnen und einigen Antheil an den Staatsgeschäften bekommen zu sollen, ward aber bald nachher wieder in seine Unthätigkeit und Dunkelheit zurückgewiesen.

Ein großer und drohender Krieg, der sich langsam, aber unabweislich vorbereitete, sollte endlich einen öffentlichen und schlagenden Beweis von dem innern Verfalle Frankreichs, der Ohnmacht seiner Regierung und dem zerrütteten und zugleich geschwächten Zustande der Nation selbst geben. Seit einer Reihe von Jahren hatten englische und französische Kommissarien die im Frieden von Aachen unentschieden gelassenen Ansprüche beider Länder auf gewisse Distrikte des Continents und gewisser Inseln in den Meeren Nordamerikas, obwohl ohne Erfolg, zu schlichten gesucht. Die Entfernung der

streitigen Lokalitäten, Reisen, Vermessungen, Untersuchungen aller Art verzögerten eine endliche Uebereinkunft, und während dieser Zeit hatten beide Nationen, von einem tiefen Mißtrauen gegen einander erfüllt, sich mehr auf dem Kriegs- als Friedensfuße zu einander verhalten. Die Engländer ergriffen endlich, einen Bruch für unvermeidlich haltend, den Entschluß, den Kampf zu beginnen, bevor die Franzosen ihre Seemacht, die sie lange fast gänzlich vernachlässigt hatten, wieder verstärkt haben würden. In Deutschland schien zwischen Oesterreich und Preußen sich ebenfalls der Ausbruch eines Ungewitters anzukündigen und Frankreich bei seinen Verhältnissen zur erstern Macht in diese Stürme mit hineingezogen werden zu müssen. Unter solchen Umständen hielt die französische Regierung eine Vermehrung der Steuern für nothwendig und legte die sie betreffenden Edikte dem Parlament zur Einregistrirung vor. Der König, einer Weigerung gewiß, griff zu dem gewöhnlichen Mittel, derselben zuvorzukommen und hielt in Versailles ein Lit de Justice, auf welchem aber das Parlament abzustimmen sich weigerte und bei seiner Rückkehr nach der Hauptstadt gegen das Vorgefallene protestirte. Zugleich suchte das Parlament von Paris, um seiner Opposition mehr Nachdruck zu geben, sich mit den übrigen Parlamenten des Königreiches zu verbinden und die gesammte Magistratur in ein näheres Verhältniß zu einander zu bringen. Diesem Plane setzte die Regierung ein neues Lit de Justice entgegen, auf dem drei königliche Erklärungen bekannt gemacht wurden. Durch die erste ward von Neuem die Beobachtung der Bulle Unigenitus eingeschärft, mit geringer Autorität der Parlamente, die bei dieser Gelegenheit zu erwartenden Anmaßungen und Ueberschreitungen der Geistlichkeit zurückweisen und bestrafen zu können, die zweite und dritte gingen die innere Organisation des Parlaments selbst an. Es ward den verschiedenen Kammern desselben verboten, sich ohne die Autorisation der ersten darunter, „grand'chambre" genannt, zu versammeln. Kein Antrag sollte künftig mehr als durch den von dem Könige unmittelbar abhängigen Generalprokurator gemacht werden, kein Mitglied vor Ablauf einer zehnjährigen Amtsführung ein Stimmenrecht ausüben und zuletzt wurde ein großer Theil der in der Untersuchungs- und Eingabenkammer (chambre d'enquête, chambre de requête) sitzenden Räthe entlassen. Diese letztern Kammern waren am zahlreichsten besetzt und bestanden aus den jüngsten Mitgliedern des Parlaments, die in denselben ihre Laufbahn anfingen, dann allmälig heraufrückten und die bei dem Widerstande gegen die Regierung immer den meisten Muth gezeigt hatten. Ein Theil des Par-

laments, durch diese Angriffe auf seine Verfassung gereizt, gab seine Entlassung freiwillig ein. In der Bevölkerung der Hauptstadt wurden zahlreiche Stimmen gegen den König und dessen Minister laut. Das Parlament mit so vielen Klassen durch Interesse und Verwandtschaft verbunden, erregte eine allgemeine Theilnahme.

Schon im Jahre 1754 war es zwischen den französischen und englischen Besatzungen an den Grenzen von Canada und Louisiana zu blutigen Streitigkeiten gekommen, bei welchen die Engländer, welche dieselben begonnen, den Kürzern gezogen hatten. Ihrer Gewohnheit gemäß, hatten sie jedoch ohne vorgängige Kriegserklärung einer großen Anzahl französischer Handelsschiffe, nicht nur wegen der Beute, die sie ihnen versprachen, sondern vorzüglich um der Seeleute willen, die auf ihnen dienten, sich bemächtigt. Die französische Seemacht, ohnedies schon viel schwächer als die englische, verlor auf diese Art noch vor Ausbruch des Krieges fünf- bis sechstausend der besten Matrosen, ein Verlust, der so leicht nicht zu ersetzen war. Im Anfange des Jahres 1756 kam es endlich zwischen den beiden Mächten zu einem förmlichen erklärten Bruche. Die Engländer befanden sich damals im Besitze von Minorka und hatten aus dem Fort San Filippo eine der stärksten Festungen gemacht. Die Franzosen, um ihren Handel im Mittelmeere und ihre Südküsten vor einer englischen Landung zu schützen, beschlossen die Eroberung dieses Platzes, die unter dem Befehle des Herzogs von Richelieu mit ebenso viel Kühnheit als Glück ausgeführt wurde. England und Frankreich standen sich anfangs allein gegenüber, aber der Krieg, der in demselben Jahre zwischen Oesterreich und Preußen entbrannte, sollte dem Zweikampfe der beiden großen, sich fast immer feindlichen Nationen eine allgemeinere Bedeutung geben. Maria Theresia hatte den Verlust Schlesiens nicht verschmerzen können und sich mit Rußland und Frankreich gegen Friedrich II. verbunden. Oesterreich hätte, wie im vorigen Kriege sich mit England alliiren können, aber es fürchtete in diesem Falle den Verlust der Niederlande, die, von seinen übrigen Staaten getrennt, eine Beute der Franzosen geworden sein würden. Es suchte diese Macht in sein Interesse zu ziehen. Die Schwäche Ludwig's XV. und der Einfluß der Marquise von Pompadour auf ihn waren so bekannt, daß Maria Theresia, der Letztern schmeichelnd, Frankreich zu einem Bündnisse mit ihr bewog und in einen für dasselbe unglücklichen und zugleich schimpflichen Krieg verwickelte. England, für das Kurfürstenthum Hanover fürchtend, verband sich mit Preußen, dem es große Subsidien versprach. Die Politik Frankreichs in diesem Falle war die verkehrteste

und verderblichste, in die vielleicht je eine große Macht gefallen ist. Hätte es sich mit Preußen gegen Oesterreich verbunden, so konnten die Niederlande, ihm ohnedies so nahe liegend, der Preis eines glücklichen Krieges werden. Hätte es sich zwischen Friedrich und Maria Theresia neutral gehalten, so konnte es alle seine Kräfte auf den See- und Kolonialkrieg gegen England wenden. So aber ergriff es die unglücklichste aller Combinationen, versprach an Oesterreich ein Hülfskorps, das im Laufe des Krieges fast vervierfacht wurde, verwickelte sich ohne Noth in einen großen Landkrieg, in welchem es, als der Bundesgenosse eines andern Staates, in zweiter Linie, ohne irgend einen möglichen Vortheil, auftrat und schwächte seine Hülfsquellen gegen England, das es mit ganzer Macht hätte bekämpfen sollen. Die persönliche Abneigung Ludwig's XV. gegen Friedrich II., die Blindheit der französischen Minister und die gänzliche Einflußlosigkeit der Nation auf die Maßregeln ihrer Regierung in dieser Epoche machen allein eine solche Politik begreiflich, welche die innern Verlegenheiten Frankreichs vermehrte und es in den Augen des Auslandes erniedrigte. Die Rolle, die Frankreich im siebenjährigen Kriege spielte, im Einzelnen zu entwickeln, ist hier nicht unsere Aufgabe, da es in diesem Kampfe nur als Bundesgenosse Oesterreichs und in dessen Interesse handelte und kein selbstständiges Ziel verfolgte. In den auswärtigen Kriegen unter Franz I., Ludwig XIV. u. s. w. stand Frankreichs Größe, zuweilen selbst seine Existenz auf dem Spiele, während des siebenjährigen Krieges aber handelte es sich nur um seine amerikanischen Kolonien, ohne die es sich, wie die Folge gezeigt, nicht nur auf seiner Höhe erhalten, sondern sogar zur größten Macht emporgestiegen ist, und die Erniedrigung Preußens, zu der es ohne Veranlassung und Zweck, von einer Hofintrigue verleitet, die Hand bot. Dieser Krieg ist für die moralische und politische Entwickelung der französischen Nationalität nur insofern von Wichtigkeit gewesen, als er die Gefahren einer unumschränkten Regierungsgewalt in schwachen oder unwürdigen Händen, wie dies so oft der Fall ist, und die Erniedrigung, der ein Volk ausgesetzt ist, wenn es sich aller direkten Einwirkung auf die Führung seines Daseins begiebt, klar vor Augen stellte. Die französischen Heere hatten übrigens zu Land und See, ihrer Verluste und Niederlagen ungeachtet, sich der Nation, für die sie fochten, nicht unwürdig gezeigt. Die Unfähigkeit derer, welche zu Lande befahlen, fast immer von der Geliebten des Königs ernannt oder nach deren Laune entlassen, hatte dem Soldaten mehr das Vertrauen in seine Obern als das Gefühl seines eigenen Werthes

genommen. Selbst das Ausland und namentlich der größte militairische Gegner Frankreichs, Friedrich II., war der Meinung, daß dieses Kriegsvolk nur tauglicher Generale bedürfe, um selbst in dieser Epoche ebenso viele Siege als Niederlagen zu zählen. Die Gleichgültigkeit der Chefs für den Ruhm ihres Vaterlandes, ihre Intriguen und Rivalitäten, ihre Gewinnsucht, die den Krieg als eine Gelegenheit sich zu bereichern ansah, die weichlichen Gewohnheiten des Hoflebens, die sie in das Lager übertrugen, dies und viele andere Mängel der französischen Feldherren und Großen sollten im siebenjährigen Kriege vor ganz Europa sichtbar werden und die Achtung vor dem moralischen Charakter des französischen Volkes vermindern, während man seiner Intelligenz eine übertriebene und ausschließende Bewunderung zollte. Aber die Offiziere und Soldaten bewiesen, wenn sie gut befehligt wurden, immer die diesem kriegerischen Volke angeborne Tapferkeit und Einzelne von ihnen legten selbst in ihren Niederlagen Beweise des aufopferndsten und heroischten Muthes dar. Zur See hatten sich die französischen Waffen während dieses Krieges häufig mit Ruhm bedeckt. Die Befehlshaber übertrafen an Einsicht und Thätigkeit bei weitem ihres Gleichen in den Landheeren. Da aber hier, bei der weiten Entfernung, dem schwierigen Ineinandergreifen der militairischen Operationen, der Mangel an Unterstützung und Energie in der Regierung noch mehr als in dem nahen Landkriege fühlbar wurde, so blieben die Anstrengungen der französischen Marine zuletzt ohne Erfolg. Frankreich hätte nicht nur seine großen amerikanischen Kolonien erhalten, sondern in Ostindien sogar ein bedeutendes Reich stiften können, es fehlte hierzu weder an Talent, noch Gelegenheit, wenn die unglaubliche Schlaffheit, Unordnung und Gleichgültigkeit der Centralregierung und vor Allem die Laster Ludwig's XV. und die Verschwendung seines Hofes dies nicht unmöglich gemacht hätten.

Wenn die Allianz Frankreichs mit Oesterreich, seinem alten Feinde auf dem Continent, der es in dem, worauf sein ganzes Streben hätte gerichtet sein sollen, dem Anwachs der englischen See- und Kolonialmacht Grenzen zu setzen, nicht im Geringsten unterstützen konnte, wenn seine Feindschaft gegen Preußen, das es als einen Nebenbuhler Oesterreichs hätte begünstigen sollen, für ein moralisches und politisches Räthsel gelten kann, einzig durch die Versunkenheit des Geistes und Charakters Ludwig's XV. und derer, die auf ihn den nächsten Einfluß ausübten, erklärbar, so muß dagegen der während des siebenjährigen Krieges zur Ausführung kommende Plan, Spanien fester an Frankreich, als es seit langer Zeit

der Fall gewesen, zu knüpfen, als eine der wenigen verständigen Handlungen der damaligen französischen Politik angesehen werden. Einmal war es bei der Gründung der bourbonischen Dynastie in Spanien Ludwig's XIV. ausdrückliche Absicht gewesen, in Spanien, das unter dem Hause Oesterreich Frankreichs beständiger Feind gewesen, für dasselbe den nächsten Freund und Verbündeten zu gewinnen, und dann mußte Spanien, im Besitze großer Kolonien und überseeischer Verbindungen, ein natürlicher Gegner Englands sein, dessen Ansprüche auf eine unbeschränkte Meeresherrschaft kein Geheimniß mehr waren. Karl III. ging auf die Vorschläge der französischen Regierung ein und versprach seine Flotte mit der ihrigen zu verbinden. Um indessen diesem Bündnisse den Schein einer momentanen gegen Andere gerichteten politischen Combination zu nehmen und es zu einem Princip zu erheben, wurden sämmtliche bourbonische Höfe zu dessen Beitritt aufgefordert und diese Allianz der Familienpakt genannt. Die verschiedenen Dynastien bourbonischen Ursprunges, Frankreich, Spanien, Neapel und Parma garantirten sich gegenseitig ihre Staaten, erklärten fortan dieselben Freunde und Feinde haben und jeden Angriff auf eine von ihnen als eine allen widerfahrene Verletzung ansehen zu wollen. Dieser Vertrag ward unter dem Einflusse des Herzogs von Choiseul, der damals das französische Ministerium dirigirte, abgeschlossen. Choiseul war ein kühner, fähiger und thätiger Mann, stand aber unter dem Einflusse der Marquise von Pompadour, die den König, selbst ohne von ihm mehr geliebt zu werden, durch die Macht der Gewohnheit, durch ihre Künste und, was das Schimpflichste ist, dadurch, daß sie ihm zur Verführung anderer Frauen Gelegenheit bot, mit fast unumschränkter Gewalt leitete. Choiseul, der Frankreichs Größe aufrichtig wollte und, so viel es unter einem solchen Souverain möglich war, wirklich förderte, mußte, wollte er nicht alle Gelegenheit zur Realisirung seiner Plane verlieren und seine Stellung aufgeben, der königlichen Buhlerin in vielen Dingen, namentlich in ihrer Anhänglichkeit an Oesterreich, nachgeben. Der Familienpakt war eine Zeit lang geheim gehalten worden und sollte überhaupt erst nach Beendigung des gegenwärtigen Krieges seine volle Anwendung finden. Als aber England, damals mit Spanien im Frieden, von ihm Kunde bekam, verlangte es seine Mittheilung in einem so gebieterischen Tone, daß Karl III., der für die französische Linie seines Hauses eine lebhafte Theilnahme hegte, mit England brach und ihm den Krieg erklärte. Er that hieran insofern unrecht, daß die unter ihm wieder aufblühende spanische Seemacht das Schicksal der französischen,

selbst ohne dieser bedeutende Dienste leisten zu können, theilte und, wenigstens ihrem Material nach, großentheils vernichtet wurde. Die Engländer eroberten in kurzer Zeit einige der wichtigsten spanischen Kolonien, wie Cuba, nahmen zwölf spanische Linienschiffe und fügten dem spanischen Handel im Laufe weniger Monate einen Verlust von mehr als zweihundert Millionen Francs zu. Da indessen in absoluten Monarchien und selbst in den besten, die Interessen der Dynastien gewöhnlich denen der Nationen vorgezogen werden, so kann Karl III. nicht getadelt werden, sich der Verpflichtungen seines Hauses gegen die französische Linie erinnert zu haben, da es dieser seine Erhebung auf den spanischen Thron verdankte.

Der Plan der Verbündeten, die preußische Monarchie zu theilen, deren Untergang den des deutschen Volkes, als eines unabhängigen Körpers, nach sich gezogen haben würde, scheiterte außer dem Widerstande, den der große Friedrich selbst leistete, vornehmlich an der Veränderung, die nach dem Tode der Kaiserin Elisabeth in der russischen Politik vorging. Der Krieg zwischen England und Frankreich schien, nachdem die Engländer ihren Plan, sich der meisten französischen Kolonien zu bemächtigen und deren Marine zu zerstören, erreicht hatten, und die Franzosen außer Stand gesetzt worden, ihre Feinde zur See mit Erfolg zu bekämpfen, zwecklos zu werden. Sardinien wurde von Frankreich und Spanien zur Vermittlerin zwischen ihnen und England gewählt. Die Präliminarien von Fontainebleau (1762) machten endlich dem Kriege auf diesem Punkte ein Ende und Maria Theresia, von Frankreich und Rußland verlassen, mußte endlich im Hubertsburger Frieden (1763) ihrer Hoffnung auf die Wiedereroberung Schlesiens entsagen. Wenige Tage vor dem Vertrage von Hubertsburg wurden die Präliminarien von Fontainebleau in einen definitiven Frieden, der in Paris unterzeichnet wurde, verwandelt. Ludwig XIV. hatte in einer Zeit, wo Frankreich erschöpfter als unter seinem Nachfolger war, nachdem er einen furchtbaren zwölfjährigen Krieg gegen ganz Europa ausgehalten, in den Friedensschlüssen von Utrecht und Ryswick keine seiner wesentlichen Eroberungen aufgegeben, war aus dem Kampfe, allerdings im Innern sehr geschwächt, aber ohne äußern Verlust hervorgegangen. Es war fast nur die große Willenskraft und unausgesetzte Thätigkeit dieses Fürsten, die den Staat unter so schwierigen Umständen aufrecht erhalten hatten. Aber wie tief war Frankreich noch keine funfzig Jahre nach dem Tode Ludwig's XIV. und fast einzig durch die Schuld seines Königs gesunken, der, unfähig durch sich selbst zu herrschen, gleichwohl zu eitel war, um sich, wie z. B.

Ludwig XIII. gethan, einem bedeutenden Minister unterzuordnen, ihn mit seinem Namen gegen seine Neider und Feinde aufrecht zu halten und ihm die Zügel der Regierung zu überlassen. Seit achtzehn Jahren, seitdem der Cardinal Fleury gestorben, hatte sich Ludwig XV. das Ansehn eines Selbstherrschers gegeben, war aber im Gegentheil immer von den unwürdigsten meist weiblichen Günstlingen geleitet worden. Kein Minister war einer freien Wirksamkeit oder überhaupt seiner Stellung sicher, wenn er nicht auf die Plane der Marquise von Pompadour einging und besonders ihre Habsucht und ihren Hang zur Verschwendung befriedigte. Ludwig XIV. hatte, nachdem Frankreich durch seine immerwährenden Kriege und seine Prachtliebe schon sehr geschwächt war, dennoch einen Krieg gegen England, Holland, Oesterreich und Deutschland, zuletzt ohne wesentliche Einbuße, ertragen können und seinen Enkelsohn auf den Thron von Spanien gesetzt, Ludwig XV. dagegen vermochte, im Bunde mit Oesterreich, Rußland und Spanien, England nicht zu widerstehen und ließ Frankreich, zu dessen moralischem Verluste er so viel beigetragen, den Frieden außerdem mit den größten materiellen Opfern erkaufen. Frankreich trat im Frieden von Paris Arkadien, Neuschottland, Canada, die älteste seiner Kolonien und ganz mit Franzosen bevölkert, die Insel Cap Breton, alle andern Inseln im Lorenzstrom und mehre andere im amerikanischen Archipelagus an England ab. Das Recht der Fischereien, ohne die es keine Seemacht giebt, da sie die Schule für die Matrosen der Kriegsflotte sind, ward überall zu Gunsten Englands bestimmt. Frankreich verlor seine Kolonien am Senegal und den dortigen Handel mit Gummi, Gold und Elfenbein, und erhielt zwar seine Besitzungen in Ostindien zurück, mußte sich aber anheischig machen, daselbst keine Besatzungen zu halten. Die schimpflichste aller dieser Bedingungen war die unter der Aufsicht eines englischen Bevollmächtigten vorzunehmende Zerstörung des Hafens von Dünkirchen. Der Friede zwischen England und Spanien ward sogar auf Kosten Frankreichs geschlossen, das Louisiana an Spanien abtrat, während dieses den Engländern Florida überließ. Von diesem Frieden an schreibt sich die entschiedene Suprematie Englands als Seemacht über Frankreich her, der letzteres sich unter Ludwig XVI., zur Zeit des amerikanischen Krieges, obwohl vergeblich zu entziehen suchte. — Hier bietet sich, wie von selbst, die Gelegenheit zu einer Bemerkung über das verschiedene Geschick dieser beiden großen Nationen während desselben Zeitraumes dar. — Seit dem westphälischen Frieden, der, da auf ihn das moderne europäische Staatsrecht basirt worden, in allen

spätern Traktaten erwähnt wurde, war England als politische Macht in beständigem Steigen begriffen gewesen. Die französische Nation hatte seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts eine ungewöhnliche Fülle großer Talente jeder Art hervorgebracht und sich durch die Verbreitung ihrer Sitten, durch ihre Literatur und ihren Waffenruhm zu einer außerordentlichen Höhe erhoben. Sie war aber schon während der letzten Decennien des siebzehnten Jahrhunderts allmälig von derselben herabgestiegen und, während des achtzehnten immer tiefer sinkend, endlich bis zur Annahme eines Friedens, wie der von Paris, herabgekommen. Dagegen waren für England die Unruhen und innern Bewegungen unter Karl I., sein Tod, die Usurpation Cromwell's, die Restauration, die Vertreibung Jakob's II., der Thron, von einer Reihe ganz mittelmäßiger Fürsten eingenommen, kurz Alles, was andere Völker in ihrer Entwickelung aufgehalten oder zurückgebracht haben würde, kein Hinderniß des Fortschrittes geworden. Es wäre schwer, hierfür einen andern Grund als den Genuß einer, ihrer besondern Mängel ungeachtet, in ihren Grundzügen den Geist der Gesammtheit und die Kraft der Individuen begünstigenden Verfassung zu finden. Die politische Freiheit war die Ursache dieses außerordentlichen Fortschrittes an Macht und Reichthum gewesen. In Frankreich fehlte, bei in mancher Beziehung günstigern natürlichen Umständen, dennoch sowohl diese Freiheit des öffentlichen Lebens als der davon unzertrennliche moralische Fortschritt der Individuen. Das französische Volk gehörte unter Ludwig XV. weder sich selbst, wie das englische, an, noch ward es von einem, seinem Glück in mancher Beziehung feindlichen, aber immer kräftigen Willen, wie unter Ludwig XIV., geleitet. — Frankreich war selbst zur Zeit, als Franz I. in Madrid gefangen war, als Heinrich III. ermordet und Heinrich IV. noch nicht anerkannt worden, als Ludwig XIV. eine große Schlacht und ein Glied seines Hauses nach dem andern verloren, nach Außen zu nicht so schwach und in seinem Innern nicht so zerrüttet gewesen, wie in dem Augenblicke des Friedens von Paris, unter scheinbar ruhigen und auf einem längst gewohnten Gleise sich bewegenden Verhältnissen. So sehr hatte das Princip der Autokratie unter einem schwachen und verderbten Fürsten die Nation herabgebracht.

Viertes Kapitel.

Zwei wichtige innere Ereignisse erfüllen die elf Jahre, die Ludwig nach dem letzten Frieden noch regieren sollte: die Vertreibung der Jesuiten und die Aufhebung der Parlamente. — Unter allen katholischen Staaten war die Gesellschaft Jesu in Frankreich vielleicht am mächtigsten geworden, zugleich aber am unpopulärsten geblieben. Jesuiten waren es gewesen, welche den Plan der großen religiös-politischen Konföderation, die Ligue genannt, entworfen und zur Ausführung gebracht hatten und Heinrich's IV. unversöhnliche Feinde geblieben waren, so viele Mühe er sich auch, sie zu gewinnen, gegeben. Diese frühern Beschuldigungen wären bei dem neuen Charakter, den das französische Leben in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts annahm, und bei dem mit der Vergangenheit daraus entstehenden Bruche vielleicht vergessen worden, wenn die Jesuiten sich nicht später des Gewissens Ludwig's XIV. bemächtigt und dessen von Natur intolerante und despotische Gesinnung durch ihre Einflüsterungen und Trugschlüsse noch vermehrt hätten. Unter der Regentschaft wie unter der Herrschaft Ludwig's XV. hatten sie, bis in die letzten Zeiten, in der Kirche und dem Staate, zwischen der Krone und dem Parlament, dem päpstlichen Hofe und dem gallikanischen Klerus und in diesem Klerus selbst, Spaltungen und Mißtrauen zu unterhalten und, wenn diese einschlummern wollten, sie von Neuem zu erregen gewußt. In der königlichen Familie sogar hatte ihr Einfluß Mißtrauen und Spannung hervorgebracht. Ludwig XV. galt, so weit man ihm überhaupt eine selbstständige Meinung zutraute, für ihren heimlichen Gegner, die Königin und die Prinzessinnen, ihre Töchter, für Freunde der Jesuiten und der Thronerbe sogar für ihren entschiedenen Anhänger, von dem sie sich für die Zukunft viel versprachen. Diese Verschiedenheit des Urtheiles und Geschmackes hatte Ludwig's Gleichgültigkeit gegen seinen Sohn vermehrt. Die Marquise von Pompadour und der Herzog von Choiseul waren abgesagte Feinde des Ordens, Erstere aus Haß gegen den Thronerben, von dem sie mehrmals beleidigt und immer mit Verachtung behandelt worden, Letzterer, weil er diese Mönche für ein Hinderniß bei seinen, die Reform der Verwaltung betreffen-

den Planen hielt. Die höhern und mittlern Klassen der Nation waren ihnen in dieser Zeit größtentheils abgeneigt und unter dem Volke hatten sie nie, wie in frühern Zeiten andere Orden, Wurzel fassen können. Obgleich fast ausschließend mit der Erziehung der reifern Jugend beauftragt, hatten sie es selten verstanden, sich die Liebe ihrer Zöglinge zu erwerben. Das Princip des Despotismus, das in ihrer innern Organisation lag, die Art von methodischem und überlegtem Fanatismus, der in ihrem ganzen Thun sich aussprach, die Unverträglichkeit selbst der leisesten Regung intellektueller und moralischer Freiheit und Selbstbestimmung mit dem Geiste des Instituts hatte dieses allmälig mit dem Charakter der Zeit, der einer solchen zustrebte, in einen Widerspruch gesetzt, den es unmöglich lang ertragen konnte. In der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, der skeptischen Richtung, der durch und durch verweltlichten Stimmung des französischen Volkes gegenüber, mußte ein Orden, der, wie die Theokratien des Orients und des Alterthums, einen politischen und religiösen Zweck zugleich hatte, so daß schwer zu entscheiden war, welcher dem andern zur Maske diente, eine wunderbare Ausnahme von allem sonst Bestehenden bilden. Indem in den Grundsätzen dieses Instituts etwas Dunkles, Geheimnißvolles und Unbegreifliches lag, seine Thätigkeit gleichwohl überall sichtbar war, so bildete sich im Publikum gegen dasselbe ein tief wurzelndes, seine übele Seite übertreibendes Mißtrauen. Von den Einen wurden die Jesuiten für Heuchler, von den Andern für Fanatiker, von den Einen für Stützen des Despotismus, von den Andern für Vertheidiger des Königsmordes gehalten und ihre Geschichte, von ihren Feinden entstellt, schien für alle diese widersprechenden Anschuldigungen Beweise zu liefern. Ihre innere Organisation, ihrer Verbreitung im sechszehnten Jahrhundert vortheilhaft, war zu wenig auf den Wechsel der Zeiten berechnet und trug den Keim ihres Verfalles in sich. Benediktiner, Franziskaner u. s. w. können, so lange der Katholicismus dauern wird, ihre Stelle in ihm finden, der Orden der Jesuiten schien nur für eine gewisse Epoche der Kirche geeignet zu sein. — Dieser schwierigen Stellung ungeachtet hätte die Gesellschaft Jesu, wie so oft verfallende Institutionen, die einmal einer großen Bedeutung genossen und, auf die Vergangenheit gestützt, der Gegenwart Trotz bieten, sich noch lange erhalten können, wenn nicht besondere Umstände, die sie in andern Zeiten bedrängt, aber nicht erschüttert hätten, ihnen diesmal eine tödtliche Wunde versetzten. Die Stimmung des Auslandes gegen diesen

überall verbreiteten Orden wirkte auf sein Schicksal in Frankreich jetzt mehr als früher zurück. Der Haß der Protestanten war ihm bisher nicht nur nicht schädlich, sondern sogar vortheilhaft gewesen, aber der ihrer eigenen Glaubensgenossen, besonders der ältern mit ihnen rivalisirenden monastischen Institutionen und die Eifersucht einiger bedeutenden Staatsmänner auf seinen Einfluß, mußte ihm gefährlich werden. Die Jesuiten waren in China, wo sie im sechszehnten Jahrhundert eine hohe Stellung behauptet hatten, von den Dominikanern und Franziskanern, die wie sie das Christenthum daselbst zu verbreiten suchten, einer Entstellung mehrer christlichen Dogmen, einer zu großen Nachsicht und Anbequemung für die Vorurtheile und den Aberglauben der Chinesen angeklagt worden. Eine nähere Untersuchung schien diese Beschuldigungen zu bestätigen. Ein lebhafter Streit erhob sich zwischen diesen Mönchsorden, bei dessen Entscheidung die Verdienste der Jesuiten um die Verbreitung des katholischen Princips von dem römischen Hofe nicht genug berücksichtigt wurden. Die Jesuiten wurden aus China vertrieben und die Dominikaner hofften sie ebenso gut aus Spanien und Portugal zu verdrängen, wo sie diesen ältern Orden um einen Theil seines Einflusses gebracht hatten. Die spanische Regierung hatte den Jesuiten im siebzehnten Jahrhundert die unfruchtbare und wenig bevölkerte Provinz Paraguai abgetreten und diese hatten hier einen großen Beweis ihrer politischen und administrativen Einsicht und Kraft abgelegt. Sie hatten einen Staat, eine Verwaltung, ein Heer mit Allem, was zu einem solchen gehört, gegründet und schienen unter christlichen Formen die Ideen der alten Pythagoräer über die Errichtung eines theokratischen Regiments realisirt zu haben. Die spanische Regierung ließ sie ungestört walten. Die Dominikaner aber, die erbittertsten Feinde der Gesellschaft Jesu, wußten das spanische Kabinet dahin zu vermögen, einige Distrikte von Paraguai an Portugal abzutreten und dieses mit dem Orden in Collision zu bringen. Hier regierte unter dem Namen des Königs sein erster Minister, der Marquis von Pombal, der das Land zu regeneriren bemüht, in den Jesuiten überall ein Hinderniß für seine Reformen fand. Pombal hatte sich den Dominikanern genähert, die durch die Handhabung der Inquisition so große Mittel des Einflusses besaßen. In Paraguai wollte der Orden, ungeachtet der Befehle der portugiesischen Regierung, nichts an seiner diesem Lande gegebenen Organisation abändern und machte sogar Miene, von seinen militairischen Hülfsmitteln Gebrauch zu machen. Die Höfe von Madrid und Lissabon wurden jetzt zum ersten Male auf dieses geistliche

Reich, das unter ihrem Schatten zu einer gewissen Blüte gekommen, aufmerksam. Zugleich wurde der Orden in einigen seiner Mitglieder in die Verschwörung gegen das Leben des sittenlosen Königs Joseph's I. verwickelt und ein Jesuit, der Pater Malagrida, als Zauberer, in Wahrheit aber, weil er um den Anschlag der Verschwornen gewußt, von der Inquisition in Lissabon verbrannt (1759) und die Jesuiten noch in demselben Jahre aus Portugal vertrieben. Dieses Ereigniß brachte auf die dem Orden ohnedies feindliche Stimmung in Frankreich eine große Rückwirkung hervor. Alle alten, wahren und falschen Anschuldigungen, die man gegen ihn seit hundertfunfzig Jahren aufgestellt, wurden erneuert. Die Herrschsucht der Jesuiten, ihre laxe Moral, ihre Casuistik wurden laut besprochen. Man erwähnte der Versuche, die Barrere und Jean Châtel, aus den Schulen der Jesuiten hervorgegangen, auf das Leben Heinrich's IV. gemacht, man suchte Ravaillac als ihr Werkzeug darzustellen und that, als glaube man, daß Damiens von ihnen inspirirt worden. Diese Stimmung gegen sie ward besonders in den Parlamenten laut, von denen ein großer Theil noch immer den Grundsätzen der Jansenisten anhing, die allerdings von den Intriguen und Sophismen der Jesuiten viel zu leiden gehabt hatten. Die Partei der Philosophen, obgleich sie diese Umstände zur Verbreitung ihrer Meinungen benutzte, zeigte sich gegen die Gesellschaft Jesu weniger als die Jansenisten entflammt, denn sie warf alle Mönchsorden, die Hierarchie und überhaupt jedes religiöse System in dieselbe Waagschale und fand sie alle ohne Gewicht. Die Jesuiten, anstatt in einer solchen Lage, wo sie überall von öffentlichen und heimlichen Feinden umgeben waren, auf ihrer Hut zu sein und keine Blöße zu geben, ermangelten diesmal der Feinheit und Klugheit, die ihnen sonst so große Dienste erwiesen hatten. Ihr Streben, Alles zu sein, sich in Alles zu mischen, Alles leisten zu wollen, stürzte sie in ihr Verderben. So wie sie in Paraguai einen Staat gestiftet, je nach den Umständen in China als Mandarine, in Goa als Inquisitoren, in Europa als Beichtväter der Könige aufgetreten, Astronomen, Architekten, Maler gewesen, vor ihren Gönnern, wie Ludwig XIV., Theaterstücke aufgeführt, so hatten sie sich in den Kolonien mit Handelsspeculationen abgegeben. Einer von ihnen, ein Pater Lavalette, trieb in Martinique ein großes Geschäft, hielt eine Bank und seine Papiere circulirten auf allen großen Plätzen. Seine Unternehmungen waren lange glücklich von statten gegangen, als mehre seiner Schiffe beim Ausbruch des siebenjährigen Krieges von den Engländern gekapert wurden. Er stand unter Andern mit

einem Handelshause in Marseille, Leoney und Geouffon, in naher Verbindung. Er fallirte und zog in seinen Sturz seine Gläubiger, die marseiller Wechsler, mit hinein. Diese wandten sich an den Provincial der Jesuiten in Paris, um durch den Orden für ihre Verluste entschädigt zu werden. Die französischen Jesuiten weigerten sich die Verpflichtungen des Pater Lavalette anzuerkennen. Eine Menge von Familien war in das Unglück der Leoney und Geouffon verwickelt worden und die Parlamente, der Gesellschaft ohnedies so abhold, hallten von den Klagen der Verletzten wider. Die Jesuiten suchten aus Geiz oder wirklichem momentanen Unvermögen ihre Gläubiger eine Zeit lang, aber ohne etwas zu ihrer Befriedigung zu thun, hinzuhalten. Endlich ward bei dem pariser Parlament eine Klage gegen sie eingeleitet. Sie erklärten, daß ihre Ordensregeln ihnen den Handel und Alles, was mit solchem zusammenhänge, untersagten und daß deshalb der Pater Lavalette sich ein Vergehen habe zu Schulden kommen lassen, für dessen Folgen er allein persönlich verantwortlich sei. Das Parlament benutzte diesen Umstand und befahl, den Grund dieser Einrede zu prüfen, die Vorlegung der Statuten des Ordens Sonderbar genug waren diese, obwohl die Gesellschaft schon seit zweihundert Jahren bestand, im Einzelnen unbekannt geblieben und bisher mehr ihrem Geist als ihrer Form nach beurtheilt worden. Diese Statuten wurden jetzt der Gegenstand einer sorgfältigen und zugleich feindseligen Prüfung, bei der sich besonders die Parlamente von Paris, Aix und Rennes hervorthaten. Bevor jedoch das Parlament von Paris, das sich als einen obersten Richter über den gesammten legalen und moralischen Zustand des Landes ansah, über diese Statuten selbst entschied, verurtheilte es den Orden in Frankreich, weil jedes seiner Mitglieder ihm zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet und er demnach auch für jedes verpflichtet sei, die Schulden des Pater Lavalette zu bezahlen. Die Jesuiten befriedigten endlich ihre Gläubiger, was, wenn sie es früher gethan, ihren Feinden einen Triumph und ihnen eine Demüthigung erspart haben würde. Der Herzog von Choiseul und die Marquise von Pompadour hatten, als die damals einflußreichsten Personen in Frankreich, ein besonderes Interesse, die im Parlament und im Publikum bestehende feindliche Stimmung gegen die Jesuiten zu nähren. Der für Frankreich so unglückliche siebenjährige Krieg war damals noch nicht beendigt und die Bewegung, welche dieser gegen die Jesuiten geführte Streit erregte, leitete die Aufmerksamkeit der Nation von der Betrachtung der vielen erlittenen Unfälle ab. Eine Vertreibung der Gesellschaft und Beschlagnahme

ihrer großen Güter konnte die Kosten des Krieges ersetzen und dem Minister die Nothwendigkeit, der Verschwendung des Hofes Grenzen zu setzen oder die Steuern zu erhöhen, ersparen. Indessen zögerte Ludwig XV. aus Scheu vor dem Papste und aus Abneigung gegen die Parlamente, deren Macht sich durch den Untergang ihrer alten Feinde vergrößern mußte, gegen den Orden einen entscheidenden Schlag zu führen. Das Parlament von Paris hatte, um sich das Ansehn der Mäßigung und Unparteilichkeit zu geben, nicht sogleich über die Gesetzlichkeit der Statuten der Gesellschaft entschieden, sondern eine solche Erklärung an das Ende des Jahres verschoben, vorläufig aber ihre Schulen, die das vornehmste Mittel ihres Einflusses waren, schließen lassen. Diese Maßregel war eine offenbare Ungerechtigkeit, denn sie verurtheilte die Jesuiten, eines ihrer wichtigsten Rechte unterdrückend, ohne ihre Vertheidigung vorher gehört zu haben. Die Freunde, die der Orden am Hofe hatte, bewogen den König, eine Kommission von vierzig Bischöfen mit der Prüfung der Constitutionen der Jesuiten zu beauftragen und dem Parlament zu verbieten, bis deren Entscheidung erfolgt, die Gesellschaft zu verfolgen. Alle Prälaten, mit Ausnahme eines einzigen, sprachen sich für die Beibehaltung des Ordens aus. Der König erließ demnach ein Edikt, in welchem er die Erhaltung dieser Gesellschaft in Frankreich aussprach und ihr nur die Modifikation einiger ihrer Statuten, die mit den Rechten des Staates unverträglich waren, auflegte. Das Parlament, heimlich von Choiseul veranlaßt, weigerte sich dieses Edikt einzuregistriren. Der Orden war in der öffentlichen Meinung von ganz Frankreich schon so durchaus verloren, daß der König seinen Willen nicht durchzusetzen vermochte. Die Theilnahme der meisten Mitglieder seiner Familie, namentlich seines Sohnes, trug zu dieser Nachgiebigkeit ohne Zweifel bei, denn er liebte den Dauphin nicht und war nicht geneigt, dessen Freunde zu begünstigen. Außerdem riefen ihm die Feinde der Gesellschaft alle Unruhen, Streitigkeiten und Besorgnisse zurück, durch die sie seine Regierung beunruhigt hatte. Die Bulle Unigenitus, das Werk des Ordens, hatte die Regierung, die Parlamente, den Klerus gegeneinander gehetzt und in letzterm selbst die größten Spaltungen hervorgebracht. Man erinnerte ihn an die letzten von den Jesuiten veranlaßten Unruhen in Paris bei Gelegenheit der Verweigerung der Sakramente an die des Jansenismus Verdächtigen. Ludwig XV. war im höchsten Grade selbstsüchtig und träge und lebte nur für sich. Seine Ruhe und die ungestörte Befriedigung seiner Genüsse ging ihm über jede andere Rücksicht. Er widerrief das nach dem

Gutachten der bischöflichen Kommission erlassene Edikt. Das Parlament, das jetzt freie Hand bekommen, erließ (1762) einen Beschluß, in welchem die Verurtheilung der Constitutionen des Ordens, seine Abschaffung in Frankreich und der Verkauf seiner Güter ausgesprochen wurde. Die meisten Parlamente in den Provinzen ahmten das Verfahren des hauptstädtischen nach, einige wenige schienen jedoch in ihren Bezirken zum Schutze der Jesuiten geneigt zu sein. Der Erzbischof von Paris erließ zu ihren Gunsten einen Hirtenbrief. Sie selbst, zur Verweiflung gebracht, legten den Ton der Demuth und Entsagung, den sie während dieses Streites beobachtet, endlich ab und griffen die Magistratur in zahllosen Flugschriften an. Diese behandelte sie wie Empörer und legte ihnen, unter Strafe der Verbannung, eine eidliche Erklärung, ihrem Orden entsagen zu wollen, auf. Die Jesuiten widerstanden und die Verfolgung des Parlaments wandte ihnen wieder einige Theilnahme, selbst in der Partei der Philosophen zu. Ludwig XV. schwankte von Neuem, denn obgleich er das früher zu Gunsten des Ordens erlassene Edikt zurückgenommen, so hatte er die letzten Beschlüsse des Parlaments, dessen Aufhebung in Frankreich betreffend, noch nicht bestätigt. Choiseul bewog ihn zu einem letzten Schritte und der König gab, nicht aus Ueberzeugung, sondern um dieses ganzen Handels, der ihn im höchsten Grade ermüdete und peinigte, loszuwerden, endlich nach. Im Jahre 1764 (November) erschien eine königliche Verordnung, welche den Jesuitenorden in Frankreich für immer abschaffte, den Mitgliedern desselben aber, obwohl ohne die Gesetze, Zeichen und Verbindungen ihrer Gesellschaft, im Lande zu bleiben verstattete. Neun Jahre nachher (1773) hob Clemens XIV. den Orden, nachdem er von den meisten katholischen Mächten in ihren Staaten unterdrückt worden, förmlich auf.

Die Marquise von Pompadour starb am Ende des Jahres 1764 und der König, obgleich er viele Jahre hindurch an sie gewöhnt gewesen, zeigte bei diesem Vorfalle eine rohe und zugleich leichtsinnige Gefühllosigkeit, wie sie bei Wüstlingen, die nichts als sich lieben und kennen, häufig gefunden wird. Man glaubte, daß Ludwig XV., der sich jetzt schon dem höhern Alter nahte, endlich in sich gehen und besonders den Vorstellungen des weiblichen Theiles seiner Familie nachgeben werde, der, gegen den Geist der Zeit, von strengen Grundsätzen erfüllt, die Sitten des Gatten und Vaters zu verdammen gezwungen war. Allein das Laster war ihm zur Gewohnheit geworden und sehr bald nahm eine nicht nur leichtsinnige Schönheit, wie die Marquise von Pompadour gewesen, sondern eine

feile, von Kindheit an entehrte Buhlerin, die unter dem Namen der Gräfin Dubarry bekannt ist, nicht das Herz Ludwig's XV., denn dies war von jeher todt gewesen, aber seine Sinne auf eine Art gefangen, die von dem Hofe selbst für tadelnswerth, von dem Publikum aber für schimpflich gehalten wurde. Diese Gräfin Dubarry übte, obgleich in den niedrigsten Verhältnissen erzogen, nicht nur auf die Person des Königs, sondern auch auf seine Regierung einen bedeutenden Einfluß aus, und da sie noch weniger moralische Würdigkeit als ihre Vorgängerin besaß, so setzte sie ihren königlichen Liebhaber und Alles, was von diesem ausging, in den Augen der Nation noch tiefer, als bisher der Fall gewesen, herab. — Im Raume der nächsten Jahre (1764—1768) starben, als hätten die nächsten Verwandten des Königs sich dem Anblicke seiner Erniedrigung entziehen wollen, sein Sohn, der Dauphin, der fast alle Tugenden besaß, die seinem Vater fehlten und vielleicht eben deswegen von diesem nie geliebt worden, ein Jahr nach ihm seine Gemahlin, eine Prinzessin von Sachsen, der Schwiegervater Ludwig's XV., Stanislaus, ehemals König von Polen, und dessen Tochter, welche die unerwartete Größe, zu der sie emporgestiegen, mit dem Mangel alles häuslichen Glückes erkauft hatte. — Lothringen wurde nach Stanislaus' Tode mit Frankreich vereinigt, eine wichtige, auf die Stipulationen des Aachener Traktats gegründete Erwerbung, auf welche seit Richelieu's Zeit das Streben der französischen Regierung gerichtet gewesen.

In derselben Zeit bereitete Choiseul die Eroberung von Corsika vor. Dreißig Jahre vorher hatte sich die Insel gegen die Tyrannei der Genueser, welche die Franzosen zu Hülfe gerufen, empört. Die Genueser waren wieder in den Besitz von Corsika gekommen, als Paskal Paoli sich an die Spitze seiner Landsleute stellte und die Unterdrücker nicht nur verjagte, sondern eine regelmäßige Regierung errichtete und einen neuen unabhängigen Staat in den Kreis der europäischen Völkerfamilie einführen zu können versprach. Frankreich hätte gegen eine solche Erhebung vielleicht nichts einzuwenden gehabt, aber die Besorgniß, daß England, welches im Anfange des siebenjährigen Krieges Minorka verloren, sich durch die Besitznahme von Corsika hierfür entschädigen könnte, legten dem französischen Minister die Pflicht auf, einem solchen Plane um jeden Preis zuvorzukommen. Nach langen vergeblichen Unterhandlungen mit den Corsen, in denen ihnen Frankreich die Verfassung, die sie sich gegeben, zu garantiren anbot und nur auf die Anerkennung seiner Oberhoheit drang, schloß Ludwig XV. mit dem Senate von Genua einen Ver-

trag ab, vermöge dessen dieser die Insel gegen Empfang einer großen Geldentschädigung an Frankreich abtrat. Die Corsen widerstanden einem Corps französischer Truppen, das im Jahre 1768 landete, mit Erfolge, aber Choiseul schickte im folgenden Jahre eine so bedeutende Macht dahin, daß Paoli zu fliehen und Corsika sich zu unterwerfen gezwungen wurde. Die Insel behielt jedoch, indem sie zu einem pays d'état, d. h. zu einer von ihren Ständen verwalteten Provinz erklärt wurde, einen Schatten von Freiheit und ihre Bevölkerung ihren besondern Charakter, ihre Sprache und Sitte bei. Die Erwerbung Corsikas machte dem Talent Choiseul's große Ehre, denn England würde diese Insel, wenn auch nicht in eine Kolonie verwandelt, doch ohne Zweifel, wäre sie unabhängig geblieben, unter seinen Einfluß gebracht und bei einem Kriege mit Frankreich sich ihrer bemächtigt haben. Auch versprachen die herrlichen Wälder Corsikas die französische Seemacht, nach Canadas Verluste, mit Holz zum Schiffbau zu versorgen.

Die innern Verlegenheiten der Regierung Ludwig's XV. waren durch den Frieden von Paris nicht vermindert worden. Der König hatte versprochen, die Steuern, die sich während des siebenjährigen Krieges vervielfältigt hatten, nach dem Frieden herabzusetzen, war aber nicht im Stande gewesen, dieses Versprechen zu erfüllen. Das Parlament von Paris, das sich für den natürlichen Vertheidiger des Volkes, besonders in Bezug auf die Abgabenverhältnisse ansah, unterhandelte mit dem Hofe über eine Verminderung der öffentlichen Lasten und zeigte sich bei dieser Gelegenheit nachgiebiger als das von Besançon, das seinen Widerstand mit dem aber bald nachher wieder aufgehobenen Exil einiger seiner Mitglieder bezahlte. Das pariser Parlament, überzeugt, daß eine Herabsetzung der Abgaben unmöglich war, glaubte jedoch, um seine Ehre in den Augen des Publikums zu retten, nicht freiwillig von seinen Forderungen abstehen zu dürfen. Es ward demnach ein Lit de Justice gehalten, in welchem die fernere Erhebung der früher blos zur Führung des Krieges bestimmten Steuern sanctionirt wurde. Die Regierung suchte durch einige finanzielle Operationen sich den Schein einer Herabsetzung der Abgaben zu verleihen, während in Wahrheit vollkommen derselbe Steuerfuß beibehalten wurde. Das Elend des Landvolkes, auf welches im alten Frankreich fast der ganze Druck der öffentlichen Verhältnisse fiel, war jedoch zu hoch gestiegen, als daß die Parlamente der Provinzen, denen dieser Zustand besser als der pariser Magistratur bekannt war, nicht den Proceduren der Minister hätte Widerstand leisten sollen. Die Parlamente von Languedoc und Bretagne erhoben laute

Klagen und letzteres verwickelte sich mit dem Herzoge von Aiguillon, dem Statthalter des Königs, in einen gefährlichen und folgenreichen Streit, der zu dem letzten bedeutenden Ereigniß der Regierung Ludwig's XV., der Abschaffung der erblichen Magistratur, Veranlassung gab. — Die Gährung in den Gemüthern jener Zeit, die antireligiöse und antimonarchische Tendenz eines großen Theiles der damaligen Literatur, bewirkte, daß die vorhandenen Uebel tiefer gefühlt und ungeduldiger ertragen wurden, als es vielleicht in andern Zeiten der Fall gewesen, indessen war es doch weniger der moralische Abgrund der herrschenden Sittenlosigkeit und Selbstsucht als der materielle der großen Finanznoth und Verwirrung aller öffentlichen Verhältnisse, in den die Monarchie zu versinken bestimmt war. Es war gerade etwas über hundert Jahre her, daß Ludwig XIV. seine großartige, aber vor Allem kostspielige und verschwenderische Selbstherrschaft angefangen hatte. Sein Hof, seine Bauten, seine Vergnügungen, seine immerwährenden Kriege hatten die Nation schon in den letzten Jahrzehnden des siebzehnten Jahrhunderts zu drücken angefangen und die Abwesenheit aller selbst nur moralischen Controle über die Maßregeln der Regierung, über das Verhältniß der Ein- und Ausgabe, des Ertrages der Arbeit und des Preises der Produkte u. s. w. dieselbe in einer tiefen Unwissenheit über den wesentlichsten Theil ihrer äußern Existenz, die Lage ihrer Finanzen erhalten. Ludwig XIV. hatte den Mißbrauch der öffentlichen Gewalt so weit getrieben, den jährlichen Finanzplan für ein Reich von zwanzig Millionen Einwohnern mit seinem Minister ganz allein, wie ein großer Eigenthümer mit seinem Verwalter, festzustellen, hier zuzusetzen, dort abzunehmen, dabei aber immer an sich, seinen Hof und sein Haus mehr als an sein Volk zu denken. Indem er dem Parlament von Paris, der einzigen Behörde, die einen Schatten von nationaler Autorität besaß, Schweigen auferlegt, hatte er sich in der That von jeder andern als der Privatcontrole einiger scharfsinnigen Beobachter, die aber nicht zu reden wagten, befreit. Er hatte Frankreich als einen unerschöpflichen Quell angesehen und eine kolossale Verschwendung, die früher in dem Grade nie bestanden, denn selbst ein prachtliebender König, wie Franz I., hatte einen Schatz zurückgelassen und die meisten andern Souveraine fast nur wie große Privatleute gelebt, war durch Ludwig XIV. zu einer stehenden und natürlichen Gewohnheit geworden. Unter dem Regenten und Ludwig XV. begann bei der freiern Bewegung, welche sich in der öffentlichen Meinung erhob, auch die Finanzverwaltung ein Gegenstand der Aufmerksamkeit

und Kritik zu werden, die Regierung aber schien in diesem langen Zeitraume sich, wie absichtlich, nicht nur mit den Wünschen eines gewissen Publikums, sondern mit den Forderungen der Nothwendigkeit selbst in Opposition zu setzen und ihrer Willkür und Verschwendung, ungeachtet des unfehlbaren Ruins, keine Grenzen setzen zu wollen. Unter Ludwig XV. war die Vergeudung des öffentlichen Vermögens auf den höchsten Punkt gestiegen. Ludwig XIV. hatte eine große Menge theils nützlicher, theils prächtiger Denkmale gegründet, die zum Theil noch heute fortdauern, große und viele Kriege geführt, den Staat überhaupt, so zu sagen, eingerichtet, dennoch war unter ihm weder die Finanznoth, noch das Elend der Masse des Volkes so hoch wie unter seinem Nachfolger gestiegen. Am Hofe, in den großen Städten, besonders an einigen Handelsorten, glänzte unter Ludwig XV. Alles von einem überströmenden Reichthum, aber der kleine Eigenthümer, Pächter und Arbeiter auf dem Lande befand sich im tiefsten Elend und konnte unter den freien Klassen der menschlichen Gesellschaft überhaupt für die unterdrückteste und an Glück und Gunst ärmste gehalten werden. Dieser Zustand der großen Mehrheit der Bevölkerung, der seit so langer Zeit fortwährend gesunken und, da immer mehr ausgegeben als eingenommen worden, nothwendig hatte sinken müssen, warf auf das Leben der höhern Klassen jener Zeit, so glänzend und leichtsinnig es im Ganzen war, dennoch zuweilen einen trüben und selbst drohenden Schein und erklärt die Kühnheit, mit der in einer absoluten Monarchie, unter einer Regierung, die das Vermögen, die Freiheit und das Leben ihrer Unterthanen zu ihrer Verfügung hatte, sich doch ein solcher Geist der Opposition aussprechen und geltend machen konnte. Die Kenntniß und der Anblick des Elends und der Unterdrückung der Masse und zwar einer Masse, die sich nicht im Zustande der Sklaverei oder Leibeigenschaft befand, sondern seit langer Zeit schon einen Willen und eine Gesinnung besaß, zu deren Aeußerung aber noch kein Organ gefunden, gab Allen, welche mit der Regierung unzufrieden waren, den Muth und die Kraft, des herrschenden Despotismus ungeachtet, ihre Ueberzeugungen auszusprechen.

Der Herzog von Aiguillon, Statthalter von Bretagne, der bei Hofe in großer Gunst stand, war geneigt, die Befugnisse seiner Stellung über Gebühr auszudehnen, und erließ eine Menge von Verordnungen, die Frohndienste der Landleute (la corvée) beim Straßenbau u. s. w. betreffend, die für äußerst drückend galten, und hielt über deren Ausführung mit ungewöhnlicher Strenge. Es kam

zu Beschwerden gegen ihn, die das Parlament, von dessen Jurisdiktion Niemand in der Provinz, welches auch sein Rang sein mochte, befreit war, entgegennahm. Das Parlament von Toulouse hatte kurz vorher den Gouverneur von Languedoc, den Herzog von Fitz-James, der die Befehle des Hofes gegen dessen Gutachten ausgeführt, verhaften lassen wollen. Das Parlament von Rennes ging gegen Aiguillon zwar nicht so weit, aber sein Generalprokurator, La Chalotais, stattete dennoch einen dem Herzoge äußerst feindseligen Bericht ab. Dieser La Chalotais hatte sich bei der Verfolgung der Jesuiten durch seinen Eifer hervorgethan. Letztere waren, bei der Aufhebung ihres Ordens, in großer Menge nach der Bretagne geflüchtet, wo der altkatholische Geist des Adels und des Landvolkes ihnen eine willkommene Freistätte versprach. Dem Parlament von Bretagne, wie allen übrigen, feindlich gesinnt, schlossen sie sich dem königlichen Statthalter an und liehen ihm ihren Einfluß und ihre Talente. Eine Menge von Flugschriften erschien gegen das Parlament und Aiguillon, auf diesen Beistand sich stützend, trotzte der Gewalt der erblichen Magistratur und setzte ihren Befehlen einen offenen Widerstand entgegen. Das Parlament wandte sich an den König und stellte, als ihm keine Genugthuung wurde, die Administration der Justiz ein. Die Bretagne befand sich hierdurch auf einmal alles gesetzlichen Schutzes beraubt und in allen Verhältnissen des bürgerlichen Lebens plötzlich wie von einer Lähmung ergriffen. Die Transactionen des Handels und der Gewerbe wurden unterbrochen oder konnten wenigstens in vielen Fällen nicht mit der gehörigen Sicherheit vollzogen werden. Eine Menge von Schmähschriften erschien gegen den Statthalter und selbst gegen den König und waren in einem Geiste abgefaßt, der zu beweisen schien, daß sie von den Anhängern des Parlaments herkamen. Man beschuldigte die Jesuiten, sich dieses Kunstgriffes bedient zu haben, um ihre Gegner dem Hofe verhaßt zu machen. Letztere glaubten, einen solchen Verdacht, der seine Gefahren hatte, zurückweisen zu müssen, und wandten sich, da das Parlament ihrer Provinz die Justizverwaltung eingestellt, an das von Paris. Dieses war eben im Begriff, eine Untersuchung einzuleiten, als fünf Mitglieder des Parlaments von Rennes, der Generalprokurator La Chalotais, sein Sohn und drei Räthe aufgehoben und in die Citadelle von St. Malo geworfen wurden. Eine Kommission, sie zu richten, ward ernannt und die Verhafteten wurden beschuldigt, verbotene Versammlungen veranstaltet, der Regierung Schwierigkeiten in der Ausführung ihrer Maßregeln in den Weg gelegt und Libelle gegen die Person des

Königs verbreitet, ja ihm solche selbst zugeschickt zu haben. De Calonne, der später in den letzten Tagen der alten Monarchie eine ephemere und unglückliche Rolle spielen sollte, war der Ankläger der Verhafteten und behauptete, in den angeschuldigten Papieren ihre Handschrift zu erkennen. Nach mehren unter einander in keinem Zusammenhange stehenden Proceduren wurden die Angeschuldigten endlich auf freien Fuß gestellt, erhielten aber ihre Aemter nicht wieder, sondern wurden vielmehr exilirt, der Herzog von Aiguillon dagegen, dessen Anmaßungen die Ursache dieses Zerwürfnisses geworden, ward mit größerer Autorität als früher in die Bretagne zurückgeschickt. Stolz auf seinen Sieg, begann er noch willkürlicher als vorher zu walten. In der Bretagne war ein Aufruhr zu erwarten. Um den Quell dieser Unruhen zu verstopfen, nahm der König dem Herzoge die Statthalterschaft ab, entschädigte ihn aber durch eine der ersten Befehlshaberstellen in den Haustruppen. Das Parlament ward in seiner Integrität hergestellt und die Verordnungen und Einrichtungen Aiguillon's sämmtlich aufgehoben. Hiermit nicht zufrieden, suchte die Magistratur unter dem Vorwande, die Anstifter der letzten Unruhen kennen zu lernen, an den ihr so verhaßten Herzog und seine Anhänger selbst zu kommen. Die Jesuiten standen unter letztern obenan und wurden von dem Parlament verfolgt, zu gleicher Zeit aber Belege zu einer Anklage gegen Aiguillon gesucht und gefunden. Man schuldigte ihn des Mißbrauches seiner Gewalt, der Anstiftung falscher Aussagen gegen seine Feinde, der Willkür gegen Personen und Eigenthum, zuletzt gar meuchelmörderischer und giftmischerischer Anschläge an. Das Parlament, das zu seinen Proceduren keiner fremden Autorisation bedurfte und Jeden, der in seiner Provinz lebte oder gelebt hatte, erreichen konnte, begann auf diese Verdachtsgründe hin die Untersuchung mit großem Eifer einzuleiten und ihr Ausgang war bei der Erbitterung, die gegen den ehemaligen Gouverneur herrschte, leicht vorauszusehen, als Ludwig XV., um Aiguillon zu retten, unter dem Vorwande, daß er als ein Pair von Frankreich nur von dem Parlament von Paris gerichtet werden könne, seinen Proceß vor dasselbe zu bringen befahl. Um auf denselben einen persönlichen Einfluß ausüben zu können, ließ der König die Sitzungen des Gerichtshofes in Versailles halten und wohnte denselben bei. Die Freunde Aiguillon's wußten jedoch Ludwig XV. sehr bald zu überzeugen, daß es sich bei einer Fortsetzung dieses Rechtsstreites nothwendig um Vorlegung der dem ehemaligen Statthalter vom Hofe ertheilten Instruktionen, demnach von den Absichten und Gesinnungen des

Königs selbst handeln werde, und daß bei der Stimmung des Parlaments hierbei keine Schonung und Mäßigung zu erwarten sei. Diese Befürchtung bewog Ludwig XV. in einem Lit de Justice die Procedur aufzuheben und beiden Theilen Stillschweigen aufzulegen. Das Parlament aber, das von seiner frühern Ehrfurcht für die königliche Autorität viel verloren, protestirte gegen diesen Befehl bei seiner Rückkehr nach Paris, erklärte den Herzog von Aiguillon, obwohl noch nicht überwiesen, doch für dringend verdächtig und schloß ihn, bis der Proceß gegen ihn wieder aufgenommen und entschieden, von seinem Pairssitze und den damit verknüpften Rechten aus. Der Staatsrath kassirte den andern Tag diesen Beschluß des Parlaments, der aber schon in vielen Tausend Exemplaren gedruckt und in die Provinzen versandt war. Ein so offener Widerstand gegen die Willenserklärung des Königs konnte nicht ohne Folgen bleiben. Gab letzterer nach, so ging die Regierung allmälig aus seinen in die Hände der erblichen Magistratur über. Es ward deshalb nicht schwer, ihn immer mehr gegen das Parlament zu reizen und ihm einen Sieg über dasselbe als eine der Ehre seiner Krone schuldige Genugthuung vorzustellen. Die Gerichtsferien hatten für den Augenblick allem Streite ein Ende gemacht, man wußte aber, daß das Parlament in seinen Proceduren gegen den Herzog von Aiguillon nach seinem Wiederzusammentritt weiter fortzufahren entschlossen war. Ludwig hielt deshalb am Ende des Jahres (1770) ein neues Lit de Justice, eine Form der absoluten Gewalt, deren häufige Anwendung zugleich ihre Schwäche bewies, und legte der Magistratur eine Menge von Beschränkungen auf, deren wesentlichste das Verbot der Verbindung unter den einzelnen Parlamenten des Königreiches war, die sich seit einiger Zeit als eine nur in verschiedene Klassen getheilte Körperschaft zu betrachten und dadurch ihrer Opposition eine größere Kraft und Einheit zu geben angefangen hatten. Das Parlament protestirte wie gewöhnlich nach seiner Rückkehr in die Hauptstadt gegen das Vorgefallene und stellte, als der Hof hierauf keine Rücksicht nahm, die Verwaltung der Rechtspflege ein, beschäftigte sich aber, um auf die Regierung einen indirecten Tadel werfen zu können, mit der Ursache und der Abhülfe der hohen Kornpreise, die das Volk seit langer Zeit drückten.

Der Ackerbau war in Frankreich in seiner Entwickelung weit hinter dem Handel und den Gewerben zurückgeblieben und stand im achtzehnten Jahrhundert in mancher Beziehung vielleicht unter dem, was er in frühern Zeiten, z. B. unter Heinrich IV. und Sully, gewesen. Man gab hiefür mancherlei Gründe an, namentlich die

durchgängige Entfernung des Adels von seinen Besitzungen und damit die Unterlassung aller größern Verbesserungen, das große stehende Heer u. s. w. Ohne Zweifel war der Hauptgrund die Verwaltung Colbert's gewesen, der, Schiffahrt und Handel ausschließend begünstigend, der Agrikultur weniger Aufmerksamkeit zugewandt und durch seine momentanen Erfolge dieses System seinen Nachfolgern in der Verwaltung empfohlen hatte. Dieser Uebelstand ward endlich zu fühlen angefangen und man wollte zu den Principien Sully's zurückkehren, wo, wenn auch die Nation weniger reich, ihr Kern, der Landmann, offenbar glücklicher gewesen war. Es hatte sich eine Klasse von politischen Theoretikern, Oekonomisten oder Physiokraten genannt, gebildet, an deren Spitze ein Doctor Quesnay, Leibarzt der Marquise von Pompadour, stand, welche, da die Gewohnheiten der Grundherren und die Lage des Landvolkes nicht durch einen Zauberschlag verändert werden konnten, dem Ackerbau durch einen vollkommen freien Handel seiner Produkte im In- und Auslande, denn noch hatten die einzelnen Provinzen, wie jetzt in Oesterreich, ihre besondern Zölle und Tarife, aufzuhelfen dachten. Im Jahre 1764 war unter dem Generalcontroleur Laverdy ein diesen Grundsätzen gemäßes Edikt erlassen worden. Diese Maßregel aber hatte nicht nur nicht ihren Zweck erreicht, sondern die Noth des Volkes vermehrt. Handelsgesellschaften kauften in großen Massen Getreide in Frankreich auf und versandten es ins Ausland und zugleich ward dieser Handel im Innern selbst Gegenstand eines wucherischen Spieles mit Staatspapieren, das die Preise eine Zeit lang schwankend machte und sie zuletzt zu einer für die ärmern Klassen drückenden Höhe hinauftrieb. Im Jahre 1770 mußte die Freiheit der Ausfuhr dieses Artikels und selbst der freie Verkehr im Innern untersagt werden. Während dieser Krise, welche die Unruhe des Volkes und die Opposition der Parlamente vermehrt hatte, gelang es einer Hofintrigue den Herzog von Choiseul zu stürzen. Dieser Minister hatte sich in seiner innern Politik als einen Freund der Parlamente, sobald ihre Opposition sich in gewissen Schranken erhielt, erwiesen und sie, so viel er vermochte, wenigstens im Geheimen begünstigt. Bei der Verdorbenheit des Hofes und der Unordnung in der Verwaltung hielt er sie für das Gleichgewicht eines Despotismus, der sonst keine Schranken kannte. In Bezug auf die auswärtigen Verhältnisse verfolgte er zwei große Zwecke: ein Bündniß mit Spanien zu einem Seekriege gegen England, weshalb er die Marine zu vermehren suchte, und die Erhaltung der Unabhängigkeit Polens und, um diese nicht gefährden zu lassen,

die Bewaffnung Schwedens und der Türkei gegen Rußland. Choiseul war ein sehr fähiger Staatsmann und hätte, wenn auch nicht die innern Wunden des Landes heilen, die zu tief lagen, doch den Verfall seiner äußern Macht und seines Einflusses in Europa aufhalten können. Das Bündniß mit Spanien war so gut wie geschlossen und der Moment zu einem Kriege mit England, dessen Kolonien in Amerika sich gegen dasselbe zu regen anfingen, richtig gewählt. Die Lage Englands und Polens ließ demnach einen allgemeinen Krieg im Westen und Osten voraussehen. Vor einer solchen Aussicht erschrak der träge und unentschiedene Sinn Ludwig's XV. Er wollte, welches auch das Schicksal der Monarchie nach ihm sein würde, die letzten Jahre seines Lebens in Ruhe hinbringen. Der Minister, der ihn auf ein so bewegtes Meer zu führen drohte, wurde ihm verhaßt. In dieser Stimmung ward er durch die königliche Buhlerin, die Gräfin Dubarry, bestärkt. Choiseul, im Besitz eines alten und berühmten Namens und eines großen Vermögens, war stolz, unabhängig und hatte seine Aemter und Würden mehr um durch sie zu wirken, als zu gewinnen, angenommen. Mit der Marquise von Pompadour auf einem erträglichen, zuweilen selbst vertraulichen Fuße stehend, hatte er ihrer Nachfolgerin eine unverhohlene Verachtung gezeigt und sich ohne Scheu gegen diese Wahl seines Gebieters erklärt. Seine Collegen im Ministerium, der Kanzler Meaupou, der Abbé Terray und der Herzog von Aiguillon, hatten sich dagegen der Gräfin Dubarry, sobald sie dieselbe in der Gunst des Königs befestigt sahen, genähert und schlossen einen geheimen Bund mit einander, um sich unter dem Protektorat der Gräfin des Herzogs zu entledigen. Meaupou war die Seele dieser Kabale, so wie die königliche Buhlerin ihr Werkzeug. Choiseul ward Ludwig XV. als ein anderer Balafré, der den König um alle Macht bringen und ihm blos den Namen der höchsten Autorität übrig lassen wolle, dargestellt. Seine Verfolgung der Jesuiten, seine Verbindung mit den widerspenstigen Parlamenten, seine Begünstigung der Philosophen, seine Vorbereitungen zu einem großen Kriege wurden sämmtlich als Attentate gegen die Monarchie dargestellt. Was jedoch auf den König den meisten Eindruck machte, war der Spott und Tadel, mit dem Choiseul sich oft über sein Privatleben geäußert, die Art von moralischer Ueberlegenheit, die er ihn oft hatte fühlen lassen, was Ludwig XV., der bei aller Schwäche eine hohe Meinung von seinen Rechten besaß, nicht vergeben konnte. Die Intrigue war so geheim geführt worden, daß Choiseul, der die Abneigung des Königs gegen ihn kannte,

sich aber auf seine Gunst bei den Parlamenten, der damaligen Literatur, den höhern Klassen der Nation und auf seine geleisteten Dienste verließ, an seinen bevorstehenden Sturz nicht glaubte. Er wurde plötzlich mit seinem Vetter, dem Herzoge von Praslin, der Seeminister war, seiner Aemter entlassen und auf eines seiner Landgüter verwiesen (December 1770). Die Sitte, einen Minister, dessen Dienste der Souverain nicht mehr brauchen wollte, nach seiner Entlassung zu exiliren und die den römischen Kaisern oder den türkischen Sultanen nachgeahmt schien, war seit Ludwig XIV. fast allgemein geworden und ward für eine Auszeichnung angesehen. Nur ganz unbedeutende Personen dieser Kategorie wurden einfach entsetzt, denen aber, die sich auf irgend eine Art hervorgethan hatten, immer zugleich ein Ort des Exils bestimmt.

Choiseul's Sturz gab dem Haupte der Partei, die ihn bewirkt, dem Kanzler Meaupou, Gelegenheit, zu einem entscheidenden Angriffe auf die Organisation der höhern Magistratur zu schreiten. Er gehörte selbst zu diesem Stande und war früher erster Präsident des Parlaments von Paris gewesen. In dieser Würde hatte er durch seine Willfährigkeit für den Hof die Unzufriedenheit des Parlaments erregt, das ihm bei vielen Gelegenheiten Widerstand geleistet hatte. Jetzt war für ihn die Zeit der Rache gekommen. Meaupou war kein gelehrter Legist, wie viele seiner Vorgänger, und sein moralischer Charakter unter der Mittelmäßigkeit, aber er besaß bei großer Gewandtheit des Geistes eine in jener Zeit seltene Festigkeit des Willens und schien gegen die Meinung der Welt vollkommen gleichgültig zu sein. — Das pariser Parlament hatte, wie oben erwähnt worden, nach dem letzten Lit de Justice in Versailles, seine Funktionen eingestellt. In der Nacht des 19. Januar (1771), vier Wochen nach Choiseul's Sturze, sah jedes Parlamentsglied plötzlich zwei Mousquetairs (eine Abtheilung der königlichen Haustruppen) in sein Haus treten, die ihm den Befehl einhändigten, sein Amt wieder anzutreten und seine Unterwerfung oder Weigerung einfach mit Ja oder Nein, ohne Hinzufügung weiterer Gründe und Erklärungen, zu unterzeichnen. Die Meisten weigerten sich zu gehorchen, und die Wenigen, die sich unterworfen hatten, nahmen ihre Erklärung, als sie sich in der Minderzahl sahen, zurück. In der nächsten Nacht ward ihnen durch Amtsboten des Staatsrathes angekündigt, daß ihre Stellen unterdrückt seien, und alle Widerspenstigen wurden verhaftet und nach den von der Hauptstadt am weitesten entlegenen festen Plätzen abgeführt. Meaupou hatte gehofft, daß ein Theil des Parlaments sich unterwerfen und ihm so den

Stamm zu einer neuen Organisation geben würde. Hierin hatte er sich geirrt. Gezwungen, das gesammte obere Personal dieses Instituts zu erneuern, fand er in den Mitgliedern des Grandconseil, eines Tribunals, das mit dem Parlament fast immer in Streit gelegen und von ihm manche Demüthigung erfahren hatte, der Advokatur und den Untergerichten einen, wenigstens der Meinung des Publikums nach, sehr ungleichen Ersatz für den Verlust der alten Magistratur. Seine Absicht ging jedoch weiter, er wollte nicht nur das Personal des Parlaments, sondern seine ganze Organisation verändern. Die Mitglieder dieser hohen Gerichtshöfe sollten fortan von der Regierung unmittelbar ernannt und besoldet werden. Die Erblichkeit der Stellen und damit der Geist einer unabhängigen Korporation, mit allen ihren Vortheilen und Mängeln, sollte in der neuen Einrichtung nicht fortbestehen. Meaupou ward der Gunst des Hofes gewiß, dem das Parlament durch seine Mischung von Würde und Pedantismus, von Liebe zum öffentlichen Wohle und Anhänglichkeit an alte Formen, besonders aber durch seinen Widerstand gegen die von oben ausgehende Sittenlosigkeit und Verschwendung äußerst verhaßt geworden war. Als ein feiner, kluger Mann, der seine Zeit kannte, hatte er sich zugleich den Beifall des Theiles der damaligen französischen Literatoren zu erwerben gewußt, die man die Philosophen nannte und welche, unter andern Mißbräuchen, die Käuflichkeit der richterlichen Stellen, die alle fähigen, aber unbemittelten Personen von ihnen ausschlossen, schon oft angegriffen hatten. Er versprach außerdem eine Revision der Criminalgesetzgebung und eine Beschränkung des pariser Parlamentsbezirks, dessen Ausdehnung die Parteien zu kostspieligen Reisen zwang und die Verwaltung der Justiz erschwerte. Dieses neue Parlament sollte übrigens nur ein Gerichtshof zur Entscheidung der Rechtshändel und Bestrafung der Verbrechen, aber keine eigentliche Magistratur sein. — Ludwig war mit dieser Veränderung sehr zufrieden, denn er glaubte in seiner Eigenliebe und Verblendung, daß das Sinken des monarchischen Princips, das er sich nicht verhehlen konnte, nicht von seiner schlechten Regierung, sondern von der Opposition der alten Magistratur und ihrem Mangel an Ergebenheit, herkomme. Die übrigen Parlamente des Königreiches hielten sich, während das von Paris verfolgt und unterdrückt wurde, ruhig, gaben den Drohungen und Versprechungen des Kanzlers nach und unterwarfen sich derselben Metamorphose, die das erste und älteste erfahren hatte. Manche der muthigsten und stolzesten Mitglieder der alten Magistratur zogen sich überhaupt vom öffentlichen Dienste

zurück, die meisten aber registrirten heute das Edikt ein, das ihre Stellen unterdrückte und ihnen das für dieselben dem Staate bezahlte Kapital zurückerstattete, und den Tag darauf ein anderes, das sie in ihrer Thätigkeit kraft königlicher Ernennung und mit fixen Gehalten bestätigte. Am Ende des Jahres (1771) war die neue Gerichtsverfassung in ganz Frankreich eingeführt und anerkannt. Meaupou glaubte sie besonders dadurch zu konsolidiren, daß er den entlassenen Magistraten den Preis ihrer Stellen zurückzahlte. Der Werth derselben ward auf hundert Millionen Francs angegeben, was heute ungefähr das Doppelte betragen würde. — Das Publikum sah mit Erstaunen, wie leicht und schnell eine für so schwierig geachtete Veränderung, wie die Aufhebung und Umschmelzung der erblichen Magistratur, vor sich gegangen war. Besonders hatte das Parlament von Paris in den Augen der Nation nicht nur für eine große Autorität, sondern für einen integrirenden Theil der Monarchie selbst gegolten. Ein Institut, das durch die zu ihm gehörige geistliche und weltliche Pairsbank an die frühesten Zeiten erinnerte, das den Königen seit Philipp dem Schönen so große Dienste geleistet, in Staat und Kirche so mächtig eingegriffen, dessen Werk der größte Theil der herrschenden Gesetzgebung und ein großer Theil des gesellschaftlichen Zustandes überhaupt war, das in den beiden letzten Jahrhunderten Regentschaften bestätigt oder zuerkannt hatte, ward mit einem Male ohne Widerstand von dem schwächsten aller Könige und von einem Minister, der weder die Achtung noch das Vertrauen des Landes besaß, gebrochen! Es konnte dies für den Augenblick allerdings befremden und die Wiederherstellung der erblichen Magistratur unter der folgenden Regierung bewies, daß die alte Monarchie ihrer nicht entbehren zu können glaubte, ihr endliches Verschwinden in der Revolution zeigte aber, daß sie sich überlebt hatte und unfähig geworden war, im Verlaufe der Entwickelung eines neuen Zustandes ihre alte Stellung zu behaupten. — Das Parlament war eine monarchische, aristokratische und populaire Körperschaft zugleich, aber so, daß diese Elemente sich keineswegs in ihm durchdrangen und keine vollständige Repräsentation des öffentlichen Lebens darstellten, sondern auf enge, einseitige Art, so daß nur bald diese, bald die andere jener Tendenzen in ihm hervortrat und die andern ausgeschlossen wurden. Es hatte mehr als irgend eine andere Institution das Streben der Könige nach unumschränkter Gewalt begünstigt und die Rechte der Nation ihnen aufgeopfert, es war durch die in ihm seit langer Zeit bestehende Erblichkeit der meisten seiner Stellen vom Volke durch eine tiefe Kluft getrennt,

und hatte sich dennoch immer dem Adel entgegengesetzt, es war aus dem dritten Stande hervorgegangen, aber immer zugleich ein Feind jeder wahrhaft nationalen Macht, wie der der Reichsstände, gewesen. Es war nicht nur ein grausamer und unerbittlicher, sondern zuweilen auch ungerechter Richter gewesen, wie die in den letzten funfzehn Jahren vor seiner Umwandelung von ihm ausgehenden Hinrichtungen Lally-Tollendal's, Jean Calas' und La Barre's beweisen. Es hatte die Protestanten und die Jesuiten verfolgt, es war ein Feind der Hierarchie und der modernen Ideen zugleich. Es lag in seiner ganzen Existenz etwas Widersprechendes, Unzusammenhängendes, was zum Theil aus seinem Ursprunge, seiner Zusammensetzung und Stellung erklärt und entschuldigt werden kann, es aber zur politischen Leitung des französischen Lebens im achtzehnten Jahrhundert untauglich machte und von einer Erneuerung desselben ganz ausschließen mußte. Es war in der letzten Zeit eine mehr moralische als politische Macht geworden, was der Tod aller großen Korporationen ist, die untergehen, sobald sie nicht tief im Boden der äußern Welt wurzeln. Es hatte seine Ohnmacht lange hinter seinen alt hergebrachten imponirenden Formen und Ueberlieferungen verborgen, aber im Grunde den Glauben an sich selbst seit dem Kriege der Fronde verloren. Als die Revolution von 1789 hervorbrach, vertheidigten Klerus und Adel und besonders ersterer ihr Dasein mit Beharrlichkeit und oft selbst mit Begeisterung, die erbliche Magistratur aber verschwand, um nicht wieder zu erstehen.

Die Entfernung der oft unwirksamen, aber immer wachsamen Controle der alten Parlamente ließ den Ministern Ludwig's XV. besonders in ihren Finanzoperationen vollkommen freie Hand. Der Generalcontroleur, Abbé Terray, hatte beim Antritte seines Amtes ein jährliches Deficit von mehr als sechszig Millionen Francs vorgefunden. Es war nicht möglich, die öffentlichen Lasten zu erhöhen und ebenso unmöglich, der Verschwendung des Hofes zu steuern. Man griff deshalb, um sich Hülfsmittel zu verschaffen, zu dem rohen, in der Barbarei des Mittelalters erfundenen Kunstgriffe, die öffentlichen Pächter, Contrahenten und Finanziers aller Art, unter dem Vorwande, daß sie den Staat bevortheilt, zu verfolgen oder die mit ihnen geschlossenen Verträge zu brechen. Man wußte diese Klasse weder zu entbehren noch zu beaufsichtigen, und sie erholte sich immer wieder am Volke, was sie von der Regierung erduldete. Man erlaubte sich außerdem eine Menge anderer Ungerechtigkeiten. Die Zinsen für die dem Staate geliehenen Kapitalien wurden willkürlich herabgesetzt, die Tontinen in lebenslängliche Renten ver-

wandelt, alle Pensionen verringert und, nach den damals herrschenden Sitten und Grundsätzen, die größten Verluste immer über die verhängt, die am wenigsten zu verlieren hatten. — Wenn die Regierung Ludwig's XV. in diesen letzten Jahren auf das innere Glück der Nation noch weniger als selbst früher Rücksicht nahm, so wurden die äußern Interessen des Königreiches von ihr vielleicht noch mehr und auf eine selbst unter den schwächsten der alten Könige unerhörte Art vernachlässigt. England und Oesterreich waren beide, obwohl aus sehr verschiedenen Ursachen, ersteres durch seine Freiheit und seinen Handel, letzteres durch große Verbesserungen in seiner Verwaltung und eine festere Einigung seiner verschiedenen Bestandtheile, ungeachtet des Verlustes von Schlesien, sehr emporgestiegen. Außerdem waren zwei neue Mächte in Europa seit dem Tode Ludwig's XIV. groß geworden, Rußland und Preußen. Frankreich war, wenn auch sein politisches Sinken damals nicht begriffen worden wäre, wenigstens nicht gestiegen. Es befand sich demnach, den übrigen Mächten gegenüber, schwächer, als es früher gewesen. Unter solchen Umständen wäre es die erste Pflicht seiner Politik gewesen, die Vergrößerung der übrigen Mächte zu verhindern. Gerade um diese Zeit nahmen Rußland, Oesterreich und Preußen die erste Theilung Polens vor. Es wäre für Frankreich von äußerster Wichtigkeit gewesen, die Unabhängigkeit Polens zu erhalten, dessen gänzliche Auflösung nach jener ersten Zerstückelung vorausgesehen werden konnte. Die drei Reiche, in deren Mitte dieses unglückliche Land lag, kamen, so sehr sie auch sonst von einander verschieden sein mochten, doch darin überein, daß sie, auf einer ausschließend militairischen und administrativen Organisation ruhend, sich unaufhörlich zu vergrößern trachteten und, über ihre Hülfsquellen uneingeschränkt gebietend, ihre Kraft in jedem Augenblicke nach Außen zu tragen konnten. Ludwig XV. begriff die Bedeutung dieser ersten Theilung Polens für Frankreich vollkommen, aber seine Trägheit und Gleichgültigkeit gegen die Zukunft verhinderten ihn, sich ihr zu widersetzen, was er wol vermocht hätte.

Ludwig näherte sich jetzt dem Ende seiner Laufbahn. Er hätte bei seiner starken Constitution noch länger leben können, aber seine zügellosen Sitten hatten ihn geschwächt und er erlag den Blattern, von denen man glaubte, daß er sie schon in frühern Jahren überstanden hätte. Er starb den 10. Mai 1774 im fünfundsechszigsten Jahre seines Alters. So viel man auch bei einer Beurtheilung seines Waltens als Menschen und Fürsten, auf Rechnung einer vernachlässigten Erziehung und einer verdorbenen Umgebung schreiben

mag, so bleibt die Schuld, die ihm persönlich beigelegt werden muß, noch immer sehr groß. Eine schwächere und selbstsüchtigere Natur ist selten auf einem Throne erschienen. Er hinterließ seinem Enkel ein Volk, das in seinen höhern Klassen auf eine in der neuern Geschichte beispiellose Art verdorben war und dessen Mehrheit in Elend und Unwissenheit schmachtete, zugleich aber ein Gefühl dieser Erniedrigung besaß und von ihm zu Unzufriedenheit und Erbitterung fortgerissen wurde. Frankreich, dessen Kraft so lange vergeudet oder übel geleitet worden, das im Innern ohne Ordnung, im Auslande ohne Ansehn war, ging seiner Auflösung entgegen. Die Epoche Ludwig's XV. ist, obwohl ohne eigentlichen positiven Charakter, eine der merkwürdigsten und kann mit keiner andern verglichen werden. Denn wenn sie in politischer Beziehung rein als eine Zeit des Verfalles erscheint, so erheben sich in ihr die formelle Bildung und der geistige Einfluß der Nation zu einer vorher nie gesehenen Höhe. Was sie vor Allem charakterisirt, ist die besondere Art, wie in ihr ein großer intellektueller Fortschritt, anstatt das sittliche Leben zu erheben, wesentlich zu seinem Verfalle beiträgt.

Fünftes Kapitel.

Der Dauphin, Sohn Ludwig's XV., der im Jahre 1765 gestorben, hatte drei Söhne zurückgelassen, von denen der älteste nach dem Tode seines Großvaters, unter dem Namen Ludwig's XVI., im Alter von zwanzig Jahren auf den Thron stieg. Er war, nach einer damals in fast allen Dynastien herrschenden Sitte, nicht nur von jeder Theilnahme an der Regierung selbst, sondern sogar von jeder unmittelbaren Kenntniß derselben, ausgeschlossen geblieben. Im Mittelalter hatten sich so oft Söhne gegen ihre Väter, Brüder gegen ihre Brüder empört, oder wenigstens Parteiungen zu bilden, die Herrschaft des Familienhauptes zu beunruhigen und zu beschränken gesucht, daß eine solche Vorsicht, bei der Willkür, die in allen Verhältnissen herrschte, natürlich erscheinen konnte. Allmälig war das Erbrecht so fest geworden, daß von dieser Seite her keine

Gefahr zu fürchten war, dennoch blieb jene Ausschließung als eine herkömmliche Sitte bestehen. Die meisten Souveraine traten die Regierung als vollkommene Neulinge und ihrem Berufe fremd an und waren zu einer längern oder kürzern, aber dem Glücke ihrer Völker immer nachtheiligen Lehrlingsschaft gezwungen. — Die Erziehung des jungen Königs war mehr wie eine Vorbereitung zu einem künftigen Privatstande, als in Rücksicht auf eine so hohe Stellung, wie die des unbeschränkten Herrschers eines großen Reiches, geleitet worden. Ludwig XVI. war in einigen Gegenständen allgemeiner Bildung für einen Prinzen wohl erfahren, mit allen militairischen und politischen Verhältnissen dagegen fast ganz unbekannt geblieben. Aber sein wesentlichster Mangel, der besonders im Gegensatze zu der Stimmung der Nation, an deren Spitze er gestellt war, und zu dem Charakter der Zeit, in die seine Herrschaft fiel, hervortreten sollte, war eine große natürliche Langsamkeit der Auffassung und noch größere Unentschlossenheit bei der Ausführung, eine tiefe Schwäche und fast totale Abwesenheit von Selbstbestimmung, verbunden mit der Art von Eigensinn und Starrheit, die beschränkten Individualitäten gewöhnlich ist. Außerdem hatte ihm die Natur die erste aller Herrschergaben versagt, er war unfähig, Personen und Zustände nach eigenem Eindrucke zu beurtheilen, und bedurfte zu seinen Entschließungen und Ueberzeugungen beständig fremder Hülfe. Seine Persönlichkeit und seine Sitten bildeten mit dem herrschenden Geiste und Tone seiner Zeit und seines Volkes einen Gegensatz, der in solcher Stärke selten erschienen ist. Er war für sein Alter und seinen Rang ungewöhnlich ernst, verlegen, in sich gezogen und schweigsam, so als wenn eine dunkle Ahnung des über ihm schwebenden Unsterns ihn erfüllt hätte. An dem verdorbensten Hofe und unter den gefährlichsten Beispielen aufgewachsen, waren seine Sitten von einer seltenen Reinheit geblieben. Man nahm im Anfange seiner Regierung seinen Mangel an äußerer Lebendigkeit und Mittheilungsgabe und seine sittliche Strenge für das Zeichen einer finstern und gefühllosen Natur, er war aber in seinem Innern von den wohlwollendsten und menschenfreundlichsten Gesinnungen beseelt. Seine Eigenschaften waren solche, die in Privatverhältnissen anerkannt, und seine Fehler solche, die in diesen Zuständen übersehen worden wären; sein souverainer Rang machte, daß erstere verkannt und letztere ihm zum Vorwurf gemacht wurden. Der Charakter dieses Königs war den Umständen, unter denen er wirken sollte, so wenig angemessen, als hätte die Vorsehung den Sturz des Princips, das er darstellen sollte, durch die Schwäche

dessen anzeigen wollen, der zu seinem Träger bestimmt war. Ludwig XVI. gab, wie andere Fürsten aus Leichtsinn, so aus Unentschlossenheit eine kaum beschlossene Maßregel auf und schwankte, von entgegengesetzten Einflüssen bestimmt, ohne jemals eine entschiedene Haltung anzunehmen, ohne selbst deren Nothwendigkeit nur zu fühlen. Man erkennt in seinem ganzen Walten, selbst in der Zeit seiner Regierung, wo er noch Meister der Ereignisse war, daß er die ihn umgebenden Zustände nicht begriff, daß besonders die Folgen, die jede einmal genommene große Maßregel nach sich zieht, ihm verborgen blieben und er keine Idee bis an ihr Ziel zu verfolgen im Stande war. Seine Conceptionen entstanden stückweise, langsam und niemals erhob er sich zu einer unmittelbaren Anschauung des Charakters seines Volkes und seiner Zeit und der in ihnen herrschenden Tendenzen, entweder um sie zu leiten oder um ihnen zu widerstehen. Gleichwohl ist es diese unmittelbare Anschauung des Geistes und wäre sie, wie sich dies bei Karl I. von England gezeigt, ihrem innersten Wesen nach irrig, die dem Charakter überhaupt die Kraft zum Wollen und Handeln giebt, ohne die er, wie von einem Halbschlummer gefesselt und als wäre ein Schleier über sein inneres Sehvermögen gehängt, nicht nur das Rechte verfehlt, sondern überhaupt zu gar keiner kräftigen Entscheidung kommt. Unter allen Fürsten seines Stammes, unter denen keiner Ludwig XVI. an Reinheit der Gesinnung übertroffen und viele ihm an gewissen Kenntnissen und Fertigkeiten untergeordnet gewesen sind, war dieser König jedoch sowohl durch seine Vorzüge als seine Mängel am wenigsten zu einem unumschränkten Herrscher, welche Rolle ihm das Schicksal gleichwohl auferlegt, geeignet. Die französische Geschichte unterscheidet sich unter Anderm von der anderer Völker darin, daß es in ihr eigentlich keine Epoche giebt, in der im Innern ein vollkommen fest beruhender Zustand geherrscht und dem Regenten seine Aufgabe leicht gemacht hätte. Ein solcher mußte entweder immer mit einem bedeutenden Maße von Kraft und Einsicht versehen sein, oder wenn ihm diese, wie dies allerdings so oft der Fall war, fehlten, die Zügel der Regierung einem besonders fähigen Minister überlassen. Unter Ludwig XV., der weder selbst regieren konnte, noch sich dem Willen eines Andern unterwerfen wollte, neigte sich deshalb die Monarchie, von einem Fehltritt zum andern, endlich ihrem Falle zu. Auch Ludwig XVI. war, obgleich keineswegs von eitler oder selbstsüchtiger Gemüthsart, doch nicht gesonnen, einen Mann von Geist und Kraft an seiner Stelle regieren zu lassen oder überhaupt nur sich einem einmal gewählten System fest

anzuschließen. Auch fehlte es seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts an bedeutenden politischen Talenten in Frankreich, da die strenge Autokratie Ludwig's XIV. das praktische Genie der Nation zu keiner freien Entwickelung kommen ließ. Ludwig XVI. wäre in Deutschland, England und Spanien zu gewissen Zeiten ein trefflicher Fürst gewesen und hätte seine Vorzüge geltend machen können, ohne daß seine Mängel ihm oder Andern gefährlich geworden sein würden, in Frankreich wären, in welches Jahrhundert man ihn auch stellen mag, sein Geist und Charakter unzureichend gewesen, und er würde den stürmischen Drang einer fast immer gährenden Zeit nicht zu bezähmen vermocht haben.

Ludwig XVI. fand in seiner Familie Niemand, dem er die oberste Leitung der Regierung so lange hätte anvertrauen können, bis er selbst zu einer gewissen Kenntniß ihres Mechanismus, der ihm fast ganz fremd war, gelangt sein würde. Die Minister seines Großvaters waren ihm mit Recht durch ihre persönliche Verdorbenheit oder politische Selbstsucht verdächtig, und er entließ sie alsbald, aber die Wahl eines ersten Ministers, zu der er sich bei seiner eigenen Unzulänglichkeit gezwungen fühlte, war durchaus unglücklich und in ihr kündigte sich gewissermaßen die ganze Regierung dieses Fürsten im voraus an. Er stellte an die Spitze seines Ministeriums einen Grafen von Maurepas, der früher eine Zeit lang die Finanzen und das Seewesen geleitet hatte, vor dreiundzwanzig Jahren aber durch eine Intrigue der Marquise von Pompadour vom Hofe entfernt worden war. Maurepas hatte sich in seiner frühern Verwaltung den Ruf eines fähigen und unbescholtenen Mannes erworben. Dieser Umstand, die Verfolgung, die er unter Ludwig XV. erlitten, und sein hohes Alter empfahlen ihn dem jungen Könige. Dieser, der ihn persönlich nie gekannt und ihn nach dem Bilde, das Andere von ihm entworfen, gewählt, wußte nicht, daß Maurepas, obgleich in hohem Grade geistreich und für seine Jahre kräftig, durch seinen Leichtsinn, seine Eitelkeit, seine ausschließend für das Hofleben gebildete Natur für die hohe Stellung, zu der er berufen, durchaus unfähig war. Es war die Zeit gekommen, wo durchgreifende Verbesserungen in der Verwaltung nicht mehr ein Vortheil, sondern eine gebieterische Nothwendigkeit geworden und wo, sollte man nicht seinen eigenen Untergang beschleunigen wollen, eine neue Bahn eingeschlagen werden mußte. Maurepas, der alle Formen annehmen konnte, schien dem Geiste der Zeit nachzugeben, ihn sogar zu begünstigen geneigt, war aber im Grunde jeder Veränderung, die sowohl seinen Gewohnheiten fremd war, als seine Ruhe bedrohte, ebenso wie

die letzten Minister Ludwig's XV. entgegen. Ihm war Alles, was geschah, eine Ceremonie, ein Schauspiel, dessen besondere Rollen für ihn keine an und für sich wahre Bedeutung besaßen und die er beliebig wechseln zu können glaubte. Er war mit dem Scheine der Freiheit und Beweglichkeit des Geistes, des Verständnisses der Gegenwart in seinem innersten Wesen ausschließend der Vergangenheit zugewandt und zugleich leichtsinnig genug, um sich für nichts entschieden zu erklären und Alles von den Umständen abhängen zu lassen. Ein solcher Charakter war unter allen möglichen der für die damaligen Verhältnisse am wenigsten taugliche. Ein entschlossener Widerstand gegen Neuerungen, wie ihn in der letzten Zeit Meaupou und Terray gezeigt, war weniger gefährlich als die Neigung und Manier, mit den Umständen zu spielen und im Geheimen dem zu widerstehen, was man öffentlich begünstigte. Dieser Leichtsinn und Trug mußte die herrschende Verwirrung vermehren und das Vertrauen, das gewöhnlich eine neue Regierung einflößt, in seinem Keime ersticken. — Maurepas, der wenigstens im Anfange seiner Verwaltung die öffentliche Meinung gewinnen wollte, bemühte sich um den Beifall der Philosophen und besonders der Klasse unter ihnen, die ihre Spekulationen auf die Verbesserung des Zustandes der Massen, auf Belebung des Ackerbaues und Handels, gerichtet hatten und Oekonomisten genannt wurden. Unter ihren Anhängern zeichnete sich Turgot, aus einer alten parlamentarischen Familie stammend, Intendant oder Chef der Verwaltung von Limousin aus, der in seiner Provinz allgemein geliebt und verehrt war. Maurepas vertraute ihm die Leitung des Seewesens an. Turgot, der in dieser beschränkten Sphäre seine Grundsätze allerdings nur auf eine sehr indirekte Weise in Anwendung bringen konnte, hatte jedoch auf diese Art Gelegenheit, Ludwig XVI. persönlich bekannt zu werden, der bald ein besonderes Vertrauen zu ihm faßte und ihn an die Spitze des Finanzdepartements, bei der Lage des Staates das wichtigste aller öffentlichen Aemter, stellte. Turgot, der in diesem ersten Ministerium Ludwig's XVI. bei weitem der bedeutendste Mann war, legte gleich nach seiner Ernennung dem Könige einen neuen Verwaltungsplan vor, der dessen Beifall erhielt und von allen Freunden des öffentlichen Wohles als ein Muster von Einsicht in die Bedürfnisse des Landes und die Forderungen der Zeit auf das Lebhafteste empfohlen wurde. Turgot's Grundidee, auf die er seine Reformen zu basiren dachte, war die Abschaffung aller mit dem Glücke des Ganzen unvereinbaren Privilegien der bevorrechteten Klassen und besonders deren durchgängige Zuziehung zu den Lasten

des Staates. Die Realisirung dieses Princips, das heut zu Tage ganz natürlich und vernünftig erscheint, obgleich es noch keineswegs überall herrscht, hätte den Staat ohne Zweifel regenerirt, dessen Sinken großentheils in der ausschließenden Begünstigung der obern Stände und der Vernachlässigung der allgemeinen Interessen der Nation lag, und einer gewaltsamen Umwälzung vorgebeugt, aber eine Reform des Abgabenwesens und die gleiche Zuziehung aller Klassen zu demselben hätte nothwendig eine totale Veränderung in der Gesetzgebung, den Eigenthumsrechten und demnach zuletzt in der gesammten Verfassung des Staates, hervorbringen müssen. Turgot hatte Geist und Muth genug, um einen solchen Plan zu fassen, seine Annahme vorzuschlagen, ihn gegen seine Gegner zu vertheidigen, aber es fehlte ihm die Art von begeisternder und überzeugender Kraft, um den König ausdauernd für denselben zu gewinnen, eine mächtige Partei für dessen Verwirklichung zu organisiren und und mit ihrer Hülfe jeden Widerstand zu brechen. Wie gewöhnlich Theoretiker zu thun pflegen, und Turgot war vor Allem ein solcher, glaubte dieser seine Pflicht erfüllt zu haben, wenn er die Resultate seiner Untersuchungen und Erfahrungen Andern zur Annahme empfohlen hatte. Er besaß nicht die Kühnheit, sein System als eine unabweisbare Nothwendigkeit seinem Lande aufzulegen. Daß Turgot's Ideen, die weit davon entfernt waren, das Bestehende gewaltsam umzustoßen, sondern nur die bestehenden Mißbräuche ausrotten und den Keim zu weitern Reformen in das Leben der Nation pflanzen wollten, in ihrer Ausführung scheiterten, war die Schuld der bevorrechteten Klassen jener Zeit, bei denen ein durch Erziehung und Sitte begünstigter Mangel alles Ernstes, aller tiefern Auffassung der bestehenden Verhältnisse, aller Erhebung des Charakters überhaupt, den ererbten Vorurtheilen der Eitelkeit und Selbstsucht eine Stärke verliehen hatte, die nur durch die Vernichtung derer, die sie hegten, aufgehoben werden konnte.

Das größte Hinderniß bei der Ausführung aller entworfenen Verbesserungen schuf sich Ludwig XVI. selbst, indem er schon im ersten Jahre seiner Regierung die Parlamente, fast ohne Veränderung, so wie sie bestanden, wiederherstellte, alle entlassenen Mitglieder derselben zurückberief und ihnen die Käuflichkeit und damit die Erblichkeit ihrer Stellen wiedergab. Das von Meaupou in Paris gestiftete Parlament trat wieder in die Stellung des Grandconseil zurück. Vergebens stellten Turgot und seine Freunde dem Könige die Unzweckmäßigkeit dieser Wiederherstellung vor, vergebens erinnerte man ihn an die Hindernisse, welche die Magistratur seit

funfzig Jahren allen Maßregeln der Regierung entgegengestellt, vergebens machte man ihn darauf aufmerksam, daß Körperschaften, die man verfolgt, durch eine Annäherung und Nachgiebigkeit noch anspruchsvoller werden, er schien die am Hofe herrschende Meinung, daß die Parlamente ein wesentlicher Bestandtheil der Monarchie und ein Mittel der Vertheidigung für dieselbe seien, zu theilen. Das Parlament von Paris wurde im November (1774) förmlich wieder eingesetzt, und dasselbe geschah bald nachher mit den Cours souveraines der verschiedenen Provinzen. Maurepas, der den König zu dieser Wiederherstellung veranlaßt und den Geist der Parlamente aus langer Erfahrung kannte, täuschte sich über die Folgen dieses Schrittes nicht. Er wünschte aber im Geheimen die Plane Turgot's scheitern zu sehen und sich selbst hierzu für zu schwach haltend, erkannte er in dem Parlament den besten Bundesgenossen und wußte, daß dieses ihn allen Widerstandes überheben, und aus Anhänglichkeit an das Alte, aus Interesse, denn es war ein durchaus privilegirter Körper geworden, aus Eifersucht auf jede nicht von ihm ausgehende Bewegung, keine wesentliche Verbesserung der öffentlichen Verhältnisse zugeben würde.

Ludwig XVI. hatte sich demnach gleich im Anfange seiner Laufbahn in einen schwer zu lösenden Widerspruch und dies ohne Zwang und Noth verwickelt, eine Lage, aus der er während seiner ganzen Regierung nie mehr heraustreten sollte. Er wollte auf der einen Seite die Reformen Turgot's, er hatte ihm dies ausdrücklich zugesagt, und auf der andern erschwerte er deren Ausführung durch die Wiederherstellung der alten Magistratur, die er so leicht hätte umgehen können. Nach diesem Schritt sah Turgot seine Plane so gut wie gescheitert, denn für sich hatte er einen schwachen und unentschlossenen Fürsten, der, bei allem guten Willen, keine Kraft in sich selbst fand, sich immer fremdem Rathe hingab, von den entgegengesetztesten Einflüssen bewegt wurde, und eine Anzahl wohldenkender aufgeklärter Individuen, die aber keine öffentliche Gewalt besaßen, gegen sich aber hatte dieser Minister die Mehrheit der bevorrechteten Klassen der Nation, denen fast aller Grund und Boden gehörte, den Klerus und den Adel. Als Organ dieser Kasten trat jetzt das Parlament auf und sanctionirte durch sein Ansehn beim Volke den unpopulairen Widerstand jener beiden bevorrechteten Stände. Das Parlament ward im Anfange der Regierung Ludwig's XVI. der offenbare und gefürchtete Gegner jeder großen Reform. Es hätte von ihm abgehangen, der Partei der Verbesserung das Uebergewicht geben zu können. Geistlichkeit und Adel hätten

ohne dasselbe nicht lange widerstehen können. Es schwor aber von jetzt an seinen volksthümlichen Ursprung vollkommen ab und versammelte um sich Alles, was in der Nation ein von derselben getrenntes oder ihr feindliches Interesse verfocht. Es verdiente deshalb, da von ihm eine größere Freiheit des Geistes und eine tiefere Einsicht in die Bedürfnisse der Zeit verlangt werden konnte, mehr als die beiden Klassen der alten Aristokratie das Schicksal, von dem sie später alle getroffen wurden.

Die tiefe Ruhe, deren Europa im Anfange der Regierung Ludwig's XVI. genoß, wäre einer Regierung, die den bestehenden Mißbräuchen wirklich hätte ein Ende machen wollen, ungemein günstig gewesen, denn sie machte es ihr möglich, ihre Kraft und Aufmerksamkeit ausschließend auf die innern Verhältnisse zu richten. England, das seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts einen entschiedenen und meist störenden Einfluß auf das Festland ausgeübt, hatte in Asien mit Hyder Ali und in Amerika mit seinen empörten Kolonien vollauf zu thun. Die erste Theilung Polens und die Organisation der abgerissenen Landestheile beschäftigte für den Augenblick die drei Mächte, die sie vollzogen hatten. Die meisten größern Fürsten, die damals regierten, Joseph II., Karl III., Gustav III. u. s. w. waren den Grundsätzen, auf welche Turgot seine Reformen zu gründen dachte, geneigt. Es bestand an den Höfen noch nicht wie später, nach dem Beginn der französischen Revolution, die Besorgniß, daß Verbesserungen zu Umwälzungen führen könnten, man glaubte noch, daß die Fürsten aus ihnen eben so viele Vortheile wie die Völker selbst ziehen könnten. Nur die zahlreiche Klasse der privilegirten Stände, die, selbst Unterthanen, von den übrigen Unterthanen sich so viel als möglich durch Vorrechte und Auszeichnungen unterscheiden und einen Staat im Staate bilden wollten, waren großentheils jeder Veränderung, von der sie mit Verlusten bedroht wurden, entgegen. — Die Entwürfe Turgot's, die am Hofe, in der vornehmen Welt und selbst in den mittlern Klassen auf das Lebhafteste besprochen, gepriesen und bestritten wurden, bestanden im Wesentlichen in Folgendem: Unbeschränkte Freiheit des Handels als Princip gesetzt, in der Praxis aber nur allmälig herbeigeführt, Verminderung der Verbrauchs- und besonders der Salzsteuer, Unterdrückung aller Frohndienste, die das Landvolk dem Staate leisten mußte, eine Steuer, ohne Ausnahme des Standes, einzig auf den Werth des Besitzes gegründet, Ablösung der bäuerlichen Lasten mit Rücksicht auf die Rechte der Grundherren, Abschaffung der Censur und Revision des Criminalcodex, eine allgemeine Civilgesetzgebung

für das gesammte Königreich und Aufhebung der Gewohnheitsrechte, Einführung desselben Maßes und Gewichtes, Abschaffung der Zünfte, Errichtung localer und provinzieller Administrationen und vollkommene Trennung der geistlichen und weltlichen Gerichtsbarkeit. — Die Verbesserungen, die Turgot beabsichtigte, sind ungefähr die, welche allmälig selbst in das Dasein der Völker, die nicht nach freisinnigen Grundsätzen beherrscht werden, von den unumschränkten Regierungen eingeführt worden sind. In diesem Entwurfe war, wie man sehen kann, von keinen Reichsständen, keiner nationalen Repräsentation irgend einer Art, keiner Beschränkung der königlichen Allgewalt die Rede. Es waren Reformen, welche die Aufklärung und den Wohlstand der Masse der Nation zum Zwecke hatten, ohne den obersten Regionen der öffentlichen Macht zu nahe zu treten. Von welcher Verblendung mußte nicht der Fürst getroffen sein, der in ihnen nicht, selbst wenn er auf das Glück seines Volkes gar keine Rücksicht nahm, eine Vermehrung seiner eigenen Macht gesehen hätte, die, ohne etwas an ihrem Umfange zu verlieren, allen Ständen unmittelbar näher trat, auf sie alle eine gleichmäßige Wirkung äußerte! Wie leichtsinnig und übermüthig zugleich waren die privilegirten Klassen, die den Forderungen der Gerechtigkeit, die allerdings nicht in allen Zeiten dieselbe ist, die aber am Ende des achtzehnten Jahrhunderts ein Aufgeben mancher Rechte und Vortheile nothwendig machte, sich so entschieden entgegensetzten! Es blieb den bevorrechteten Ständen, außer ihrem Eigenthume, das damals Niemand anzutasten dachte, das nur denselben Lasten, wie jedes andere, unterworfen werden sollte, noch immer der fast ausschließende Besitz aller ehrenvollen und einträglichen Aemter und Stellungen. Auch war es überhaupt nicht gerade ein materieller Verlust, den sie befürchteten. Der Dämon der Eitelkeit, der in exceptionellen Stellungen die eigentlich leitende und inspirirende Macht ist, flüsterte ihnen die Besorgniß zu, daß eine Erhebung der niedern Klassen eine Verminderung des Ansehns, eine Beschränkung der Willkür derer hervorbringen werde, die bis jetzt ohne Mühe und Arbeit sich in die Güter des Lebens getheilt hatten. Dies und nicht sowohl die ihnen allerdings sonst keineswegs fremde Habsucht war es, die sie gegen die Stimme der Vernunft und den Rath der Nothwendigkeit taub machte.

Unter solchen Umständen traten alle Fraktionen der in Frankreich bestehenden Aristokratie zu einem Bunde gegen alle projektirten Reformen zusammen. Die Edelleute und Prälaten vereinigten ihre sonst oft so getrennten Interessen, die Parlamente und der Klerus

vergaßen ihren alten Hader. Indessen war die Partei der Reformen in den mittlern Ständen, dem Handel, besonders aber der Literatur stark, und zählte außerdem auch in der vornehmen Welt, besonders in den höhern Graden der Armee, viele und ausgezeichnete Anhänger. Eine entschiedene Unterstützung von Seite des Königs konnte ihr den Sieg verschaffen. Die Verdorbenheit und Selbstsucht, die in den höhern Klassen, besonders seit der Regentschaft, herrschend geworden, gab ihnen ein Mittel an die Hand, die Gefahr, von der sie sich bedroht glaubten, abzuwenden und besonders den jungen König, dem sie offen nicht zu widerstehen wagten, von den Planen Turgot's zu entfernen. Dieser Minister hatte den Getreidehandel im Innern des Landes von allen Hindernissen befreit, die Ausfuhr ins Ausland aber noch nicht erlaubt. Die Ernte war im Ganzen im Jahre 1774 mittelmäßig und in einigen Gegenden sogar sehr schlecht gewesen. Die freie Circulation des Getreides aus einer fruchtbarern Provinz in eine weniger ergiebige war demnach eine Wohlthat geworden. Jedoch wußte man, daß Turgot mit dem Plane einer vollkommenen Freigebung dieses Artikels umging. Seine Gegner überredeten das niedere Volk in den nothleidenden Gegenden, daß die Ausfuhr in das Ausland schon jetzt im Geheimen bewilligt und im Gange sei, und daß der herrschende Mangel von dieser Maßregel herrühre. Die ärmern Klassen, besonders der Hauptstadt, von jeher zu Unordnung und Gährung geneigt, begannen in ihrer Unwissenheit und von treulosen Einflüssen gereizt, die alten Einrichtungen, die Sperre zwischen den einzelnen Provinzen u. s. w. zurückzuwünschen. Plötzlich versammelte sich in verschiedenen Landestheilen eine Menge von Gesindel, das sich mit einer unerwarteten Regelmäßigkeit und nach einem gewissen Plane auf Paris wandte. Diese Banden, die sich über Hunger beklagten, wurden meist im Zustande der Trunkenheit gesehen. Sie griffen die Mühlen in den Umgebungen der Hauptstadt an, plünderten und zerstörten die Getreidevorräthe, verbrannten die Scheuern. Die Schwäche der Regierung und die sich mehrende Verwirrung aller öffentlichen Verhältnisse ließen die Aufwiegler dieses Gesindels unbestraft, entdeckten sie sogar nicht einmal, obgleich es kein Geheimniß blieb, daß sie zu der Turgot und seinen Verbesserungsplanen feindlichen Partei gehörten. Es mußten endlich Truppen zur Zerstreuung dieser Banden angewandt werden und einige Leute aus dem Volke wurden von den Gerichten mit dem Tode bestraft. Eine dieser Horden war bis nach Versailles vorgedrungen, hatte allgemeinen Schrecken verbreitet und Ludwig XVI. die unerklärbare Schwäche begangen, zu ihrer Besänftigung auf dem

Balkon seines Schlosses zu erscheinen. Die Absicht derer, welche den Pöbel bei dieser Gelegenheit in Bewegung setzten, war, dem Könige das Volk als mit der Ausführung der beschlossenen Verbesserungen unzufrieden darzustellen und seinen ohnedies ungewissen Sinn mit den Gefahren derselben zu erfüllen. Die Krönung Ludwig's XVI. in Reims (11. Juni 1775), die wegen der Leerheit des Schatzes bis dahin aufgeschoben worden, ließ jene Vorfälle, die gleichwohl ein bedenkliches Zeichen für die öffentliche Ruhe und die Macht der Regierung waren, bald in Vergessenheit gerathen. Bei dieser Krönung schwur derselbe König, der den Protestanten einen Theil ihrer verlornen bürgerlichen Rechte zurückzugeben entschlossen war, den altherkömmlichen Eid, die Ketzer in seinen Staaten auszurotten. Turgot hatte ihm gerathen, diese Formel zu unterdrücken, er aber hierzu nicht den Muth gehabt. Die Geistlichkeit benutzte später diesen Umstand, um einen Act der Gerechtigkeit gegen die Protestanten als einen Meineid anzuschuldigen. Von einer Verfassung, die an solchen Widersprüchen litt, und von Personen, die solche auszugleichen und im Nothfalle aufzuheben, entweder nicht den Willen oder nicht die Kraft besaßen, war für die Zukunft wenig zu hoffen. Ludwig XV. war aus Trägheit und Gleichgültigkeit gegen das öffentliche Wohl unthätig gewesen, hatte aber, so weit er sich um die Regierung bekümmerte, in seinen Maßregeln eigentlich nie geschwankt, sondern immer die Erhaltung seiner Macht vor Augen gehabt. Ludwig XVI. dagegen konnte, bei dem ungeheuchelten und aufrichtigen Wunsche für das Glück seines Volkes, zu keinem festen Entschlusse über die Wahl der dazu führenden Mittel kommen. Nach seiner Krönung neigte er sich wiederum den Ideen Turgot's zu, von denen er sich einen Augenblick lang entfernt hatte und berief, um dessen Partei zu verstärken, seinen Freund und Geistesverwandten, Malesherbes, aus einer alten und berühmten Parlamentsfamilie stammend und Sohn eines Kanzlers von Frankreich, in das Ministerium. Diesem ward das Departement des königlichen Hauses und die oberste Leitung der willkürlichen und geheimen Justiz der Krone, von der die Lettres de Cachet die bekannteste Procedur sind, zugetheilt. Er machte diese ihrem Princip nach verwerfliche Einrichtung durch die Milde und Weisheit, die er in sie einführte, in ihrer Anwendung fast unschädlich. Turgot, durch Malesherbes' Ruf und Einsicht verstärkt, beschloß jetzt mit festerm Schritt an die Ausführung seiner Entwürfe zu gehen. Ein dritter Minister, an Verdienst und Bedeutung den beiden ersten nicht zu vergleichen, der aber ihre Grundsätze theilte, war der Graf von St. Germain, der

an die Spitze des Kriegswesens gestellt wurde. Dieser, durch seine militairischen Kenntnisse den meisten damaligen französischen Generalen überlegen, wollte in dem Heere, das seit dem Tode des Marschalls von Sachsen sehr vernachlässigt worden, die Taktik Friedrich des Großen und andere in der letzten Zeit im Auslande gethanen Fortschritte, aber zugleich einen Theil der erniedrigenden Disciplin der meisten fremden Heere einführen, unter welche der französische Soldat, ohne ihn zu demoralisiren, nicht gebeugt werden konnte. Die Reformen des Grafen von St. Germain brachen den Geist des französischen Heeres, ohne dessen materielle Kraft zu erhöhen. Dieser Minister war dem Adel, obgleich zu demselben durch seine Geburt gehörig, feind und veranlaßte Ludwig XVI., einen Theil seiner Garde oder seines militairischen Hauses, wie man im alten Frankreich sagte, und in der die Offiziere, mit Ausnahme der Schweizerregimenter, meist den ersten Familien des Landes angehörten, aufzulösen, eine Maßregel, die dem Könige später verderblich werden sollte.

Die Partei, die im Adel, im Klerus und in den Parlamenten sich gegen jede Reform erklärt hatte, schloß sich jetzt noch fester zusammen und suchte, obgleich des Grafen Maurepas, des ersten Ministers, gewiß, dennoch einen nähern und mächtigern Einfluß bei der Person Ludwig's XVI. selbst zu gewinnen. Der König war seit fünf Jahren mit der Erzherzogin Maria Antoinette, einer Tochter der Kaiserin Maria Theresia, vermählt, die sich durch Anmuth und Schönheit auszeichnete und damals von allen Ständen des Volkes geliebt war. Die junge Königin war vielleicht ebenso wohlwollend wie ihr Gemahl gesinnt, aber ihre Erziehung und ihr Vaterland hatten sie nicht nur von dem Recht einer unumschränkten Herrschaft der Fürsten, die übrigens von Turgot's Planen nicht bedroht war, sondern vielleicht noch mehr von der Nothwendigkeit der Erhaltung der Privilegien der höhern Klassen überzeugt. Sie begriff noch weniger als Ludwig XVI. die Lage Frankreichs und die moralische und politische Ohnmacht der Aristokratie, von der sie umgeben war und die ihre Ansprüche und Ueberlieferungen dem neuen Geiste, von dem die Nation ergriffen war, entgegensetzte. Maria Antoinette vermochte bei ihrer Jugend keinen eigentlichen Einfluß auf die Regierung auszuüben, da sie indessen von ihrem Gemahl sehr geliebt wurde, so konnten ihr Rath und Einfluß in einer entscheidenden Krisis auf den unentschlossenen Geist des Königs von Bedeutung werden. Die Gegner Turgot's söhnten die Königin mit Maurepas aus, über den sie sich, da er auf die von ihr ausgegangenen Em-

pfehlungen bei Besetzung von Aemtern und Würden nicht immer Rücksicht genommen, oft beklagt hatte. Maria Antoinette trat von jetzt an, vielleicht ohne es selbst zu wissen, gewiß aber ohne diesen Schritt zu ermessen, zu der Partei derer über, die sich jeder Reform in der Verfassung und Verwaltung zu widersetzen entschlossen waren.

Turgot erschien endlich mit sechs Edikten, die einigen seiner wesentlichsten Entwürfe Gesetzeskraft verleihen sollten. Die bedeutendsten darunter betrafen die Abschaffung der öffentlichen Frohndienste beim Straßenbau, die Zuziehung der Grundherren zu dessen Kostentragung und die Abschaffung der Zünfte. Ihr Erscheinen erregte in den bevorrechteten Klassen einen allgemeinen Ausbruch der Unzufriedenheit und das Parlament weigerte sich entschieden, sie einzutragen. Dasselbe erklärte jede Neuerung für einen Versuch, die Verfassung des Königreiches umstoßen zu wollen, und für einen an dem Könige und der Nation begangenen Hochverrath. Wenn die Magistratur gegen Turgot's Plane mit Gründen, wenn auch mit falschen und verwerflichen, stritt, so suchte sie der Hof dagegen mit dem den Franzosen eigenen frevelhaften Leichtsinne in das Lächerliche zu ziehen, und zugleich die Absicht, einige der bestehenden Mißbräuche abzuschaffen, als einen Angriff auf die Monarchie selbst darzustellen. In einem damals allgemein verbreiteten Liede hieß es von Ludwig XVI.: „er wird, sich selbst für einen Mißbrauch haltend, nicht mehr bestehen wollen!" (Se croyant un abus ne voudra plus être.) Der König erschrak und glaubte zu weit gegangen zu sein, und doch war dies nur der Anfang von Reformen, deren weitere Entwickelung ihm von seinem Minister oft und umständlich auseinandergesetzt worden und die er sämmtlich schon gebilligt hatte. In einem Lit de Justice (März 1776) wurde das Parlament, obgleich seine Unzufriedenheit nicht verhehlend, zur Sanction der erwähnten Edikte gezwungen. Aber Turgot und Malesherbes gewahrten sehr bald, daß der momentane Triumph, den sie davongetragen, ihnen keine Gewißheit für den weitern Fortgang ihrer Entwürfe versprach. Jede neue Maßregel, die sie vorschlugen, wurde von dem Könige mit Mißtrauen und Kälte aufgenommen. Er hatte beide Minister vorher mit der herablassendsten Vertraulichkeit behandelt, zog sich aber jetzt von jeder nähern Berührung mit ihnen zurück. Sie hatten die Königin, den ersten Minister, die gesammte Aristokratie gegen sich, ihre Anhänger waren zwar zahlreich, aber zerstreut, und bestanden aus Individuen, aber nicht aus Körperschaften. Der König allein hätte ein hinreichendes Gewicht in die

Wagschale werfen können. Turgot's Feinde warfen ihm vor, durch seine Maßregeln den Staatsschatz erschöpft zu haben, und behaupteten, daß das Deficit noch größer als unter der vorigen Regierung geworden. Diese Anklage wirkte auf Ludwig XVI., der ohnedies schon mißtrauisch geworden. Vergebens stellte Turgot vor, daß er, was unter Ludwig XV. nicht geschehen, alle Verpflichtungen gegen die Staatsgläubiger erfüllt und dadurch den Kredit befestigt habe, daß durch die Krönung im vorigen Jahre eine große, aber nicht wiederkehrende Ausgabe verursacht worden und daß ohne sie der Zustand des Schatzes sich nicht verschlimmert haben würde. Umsonst wies er darauf hin, daß man das Resultat seines Systems abwarten müsse und daß erst nach einiger Zeit angemessene Vortheile von demselben zu erwarten seien. Diese Gründe, so natürlich und verständlich sie auch waren, befriedigten die Opposition nicht, die überhaupt keine Art von Verbesserungen wollte. Malesherbes, dessen Geduld endlich erschöpft war, zog sich von selbst zurück. Turgot, der Ludwig XVI. persönlich zugethan war und den Einfluß seiner nähern Umgebungen fürchtete, sobald er ihnen allein bloßgestellt sein würde, beharrte auf seinem Posten, bis ihn der König, immer unentschiedener und schwankender werdend, ohne übrigens den persönlichen Werth seines Ministers zu verkennen, endlich selbst entließ. Die Partei der Reformen ward bestürzt und schien das Labyrinth zu ahnen, in das die Monarchie durch das Aufgeben der begonnenen Maßregeln geführt werden sollte. Der Klerus, der Adel und die Parlamente dagegen begriffen die Macht, die ihnen ihre Vereinigung, einem schwachen und unentschlossenen Könige gegenüber, verleihen konnte. Das Königthum, das auf diese Art, seine nationale Bestimmung verkennend, sich zu der Klasse der Privilegirten geschlagen, ging, ohnedies seit langer Zeit im Sinken begriffen, seiner Auflösung entgegen, als ein im Ganzen glücklicher Krieg, dessen endliches Resultat ihm gleichwohl gefährlich werden sollte, die öffentliche Aufmerksamkeit ausschließend in Anspruch nahm und jene drohende Katastrophe eine Zeit lang hinausschob.

Das Finanzdepartement, das selbst in vollkommen ruhigen und geordneten Gemeinwesen die erste Stelle einnimmt, war bei der damaligen Lage Frankreichs zu einer so ausschließenden Bedeutung gekommen, daß das Schicksal des Staates von dem abzuhängen schien, in dessen Händen es sich befand. Gerade dieses Amt wechselte aber am meisten und die ihm vorstanden, wurden, ein bedeutendes Zeichen jenes ganzen Zustandes, welche auch ihre Talente und ihre Persönlichkeit sein mochten, nach kurzer Zeit für unzureichend

befunden. Die Verschwendung des Hofes und die Selbstsucht der bevorrechteten Klassen erlaubten keine wesentliche Verbesserung des alten Steuersystems und keine Einschränkung der Ausgaben, und der König, obgleich für seine Person in hohem Grade einfach, war zu schwach, um seinen Willen und seine Ueberzeugungen geltend zu machen oder auch nur klar auszusprechen, und ließ die Minister, sobald sich in seiner Nähe eine Partei gegen sie gebildet, nach geringem, zuweilen nach gar keinem Widerstande fallen. — Clugny, Intendant von Guienne, ward zu Turgot's Nachfolger ernannt und schlug einen seinem Vorgänger entgegengesetzten Weg ein. Er bewarb sich vor Allem um die Gunst des Hofes und der Großen, stellte die öffentlichen Frohndienste der Landleute beim Wegebau wieder her und erließ den Grundherren die Beiträge zur Unterhaltung der großen Straßen und Communikationen, von denen diese Klasse gleichwohl den meisten Gebrauch machte. Turgot hatte die Errichtung einer vom Staate unabhängigen Bank zur Erleichterung des Handelsstandes beabsichtigt, der erste Plan dieser Art seit dem Sturze des Law'schen Systems. Clugny wollte diesen Gedanken seines Vorgängers realisiren, aber die Schwierigkeit, mit der in einem so großen Lande ein Fonds von zwei Millionen herbeigeschafft wurde, bewies, wie tief das Vertrauen des Publikums in alle Maßregeln der Regierung erschüttert war. Die moralische oder, wie man damals in Frankreich sagte, philosophische Tendenz der Turgot'schen Verwaltung hatte sich gegen Institutionen und Operationen erklärt, durch welche die Individuen anders als durch Thätigkeit und Umsicht ihre Glücksumstände zu vermehren suchten, und war deshalb allen blos vom Zufalle abhängigen Speculationen entgegen gewesen. Clugny richtete dagegen die große Lotterie von Frankreich ein, und der Geist dieser Einrichtung ward sehr bald auf eine Menge von Verhältnissen übergetragen, die ihm ursprünglich fremd gewesen waren. Selbst in den öffentlichen Anleihen ahmte man die Wechselfälle dieses Spieles nach und suchte dadurch die Gewinnsucht der Menge zu reizen. Clugny trat in mancher Beziehung in die Fußstapfen der Verwaltung des Abbé Terray, nur ohne des Letztern Härte des Charakters und Gleichgültigkeit gegen die öffentliche Meinung, besaß aber auch nicht die Geschicklichkeit und Ordnungsliebe des letzten Generalkontroleurs Ludwig's XV. Der König, der die Verwaltung der Finanzen wenig kannte und sich schwer in ihr zurecht fand, begriff jedoch, daß sein Minister nicht nur keine Verbesserungen traf, sondern der Zustand des Schatzes unter ihm immer mehr sank. Er war schon entschlossen, Clugny zu

entlassen, als dieser plötzlich starb. Sein Nachfolger war Taboureau des Reaux, Intendant von Flandern, der von einer Partei am Hofe einzig seiner gefälligen Sitten wegen, von denen bei etwaigen Ansprüchen und Forderungen keine Zurückweisung zu befürchten war, zu diesem wichtigen Amte vorgeschlagen worden war. Ungeachtet der immer sparsamer fließenden Quellen des öffentlichen Wohlstandes war die Pracht und Verschwendung des Hofes in beständigem Zunehmen begriffen, und dies unter einem Könige, der aus Gewohnheit und Grundsatz ein Muster von Einfachheit war, es aber nicht verstand, sein Beispiel Andern als Regel aufzulegen und überhaupt keine Art persönlicher und moralischer Autorität ausübte. Die schöne und geistreiche Maria Antoinette hatte die Sitten und den Charakter ihres neuen Vaterlandes so leicht angenommen, daß sie demselben von jeher angehört zu haben schien. Ohne die geringste Kenntniß von der drückenden Lage des Staates oder eine Ahnung einer verhängnißvollen Zukunft zu besitzen, richtete sie ihre Ausgaben nach der Höhe ihres Ranges und nicht nach dessen besondern Verhältnissen ein und glaubte, daß hochgestellte Personen in diesem Lande vor Allem blenden und glänzen müßten. Diese Gesinnung hatte sie übrigens nicht eingeführt, sondern sie war vielmehr von ihren Umgebungen auf sie übergegangen. Noch nie hatten die Königinnen von Frankreich so viele Ansprüche an den öffentlichen Schatz wie die Gemahlin Ludwig's XVI. gemacht. Das Beispiel ihrer Prachtliebe ging natürlich auf den Hof, oder, was dasselbe sagen will, auf den gesammten höhern Adel über, dessen Umstände sich gleichwohl schon seit Generationen, bei der Abwesenheit aller Industrie und einem steigenden Luxus, sehr verschlimmert haben mußten. Daher die vielen und großen Pensionen und Zuschüsse aller Art, die er nachzusuchen genöthigt war. Die beiden Brüder des Königs, der Graf von der Provence und der Graf von Artois, lebten mit weit mehr Glanz als die meisten gleichzeitigen Souveraine. Selbst die Mitglieder der beiden Seitenlinien des regierenden Hauses, Orleans und Condé, obgleich alle reich, begnügten sich mit ihrem Einkommen nicht, sondern nahmen die besondere Freigebigkeit des Königs in Anspruch. Die Muhmen Ludwig's XVI., Töchter seines Vorgängers, erhielten von ihm mehr als früher von ihrem eigenen Vater. Die bedeutende Veränderung, die in den Sitten jener Zeit vorging, das Aufgeben der frühern gediegenen Pracht und deren Ersatz durch eine in ihren Formen beständig wechselnde Eleganz, so wie die größere Leichtigkeit, mit welcher jetzt reiche Fremde mit den höchsten Personen in Verbindung kamen und mit

ihnen an Verschwendung wetteiferten, erhöhte die Ausgaben der Großen und erzeugte jenen in sich werthlosen, launischen und phantastischen Luxus, der heute verwarf, was er gestern mit großen Kosten angeschafft hatte, und sich immer mehr künstliche Bedürfnisse schuf. Zu den hohen Gehalten, die der übermäßig zahlreiche Hofstaat bezog, kamen noch eine Menge bei jeder Gelegenheit in Anspruch genommene Entschädigungen für unvorhergesehene Ausgaben und unermeßliche geheime Geschenke, die, in ein besonderes Buch eingetragen, jeder Controle entgingen und später einen der Anklagepunkte gegen Ludwig XVI. bildeten. Dieser seufzte im Stillen über die Forderungen und Ansprüche seiner Umgebungen, konnte ihnen aber nichts versagen. Der Hof war damals vielleicht mehr als früher ein Ort beständiger Lust und Zerstreuung geworden, denn die an seiner Spitze standen, waren meistens sehr jung und jeder ernsten Richtung des Lebens fremd. Außerdem waren die Schranken der Etikette, wenn auch keineswegs niedergerissen, doch sehr gesunken. Die Mode war zum Theil an die Stelle der alten Förmlichkeiten getreten, die in diesem Kreise ihre Erfindungen nach dem größten Maßstabe einrichtete und mehr Geld als die solide Pracht früherer Zeiten verschlang. Obgleich die Sitten in dieser hohen Region, bei der größern Verfeinerung des Geschmackes und Gefühles, weniger verderbt als in andern Epochen waren, so herrschte auf der andern Seite offenbar mehr Leichtsinn, mehr Gedankenlosigkeit als sonst und bildete zu der Lage der Nation einen Contrast, der früher so nicht erschienen war. Zu gleicher Zeit verbreitete sich die Kunde dieses glänzenden Strudellebens mehr, als sonst geschehen war. Der Hof ward nicht mehr, wie früher, als eine abgeschlossene Welt angesehen, der man einen besondern Codex von Vorstellungen, Sitten und Gebräuchen zugestand. Diese oberste Sphäre war allmälig mit den übrigen Kreisen der Gesellschaft in eine nähere Verbindung getreten und ihre mystischen Schleier waren großentheils zerrissen worden. Dabei war nicht sowohl die Handlungs- als die Betrachtungsweise und das Urtheil des Publikums durch den Einfluß der Literatur und Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts strenger geworden und zum Theil mit den Ideen des Königthums, noch mehr aber mit denen des Hoflebens, in Widerspruch getreten. Das Elend des französischen Landmannes, der Masse der Nation, bildete zu dieser feenartigen Existenz der Großen, die er mit seiner Arbeit und seinem Elend unterhielt, einen Gegensatz, in welchem sich, wie in einem Krater, der stille Neid und Haß zu bilden anfing, der sich später zu einer so furchtbaren Explosion entzünden sollte. Die Mon-

archie war niemals so schwach, die Autorität des Königs so schwankend, das Ansehn der hohen Klassen so bestritten gewesen, und gerade in einer solchen Epoche schimmerte und rauschte der bunteste Reigen der Freude in diesen Kreisen, die auf die ausschließende Kraft und Bedeutung jener Ideen und Institutionen gegründet war. Das alte Sprichwort, daß das Schicksal den mit Blindheit schlägt, den es verderben will, hat nie mehr Anwendung als in dem Leben der französischen Großen unter der Regierung Ludwig's XVI. gefunden. Der erste Minister, der Graf von Maurepas, war, obgleich in hohem Alter stehend, vielleicht noch gedankenloser und oberflächlicher als die Generation, die ihn umgab, und dachte nur darauf, mit der in jener Zeit allen Parteien dem Wesen nach gleichen, nur in der Form und Anwendung verschiedenen Sophistik, die vorhandenen Uebelstände zu verhüllen. Dieser Greis schien mit seiner immer heitern Laune jeder Gefahr zu spotten und mit seiner Gleichgültigkeit für die Gegenwart die Zukunft herauszufordern. Er, der für den Führer des jungen Königs galt, hatte den Leichtsinn der ersten Jugend nicht verloren und seine Erfahrung war nie aus dem Kreise der Formen und Spiele des Hoflebens hinausgetreten. Er war im Grunde ebenso ideen- wie seelenarm, da er aber, wie alle Franzosen jener Epoche, eine große Schärfe und Feinheit des Ausdruckes besaß, so wußte er selbst seinen oberflächlichsten oder falschesten Meinungen einen Stachel des Witzes mitzutheilen, der damals in diesem Lande Alles und für die Wahrheit selbst galt, und mit dessen Hülfe man Alles aus Allem machen konnte. Diese schimmernde Sophistik, die von den Franzosen, die mehr Scharfblick als Tiefsinn, mehr Gewandtheit als Gründlichkeit besitzen, noch heute für den Triumph ihrer Bildung und den Probirstein überlegener Fähigkeit angesehen wird, ist im Grunde nur ein Beweis ihres Mangels an tiefer Einsicht und ausdauernder Kraft, hat schon viel von seinem falschen Zauber verloren und wird künftig noch mehr verlieren. Die Kunst des alten Grafen von Maurepas bestand großentheils darin, die bedenkliche Lage der Regierung und des Landes als eine vorübergehende Schwierigkeit darzustellen, deren Knoten sich von selbst lösen werde. Er war einem Arzte zu vergleichen, der die Krankheit seines Patienten vollkommen verkennt und die beginnende Agonie für die Krisis hält, aus der die Wiederherstellung hervorgehen wird. Er glaubte, eine sonderbare, aber unter seines Gleichen damals weit verbreitete Meinung, daß der Leichtsinn des französischen Naturells seine wesentliche Kraft sei, Alles von dessen Erhaltung abhänge und daß mit dieser Disposition

alle Uebelstände ausgeglichen werden könnten. Er behauptete, daß die Philosophen und Reformer diese glückliche Stimmung bedrohten und daß Feste, Mode und Luxus die besten Waffen des Widerstandes gegen ihre trügerischen Lehren seien. Er hielt den Sprühregen des Witzes und der Laune für hinlänglich, den glimmenden Brand der Unzufriedenheit zu löschen. „Laßt uns den Geschmack an einer leichten und anmuthigen Gesellschaft aufrecht halten oder wir werden bald politische und aufrührische Versammlungen deren Stelle einnehmen sehen. Der König ist von Natur ernst, wäre ich, sein Minister, es ebenfalls, wir würden bald in einen Abgrund von Traurigkeit versinken. Es ist wahr, die finanzielle Lage des Staates erhebt sich nicht; aber glaubt ihr, daß es mit ihr besser gehen würde, wenn alle Welt anfinge, über dessen Verwaltung ihre Stimme abzugeben. Der Luxus des Hofes verzehrt freilich viel, aber er bringt auch viel hervor. Kein Steuersystem kann das Gold erreichen, das sich versteckt, die Mode aber zwingt es sich zu zeigen und bringt es in Umlauf. Es ist jetzt nicht die Zeit, mürrisch und finster zu sein, wir müssen die Nation zu unterhalten suchen." — So äußerte er sich oft gegen seine Günstlinge und Freunde, unter denen er besonders viel auf den Einfluß einer gewissen Anzahl von Literatoren hielt, die durch ihre Ausfälle und Satiren über Philosophen und Reformer ihm zur Leitung der öffentlichen Meinung hinreichend erschienen. Einem einzigen Zweige des öffentlichen Dienstes wandte dieser leichtsinnige Minister eine thätige Aufmerksamkeit zu und dies war das Seewesen, das bald, wenn auch zu einer vorübergehenden Bedeutung in Frankreich kommen sollte. Maurepas, der schon in seiner ersten Jugend an der Spitze des Marinedepartements gestanden, hing an dessen Flor mehr wie an einer werthen Erinnerung, als daß er ihr eine wirkliche Wichtigkeit beigelegt hätte, obgleich Umstände eintraten, die ihr eine solche in einem seit langer Zeit nicht mehr gesehenen Grade verleihen sollten. — Maurepas lebte so durchaus in einem Strudel von Zerstreuungen und Intriguen, daß er mehr das Ansehn hatte, an der Spitze der Verwaltung zu stehen, als daß er sie wirklich leitete. Er war einzig damit beschäftigt, seinen Einfluß auf den jungen König zu bewahren, der über den Charakter und die Bedeutung seines ersten Ministers in einer Art von Verblendung blieb, die nur aus seinem furchtsamen und beschränkten Naturell erklärt werden kann. Maurepas war für ihn eine lebendige Tradition der großen Epoche Ludwig's XIV., ein Bild der alten Monarchie, und er schien von dem Schaden, den der Leichtsinn dieses greisen Hofmannes dem Staate in einer so kriti-

schen Epoche, wie dieser Regierungsanfang war, zufügte, keine Ahnung zu haben. Die einzige Schwierigkeit, die Maurepas zuweilen Sorge machte, war ein Deficit von vierundzwanzig bis fünfundzwanzig Millionen, das schon unter Ludwig XV. stattgefunden und das Niemand auszufüllen vermocht hatte. Dieser Umstand hatte selbst für ihn eine ernste Seite, denn er begriff, daß, wenn dieser Krebsschaden im Organismus des Staatslebens weiter um sich griff, alle Lust und alles Spiel zuletzt ein Ende nehmen müsse.

Die Unfähigkeit des neuen Generalcontroleurs oder Finanzministers Taboureau und die Schwierigkeit, das drohende Deficit zu decken, bewogen Maurepas, dem frühern Intendanten von Flandern einen Gehülfen zu geben, der ihn bei nächster Gelegenheit zu ersetzen bestimmt war. Ein solcher bot sich in der Person eines schon seit vielen Jahren in Paris ansässigen Banquiers und Bürgers von Genf, Necker, dar, der um diese Zeit Resident dieser kleinen Republik am französischen Hofe war. Necker war in kurzer Zeit blos durch Talent und Glück, ohne Anwendung von Täuschung und List, reich geworden, ein Beweis, daß er mit Geld umzugehen verstehen mußte. Er stand aber nicht nur in dem Rufe eines geschickten und redlichen Mannes, sondern seine zahlreichen Freunde erkannten ihm außerdem noch große politische Einsichten und besonders eine tiefe Kenntniß in das Finanzsystem Englands zu, welches Land Frankreich damals in allen Dingen voranzuleuchten anfing. Da er mit Allem, was in der vornehmen und gebildeten pariser Welt glänzte, in Verbindung stand, so fehlte es ihm nicht an Gelegenheit, dem ersten Minister persönlich bekannt zu werden. Was aber Necker in Maurepas' Augen besonders empfahl, war, daß er als ein entschiedener Gegner Turgot's, mochte er nun dessen Grundsätzen wirklich abhold sein oder sich an dessen Stelle zu setzen gewünscht haben, aufgetreten war. Necker war ein Fremder, der Bürger eines Freistaates und Protestant, aber alle diese sonst so mächtigen Hindernisse, die ihn in Frankreich vom öffentlichen Dienste hätten ausschließen sollen, wurden durch die herrschende Finanznoth, von der er den Staat zu befreien versprach, und durch seine besonders günstige und ehrenvolle Stellung in der Gesellschaft beseitigt. Necker galt aber nicht nur für einen überaus aufgeklärten und wohlgesinnten Mann, sondern er war auch mit dem besten und geachtetsten Theile der damaligen Literatur, die seit langer Zeit einen großen Einfluß auf die öffentliche Meinung ausübte, verbunden. Obgleich im Innersten seines Wesens, aus Gewohnheit und Ueberzeugung, den damaligen fran-

zösischen Zuständen entgegen, war er doch fein genug, diesen Widerspruch nicht fühlen zu lassen. Er hatte in der letzten Zeit die besondere Aufmerksamkeit der pariser Welt durch eine Lobschrift auf Colbert auf sich gezogen, in der er den persönlichen Charakter und die Verwaltung dieses Staatsmannes vertheidigte. Die Mängel des Colbert'schen Systems, seine ausschließende Begünstigung der städtischen Industrie und Vernachlässigung der Agrikulturinteressen, waren seit längerer Zeit häufig zur Sprache gekommen und besonders hatten sich die Philosophen und unter ihnen vorzüglich die Oekonomisten, gegen ihn erklärt, und d'Alembert eine scharfe, zum Theil ungerechte Kritik über ihn und alle seine Einrichtungen ergehen lassen. Als Vertheidiger Colbert's schien Necker sich den rein monarchischen Grundsätzen überhaupt, denen jener Minister so eifrig zugethan gewesen, zuneigen und damit als Gegner der die Privilegien der Großen durch ihre Theorien und Turgot zuletzt durch praktische Maßregeln angreifenden Philosophen auftreten zu wollen. Maurepas, dem Necker eine besondere Denkschrift über die Ausfüllung des Deficits und eine Verbesserung des französischen Finanzsystems übergeben, empfahl ihn Ludwig XVI., dem die moralischen Ideen, welche Necker zur Basis seines Systems machte, eine vortheilhafte Meinung von seinem Charakter einflößten. Der Genfer Banquier wurde dem Generalcontroleur Taboureau erst an die Seite gesetzt und als dieser, sich ohne Einfluß sehend, seinen Abschied nahm, mit dessen Departement, jedoch nur mit dem Titel eines Generaldirektors der Finanzen und ohne Eintritt in den Staatsrath beauftragt, wozu damals in Frankreich noch das Bekenntniß der katholischen Religion gehörte. Necker suchte in seiner Verwaltung die englischen Finanzgrundsätze in Anwendung zu bringen und sein System auf den moralischen Kredit der Regierung und das Vertrauen der Kapitalisten zu basiren. Daß er hierbei zu wenig auf den fast entgegengesetzten innern Zustand beider Reiche Rücksicht nahm, war eine der Hauptursachen, warum es ihm, seiner Einsicht und Redlichkeit ungeachtet, nicht gelang, die französischen Finanzen und damit die gesammte Lage des Staates zu verbessern. Die Beseitigung vieler andern Hindernisse, die sich ihm entgegenstellten, lag außer seiner Macht und diese Unmöglichkeit konnte ihm nur vom Parteigeiste zum Vorwurfe gemacht werden. Er, der sich als Turgot's Gegner hingestellt, hatte, nur etwas später, dasselbe Schicksal. Er konnte in einem so verworrenen und geschwächten Zustande, wie der des alten Frankreichs war, keine durchgreifenden kräftigen Reformen zu Stande bringen. Was er that, waren Palliativmittel, um dem

kranken Körper einige Linderung zu verschaffen und ihn noch eine Zeit lang hinzuhalten. Der König war zu willenlos, der Hof zu verderbt, die bevorrechteten Stände zu selbstsüchtig, um eine entschlossene Operation zu erlauben und zu ertragen oder auch nur deren Nothwendigkeit zu begreifen. Turgot und Necker, nebst Fleury und Choiseul, die einzigen, die im achtzehnten Jahrhundert, unter der alten Monarchie, den Namen von Staatsmännern verdienten, waren beide gleich wohlgesinnt und aufgeklärt und würden Frankreich, jeder auf der von ihm eingeschlagenen Bahn gerettet haben, wenn dies möglich gewesen wäre. Necker ist vielleicht praktisch gewandter, mit der Lage der Dinge noch vertrauter als Turgot gewesen. In Letzterm erschien aber im Ganzen ein wärmerer und zugleich großartigerer Sinn für das öffentliche Wohl, eine viel tiefere Anhänglichkeit an die Nation, zu der Necker immer nur im Verhältnisse eines Fremden blieb, und besonders eine größere Selbstverläugnung und edle Bescheidenheit, während Necker, in seinen Grundsätzen viel weniger absolut als Turgot, dem Anschein nach milder und biegsamer, von seinem Werth und Verdienste zu sehr erfüllt war und diese Ueberzeugung, auch wo sie schädlich wirken mußte, an den Tag legte. In Turgot's Wesen herrschte eine in jener Zeit fast einzige erhabene Einfachheit und Gradheit der Gesinnung und eine tiefe Ueberzeugung von den Gefahren, denen, ohne eine radikale Reform des Staates, die Nation und namentlich Ludwig XVI. selbst ausgesetzt sein würden. Necker schien mehr, nicht für seinen Vortheil, denn er hat Frankreich sogar bedeutende pecuniaire Opfer gebracht, aber für seinen Ruhm, für die Anerkennung seiner Bedeutung, als für das Beste des ihm anvertrauten Landes zu leben, dessen Glück für ihn mehr ein Mittel seinen eigenen Werth darzuthun, als ein von seiner besondern Persönlichkeit unabhängiger Zweck war.

Turgot hatte Ludwig XVI. bei Annahme des Finanzdepartements als Axiom erklärt: „keine neuen Abgaben, keine neuen Anleihen." — Er hoffte durch eine gleiche Vertheilung der öffentlichen Lasten das herrschende Deficit zu decken und durch die Ausdehnung der Grundsteuer, Belebung des Ackerbaues und Befreiung der Industrie von allem Zwange den Zustand allmälig auf eine ganz neue Grundlage zu stellen. Necker dagegen erklärte: „keine neuen Abgaben, aber so viel als möglich neue Anleihen!" — Necker hoffte, ohne wie Turgot, wenigstens im Beginn seiner Verwaltung, denn später kam er auf dessen Principien, außerhalb deren überhaupt keine wesentlichen Verbesserungen möglich waren, zurück, die bevorrechteten

Stände zu einer gleichen Tragung der Abgaben herbeizuziehen, durch Verminderung des Luxus am Hofe, durch Vereinfachung der Administration die Differenz zwischen den Einnahmen und Ausgaben zu decken und zu weitern Reformen erst dann überzugehen, wenn er sich in dem Vertrauen des Königs und des Landes festgesetzt und sich gewissermaßen unentbehrlich gemacht haben würde. Necker's Plan war vielleicht klüger berechnet und wäre unter andern Umständen ausführbarer gewesen. Aber die drangvolle Lage des Staates schien ihm weniger gegenwärtig oder er zu demselben weniger Liebe und zu der Bekämpfung der stattfindenden Mißbräuche weniger Muth zu besitzen, denn es war, wie die Geschichte gelehrt hat, mit einer Reform der innern Zustände keine Zeit zu verlieren, und alle Kunst, von der Necker Gebrauch machte, konnte, ohne eine wesentliche Veränderung des Bestehenden, zu keinem Resultate führen. Um den verzehrenden Luxus des Hofes und die unermeßliche Fülle von Gehalten, Pensionen und Geschenken zu vermindern, hatte Necker des alten Grafen von Maurepas nöthig, denn ihm selbst war der Eintritt in den Ministerrath verschlossen und er arbeitete nicht unmittelbar mit dem Könige. Er sah sehr bald die Unmöglichkeit, den greisen Höfling zu einem Schritte zu bewegen, der seiner Natur, seinen Gewohnheiten und seinem Interesse widersprach. Es blieb ihm deshalb nichts übrig, als die Kosten der Verwaltung zu verringern und den großen Verlusten, die der Staat bei Erhebung der Steuern, bei seinen Contracten u. s. w. seit so langer Zeit erlitten, Einhalt zu thun, seine Verpflichtungen gegen die Staatsgläubiger genau zu erfüllen und dadurch den Kapitalisten Vertrauen einzuflößen, bei denen er außerdem persönlich viel galt, da er zu ihrem Stande gehörte. Er suchte außerdem ihre Habsucht durch die Vortheile, die er ihnen versprach, zu reizen. Im Grunde war seine ganze Hoffnung auf die Lösung seiner Aufgabe, auf einen glücklichen Seekrieg, zu dem bei der Lage Englands eine Aussicht war, und dann in dessen Folge auf Ausdehnung des französischen Handels, größere Einnahme der Zölle u. s. w. gerichtet. Ohne ein solches Ereigniß mußte er nothwendig zu den Principien Turgot's, eine Ausdehnung der Grundsteuer, eine Herbeiziehung der privilegirten Stände zu den Lasten des Staates, zurückkommen.

Necker befand sich in einer überaus schwierigen Lage. Er sollte nicht nur das vorhandene Deficit decken, sondern auch noch die Mittel zu einem nahe bevorstehenden Kriege mit England herbeischaffen. Es blieb ihm, da die Aristokratie sich zu keinen direkten Beiträgen zu den Staatsbedürfnissen bereitwillig finden ließ, der

Hof seine Verschwendung nicht einschränken wollte und eine Erhöhung der Abgaben bei dem Elende des Landvolkes fast unmöglich erschien, kein anderer Ausweg als der der Anleihen übrig, die er außerdem für die Kapitalisten so anlockend als möglich machen mußte. Er nahm deshalb zu der Errichtung neuer Leibrenten seine Zuflucht, stellte sich aber hiedurch vielfältigem Tadel bloß. Er hatte sich, wie außerdem sein ganzes Leben bewies, nicht sowohl für den Verfechter einzelner politischer Theorien, als vielmehr für den eines beständigen moralischen Fortschrittes erklärt, aus dem die äußern Reformen des Staates von selbst, als eine nothwendige und zugleich natürliche Frucht hervorgehen sollten. Aber sein nach einem großen Maßstabe eingerichtetes System der Leibrenten schien mit diesem Princip durchaus in Widerspruch zu stehen. Das Mitglied einer Familie gab bei dieser Form der Anleihen sein Vermögen gegen das Versprechen höherer Zinsen, als ihm von Privatpersonen angeboten werden konnten, dem Staate für immer hin und zerstörte, um während seiner Lebenszeit mehr genießen zu können, die Hoffnungen seiner nächsten Erben und Verwandten. In einer überaus verdorbenen Zeit, in einem Lande, wo die Ehe von jeher als eine Gelegenheit des Gewinnes und der Convenienz angesehen worden, bei der herrschenden Treulosigkeit der verbundenen Theile, dem in den höhern Klassen fast zur Gewohnheit gewordenen Ehebruche, war die Liebe der Verwandten zu einander gering und Väter, Brüder und Oheime entäußerten sich sehr leicht ihres disponibeln Vermögens, sobald sie von demselben ihr Leben hindurch hohe Zinsen zu ziehen die Aussicht hatten. Außerdem vermehrte diese Art, seine Kapitalien anzulegen, den ohnedies so mächtigen Hang zu Trägheit und Wohlleben. Der Handel verlor dadurch einen bedeutenden Theil der Quellen, aus denen er seine Nahrung sog, denn er konnte unmöglich so hohe und zugleich so sichere Zinsen wie der Staat gewähren. Necker wurde deshalb mit Recht angeklagt, der zerstörenden Selbstsucht jener Zeit durch seine Operationen eine neue Gelegenheit der Befriedigung geboten und zum Verfalle des ohnedies so geschwächten sittlichen Geistes der Nation beigetragen zu haben. Indessen besaß Necker, der, wie jeder Staatsmann, von den Umständen abhing, damals kein anderes Mittel, die Ausgaben zu decken, und er hoffte auf spätere glücklichere Zeiten, wo eine bessere Organisation des öffentlichen Lebens diese der Moral des individuellen Daseins geschlagenen Wunden heilen würde. Mit noch weniger Grund ward ihm von seinen Gegnern vorgeworfen, den ungewissen und für den Staat zuletzt drückenden Ausweg der Anleihen ergriffen und die

öffentliche Schuld vermehrt, anstatt die Abgaben erhöht zu haben. Letzteres aber war, so lange die privilegirten Klassen steuerfrei blieben, unmöglich, und die indirekten Auflagen, wie Douane, Accise u. s. w. konnten nur durch eine Belebung des Handels, aber nicht durch eine Erhöhung der Tarife für den Staat gewinnreicher werden. Ludwig XIV. und Ludwig XV. hatten während einer mehr als hundertjährigen Regierung das Volk so belastet, daß ihm in seinem gegenwärtigen Zustande wenig mehr genommen werden konnte. Außerdem hatte Necker, wie die spätere Beleuchtung seiner Verwaltung beweist, die Interessen für die laufende Staatsschuld, ohne Erhöhung der Steuern, durch Vereinfachung der Verwaltung und Verminderung der Kosten und der Unterschleife bei Erhebung der Einnahmen zu bestreiten verstanden und sowohl seine Fähigkeiten als seine Redlichkeit für jeden Unparteiischen außer allen Zweifel gesetzt. Die Vorbereitungen und Kosten des bevorstehenden Krieges konnten übrigens, wie jede große außerordentliche Anstrengung dieser Art nur durch Anleihen bestritten werden. Für seinen persönlichen Ruf hätte Necker indessen vielleicht besser gethan, wenn er, wie Turgot, auf einer Veränderung des herrschenden Steuersystems bestanden und, wenn diese versagt worden, sich zurückgezogen hätte. Denn alle seine Maßregeln waren nur Palliative, die Krisis hinauszuschieben, aber unvermögend, ihr zuvorzukommen. Indessen stand Necker ebenso wenig wie Turgot an der Spitze der Regierung, sondern nur an der eines einzelnen Zweiges der Verwaltung, und besaß in seiner Eigenschaft als Fremder noch weniger Einfluß als sein Vorgänger. Auch hat er sich überhaupt nicht in seinen finanziellen Maßregeln, sondern nur, wie die meisten seiner Zeitgenossen, in seinen politischen Previsionen geirrt.

In der öffentlichen Meinung begann um diese Zeit eine große Veränderung vorzugehen. Die Grundsätze Voltaire's und Rousseau's, die anfangs häufig Widerstand gefunden, die später eines nur getheilten Beifalls genossen, oft mehr überrascht und geblendet, als gefesselt und überzeugt hatten, waren endlich in der letzten Zeit der Regierung Ludwig's XV. in der Masse des gebildeten Publikums zu fast unumschränkter Geltung gekommen. Nur einige Körperschaften, deren Einfluß aber selbst zu verfallen anfing, setzten diesen Lehren einen meist unwirksamen Widerstand entgegen, verfolgten, hier und da, diesen oder jenen Autor, dieses oder jenes Werk, trugen aber hierdurch mehr zu deren Bekanntwerdung als Vernichtung bei. Unter der Regierung Ludwig's XVI. fingen selbst diese ohnedies schwachen Angriffe der klerikalischen und parlamentarischen Autorität

an seltener zu werden und der Kampf gegen alles Bestehende schien sich dem Moment eines vollständigen Sieges zu nähern. Voltaire, das Haupt dieser intellektuellen und moralischen Opposition gegen die alte Kirche und den alten Staat, der viele Jahre lang außer seinem Vaterlande zu leben gezwungen gewesen, kehrte endlich (1778) nach Paris zurück, wo er nach einigen Monaten starb, und wurde von dem Publikum mit allgemeiner Freude und Begeisterung aufgenommen. Dasselbe Jahr sah Rousseau ins Grab steigen, aber der Tod dieser beiden außerordentlichen Männer beschleunigte eher die Katastrophe, die sie so lange vorbereitet hatten, als daß er ihren Ausbruch aufgehalten hätte. So lange sie lebten, blieben ihre Grundsätze gewissermaßen immer noch in ihnen concentrirt oder standen wenigstens unter ihrer Leitung, nach ihrem Verschwinden traten sie mehr wie früher als ein Gemeingut Aller hervor. Es zeigte sich außerdem nach Voltaire's und Rousseau's Tode kein großes allgemeine Aufmerksamkeit erregendes, gesetzgebendes Genie in Frankreich und die Demokratie ging im Reiche der Intelligenz ihrer Herrschaft im Staate voran. Noch dachte allerdings Niemand an eine Umwälzung wie die, welche zwölf Jahre nachher eintrat, aber ihre Grundsätze fingen allgemein sichtbar sich zu regen an. Lange hatte die französische Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts sich vornehmlich auf eine Opposition gegen den Katholicismus beschränkt, und sich gegen die besondere Gestalt des bestehenden Staates eher gleichgültig als feindlich gezeigt, allmälig aber war der Kampf gegen alles Absolute, Herkömmliche, Bestehende auf ein weltliches Gebiet übergegangen und hatte sich gegen dessen Spitze, das Königthum und dessen Stützen, die geistliche und weltliche Aristokratie gewandt. Die demokratischen Grundsätze, die in dem Gemüthe der mittlern Klassen in Frankreich, ungeachtet der Herrschaft der Hierarchie, des Feudallebens und der absoluten Monarchie, als ein zum Volkscharakter gehörender Bestandtheil, nie ganz verschwunden waren, fingen um diese Zeit in einem Theile der vornehmen Stände, mehr als ein phantastisches und reizendes Spiel, das durch seine Neuheit lockte, denn eine tiefe Ueberzeugung zu wirken, in der Masse der Nation aber, bei der steigenden Noth und der Verwirrung und der grenzenlosen Schwäche der Regierung tiefe Wurzeln zu schlagen an. In eine solche Stimmung fiel ein Krieg, in den Frankreich, um ein auf eine demokratische Grundlage errichtetes Gebäude zu unterstützen und die demokratischen Ideen in einem Theile der Welt zur Herrschaft zu bringen, verwickelt wurde. Die Grundsätze der Demokratie, die bisher nur im Gefühl und in der Ueberzeugung

gewohnt, wurden demnach in den Kreis der wirklichen öffentlichen Interessen des alten Staates eingeführt, ein Ereigniß, das, bei der längst bestehenden Empfänglichkeit der Nation für dieselben, nicht ohne entschiedenen Einfluß auf dieselbe bleiben konnte.

Sechstes Kapitel.

England hatte, von seiner großen Staatsschuld gedrückt, nach dem siebenjährigen Kriege den Plan gefaßt, seine Besitzungen auf dem amerikanischen Continent zur Tragung eines Theiles der öffentlichen Lasten herbeizuziehen. Insofern dieselben nicht im Parlament, dem Mittelpunkte des englischen Lebens, repräsentirt waren, befanden sie sich, in mancher Beziehung, in dem Verhältnisse von absoluten Unterthanen, im Gegensatze zu freien Bürgern, so wie die Terra ferma zum venetianischen Senate, das Waadtland zu Bern, das Veltelin zu Graubündten u. s. w. Das Mutterland und sein Parlament glaubte über sie in manchen Fällen die Rechte eines unumschränkten Herrschers ausüben und ihre öffentlichen Verhältnisse ohne ihre Zustimmung anordnen zu können. Indessen waren diese Kolonien von ursprünglich durchaus freien Bürgern und nicht etwa aus einer in der Heimath niedriger gestellt gewesenen Klasse, wie dies zuweilen im Alterthum geschehen, gestiftet worden, sie waren durch keine Eroberung an England gekommen und die Auswanderer hatten alle Gesetze, Rechte und Sitten ihres Vaterlandes in ihre neuen Sitze mit hinübergenommen. Da die Monarchie ihnen nur aus weiter Ferne erschien, so hatte sich ihr Einfluß unter ihnen allmälig bedeutend vermindern müssen, eine eigentliche Aristokratie war ebenfalls nicht vorhanden, da diese sich nie da bilden kann, wo Freiheit und Arbeit zugleich die Grundlagen des Daseins bilden, es hatte sich demnach unter ihnen ein größeres und allgemeiner verbreitetes Unabhängigkeitsgefühl als in dem Mutterlande selbst entwickeln müssen. Dieses Unabhängigkeitsgefühl stand aber mit ihrer allgemeinen politischen Lage im Widerspruche. Indem diese Kolonien nicht im Parlament repräsentirt waren, hatten sie an der gesetz-

gebenden Macht keinen Antheil und waren gleichwohl sich ihr zu unterwerfen gezwungen. Die Freunde und Feinde Englands waren immer die ihrigen gewesen und mußten es sein, denn sie machten keinen souverainen Staat aus. In ihrer innern Organisation und Verwaltung nahmen sie aber eine noch größere Unabhängigkeit als die Grafschaften und Städte Englands in Anspruch und namentlich hatten sie sich nie den Taxen und Steuern des Mutterlandes unterworfen und in dieser wichtigsten aller Beziehungen nur von ihren eigenen Colonialgesetzgebungen abzuhängen erklärt. Sie waren demnach, obgleich mit dem Mutterlande durch gemeinsamen Ursprung, Recht, Sitte und Sprache natürlich verbunden, durch das in ihnen ausschließend waltende Gefühl und Princip der Demokratie von ihm wiederum sehr verschieden und glaubten mehr unter seinem Schutze zu stehen, als von ihm beherrscht zu werden. — Das Parlament hatte im Jahre 1765 den amerikanischen Provinzen bei ihren bürgerlichen Geschäften den Gebrauch des Stempelpapiers vorschreiben zu können geglaubt, diesen Beschluß jedoch, da er eine allgemeine Unzufriedenheit und in Boston sogar einen Aufstand verursachte, bald wieder zurückgenommen. Es bestand jedoch im Rathe Georg's III. der feste, obwohl noch verhüllte Plan, auf diese großen Kolonien fortan einen entschiedenen Einfluß auszuüben und sie nachdrücklicher an ihre Abhängigkeit von dem Mutterlande zu erinnern. Man glaubte sogar, daß das monarchische Princip, seit der Vertreibung der Stuarts etwas geschwächt, sich durch eine Ausdehnung seiner Autorität in diesen fernen, aber mächtigen Niederlassungen verstärken und dann in England selbst mit größerer Kraft werde auftreten können. Nicht lange nach Zurücknahme der Stempeltaxe ward den Kolonien befohlen, die ihnen, ohne ihr Verlangen, von England aus gesandten Truppen unentgeltlich zu verpflegen. Die Vorstellungen der Provinz Neuyork gegen diese Zumuthung wurden mit der Suspension ihrer Legislatur bestraft. Die Einwohner von Boston thaten sich bei dieser Gelegenheit durch ihre Liebe zur Unabhängigkeit hervor, verjagten die englische Besatzung und veranlaßten einen allgemeinen Aufstand in ihrem Staate. Sie setzten einen Ausschuß zur Vertheidigung ihrer Rechte nieder, dem sich mehre benachbarte Provinzen durch ihre Abgeordneten anschlossen und der den Namen der Convention annahm. Die englische Regierung gab auch diesmal nach und nahm ihre Verordnungen zurück (1770). Ihr Plan, über die Kolonien nicht blos eine allgemeine Oberhoheit auszuüben, sondern sie in eine wirkliche Abhängigkeit zu bringen, war jedoch nur aufgeschoben, denn im Jahre 1773 befahl das Par-

lament, auf mehre Einfuhrartikel, besonders aber auf den Thee, eine Steuer zu legen. Die Bevölkerung von Boston setzte sich auch gegen diese Maßregel und die Amerikaner ergriffen einen in der Geschichte der Völker seltenen Entschluß, sie wollten lieber sich einen ihnen seit zwei Menschenaltern zum Bedürfniß gewordenen Genuß versagen, als dessen Fortsetzung mit einer Aufgebung ihrer Rechte erkaufen. Nur ein ungemein freisinniger und dabei willenskräftiger Menschenschlag war einer solchen Maßregel fähig, die jedes Einzelnen persönliche Gewohnheiten beschränkte. Diesmal aber blieb die englische Regierung auf ihrem Beschlusse beharren. Sie sandte Truppen nach diesen Kolonien, die von ihrer Seite sich bewaffneten und endlich in einer Versammlung von zwölf Staaten, Kongreß genannt, ihrem Widerstande eine allgemein gesetzliche Form gaben. Ein Befreiungskrieg, der seiner Natur nach ein weniger heroisches und großartiges Bild als in frühern Zeiten der der Schweizer und Holländer gewähren sollte, entbrannte und führte endlich (1776. 4. Juli) zu einer Erklärung des Kongresses, der jetzt durch das Hinzutreten der Provinz Georgien aus den Deputirten von dreizehn Staaten bestand, durch welche die Kolonien förmlich mit England zu brechen, dessen Suprematie zu entsagen und eine souveraine Föderativrepublik zu bilden erklärten. Der Krieg wurde mit wechselndem Glück fortgeführt, bis die Amerikaner endlich in der Kapitulation eines englischen Heeres unter dem General Burgoyne bei Saratoga (1777) über ihre Feinde eine zwar nur vorübergehende Ueberlegenheit erlangten, aber durch dieses Ereigniß der Welt bewiesen, daß sie sich als eine unabhängige Macht zu fühlen das Recht hatten. Der Sieg bei Saratoga hatte der Unentschiedenheit der französischen Regierung in Bezug auf ihr Verhältniß zu England ein Ende gemacht. Frankreich war im siebenjährigen Kriege nicht allein in Europa so tief gedemüthigt worden, sondern hatte auch an England einen so bedeutenden Theil seiner Kolonien verloren, daß in der Nation, die nicht in demselben Maße wie die Regierung gesunken war, der Wunsch der Rache und Wiedervergeltung an ihrem alten Feinde sich bei jeder Gelegenheit regte. Unter Ludwig XV. war hierzu, besonders nach Choiseul's Sturze, keine Aussicht gewesen, denn dieser unwürdigste aller Könige war fast ausschließend mit seinen Zerstreuungen und Lüsten beschäftigt gewesen und hatte die wenige Thatkraft, die ihm in seiner letzten Zeit übrig geblieben, in den Streitigkeiten mit den Parlamenten und den Intriguen seines Hofes verschwendet. Von seinem jugendlichen Nachfolger, von dem Jedermann wußte, wie sehr ihm das Glück seines

Volkes am Herzen lag, von einer glänzenden Königin, die jedem kühnen und großartigen Unternehmen entgegenzukommen schien, von einem Hofe, der sich nach dem Tode Ludwig's XV. erneuert und verjüngt hatte und dessen Jugend von einem kriegerischen Feuer beseelt war, versprach sich die Nation eine Wiederherstellung des politischen Einflusses, zu dem sich Frankreich auf das Geschick Europas für berechtigt hielt und den es seit der ersten Theilung Polens vollkommen verloren hatte. Im Innern setzten sich einer Regeneration unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Man hoffte Alles von einem glücklichen Seekriege, der den Engländern die Herrschaft über das Meer entreißen und den Handel Frankreichs beleben sollte. Die einzige wirkliche Schwierigkeit war die Herbeischaffung der nöthigen Mittel zum Unterhalte einer Flotte und eines Heeres, die an entfernten Küsten und in halb wilden Gegenden zu wirken bestimmt waren. Hier fanden Necker und sein System ihre Stelle, der, ohne die Steuern zu erhöhen und die bevorrechteten Klassen zu deren Tragung herbeizuziehen, durch seine Anleihen jedem Bedürfnisse abzuhelfen versprach und, wie Jedermann, von einem glücklichen Kriege eine Erleichterung der finanziellen Lage des Landes erwartete. Der Einfluß dieses Ministers hatte sich unter solchen Umständen natürlich vergrößert und die Gefahr seiner Maßregeln, die, wenn der zu unternehmende Kampf nicht von Erfolg gekrönt wurde, den Staat noch mehr verwirren mußten, ward von Niemand begriffen. Man bewunderte seine Operationen, ohne ihre eigentliche Basis zu kennen, so wie seine Anleihen ausgeführt wurden, ohne sich um deren Hypothek zu bekümmern. Necker hatte außerdem nicht die Bahn der Verbesserungen im Innern, so weit er keinen bedeutenden Widerstand zu fürchten hatte, verlassen. Er gab Ludwig XVI. eine der rühmlichsten Maßregeln seiner Regierung an die Hand, nämlich die Aufhebung der Leibeigenschaft des Landvolkes in den königlichen Domainen, wo sie noch zum Theil bestand, und in der Franche-Comté, wo sie, besonders auf den Gütern des Klerus, unter einer besonders drückenden Form herrschte. Vermöge dieses Verhältnisses erbte in der Franche-Comté der Grundherr nicht nur die Verlassenschaft des Bauern, der auf seinen Besitzungen starb, sondern konnte dieses Recht (droit de suite) im ganzen Umfange des Königreiches gegen denselben, wenn er sich anderswo niedergelassen, geltend machen. Die reiche Abtei von St. Claude in der Franche-Comté hatte sich in dieser Beziehung besonders hartherzig gezeigt und den Söhnen ihrer Leibeigenen nur selten das Erbtheil ihrer Väter zugestanden. Voltaire, der, obgleich er viel zur Verderbniß der Sitten beigetragen,

dennoch nicht nur ein lebendiges Rechtsgefühl, sondern eine Kraft, wie wenige seiner Zeitgenossen, dasselbe zu bethätigen, besaß, hatte sich der Leibeigenen des Jura und der Franche-Comté angenommen und lange, ehe Necker diesen Mißbrauch abschaffte, auf dessen Unwürdigkeit aufmerksam gemacht. Indessen beschränkte Necker die Aufhebung dieses Zustandes auf die königlichen Domainen und die Franche-Comté, in einigen Provinzen blieb, zwar nur in wenigen Bezirken, die Leibeigenschaft, obgleich sehr gemildert, gleichsam als ein Denkmal der Vergangenheit und ein Maß der Vergleichung, bis zur Umwälzung von 1789 bestehen.

Ludwig XVI. konnte die schwierige Lage Englands, das ungeachtet seiner großen Anstrengungen der empörten Kolonien nicht Herr zu werden vermochte und ihren unwiederbringlichen Verlust immer näher kommen sah, nicht ohne den Wunsch betrachten, diese Gelegenheit zu einer Rache für die vielen seit achtzig Jahren Frankreich zugefügten Kränkungen und Verluste zu benutzen, von denen manche, wie namentlich die Wegnahme zahlreicher französischer Handelsschiffe zur Zeit des siebenjährigen Krieges, vor Erklärung der Feindseligkeiten, jetzt zu einer Wiedervergeltung berechtigen konnten. Allein die unglückliche Unentschlossenheit und Zaghaftigkeit dieses Königs, der nicht nur in sich selbst zu keinem Entschlusse kommen, sondern selbst zwischen den Vorschlägen seiner Räthe und Vertrauten sich nie entschieden zu erklären verstand, verzögerte eine rasche Theilnahme an diesem Kriege, die für Frankreich von unermeßlichem Vortheile gewesen sein würde. Schon war eine Anzahl vornehmer junger französischer Offiziere den empörten Kolonien zu Hülfe geeilt, schon hatte sich das Publikum in allen Ständen und Parteien gegen England erklärt, als Ludwig XVI. seine Theilnahme für die Nordamerikaner auf einen Handelsvertrag (1778. Februar) beschränkte, ohne zu bedenken, daß, wenn England aus diesem Streite als Sieger hervorgehen sollte, es Frankreich für seine Anerkennung der neuen Republiken zur Rechenschaft ziehen würde, und daß, wenn Frankreich sich, wie dies unvermeidlich war, zu einer thätigen Theilnahme entschließen würde, dies nicht früh genug geschehen konnte. Die englische Regierung, einen Bruch mit Frankreich voraussehend, hatte schon vorher auf einem kürzern als dem gewöhnlichen Wege ihren Generalen in Ostindien den Befehl gegeben, die französischen Niederlassungen in diesem Lande anzugreifen. Als Ludwig XVI. dem Kabinet von St. James den mit Amerika abgeschlossenen Anerkennungs- und Handelsvertrag bekannt machen ließ, rief dasselbe seinen Botschafter am französischen Hofe zurück, zufrieden, einen Vorwand gefunden

zu haben, seine dem Völkerrecht zuwiderlaufenden Maßregeln in Indien unter den Vorbereitungen zu einem unvermeidlichen Kriege verhüllen zu können. Der Krieg gegen England, drei oder vier Monate früher angefangen, wäre von einem viel glänzendern Erfolge begleitet gewesen und für Ludwig XVI. vielleicht ein Anker der Rettung geworden. Seine Unentschlossenheit und Saumseligkeit ist hierbei um so weniger zu entschuldigen, da ein Mann wie Franklin, der sich als Bevollmächtigter der Vereinigten Staaten seit längerer Zeit in Paris befand und mit der Lage der Dinge vollkommen vertraut war, der französischen Regierung rieth, alsbald eine Flotte nach Amerika zu senden und, wie dies die Engländer seit langen Jahren gegen Frankreich immer gethan, erst dann den Krieg zu erklären, wenn die Streitmacht, um ihn zu führen, im Angesicht des Feindes stand. Statt dessen zögerte Ludwig XVI. so lange er konnte und ließ sich zum Kampfe, den er gleichwohl seit langer Zeit für unvermeidlich hielt, zu seinem und seines Volkes Nachtheil zwingen, als hätte es sich um eine Privatsache, bei der er allein betheiligt war und seine Milde und Großmuth zeigen konnte, und nicht um eine öffentliche Angelegenheit gehandelt, bei der er nur das ausführende Organ war.

Ein fünfjähriger Land- und Seekrieg begann jetzt (1778—1783), in welchem die Franzosen ihren im siebenjährigen Kriege fast zerstörten militairischen Ruf wiederherstellten, mehr als die Nordamerikaner selbst zur Emancipation dieser beginnenden Republiken beitrugen, durch den gleichwohl aber keine Wiederherstellung der französischen Kolonial- und Seemacht, keine Erweiterung des Handels und der Industrie und somit keine Entlastung der Finanzen und Verstärkung des königlichen Ansehns erreicht wurde. Der Ruhm der Nation gewann in der That durch die großen und meist ehrenvollen Kämpfe, die sie während dieser Zeit bestand, aber der Staat vermehrte ohne Ersatz seine ohnedies schon so großen Schulden und die Monarchie ward durch die Berührung mit den demokratischen Ideen verletzt, die von einer tapfern und begeisterten Jugend, die für dieselben in Amerika gefochten, nach Frankreich, dessen gesammter Zustand zu ihnen einen so grellen Contrast bildete, getragen wurden. — Die französische Seemacht, die unter Ludwig XV. fast verschwunden zu sein schien, bestand in diesem Kriege eine Menge von Gefechten, in denen sie oft, obwohl seltener als sie es verdiente, vom Glück mit dem Siege gekrönt wurde. Der Krieg begann mit der unentschiedenen Schlacht bei Quessant, an der bretagnischen Küste und ging dann auf den atlantischen und indischen Ocean

über, wo die Marine Ludwig's XVI. unter der Anführung von d'Estaing und La Mothe Piquet bei den Antillen, unter Lauzun und Vaudreil am Senegal, besonders aber unter dem Bailli Suffren in den indischen Meeren sich großen Ruhm erwarb. Dieser Krieg wurde zu Lande und Wasser geführt und sehr oft thaten sich dieselben Offiziere und Soldaten auf beiden Elementen mit gleichem Muth hervor. An dem wichtigsten Vortheile, den die Amerikaner über die Engländer errangen und der ihre Unabhängigkeit sicherte, die Capitulation des Lord Cornwallis bei York-Town, hatten die Franzosen unter dem Admiral Grasse und dem General Rochambeau mehr Antheil als die Amerikaner selbst.

Ludwig XVI. hatte die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten, schon vor Ausbruch des Krieges, dem Grafen von Vergennes, einem geschickten Diplomaten, übergeben, der Karl III. von Spanien durch die Aussicht auf die Wiedereroberung von Gibraltar und Minorka und das Versprechen der Erwerbung von Jamaika und der beiden Florida, die man England abzunehmen hoffte, zu einem Bündnisse mit Frankreich bewog. Spanien schien unter diesem fähigen und thätigen Fürsten, der, so weit es die ganz verschiedenen Verhältnisse erlaubten, in die Fußstapfen Friedrich's II. und Joseph's II. zu treten dachte, sich erneuern zu wollen und war von ihm mit einer zahlreichen, aber meist schlecht geleiteten Marine versehen worden. Gleich im Anfange des Krieges hatte sich eine Flotte von sechsundsechszig französischen und spanischen Linienschiffen an der bretagnischen Küste versammelt. Ein Heer von vierzigtausend Mann war bereit, sich auf ihr einzuschiffen und eine Landung in England, allerdings nicht um dasselbe zu erobern, wohl aber um seine Küsten zu verwüsten, seine Häfen und Arsenale zu zerstören, zu unternehmen. Lafayette war aus Amerika zurückgekommen, um einen Theil dieser Landungstruppen zu befehlen und sowohl die großen gemachten Anstalten als der kriegerische Eifer der Offiziere und Soldaten versprach einen glücklichen Erfolg, als eine ansteckende Krankheit unter dem Seevolk, widrige Winde, und man glaubt auch die Unentschlossenheit der französischen und spanischen Regierung, die vor ihrer eigenen Kühnheit erschrak, dieses Unternehmen verhinderte. Die Ueberlegenheit der Engländer zur See, obgleich längst vorhanden, war dennoch damals noch nicht vollkommen anerkannt, und besonders ihr Anspruch, zur Zeit eines Krieges alle Schiffe, auch solche, deren Regierungen mit England in Frieden lebten, einer Untersuchung zu unterwerfen und, wenn dieselben Kriegsmittel irgend einer Art führten, sie in Beschlag zu nehmen,

war allmälig allen See- und Handelsmächten lästig und verhaßt geworden und Rußland, Schweden und Dänemark schlossen einen Bund, die bewaffnete Neutralität genannt (1779), welche gegen diesen Anspruch (droit de visite) gerichtet war. Holland, das früher unter den europäischen Mächten eine so hohe Stellung behauptet, war seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts gesunken und aus einer großen Seemacht allmälig ein bloßes Handelsvolk geworden. Das Haus Oranien, das von der republikanischen Partei mit Mißtrauen betrachtet wurde, stützte sich auf England und wollte die Interessen des Staates denen der Dynastie unterordnen. Indessen mußte der Erbstatthalter zuletzt der öffentlichen Meinung nachgeben und es kam zwischen der holländischen und englischen Flotte bei Doggersbank (1781) zu einer hitzigen, aber unentschiedenen Schlacht. Die Engländer nahmen den Holländern die werthvollsten ihrer Kolonien ab oder verwüsteten die, welche sie nicht behaupten konnten. Suffren rettete durch seine Kühnheit und Geschicklichkeit mehre derselben und namentlich das Kap der guten Hoffnung, und war großmüthig genug, alle bei dieser Gelegenheit gemachte Beute den Holländern zurückzugeben. Der Krieg ward endlich durch einen großen und für die Franzosen unglücklichen Schlag, durch eine Schlacht, welche sie in der Nähe von Guadeloupe gegen die Engländer verloren, entschieden, denn wenn der Kampf in Indien von den Franzosen allein und vor Gibraltar von ihnen und den Spaniern gemeinschaftlich noch eine Zeit lang fortgeführt wurde, so war jene große Seeschlacht dennoch die nächste Veranlassung des Friedens, denn die englischen Minister, die nicht mehr an die Unterwerfung der amerikanischen Kolonien denken konnten, hielten jenen Sieg für eine günstige Gelegenheit, sich zu Unterhandlungen bereit zu zeigen, und die französische Regierung hatte nach dieser Niederlage die Hoffnung verloren, die Herrschaft der Meere mit den Engländern zu theilen. Der Verlust dieser Schlacht war übrigens nicht sowohl der Ueberlegenheit der englischen Seemacht, als dem Mangel an Klugheit und Behutsamkeit von Seiten des französischen Admirals, Grafen de Grasse, zuzuschreiben. Die Franzosen und Spanier hatten im Frühjahre 1782 Alles zu der Eroberung der England so wichtigen Kolonie Jamaika vorbereitet. Grasse war mit dreiunddreißig Linienschiffen von Martinique abgesegelt, um sich mit der spanischen Flotte bei San Domingo zu vereinigen, die sechszehntausend Landsoldaten an Bord hatte. Einer solchen Macht hätte der Admiral Rodney, der in diesen Meeren die englische Seemacht befehligte, nicht widerstehen können und die Eroberung von Jamaika

schien gewiß zu sein. Der französische Admiral ließ sich aber vor seiner Vereinigung mit den Spaniern zu jener oben erwähnten Schlacht verleiten (12. April 1782), in der seine fehlerhaften Manövers und ungünstige Umstände eine totale Niederlage und seine eigene Gefangenschaft verursachten. Die Franzosen hatten sich mit solchem Muthe geschlagen, daß z. B. auf dem Admiralsschiffe von einer Bemannung von vierhundert Mann nur drei ohne Wunden blieben. Die französische Flotte zählte dreitausend Todte, in einer Seeschlacht ein ungeheurer Verlust, und die besten Schiffshauptleute waren im Kampfe gefallen. — Die merkwürdigste Episode dieses Krieges in Europa war die Belagerung von Gibraltar, das von der Landseite her von einem spanischen Heere und zu Wasser von einer französisch-spanischen Flotte ohne Erfolg angegriffen wurde. Zweimal war es den englischen Schiffen gelungen, die Festung zu verproviantiren. Der Herzog von Crillon, der aus französischen Diensten in spanische getreten und im Anfange des Jahres 1782 die Engländer aus Minorka verjagt, leitete die Belagerung. Ein französischer Ingenieur, d'Arçon, hatte durch einen sehr künstlichen und verwickelten Mechanismus schwimmende Batterien, gegen die Bomben der Festung geschützt, erfunden und glaubte durch sie das feindliche Geschütz zum Schweigen zu bringen und unter ihrem Schutze die Erstürmung der Mauern bewirken zu können. Ganz Europa hatte die Augen auf diese Belagerung gerichtet, der viele Freiwillige und militairische Zuschauer, unter Andern zwei französische Prinzen, der Graf von Artois und der Herzog von Bourbon beiwohnten. Einige der schwimmenden Batterien wurden aber von den glühenden Kugeln der Belagerer entzündet, und das Feuer der Festung machte es unmöglich, dem Fortschritte der Flammen Einhalt zu thun. Neun dieser schwimmenden Batterien versanken mit mehr als hundertdreißig Kanonen, eine einzige fiel den Engländern in die Hände (September 1782). Funfzehnhundert Franzosen und Spanier kamen bei dieser Gelegenheit um. Man hat behauptet, daß d'Arçon nur ungern in die voreilige Anwendung seiner Erfindung einwilligte, der er noch nicht die von ihm beabsichtigte Vervollkommnung gegeben hatte, und daß der Herzog von Crillon der Unternehmung ebenfalls entgegen war, daß aber das spanische Kabinet, zum Frieden entschlossen, durch die Einnahme von Gibraltar von den Engländern günstige Bedingungen zu erlangen hoffte und den Angriffsplan um jeden Preis in Ausführung zu bringen befahl. D'Arçon hatte jedoch auf neue Mittel, sich der Festung zu bemächtigen, ge-

sonnen und war im Begriff, sie ins Werk zu setzen, als der Friede ihn zum Aufgeben derselben zwang.

Der im Ganzen für Frankreich unglückliche Ausgang dieses Krieges, des letzten, den die alte Monarchie geführt, kann nur aus dem Mangel an Kraft und Einsicht in den Maßregeln der Regierung gesucht werden, in der sich Niemand befand, der so ausgedehnte und schwer zu combinirende Maßregeln von einem politischen Mittelpunkte aus zu leiten fähig gewesen wäre. England befand sich damals in einer gefährlichen Lage und ein großer Minister an der Spitze der französischen Verwaltung hätte der alten Nebenbuhlerin Frankreichs eine schwer zu heilende Wunde beibringen und für sein Land, wenn auch keine unbedingte Meeresherrschaft, doch eine Theilnahme an derselben erkämpfen können. Der Krieg mit den amerikanischen Kolonien hatte in dem Parlament einen tiefen Zwiespalt hervorgebracht und dem alten etwas eingeschlummerten Streite zwischen den Tories und Whigs eine neue Bedeutung verliehen. Die beiden Parteien griffen sich mit der größten Erbitterung an. Im Volke selbst, besonders in dessen niedern Klassen, entzündete sich plötzlich eine wilde Gährung, deren innerster Grund in den Mängeln des socialen Systems Englands selbst lag, dessen unerwartete Erscheinung aber durch die Fehlgriffe der Regierung hervorgerufen wurde. Es fehlte wenig dazu, daß ein Aufstand des Pöbels in London, von einem Lord Gordon veranlaßt, die Hauptstadt und mit ihr vielleicht das Land, nicht in eine furchtbare Krisis verwickelt hätte. Die vereinigten Flotten von Frankreich, Spanien und Holland waren, gut geführt, der englischen bei weitem überlegen und die französische, allein genommen, ihr an Muth und Fähigkeit nicht untergeordnet. Ein französischer Minister, der etwas vom Geiste Richelieu's oder auch nur Mazarin's besessen hätte, würde ohne Zweifel alle andern Seemächte, wie Rußland, Schweden, Dänemark, zu einem allgemeinen Bunde gegen Englands drückende Suprematie vereinigt haben, dem dasselbe schwer zu widerstehen im Stande gewesen sein würde. Es fehlte aber in dem Rathe Ludwig's XVI. alles kräftige und planvolle Eingreifen in die allgemeinen Verhältnisse Europas. Necker leitete die Finanzen, Vergennes die auswärtigen Angelegenheiten, andere die Land- und Seemacht mit mehr oder weniger Talent, aber jeder in seiner Sphäre von dem andern vollkommen getrennt, denn es fehlte diesen einzelnen Gliedern ein sie alle überragendes Haupt. Außerdem aber trat während dieses Krieges selbst in dem Kabinet eine jener Veränderungen ein, die in freien Staaten gewöhnlich ein Zeichen des Fort-

schrittes und der Bewegung, in despotisch regierten aber ein Zeichen der Unordnung und Verwirrung sind. Necker hatte eine Zeit lang des uneingeschränkten Vertrauens Ludwig's XVI. genossen und war sogar mächtig genug gewesen, an die Spitze des Kriegs- und Marinedepartements zwei seiner Freunde und talentvolle Militairs, Segur und Castries, zu bringen (1780), als ein Ereigniß, das Necker's Bedeutung nach seiner Absicht erhöhen, ihn dem Könige und der Nation gleich sehr empfehlen sollte, Veranlassung zu seinem Sturze wurde. Der Generaldirektor der Finanzen hatte, offenbar in der Absicht, seinen persönlichen Ruf zu vermehren, unter dem Vorwande aber, das Vertrauen der Kapitalisten in die Maßregeln der Verwaltung zu erhöhen, von dem Könige die Erlaubniß zu einer Veröffentlichung des Staatshaushaltes erwirkt (1781). Diese Rechnungsablegung (compte rendu) erregte, besonders unter den vorhandenen Umständen, ein großes Aufsehn und wurde vom Publikum als eine außerordentliche Erscheinung betrachtet. Eines der vornehmsten Mittel des politischen Absolutismus in Frankreich war die Geheimhaltung der Finanzen, der Schleier, der über dem Verhältnisse der Ein- und Ausgabe, dem Quell und Ausfluß des gesammten öffentlichen Vermögens, seiner Erhebung und Anwendung lag, gewesen. Nur unter außerordentlichen Umständen war hiervon etwas, aber nie unmittelbar, klar und vollständig, unter das Volk gekommen. Wer nicht an die Verwaltung selbst auf irgend eine Art Hand angelegt, blieb über diese Einrichtungen vollkommen unwissend und wer in sie selbst eingegriffen, hatte meist Ursache, ihre Geheimnisse zu verschweigen. Eine Publicirung des Finanzetats mußte, wenn sie von der Regierung auch nur als ein zufälliges Zugeständniß, ohne Folge und Recht für die Zukunft, als Mittel einer augenblicklichen Beruhigung, betrachtet wurde, in einer solchen Verfassung und bei der herrschenden Stimmung der Gemüther, zum Tadel und zur Verwerfung des ganzen Systems oder wenigstens einzelner wesentlicher Seiten desselben führen. Necker rechtfertigte in dieser Aufzählung der Operationen seines Ministeriums vollkommen den Ruf, den man in seine große Geschicklichkeit gesetzt hatte und der ostensible Zweck dieser Bekanntmachung, den Kapitalisten Vertrauen einzuflößen, ward wirklich erreicht, denn die Ausgaben, die der Krieg nothwendig machte, wurden durch zwei neue Anleihen, unter der Form von Leibrenten, das eine von sechszig, das andere von dreißig Millionen, ohne daß zu einer Erhöhung der Steuern geschritten werden durfte und ohne die geringste Schwierigkeit, gedeckt. Er bewies außerdem, daß, wenn er die Staats-

schuld durch seine Anleihen um fünfhundertdreißig Millionen, ohne die der Krieg, zu dem er selbst nicht gerathen, nicht geführt werden können, vermehrt habe, die Einnahmen sich unter seiner Verwaltung jährlich um zehn Millionen vermehrt hatten. Da diese Anleihen meist als Leibrenten contrahirt worden waren, so mußte ein bedeutender Theil mit dem Tode der Gläubiger selbst erlöschen und Necker wies nach, wie die Zinsen für die unter einer andern Form bestehenden öffentlichen Schulden durch Verbesserungen in der Verwaltung, Unterdrückung einer großen Menge von Finanzstellen, Verminderung der Benefize der Generalpächter, strengere Beaufsichtigung der Rechnungsablegungen u. s. w. in der Zukunft gedeckt werden konnten. Obgleich Necker als Protestant und Fremder, und da man ihn, obgleich er keine Veränderung der Grundlage der altfranzösischen Verfassung anrieth, dennoch im Herzen den englischen Staatsgrundsätzen zugethan wußte, bei den Gegnern der französischen Revolution den Ruf zurückgelassen hat, als hätte er sie vorbereiten helfen, so kann dem materiellen Theile seines „Compte rendu" kein Vorwurf gemacht werden, denn es war in dieser ganzen Auseinandersetzung keine Uebertreibung, Täuschung irgend einer Art vorhanden, ein seltener Fall in solchen Documenten, denn wenn die Zahlen auf der einen Seite für den positivsten aller Beweise gelten, so läßt sich doch gerade mit ihnen am Leichtesten spielen und künsteln. — Aber der moralische Eindruck, den diese Bekanntmachung bewirkte, mußte der Autorität des Königs und der damaligen Lage der Monarchie gefährlich werden und diese Betrachtung bewirkte den Sturz ihres Urhebers. Dieser Bericht des Ministers an den Souverain war in einem großentheils so selbstgefälligen emphatischen Tone abgefaßt, Necker hatte sich darin so sehr ins Licht und Ludwig XVI. so sehr in Schatten gestellt, daß er wie Alles und sein Gebieter im Grunde wie Nichts dagegen gehalten erschien. Ludwig XVI. mußte, so bescheiden er auch als Mensch war, von der Bedeutung, die einer seiner Diener sich ihm gegenüber in den Augen der Nation gab, als König verletzt werden. Dies war jedoch noch das Wenigste. Necker, anstatt diesen „Compte rendu" als einen einfachen Act der Administration hinzustellen, kündigte ihn als eine Art von politischer und moralischer Revolution in der Verwaltung an und führte durch ihn vorzüglich auf eine Vergleichung zwischen den englischen und französischen Principien und Formen hin. Außerdem machte er die Anhänger des bestehenden Zustandes besonders durch die Art besorgt, wie er die Fehler der meisten frühern Minister, die Willkür und Unordnung in der Verwaltung, die Treulosigkeit, mit der die

Regierung die Nation bisher über die Anwendung der Steuern getäuscht, schonungslos aufdeckte. Was aber vielleicht am meisten zum Falle des Ministers beitrug, war, daß er in diesem Compte rendu, obgleich in etwas verhüllter Weise, die Nothwendigkeit, auf Turgot's Grundsätze zurückzukommen und die bevorrechteten Stände zu den Lasten des Staates in einem gleichen Verhältnisse wie das Volk herbeizuziehen, zu verstehen gab. Es war dies in der That der einzig mögliche Ausweg, der bestehenden Noth und Verwirrung für immer ein Ende zu machen, denn alle andern Maßregeln wirkten nur für den Augenblick und auf unvollständige Weise. Die geistliche und weltliche Aristokratie wollte aber die Anwendung dieses Heilmittels um keinen Preis, denn es lag ihr, ohne daß sie es sich selbst gestand, mehr an der Erhaltung ihrer Privilegien als an dem Bestehen des Staates. Necker, der auf einmal den Hof gegen sich sah, der außerdem mit den zahlreichen Anhängern Turgot's, obwohl er sich ihnen jetzt zu nähern anfing, gebrochen, fand außerdem in dem Ministerium selbst, an dem alten Grafen von Maurepas einen Feind, der, längst unzufrieden darüber, von dem, den er erhoben, verdunkelt zu werden, ihn, ohne an die Folgen dieses Schrittes für den Thron und das Land zu denken, zu stürzen beschloß. Er begann damit, dem Finanzminister zuerst eine Menge von Schwierigkeiten und Hemmungen in seiner Verwaltung zu schaffen, ihn von dem Könige entfernt zu halten und ihn zugleich durch die in seinem Solde stehenden Literatoren und Schriftsteller in Prosa und Versen lächerlich zu machen. Diese in einem andern Lande und unter andern Umständen für einen Staatsmann eben nicht gefährlichen Angriffe waren damals in Frankreich von keiner geringen Bedeutung. Maurepas wußte außerdem die Königin Maria Antoinette, deren Urtheil durchaus von dem ihrer Umgebungen abhing, gegen Necker einzunehmen. Der Chef des wichtigsten Departements im öffentlichen Dienste, sonderbar genug, von den Satzungen und Berathungen seiner Kollegen ausgeschlossen, verlangte einen Sitz im Staatsrathe, um seine Maßregeln vertheidigen zu können, und bot, als ihm dieser verweigert wurde, seine Entlassung an. Ludwig XVI., der sich so zahreiche Stimmen gegen ihn erheben sah, that nichts, um ihn zu halten. Auf diese Art verlor Frankreich, wie wenige Jahre vorher Turgot, so jetzt Necker, der, nach jenem, allein der Rolle, die er spielte, einigermaßen gewachsen war. Der König beraubte sich demnach, in einer Art von unerklärbarer Selbstverblendung, einer Stütze nach der andern und überließ von jetzt an das

Ruder des Staatsschiffes, das er selbst nicht leiten konnte, fast immer nur den schwächsten und unzulänglichsten Händen.

Die Entlassung Necker's brachte eine große und allgemein fühlbare Wirkung hervor. Choiseul war von den vornehmen, Turgot von den aufgeklärten Klassen betrauert worden, Necker erregte eine allgemeine Theilnahme in allen Ständen. Man rechnete ihm, dem Fremden und Banquier, mit Recht seine Uneigennützigkeit, denn er hatte alle mit seiner Stelle verbundenen Vortheile ausgeschlagen, zum Ruhme an, man erinnerte an die politische Humanität, die ihn die Ueberreste der Leibeigenschaft in einem Theile des Landes vertilgen, an die persönliche Philanthropie, die ihn so viele Wohlthaten verbreiten ließ, denn Necker war, etwas Ruhmredigkeit und das Bedürfniß dieser Art von Genugthuung abgerechnet, das Muster eines Staatsmannes im besten Sinne des Wortes, in welchem das öffentliche und häusliche Leben, die Person und das Amt, in einer seltenen Uebereinstimmung standen. Alle Wohlgesinnten und Gemäßigten rechneten es ihm zum Vortheile an, daß er, ohne an der bestehenden Grundlage des Staates zu rütteln, eine Menge von Verbesserungen getroffen und durch Vereinfachung der Verwaltung und Errichtung von Provinzialadministrationen in mehren Gegenden des Königreiches dem Souverain und der Nation zu gleicher Zeit nützlich zu werden getrachtet. Von ihm war, was der Nation bei der Schwächung alles Gemeinwesens am meisten noththat, ein gutes Municipalgesetz, die Wiege und der Grund aller nationalen Größe, zu hoffen gewesen. Selbst die, welche an seiner Verwaltung Manches zu tadeln fanden, konnten nicht umhin, anzuerkennen, daß er mitten in einem kostspieligen und entlegenen Kriege mehr Hülfsquellen als die meisten seiner Vorgänger im Frieden gefunden. Die, welche mit der Monarchie in ihrem Innern schon gebrochen oder wenigstens an ihr zweifelhaft geworden, bedauerten den Verlust, den die Nation durch Necker's Entfernung erlitten, der in ihren Augen das Geheimniß großer Hülfsquellen zu ihrem Dienst davonzutragen schien. Andere, die der Dynastie und namentlich der Person Ludwig's XVI. anhingen, wurden von der persönlichen Schwäche dieses Königs, der sich durch eine Hofintrigue einen so unentbehrlichen Minister hatte entreißen lassen, wie von einer bösen Vorbedeutung für die Zukunft getroffen. Die allgemeine Theilnahme an Necker's Entlassung war so groß, daß die Geburt eines Thronerben (22. October 1781) fast unbeachtet vorüberging, ein Zeichen der Volksstimmung, das heute in diesem Lande für unbedeutend gelten könnte, in jener Zeit aber von Wichtigkeit war.

Wenn der Mangel an Kraft und Einheit in dem Charakter und der Regierung Ludwig's XVI. auf die Führung des Krieges gegen England von ungünstigem Einfluß gewesen, so waren die auswärtigen Verhältnisse, namentlich das Bündniß mit Spanien und die Art, wie diese Macht dasselbe weniger zur Führung des gemeinsamen Plans als zur Erreichung ihrer besondern Zwecke benutzte, in hohem Grade unglücklich. Frankreich wollte vor allen Dingen die amerikanischen Kolonien von der englischen Herrschaft befreien und nur mittelbar, durch die Errichtung eines neuen, England nothwendig lange feindlichen Staates gewinnen, Spanien dagegen hatte vornehmlich die Wiedererwerbung Gibraltars, die Eroberung Jamaikas und der beiden Floridas zum Ziel. Die Versuche, sich Gibraltars zu bemächtigen, in die Frankreich mit hineingezogen wurde, waren vielleicht der wahre Grund, warum die englische Meeresherrschaft durch diesen Krieg nicht beschränkt wurde. Vergebens stellte man Spanien vor, daß Gibraltar durch eine Landung an den Küsten Englands erobert werden könnte, es verzehrte seine Kraft vor diesem unfruchtbaren Felsen. Die Absicht, mit einem Heere in England zu landen, ein Plan, auf den die Franzosen unter außerordentlichen Umständen in der Zukunft wahrscheinlich wieder zurückkommen werden, hätte bei einer kräftigen Mitwirkung Spaniens, wenigstens theilweise, gelingen können. Wenn die französische Seemacht unter d'Estaing, Guichen und Suffren den Engländern im atlantischen und indischen Ocean bis zur Schlacht bei Guadeloupe die Spitze bieten konnte, welche Bedeutung würde nicht ihre Vereinigung mit den sechsundvierzig spanischen Linienschiffen gehabt haben, die vor Gibraltar lagen!

Die Whigs, die in England unter Georg III. vom Staatsruder entfernt worden, waren von jeher allen Maßregeln der Tories gegen die nordamerikanischen Kolonien entgegen gewesen. Sie hatten unter Lord Chatham, so lange sie auf eine Aussöhnung mit ihnen hoffen konnten, sich ihrer Emancipation widersetzt, als aber der Krieg mit Frankreich eine gewaltsame Unterwerfung derselben unmöglich machte, zu ihrer freiwilligen Anerkennung gerathen. Als die Whigs im März 1782 wieder in den Besitz der großen Staatsämter kamen, erklärten sie sich sogleich zu einer Aussöhnung mit den neuen Republiken bereit. Der Augenblick schien hierzu günstig, denn die Amerikaner sahen in den gegenwärtigen englischen Ministern die frühern Vertheidiger ihrer Rechte, und nach dem letzten großen Siege über die französische Flotte, bei den vergeblichen Anstrengungen der Spanier, sich Gibraltars zu bemächtigen, mußten

Frankreich und Spanien ebenfalls zu einem Vergleiche geneigt sein, denn sie hatten jetzt für ihre Besitzungen auf den Antillen von der englischen Uebermacht Alles zu fürchten. Frankreich, das während dieses ganzen Krieges gegen seine amerikanischen, spanischen und holländischen Bundesgenossen eine seltene Großmuth bewiesen, fühlte sich durch die Unterhandlungen der Amerikaner mit England nicht verletzt, sondern begünstigte dieselben vielmehr. Franklin jedoch, der für die Vereinigten Staaten in London unterhandelte, erklärte ausdrücklich, daß die Friedenspräliminarien nicht eher vollzogen werden würden, als bis England mit den beiden bourbonischen Höfen sich verglichen haben würde. Den 20. Januar 1783 ward der Friede zwischen England, Frankreich, Spanien und Holland und den Tag nachher der jener ersten Macht mit seinen ehemaligen Kolonien unterzeichnet. Frankreich und England gaben sich alle ihre gegenseitigen Eroberungen, mit Ausnahme der Insel Tabago und der Niederlassungen am Senegal, in deren Besitze die Franzosen blieben, zurück. Die übrigen Vortheile, welche die französischen Unterhändler erlangten, waren eine obwohl geringe Vermehrung des Distrikts von Pondichery, eine Ausdehnung der Fischereien von Terra-Nova und endlich die Aufhebung der im Frieden von 1763 auferlegten drückenden Bedingung, den Hafen von Dünkirchen verschließen zu müssen. England gab an Spanien Minorka zurück und trat ihm Westflorida ab. Holland erhielt seine verlornen Kolonien zurück.

Dieser Friede war ein Schlag und eine Demüthigung für England, und ein Volk, das weniger Kraft besessen und dem seine Verfassung weniger Hülfsmittel geboten, würde wahrscheinlich angefangen haben, von seiner Höhe allmälig herabzusteigen. Auch gab es in England eine Partei, welche zwar den Vertrag mit den amerikanischen Freistaaten billigte, aber die Fortsetzung des Krieges gegen die Alliirten derselben wünschte. Die englischen Minister wurden jedoch durch die Betrachtung, daß dieser Krieg die Nationalschuld um zweitausendfünfhundert Millionen Francs vermehrt und daß bei einer Fortsetzung desselben die bewaffnete Neutralität der Seemächte zweiter Klasse an Sicherheit und Festigkeit gewinnen könne, sich den Umständen zu unterwerfen veranlaßt. Ungeachtet der Verluste, welche die französische, spanische und holländische Marine in diesen Kämpfen erlitten, war sie vereinigt immer noch um ein Drittheil stärker als die englische. Was die englischen Staatsmänner am wenigsten zu betrauern schienen, war der Verlust der amerikanischen Kolonien. Sie sahen voraus, daß diese neuen Republiken lange Zeit brauchen würden, um sich in ihrem Innern zu

ordnen und daß sie sobald an keine Rivalität mit dem Mutterlande würden denken können. Dann hofften sie von ihrem Flor für den englischen Handel, bei der Aehnlichkeit der Sitten und Bedürfnisse, größere Vortheile, als wenn sie in einem Zustande einer unfreiwilligen Abhängigkeit geblieben wären. Ohne Zweifel war denen, welche damals die öffentlichen Verhältnisse Englands leiteten, der Gedanke nicht fremd, daß Frankreich durch seine großen Anstrengungen zu Gunsten Amerikas gegen sein eigenes Interesse gehandelt und seine innern Verlegenheiten vermehrt habe.

In Frankreich erregte der Friede von 1783 in der Masse der Bevölkerung eine große Freude, denn der Druck des Krieges war in der letzten Zeit lebhaft gefühlt und zugleich war sein wesentlicher Zweck, die Befreiung der amerikanischen Kolonien, wirklich erreicht worden. Auch war man darüber erfreut, der englischen Seemacht wenigstens dann und wann mit Erfolg widerstanden zu haben und baute hierauf Hoffnungen für die Zukunft. Indessen fehlte es auch nicht an solchen, welche die erlangten Resultate mit weniger günstigem Auge betrachteten. Die französische Staatsschuld war während dieses Krieges um funfzehnhundert Millionen Francs gestiegen, deren Zinsen jährlich ungefähr siebzig Millionen betrugen. Einige Dörfer um Pondichery herum und die kleine Insel Tabago waren kein Ersatz für ein solches Opfer. Die Eroberung der wichtigen Grenzprovinzen von Flandern, Elsaß und Franche-Comté hatten einst Ludwig XIV. nicht ein Dritttheil dieser Summe gekostet. Die Errichtung einer Republik mit französischem Geld und Blut schien in politischer und moralischer Beziehung für die alte Monarchie wenigstens kein Vortheil zu sein. Sie sahen bei den natürlichen Verbindungen, die zwischen den ehemaligen Kolonien und dem Mutterlande bestanden, für den Handel Frankreichs keine Aussicht zu einer Erweiterung auf dieser Seite voraus. Man tadelte, daß die französische Regierung zur Vergrößerung der spanischen Macht beigetragen, von der sie in diesem Kampfe so wenig unterstützt worden, und daß sie sich im Frieden nicht mit einigen holländischen Kolonien entschädigt habe, die, ohne sie, alle den Engländern in die Hände gefallen sein würden. Dieser gerechte Tadel einer im Ganzen nicht nur unglücklichen, sondern auch principlosen Politik verhallte jedoch im Publikum in dem Bewußtsein der geübten Großmuth gegen die Bundesgenossen und der Wiederherstellung einiges militairischen Ruhmes in dem Kampfe gegen den alten Erbfeind Frankreichs. Im Grunde war es die Hinneigung für die Ideen der Demokratie, die in dem französischen Volke zu arbeiten anfingen,

die sowohl diesen Krieg hervorgerufen, als dem Frieden, der ihn beendigte, eine so günstige Aufnahme verschafften. Die demokratischen Gesinnungen nahmen aber damals die Form der Philanthropie und Humanität an. Man freute sich, daß die alte und neue Welt jetzt durch ein engeres Band als früher verbunden seien. Man hoffte auf einen glücklichen Austausch der natürlichen und moralischen Erzeugnisse beider Hemisphären, auf die Verbreitung der Kenntnisse und Geschicklichkeiten des alten Europa in den jungen Republiken und auf eine Einführung der sittlichen Vorzüge und besonders der demokratischen Institutionen der letztern unter Völkern, die zu deren eigener Hervorbringung zu alt und verdorben geworden. Es herrschte, sonderbar genug, vor dem Ausbruche der blutigsten aller Revolutionen und mitten in einem Zustande, der auf politische Klassifikationen und materiellen Egoismus aller Art gegründet war, in den Individuen eine phantastische Neigung für allgemeine Verbrüderung und Menschenliebe, die wenige Jahre nachher in Strömen von Blut ertränkt werden sollte. Diese Stimmung ging jedoch aus keiner sittlichen Wurzel und tiefen Ueberzeugung hervor und wohnte mehr im Kopfe als im Herzen, sprach mehr, als sie handelte, war mehr eine Meinung als ein Gefühl, weshalb sie so leicht verschwinden konnte. In derselben Zeit, in der Humanität und Philanthropie die herrschenden Formen der Betrachtung geworden, hatten Religion und Moral ihren Einfluß auf die Führung des realen Daseins mehr als je verloren. Aus diesem in das französische Leben tiefer als in das anderer Völker gedrungenen Widerspruche zwischen der Ueberzeugung und deren Bethätigung, der Meinung und deren Anwendung in der Wirklichkeit, erklärt sich das sonst so auffallende Phänomen einer großen moralischen Verdorbenheit der Einzelnen bei einer Art idealer Stimmung im Publikum, einer Theorie von Verbrüderung aller Menschen, Gleichheit, Humanität und Philanthropie am Vorabende des zerstörendsten und blutigsten Fanatismus.

Siebentes Kapitel.

Nach Necker's Entlassung war Joly de Fleury an die Spitze des Finanzdepartements gestellt worden, der bei den Opfern, welche die Führung des Krieges nothwendig machte, zu denselben Maßregeln wie sein Vorgänger, d. h. zu Anleihen, seine Zuflucht zu nehmen gezwungen war. Derselbe besaß aber nicht Talent und Einsicht genug, um, wie Necker, die öffentlichen Ausgaben durch eine Menge einzelner Verbesserungen und Ersparnisse zu verringern. Da er aus einer Familie stammte, die in der erblichen Magistratur geehrt und geliebt war, so setzte ihm das Parlament bei seinen Operationen weniger Hindernisse entgegen, indessen überzeugte er sich bald, daß es ihm unmöglich sein würde, aus dem Labyrinth, in das er gerathen war, einen Ausweg zu finden, beharrte jedoch bis zum Ende des Krieges in seiner beschwerlichen Stellung. Ihm folgte d'Ormesson, ebenfalls aus einer alten Parlamentsfamilie stammend. Am Ende eines so kostspieligen Krieges war der Umlauf des Geldes in Frankreich so sehr unterbrochen worden, daß die von Clugny, dem Nachfolger Turgot's, eingerichtete Bank ihre Zahlungen einstellen mußte. Dies war das Zeichen zum Rücktritt d'Ormesson's nach einer achtmonatlichen Amtsführung (November 1783). Ludwig XVI. ernannte jetzt den Intendanten von Metz, de Calonne, zum Generalcontroleur der Finanzen, der durch Biegsamkeit des Charakters und Anmuth des Betragens am Hofe in großer Gunst stand und außerdem den Ruf eines überaus fähigen und thätigen Geschäftsmannes besaß. Calonne war achtzehn Jahre vorher (1765) bei den Unruhen in der Bretagne als Ankläger der beiden La Chalotais aufgetreten und seitdem dem Parlament, das noch mehr als andere geschlossene Körperschaften sich erlittener Unbilden lange erinnerte, verhaßt geblieben. Er hatte sich zu gleicher Zeit durch die Art, wie er später einlenkte und sein früheres Verhalten vergessen zu machen suchte, bei den Gegnern der Magistratur den Vorwurf der Treulosigkeit zugezogen und es auf diese Art mit beiden Parteien zugleich verdorben. Außerdem schien Calonne's Persönlichkeit, die ihn am Hofe empfahl, bei dem Parlament für ihn ein Hinderniß zu sein. Er besaß, wie damals so viele Individuen der höhern

Klassen in Frankreich, die anmuthigsten und liebenswürdigsten Formen des Umganges, die aber fast immer von dem Ausdrucke der Oberflächlichkeit und des Leichtsinnes begleitet wurden. Es war dies eine Maske, die im gewissen Verhältnissen angelegt werden mußte, selbst wenn der natürliche Charakter nicht mit ihr harmonirte, und selbst das größte Verdienst würde bei einer gewissen Schwere und Nachhaltigkeit des Naturells zurückgewiesen worden sein. Auf der andern Seite erregte diese Leichtigkeit und Anmuth durch einen jener dem französischen Wesen eigenthümlichen Widersprüche den Verdacht der Charakter- und Principlosigkeit. Wie immer in bedrängten und drohenden Zeiten war die herrschende Stimmung die der Unzufriedenheit. Frankreich war damals in der Lage eines Kranken, über dessen Heilung die Aerzte sich nicht vereinigen können, und der, mit ihnen allen unzufrieden, einen nach dem andern fortschickt. Calonne verbarg indessen unter dem Aeußern eines Höflings den Geist eines Staatsmannes, und es war nicht seine Schuld, wenn die große offene Wunde der Monarchie, die sich mit jedem Jahre mehrende Finanznoth nicht geheilt wurde. Er ging in seinen Vorschlägen zu einer Reform des Staates noch weiter als Turgot, zog noch weiter als Necker die ihm zu Gebote stehenden Hülfsquellen an sich, trat den herrschenden Vorurtheilen mit noch mehr Kühnheit entgegen, scheiterte aber, wie diese, an der Schwäche seines Souverains und der Selbstsucht der bevorrechteten Klassen. Was seine Verwaltung von der seiner Vorgänger unterschied und ihr eine so traurige Berühmtheit gegeben, war, daß unter ihm der erschöpfte Gang der damaligen Staatsmaschine zum ersten Male wirklich still zu stehen drohte und diese Gefahr nicht mehr verborgen werden konnte.

Der Zustand der französischen Finanzen übte nicht nur auf die innere Lage des Landes, sondern auch auf die äußere Stellung seiner Regierung einen gefährlichen Einfluß aus. Diese der Mittel zu einer kräftigen und entscheidenden Theilnahme an den europäischen Verhältnissen beraubt, verlor nicht nur ihre frühere Bedeutung im Auslande, sondern sank augenscheinlich in der Achtung der Nation, die durch ihren Geist und ihre Sitten, im Guten wie im Bösen, die andern Völker so lange geleitet hatte und jetzt auf der großen Welttafel ihren Platz fast ausgelöscht sah. Wenige Stunden von der französischen Küste entfernt lag eine Insel, von der Natur viel weniger reich als das ihr gegenüber liegende Festland ausgestattet, die diesem gleichwohl an freier Entwickelung der Individualität und an politischer Macht und Größe des Ganzen zuvorgekommen war, eine Vergleichung, die bei der Anwesenheit zahlloser Engländer in

Frankreich sich fast täglich aufdrängte und die von den Franzosen mit einer leidenschaftlichen Neugierde, um ihre Abneigung gegen ihre eigene Regierung zu rechtfertigen, aufgesucht wurde. Oesterreich, dem Frankreich früher so weit zuvor gewesen, Rußland und Preußen, die es erst vor wenigen Menschenaltern in die Reihe der Staaten eintreten gesehen, befestigten ihre innere Organisation, erweiterten ihre Grenzen, ohne nach dem alten und großen Lande zu fragen, das so lange an der Spitze Europas zu stehen geglaubt hatte. Frankreich schien vom Schicksale Italiens und Spaniens bedroht zu sein, und so wie sie, außer dem Verluste seiner innern Freiheit, sich auch noch zu dem seiner äußern Macht verurtheilt zu sehen. Und dies Alles gab es seiner Regierung Schuld, der es gleichwohl jedes Mittel, die öffentlichen Zustände zu heben, verweigerte! Wie dies oft in verhängnißvollen Zeiten bei Individuen und Staaten gefunden wird, so wurden die Umstände für den immer schwieriger, der ohnedies im Sinken begriffen war. Joseph II. suchte die Holländer zu drängen, ihnen Mastricht zu entreißen und ihre Schiffahrt auf der Schelde, den Nerv ihres Handels, zu hindern. Frankreich hatte ein großes Interesse, Holland, das schon damals tief gefallen, aufrecht zu halten, aber außer Stande, es mit den Waffen zu schützen, bewog es dasselbe, den Kaiser durch die Erlegung einer Summe von zwanzig Millionen zu entschädigen, von der es selbst die Hälfte auf sich nahm. Joseph wollte Baiern dem rechtmäßigen Erben, dem Herzoge von Zweibrücken, entreißen. Noch vor vierzig Jahren, zur Zeit Kaiser Karl's VII., war Frankreich in Deutschland mächtig aufgetreten, jetzt war es das früher so kleine Preußen, das diese Vergrößerung Oesterreichs, das durch den Besitz Baierns dem Elsaß und Lothringen nahe gekommen wäre und seine ohnedies so kompakte Masse nach Westen zu bedeutend erweitert hätte, verhinderte. In Holland hatte sich zwischen dem Erbstatthalter Wilhelm V. und den Ständen ein Streit erhoben, der seinen Grund in den republikanischen Tendenzen eines Theiles der Nation und den Ansprüchen des Hauses Oranien auf eine möglichst unumschränkte Herrschaft hatte. Diese Dynastie und ihre Anhänger waren seit langer Zeit mit England verbunden, die demokratische Partei hielt es mit Frankreich. Dieses erlaubte, daß ein preußisches Heer in die Vereinigten Provinzen einrückte und die französische Partei demüthigte oder vertrieb. Ludwig XVI. war entschlossen gewesen, den Patrioten, wie sich die Gegner des Erbstatthalters nannten, ein Heer zu Hülfe zu schicken, es war aber hierzu kein Geld vorhanden gewesen. Dieselbe Regierung, die zehn

Jahre vorher England in Amerika bekämpft und seiner Macht daselbst einen großen Verlust zuzufügen beigetragen, ließ einen Bundesgenossen an ihrer Grenze, ohne ihm Hülfe zu leisten, erliegen. So rasch war Frankreichs Einfluß gesunken und aus seiner Stellung nach Außen zu ließe sich, auch ohne weitere Kenntniß, ein Schluß auf den Verfall seiner Regierung im Innern machen. Die fremden Mächte, die keine Ahnung davon haben konnten, wie weit dieses Sinken der ältesten aller Kronen, nach deren Muster sie sich meist gebildet, in deren Fußstapfen sie so viel als möglich getreten, gehen würde, benutzten die Bedrängnisse Ludwig's XVI. und trugen, ohne es zu wollen, zu seinem Sturze bei, von dem sie selbst so empfindlich berührt werden sollten. Was sie bewog, so ohne Rücksicht auf die Interessen Frankreichs zu handeln und fast zu vergessen, daß es eine Regierung und ein Volk dieses Namens gab, war die endlich an den Tag gekommene Verwirrung in den französischen Finanzen und die Unfähigkeit Ludwig's XVI., ihr abzuhelfen. Wenn die materielle Schwäche der Regierung allein schon hinreichte, alle Bewegung nach Außen zu hemmen, so wirkte der Verfall ihres moralischen Ansehns, im Auslande allerdings nicht in seiner ganzen Ausdehnung bekannt, auf ihre Verhältnisse im Innern noch tiefer zurück. Bei dem berühmten Halsbandprocesse gegen den Cardinal von Rohan hatte das Parlament, obgleich an der Unschuld der Königin kein Zweifel möglich war, die Partei ihrer Feinde genommen und sich gegen sie, die im Geheimen in zahllosen Libellen schon längst verläumdet wurde, fast offen erklärt.

Calonne, der ein überaus feiner und erfahrener Mann war, verkannte weder die Stimmung der Nation noch die Lage der Monarchie, glaubte aber deren Folgen durch eine große Reform der Verwaltung vermeiden zu können. Ungeachtet der Verbreitung der demokratischen Ideen in den mittlern und einem Theile der höhern Klassen, der tiefen Unzufriedenheit in der Masse des Volkes, dem Mangel der Hingebung und Unterwerfung unter alles Absolute und Herkömmliche, war dennoch damals noch kein eigentlicher Widerstand gegen das Königthum in Frankreich sichtbar geworden. Dasselbe sank sichtbar, aber keine andere Form politischen Lebens, selbst nicht der Gedanke und Wille, eine solche hervorzubringen, war bis dahin laut geworden. Voltaire's und Rousseau's Grundsätze galten, so verbreitet sie auch waren, noch immer für bloße Theorien, für Utopien, die mit der Wirklichkeit in keinem bestimmten Zusammenhange standen.

Calonne war nicht, wie Turgot, gleich beim Anfange seiner

Verwaltung mit einem den herrschenden Zustand modificirenden Systeme hervorgetreten und hatte nicht, wie Necker, in den Details Verbesserungen und Ersparnisse einzuführen gesucht, sondern ersteres, so lange er nicht den König für sich gewonnen und den Boden, auf dem er stand, genau untersucht, für unmöglich und letztere für unzulänglich gehalten. Er verbarg sogar, so viel an ihm war, den traurigen Zustand der Finanzen, behalf sich mit Anleihen und Vorausempfange der öffentlichen Einnahmen und schien die Erschöpfung des öffentlichen Schatzes bis auf den tiefsten Grund kommen lassen zu wollen, um dann seinen Planen einen um so leichtern Eingang zu verschaffen und durch ihre augenscheinliche Nothwendigkeit jeden Widerstand gegen sie von vorn herein zu beseitigen. Der öffentliche Dienst, die Ausgaben des Hofes und die Forderungen der Staatsgläubiger hatten ihn bisher immer mit allen Fonds versehen gefunden. Er hatte zu diesem Zwecke über sechshundert Millionen Francs geborgt. Aber alle Mittel, die er angewandt, den Kredit zu erhalten, waren endlich erschöpft. Er war auf diesem Wege an ein Ziel gekommen, das nicht überschritten werden konnte, und ein großes Heilmittel, das er längst bei sich überdacht, für dessen Anwendung er den König gewonnen, war nöthig geworden. Zum Unglück für Calonne's Plane stand er mit dem Parlament so schlecht, daß er von dieser Seite nicht nur auf keine Unterstützung, sondern auf einen entschiedenen Widerstand gefaßt sein mußte. Die persönliche Autorität des Königs schien ihm keine hinlängliche Bürgschaft zu sein und er hielt eine Versammlung der Reichsstände, unter den vorhandenen Umständen, für den gefährlichsten aller Auswege. Das Königthum schien ihm in diesem Augenblicke zu schwach zu sein, um der Nation mit Würde und Erfolg unter die Augen treten zu können. Calonne wählte deshalb einen Mittelweg, wie er mehrmals in der französischen Geschichte und das letzte Mal unter Richelieu betreten worden, er beschloß eine Berufung der Notabeln, d. h. eine aus den angesehensten und erleuchtetsten Mitgliedern der drei Stände zusammengesetzte Versammlung, welche ohne eigentliche gesetzgebende Gewalt die Krone mit ihrem Rathe unterstützen und durch die Billigung der ihr vorgelegten Plane die Nation für dieselben gewinnen sollte. Diese Notabeln gewährten nicht nur den Vortheil, der Regierung immer noch freie Hand zu lassen, denn sie waren, wie gesagt, eine nur konsultative Körperschaft, sondern man vermied auch die, besonders jetzt gefährliche Probe der Wahlen, denn die Notabeln wurden von der Regierung ernannt. Da sie keine entscheidende Macht besaßen, so mußten die von ihnen diskutirten

Reformen noch immer dem Parlament zur Sanction vorgelegt werden. Calonne hoffte, daß die Gunst für seine Plane, die er sich von den Notabeln versprach, das Parlament von einem sonst zu erwartenden Widerstande abhalten würde und daß, sollte es in seiner Opposition beharren, die königliche Autorität von der öffentlichen Meinung hinlänglich unterstützt werden würde, um dieses widerstrebende Corps, wie es unter Ludwig XV. geschehen, total umzuschmelzen oder selbst aufzuheben. Calonne blieb, um seine Entwürfe zur Ausführung zu bringen, kein anderes Mittel übrig. Er hielt die Kraft und Autorität der Krone nicht für hinreichend, eine Berufung der Reichsstände erschien ihm gefährlich und von dem Parlament hatte er auf keine Unterstützung zu hoffen. Aber was befremden kann, ist, daß er den Charakter der höhern Klassen, aus denen die Notabeln einzig bestanden, nicht besser kannte, und daß er, da die Ernennung der einzelnen Glieder dieser Versammlung von ihm abhing, sie nicht besser zu wählen verstand. Er bedachte nicht, daß in dieser Klasse Niemand mit dem zerrütteten Zustande des Staates so vertraut wie er selbst war, daß man seinen Befürchtungen keinen Glauben schenken, an andere Mittel der Erhaltung, als er vorschlug, denken würde, daß in einer Aristokratie, die seit so langer Zeit aller großen politischen Thätigkeit entwöhnt war, die keine umfassende Einsicht in die Lage und die Bedürfnisse des Staates besaß, deren Geist und Charakter zugleich geschwächt waren und Jeder, nur auf seinen Vortheil und seine Erhaltung bedacht, jede Aufopferung oder Minderung derselben zurückweisen würde. Calonne glaubte jedoch auf die Forderungen der Nothwendigkeit in der von ihm berufenen Versammlung, auf Turgot's und Necker's Partei, denn er wollte im Grunde dasselbe wie sie, und auf den Beifall des Publikums rechnen zu können. Jedoch täuschte er sich in allen seinen Berechnungen, fand überall da Gegner, wo er Bundesgenossen erwartet, und ward von denen verlassen, auf die er sich zu stützen dachte. — Als Ludwig XVI. die Maßregeln seines Ministers ankündigte, fanden sie bei einem großen Theile seines Hofes laute Mißbilligung. Jedermann trug das Gefühl des sinkenden Zustandes, unter dem man lebte, in sich und man wollte, wie in einem wankenden Gebäude, jede Bewegung, jeden festen Schritt vermeiden und sich so still als möglich verhalten. Das Parlament begriff, daß die Versammlung der Notabeln nur deshalb angeordnet sei, um seinen Einfluß zu schwächen oder zu umgehen und hielt sich zur Vertheidigung seiner Rechte bereit. Das Publikum bewies bei

dieser merkwürdigen Veranlassung mehr Neugierde als Theilnahme. Einige glaubten, daß es dabei nur auf die Creirung neuer Auflagen abgesehen sei, Andere hofften aus diesen Maßregeln eine Beschränkung der absoluten Gewalt des Königthums hervorgehen zu sehen und schienen, welches auch das endliche Schicksal des Landes sein möchte, über die Verlegenheit erfreut, in welche die königliche Autorität sich durch dieses neue Verhältniß verwickeln würde. Calonne's Lage war außerdem durch den Tod des Grafen von Vergennes, des Ministers des Auswärtigen, Vertrauten Ludwig's XVI., und der den Entwürfen des Generalcontroleurs günstig war, besonders aber durch den Einfluß Necker's verschlimmert worden, der nach seiner Entlassung ein Werk: „Administration des Finances," eine Erweiterung des „Compte rendu" herausgegeben hatte. Die günstige Lage des Schatzes im Augenblicke seines Rücktrittes war in dieser Arbeit von ihm mit glänzenden und glaubhaften Farben dargestellt und auf indirecte Art zu einer Vergleichung seiner Verwaltung mit der Calonne's aufgefordert worden, die Letzterm bei seinen Verhandlungen mit den Notabeln zum größten Nachtheil gereichte.

Unglücklicherweise ward die Zusammenberufung dieser Versammlung um mehre Wochen verzögert und die Feinde des Generalcontroleurs thaten alles Mögliche, um gegen die Plane, die man von ihm erwartete, einen entschiedenen Widerstand vorzubereiten und deren Gefahr für die bestehende Ordnung der Dinge zu übertreiben. Sie wußten, daß er ein Deficit anzukündigen habe, und dies war für sie hinreichend, um ihn als einen untreuen Verschwender des öffentlichen Vermögens zu betrachten. Necker hatte, wenigstens für sie, in seinem letzten Werke bewiesen, daß er die Finanzen in einem Zustande hinterlassen, in welchem die Einnahme die Ausgabe um zehn Millionen überstieg; wie wäre es, sagten sie, nach einem Zeitraume von sechs Jahren möglich, daß ein Deficit von hundertzehn Millionen, ohne grenzenlose Vernachlässigung und Veruntreuung, sich vorfände? Sie wußten vorher, daß Calonne gegen ein solches zu kämpfen habe. — Diese Versammlung der Notabeln ward den 22. Februar 1787 eröffnet und war, man weiß nicht recht warum, ohne Rücksicht auf irgend eine herkömmliche Einrichtung, in sieben Abtheilungen (bureaux) eingetheilt, an deren Spitze sich sieben Prinzen des königlichen Hauses: der Graf von Provence, der Graf von Artois, der Herzog von Orleans, der Prinz von Condé, der Herzog von Bourbon, der Prinz von Conti, der Herzog von Penthievre befanden. Das Ganze bestand aus hundertsechsundvierzig Deputirten. Diese

Notabeln gehörten, sechsundzwanzig Maires der bedeutendern Städte abgerechnet, sämmtlich dem ersten Adel und der Prälatur an. Die Vorsteher der städtischen Gemeinden, die sich unter ihnen befanden, theilten die Gesinnungen der Aristokratie und gehörten durch Stellung und Besitz zu den privilegirten Klassen. Dasselbe fand mit einer Anzahl von Parlamentsgliedern statt. Diese Versammlung konnte, selbst die Weise ihrer Ernennung abgerechnet, für keine Vertretung der Nation gelten, zu der, nach ihrer damaligen Eintheilung, nothwendig der kleinere Adel, der Handels- und niedere Eigenthümerstand gehörten, von denen aber Niemand zu den Notabeln berufen war. — Ludwig XVI. hielt bei der Eröffnung eine Rede, die, wie Alles, was er sagte und that, als ein Ausdruck seiner wohlwollenden Natur erschien, in der aber sonst weder Mark noch Kraft zu finden war. Er empfahl, obwohl in unbestimmten und nachdruckslosen Wendungen, die von seinem Minister vorzuschlagenden Maßregeln. Die Meinung von der Schwäche des Königs, der bisher keinen seiner Räthe gegen die Angriffe seiner Gegner zu schützen vermocht, war so sehr verbreitet, daß seine Empfehlung der Vorschläge Calonne's auf die Notabeln keinen Eindruck machte. Die letzte Zeit des Lebens Ludwig's XVI. abgerechnet, wo ein tragisches und zugleich unverdientes Geschick ihn über sich selbst erhob, lag in seinem Wesen eine solche Unentschiedenheit und innere Hülflosigkeit, ein so totales Unvermögen, daß man von dem Mißverhältnisse, das zwischen seinem Charakter und den Forderungen bestand, welche jene Zeit an ihn machte, auf das Peinlichste ergriffen wird. Es lag in dem Wesen und der Art dieses Königs, zu sein, etwas, wenn man so sagen darf, Unpersönliches, das mit der scharf ausgeprägten und meist zum Bösen geneigten Welt, die ihn umgab, einen sonst nicht leicht sich darbietenden Kontrast bildete. — Calonne rollte vor der Versammlung ein Gemälde der Lage des Landes auf, in welchem er die Hülfsquellen, welche dasselbe besaß, bedeutend hervorhob, aber auch die Nothwendigkeit einer radikalen Abhülfe der vorhandenen Finanznoth nicht verbarg. Er bewies, wie ein Mißverhältniß zwischen den Einnahmen und Ausgaben schon seit sehr langer Zeit, ja schon vor Gelangung des bourbonischen Stammes auf den Thron, bestanden und unter jeder Regierung zugenommen habe, und wie viel Unglück daraus für die Individuen und welche Hindernisse für eine freie Bewegung des Staates selbst hervorgegangen seien. Er erklärte, daß er schon bei Antritte seines Amtes ein Deficit von achtzig Millionen vorgefunden und daß demnach der Anspruch Necker's, einen Ueberschuß von zehn Millionen in der jährlichen Einnahme

zurückgelassen zu haben, ungegründet sei. Gegen diesen Angriff erhob sich Necker und schob das vorhandene Deficit auf Rechnung der gegenwärtigen Verwaltung, eine Beschuldigung, die Calonne's Vorschlägen, in diesem Augenblicke, in der Meinung der Notabeln, die Alles, was ihm vorgeworfen wurde, begierig auffaßten, den größten Theil ihrer Wirkung benahm. Die sich so widersprechenden Angaben dieser beiden Finanziers ausgleichen zu wollen, würde, wäre es selbst vollständig möglich, was nicht der Fall ist, eine undankbare Arbeit sein. So viel scheint wahrscheinlich, daß beide, wie dies bei solchem Streite zu geschehen pflegt, ihre Behauptungen übertrieben, daß beide sich durch beständige Anleihen zu retten gesucht, beide das Kapital der Staatsschuld vermehrt, Necker aber die Bezahlung der Zinsen durch Vereinfachung der Verwaltung und strengere Sparsamkeit möglich gemacht hatte, was Calonne nicht gethan. Calonne, der in seinem persönlichen Walten weniger moralische Würde als Necker darlegte, war jedoch ein Mann von dem größten Talent und besaß eine natürliche und zugleich glänzende Gabe der Darstellung, in der sich damals in Frankreich Niemand mit ihm vergleichen konnte. Seine Rede vor den Notabeln, in der er sie für seine Plane zu gewinnen suchte, war ein Meisterstück von Klarheit und Feinheit, und würde auf eine Versammlung, die nicht im voraus gegen Alles, was man ihr vorlegen würde, eingenommen gewesen, ihre Wirkung nicht verfehlt haben. Er ging die bisher angewandten Mittel, den Zustand des Schatzes zu verbessern, durch und wies ihre Unzulänglichkeit nach. Das Wesentliche in den von ihm vorgeschlagenen Maßregeln war im Grunde nichts als ein Zurückgehen auf die von Turgot schon vor zwölf Jahren gehegten Entwürfe, nur daß sie Calonne mit mehr Schonung und Gewandtheit zu empfehlen wußte. Er erklärte jedoch die unabänderliche Nothwendigkeit einer allgemeinen Grundsteuer auf alle Besitzungen, ohne Unterschied ihrer Qualitäten und der Privilegien ihrer Eigenthümer und zugleich einer Erhöhung der Stempeltaxe. Als Ersatz für diese Opfer versprach er: Verminderung der Salzsteuer, Aufhebung der öffentlichen Frohndienste, große Verbesserungen für den innern Verkehr und Einführung von Provinzialständen, eine Institution, für deren Belebung schon Necker gewirkt hatte. — Calonne, der den Charakter seiner Nation kannte, wußte, daß bei ihr das Geschick jeder Unternehmung von dem ersten Beginn derselben und der Wärme abhängt, mit der sie gleich anfangs empfohlen und aufgenommen wird. Seine Bestürzung war deshalb nicht gering, als er sah, daß seine Gründe und Erklärungen mit einer unbewegten Gleich-

gültigkeit und Kälte aufgenommen worden waren. In dem Publikum selbst hatte sich eine für den Minister ungünstige Stimmung verbreitet. In dem Urtheil und der Stimmung der Nation schien eine Veränderung vorgegangen zu sein, man zog Necker's Ernst und Gediegenheit Calonne's glänzender Anmuth uud Leichtigkeit vor. Necker's Versicherung, daß er das Deficit während seiner Verwaltung gedeckt, ward allgemein geglaubt und das Geständniß des gegenwärtigen Generalcontroleurs, daß es über hundert Millionen betrage, mit Unwillen und Schrecken aufgenommen. Die Notabeln setzten in Alles, was Calonne früher gethan, einen Zweifel, der nicht nur sein Talent, sondern auch seine Redlichkeit anschuldigte, und verlangten eine Vorlegung der Finanzetats in allen ihren Einzelnheiten. Calonne's gefährlichster Feind war seine College im Ministerium, der Siegelbewahrer, Hue de Miromenil, der die Parlamentsglieder, die unter den Notabeln saßen, gegen den Generalcontroleur erregte und sich mit ihnen zur Bekämpfung aller Maßregeln desselben vereinte. Er gab ihnen unter der Hand zu verstehen, daß der König, sobald er den Widerstand der Versammlung und die Kälte des Publikums gegen seinen Minister begriffen haben würde, denselben so wie seine Vorgänger fallen lassen würde. Die Königin selbst, die auf die Regierung ihres Gemahls einen zwar nicht unmittelbaren, aber zunehmenden Einfluß ausübte, fühlte sich dadurch verletzt, daß ihr der Plan der Zusammenberufung der Notabeln erst kurz vor seiner Ausführung mitgetheilt worden und fing sich von Calonne zurückzuziehen an. — Bisher war der Widerstand der Versammlung ein mehr passiver als activer gewesen. Einige Vorschläge des Generalcontroleurs waren sogar angenommen und selbst der einer allgemeinen Grundsteuer nicht unwiderruflich verworfen worden. Der Minister glaubte noch an die Möglichkeit eines Sieges, sobald der König sich entschieden und offen für ihn erklären wollte. Dies that Ludwig XVI. nicht. Calonne wandte jetzt, sich auf seine Klugheit und Feinheit verlassend, einen Kunstgriff an, der unter andern Umständen vielleicht gelungen wäre. Er stellte sich, als seien die Notabeln in allen wichtigen Fragen mit ihm einverstanden, als drehe sich der Streit nur um Nebendinge, er dankte ihnen für die ihm bewiesene Theilnahme und gab ihnen zugleich seinen Entschluß, sie im Falle längern Widerstrebens auflösen zu wollen, zu verstehen. Diese List und Kühnheit brachte die feindselige Stimmung zum Ausbruche. Man nahm seine Rede mit offenem Murren auf und den Tag darauf erklärte der Erzbischof von Narbonne, daß Calonne den König und das Land täusche, und

schlug eine feierliche Protestation gegen des Ministers Maßregeln vor. Eine solche ward bald in allen Bureaux, selbst in dem des Grafen von Artois, sonst Calonne's Beschützer unterzeichnet. Bei dieser Gelegenheit bewies Ludwig XVI. eine unerklärbare Schwäche. Er kannte seines Ministers Plane so gut wie dieser selbst und hatte sie alle gebilligt. Diejenigen unter den Notabeln, welche sich der Person des Monarchen zu nähern Gelegenheit hatten, schienen seinen Unwillen über ihre Opposition zu fürchten und zeigten einige Besorgniß und Zurückhaltung. Ludwig XVI., anstatt diese Stimmung zu einem Siege für die beschlossenen Maßregeln zu benutzen, suchte ihnen ihre Scheu zu benehmen, munterte aber nur dadurch ihren Widerstand auf. Die Versammlung schritt jetzt gegen Calonne offen vor und wies nicht nur seine Vorschläge zurück, sondern war bereit, seine Verwaltung einer strengen Untersuchung zu unterwerfen. Der König fuhr fort, seinem Minister persönlich Gunst und Vertrauen zu beweisen, entließ auf sein Verlangen sogar den Siegelbewahrer, der ihm in und außer der Versammlung entgegengearbeitet, als Calonne plötzlich und unerwartet seine Entlassung erhielt (April 1787). Die Notabeln schienen mit diesem Siege zufrieden zu sein und gingen auf die meisten der gemachten Vorschläge ein. Am Hofe wurden, obwohl im Kleinen und Einzelnen, eine Menge von Ersparungen und Einschränkungen vorgenommen. Der Erzbischof von Toulouse, Lomenie de Brienne, der sich in der Opposition gegen Calonne hervorgethan, ward mit dem Titel eines Chefs der Finanzen an die Spitze eines neuen Ministeriums gestellt. Seit dem Tode des Cardinals Fleury waren die Mitglieder des Ministerrathes, obgleich an Gunst und Einfluß bei dem Souverain verschieden, doch jeder an der Spitze seines Departements von einander unabhängig gewesen. Brienne aber ward jetzt zum Premierminister gemacht. Calonne war nach Lothringen verwiesen worden, nahm aber, da er weitere Verfolgungen befürchtete, die Flucht und verließ Frankreich. Die Versammlung der Notabeln wurde endlich mit einer feierlichen Sitzung geschlossen (25. Mai 1787). Ihr Resultat war, wenn es sich hätte fixiren können, bedeutend genug und hätte vielleicht hingereicht, den Zustand des Landes zu verbessern, wenn Ludwig XVI. im Stande gewesen wäre, auf der einmal eingeschlagenen Bahn fortzuschreiten. Die von den Notabeln angenommenen Vorschläge waren: die Aufhebung der öffentlichen Frohndienste, die Herabsetzung der Salzsteuer, Abschaffung der Zölle im Innern, freie Getreideausfuhr, Erhöhung der Stempeltaxe, Einführung einer allgemeinen Grundsteuer. Dies Alles war in eine Menge glänzen-

der Phrasen von Vaterlandsliebe und Gemeinsinn, wie ein Gliedermann in einen Sammetrock eingehüllt, aber es war in diesen wie in den übrigen in der letzten Zeit der alten Monarchie ergriffenen Maßregeln weder vollkommene Aufrichtigkeit noch hinreichende Einsicht vorhanden und bei der Ausführung dieser Plane erhoben sich plötzlich Hindernisse, die wenigstens für die Schwäche Ludwig's XVI. unüberwindlich waren.

Man hatte nach der Schließung der Sitzungen der Notabeln erwartet, daß Ludwig XVI. sich sogleich an das Parlament von Paris wenden und in einem Lit de Justice die Eintragung der auf die Uebereinkunft mit den Notabeln basirten Edikte, welche den Verhandlungen dieser Versammlung Gesetzeskraft geben sollte, anbefehlen werde. In diesen ersten Augenblicken hätte das Parlament keinen ernsten Widerstand versucht. Aber der neue Minister und Erzbischof Brienne besaß zu einer solchen Maßregel nicht Geist und Kraft genug. Er ließ die Edikte langsam und einzeln dem Parlamente vorlegen und verrieth durch dieses Zögern seine Furcht. Die wichtigste dieser Verordnungen enthielt die Bestimmung einer neuen Grundsteuer. Dies war unter den neuen Maßregeln diejenige, welche dem Parlament, in dem so viele Grundherren saßen, am meisten mißfiel. Dasselbe hätte jedoch in diesem Moment, wo ein Theil der höhern Klassen von einer patriotischen Bewegung ergriffen und zu mehren Opfern bereit schien, nicht gewagt, seine Selbstsucht durch eine unzeitige Opposition offen einzugestehen. Brienne beging die Unklugheit, nicht dieses eine allgemeine Grundsteuer betreffende Edikt, sondern das über die Erhöhung der Stempeltaxe dem Parlamente zuerst vorzulegen. Diese letztere Maßregel, die nicht populair, sondern eher verhaßt war, beschloß das Parlament zu verwerfen und seine Kraft des Widerstandes an ihm zu üben. Diese erste Opposition einmal begonnen, hoffte es in ihr um so leichter fortgehen und die Beschlüsse der Notabeln, einen nach dem andern, aufheben zu können. Das Parlament ward in diesem Plane noch durch die Stimmung des Publikums bestärkt. Nachdem die Versammlung der Notabeln aufgelöst war, schien alle Theilnahme an ihren Arbeiten sogleich zu verschwinden und bald Klagen und lauter Tadel ihre Stelle einzunehmen. Der Provinzialadel beschuldigte den Hofadel seine Interessen verrathen zu haben, der Klerus that dasselbe gegen die zu den Notabeln gehörigen Prälaten. In der Hauptstadt und in den mittlern Klassen war man unzufrieden, daß eine sich unter so großen Erwartungen ankündigende Versammlung, wie die der Notabeln, keine tiefere Veränderung in der Verfassung

hervorgebracht, daß Alles sich auf eine Reform der Finanzen beschränkt habe. Man hatte gehofft, daß die Nation hierbei eine thätige Rolle spielen werde und war unzufrieden, daß der Hof und die Großen allein sich gezeigt. Die Ahnung einer großen bevorstehenden Bewegung lag schon in den Gemüthern, hatte aber noch kein Organ und keine Gelegenheit sich zu äußern gefunden. — Kaum hatte das Parlament seine Absicht, sich den ihm vorgelegten Edikten zu widersetzen, angekündigt, als es gegen Erwarten im Publikum einen allgemeinen Beifall für seine Opposition fand. Diese Edikte waren gleichwohl alle gegen die hergebrachten Privilegien der höhern Klassen gerichtet und die Stimmung im Publikum schien mit seinen eigenen Interessen und übrigen Meinungen so sehr im Widerspruche zu stehen, daß man diese Erscheinung aus zum Theil weit hergeholten und geheimen Motiven zu erklären gesucht hat. Man hat unter andern behauptet, daß die englischen Minister, um sich für den Beistand, den Ludwig XVI. den empörten Kolonien geleistet, zu rächen, durch geheime Agenten die schon herrschende Unzufriedenheit zu nähren gesucht haben und daß der Herzog von Orleans, ein persönlicher Feind der Königin und mit dem Könige selbst oft gespannt, schon damals seinen Einfluß und seine unermeßlichen Geldmittel dazu angewandt habe, der Regierung Verlegenheiten zu bereiten. Diese Meinung ist jedoch nie auf bestimmte Thatsachen begründet worden und in sich unwahrscheinlich. Der Beifall, den die Hauptstadt der Opposition des Parlaments zu erkennen gab, lag wohl vornehmlich in der in den Gemüthern herrschenden Unruhe und in dem Vorgefühle eines neuen heranbrechenden Zustandes, zu dessen Hervorbringung jede Bewegung irgend einer Art geeignet schien. In dem pariser Parlament zeichneten sich damals durch ihr Talent und ihre Grundsätze zwei seiner Mitglieder aus, die gewissermaßen für Repräsentanten der damaligen Zeitrichtung in Frankreich und ihrer beiden vornehmsten Fraktionen, so weit sie zu erkennen waren, gelten konnten. Der eine von ihnen war Duval d'Espremenil, der mit der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer Beschränkung der willkürlichen Gewalt der Regierung, einer Erweiterung des Volks- und Erhebung des politischen Lebens überhaupt, eine große Anhänglichkeit an die Krone, die herrschende Religion und den vorwiegenden Einfluß der erblichen Magistratur verband, der überhaupt große Reformen, aber auf die Grundlage der alten Monarchie gestellt, wünschte. Der Andere, Duport genannt, war dagegen den neuen Ideen, die man damals in Frankreich unter dem Namen der Philosophie bezeichnete, leidenschaftlich und aus-

schließend ergeben und hielt einen Bruch mit allem Herkömmlichen, mit der alten Monarchie und Allem, was zu ihr gehörte, für eine Forderung der Zeit und ein Recht der Nation. Diese beiden sich sonst so unähnlichen Charaktere waren damals gegen die Regierung eng verbunden und galten für die entschiedensten Feinde des Ministeriums und Alles dessen, was von ihm ausging. D'Espremenil stellte sich später der französischen Revolution, die er weder vorhergesehen noch gebilligt, entgegen, während Duport, der sie für unvermeidlich gehalten, sich ihr anschloß. Uebrigens waren die Parteien damals noch wenig scharf gezeichnet und getrennt und schienen, wenigstens äußerlich, durch keine unübersteiglichen Schranken von einander geschieden zu sein. Die Leidenschaften, die bald so gewaltsam hervorbrechen sollten, arbeiteten noch im Stillen und sammelten unvermerkt die Kraft zu einem Ausbruche. Die Personen, die sie in Bewegung setzen sollten, waren noch nicht gefunden und die Ereignisse selbst trugen noch immer einen schwankenden Charakter an sich. Die wachsende Bewegung und Gährung der Massen schuf erst, wie immer in der Geschichte, die hervorragenden Individualitäten, die sie zu ihren Werkzeugen brauchte, denn so groß auch die formelle Kraft der Einzelnen sein mag, die Begebenheiten geben ihnen erst, wie den Stoff und die Gelegenheit zum Handeln, so auch das Bewußtsein ihrer Stärke.

Während das Parlament von der Regierung eine Vorlegung des Finanzetats, um die Zweckmäßigkeit der Eintragung der ihm vorgelegten Edikte beurtheilen zu können, verlangte, erhob sich plötzlich, da der Minister diese Forderung verweigerte, in der Mitte der erblichen Magistratur, die immer ein Gegner der nationalen Repräsentation, von der sie sich früher oft in Schatten gestellt gesehen, gewesen, der Grundsatz, daß das Parlament zur Sanction der Finanzedikte nicht befugt und hierzu eine Zusammenberufung der Reichsstände nothwendig sei. Diese Meinung, die vielleicht anfangs nicht einmal vollkommen ernst gemeint war, fand, als sie unter das Publikum kam, allgemeinen Beifall, und das Parlament konnte, einmal durch eine öffentliche Erklärung gebunden, obgleich es über die Annahme solcher Maßregeln in einem so bedenklichen Augenblicke selbst getheilt war, nicht mehr zurücktreten. In der Vorstellung des Parlaments gegen die von den Ministern vorgelegten Forderungen wurde, zum ersten Male, dieses zugleich drohenden und zauberischen Wortes gedacht. Ludwig XVI. that, als hätte er die Erklärung des Parlaments in dieser Beziehung überhört und befahl in einem Lit de Justice die Einregistrirung der Edikte, welche eine

Erhöhung der Stempeltaxe und die Fixirung einer allgemeinen Grundsteuer betrafen. Das Parlament, das sich sonst in ähnlichen Fällen damit begnügt, gegen einen solchen Act der königlichen Autorität zu protestiren und sich von dessen Verantwortlichkeit loszusagen, ergriff diesmal eine andere Form. Es erklärte am andern Tage das Geschehene für null und nichtig. Die beiden Brüder des Königs, der Graf von Provence und der Graf von Artois, wurden mit einem ähnlichen Auftrage nach der Oberrechnungskammer (cour des comptes) und der Obersteuerkammer (cour des aides) geschickt und Letzterer, der anfing, für einen Gegner der neuen politischen Ideen zu gelten, von dem Volke bedroht und beleidigt. Die Regierung griff zu dem Mittel, das Parlament nach Troyes zu verbannen. Die Mitglieder desselben gehorchten und verließen die Hauptstadt, die Advokaten, Prokuratoren und übrigen Gehülfen der Magistratur blieben aber in Paris und die ohnedies beginnende Unordnung ward durch die plötzliche Unterbrechung der Justizpflege noch vermehrt.

Seit der Entlassung Calonne's und der Erhebung des Erzbischofes von Toulouse zum ersten Minister war der oberste Rath des Königs fast ganz verändert worden. Die Minister des Krieges und der Marine, Segur und Castries, waren ausgeschieden, um nicht unter dem Prälaten zu arbeiten, dessen Zuversicht und Schwäche sie mit Abneigung und Befürchtung zugleich erfüllte. Nicht lange nachher gab Brienne sein Erzbisthum von Toulouse auf, um das von Sens zu übernehmen, nicht weil dies einträglicher war, sondern weil er sich durch dessen Besitz den glänzenden Niederlassungen näherte, die sein älterer Bruder, der Graf von Brienne, den er zum Kriegsminister gemacht, in dieser Gegend gestiftet hatte und aus denen beide, da sie ihr Vermögen gemeinschaftlich verwalteten, einen großen Vortheil zogen. Die alte Monarchie schien in der letzten Zeit nur noch zum Vortheile Einzelner vorhanden zu sein.

Das Parlament von Paris war nach Troyes verbannt worden und hatte durch seine Berufung auf die Reichsstände sich in den Augen des Publikums einen neuen Glanz erworben, indessen fürchtete es in diesem neuen Aufenthaltsorte von dem Hofe und der Nation vergessen zu werden. Brienne, der Premierminister und jetzige Erzbischof von Sens, versprach ihm die Rückkehr in die Hauptstadt, wenn er sicher sei, von ihm keinen Widerstand bei den von ihm vorzunehmenden Anleihen zu erfahren. Diese Unterhandlung ward nur mit den ältern und gemäßigtern Gliedern des Parlaments geführt und die jüngern Räthe von aller Mitwissenschaft

dabei ausgeschlossen. Diese Bedingung war demnach nur von einem Theile des Parlaments angenommen worden. Kaum war dasselbe in die Mauern der Hauptstadt zurückgekehrt, als es von der Regierung zur Einregistrirung einer Anleihe von vierhundertzwanzig Millionen Francs, auf vier Jahre vertheilt, aufgefordert wurde. Ludwig XVI. beschloß bei dieser Gelegenheit, seinen Minister durch seine persönliche Gegenwart im Parlament zu unterstützen. Er erklärte hierbei zugleich seinen Entschluß, die Reichsstände nach Ablauf von fünf Jahren, d. h. im Jahre 1792 zusammenzuberufen, eine Maßregel, die das Parlament selbst veranlaßt hatte, die aber jetzt, da sie wirklich angekündigt wurde, von ihm mit stummem Erstaunen vernommen ward. Ungeachtet der Anwesenheit des Souverains zeigte sich einiger Widerstand, die Mehrheit war aber gewonnen und erklärte sich den Forderungen der Regierung geneigt, als plötzlich der Herzog von Orleans, seit langer Zeit ein Feind des Hofes und Gegner der Minister, sich erhob und in seiner Eigenschaft, als Prinz von Geblüt und Mitglied der im Parlament sitzenden Pairschaft, gegen die Maßregeln der Regierung protestirte. Diese Opposition des Herzoges, die er mit seinen Freunden und Anhängern in der Magistratur verabredet hatte, machte dem Parlamente Muth. Es nahm, was es schon zugestanden, zurück und erklärte sich gegen die graduellen Anleihen von vier Jahren, die ihm vorgeschlagen worden waren. Dies war eine neue Niederlage des ersten Ministers, denn vorher schon hatte er dem Plane einer Erhöhung der Stempeltaxe und der Erhebung einer außerordentlichen Territorialsteuer entsagen müssen, und jetzt wurde ihm die Autorisation zu den von ihm bezweckten Anleihen versagt. Der Herzog von Orleans und zwei Mitglieder des Parlaments wurden exilirt, aber bald zurückgerufen. Das Parlament hatte diesmal einen viel entschiedenern Widerstand als achtzehn Jahre vorher, zur Zeit des Kanzlers Meaupou, gethan. Selbst der schwache und vor jeder entscheidenden Maßregel zurückbebende Ludwig XVI. begriff, daß es ihm unmöglich sein würde, mit Zuziehung einer solchen Körperschaft länger zu regieren. Er gab deshalb dem Rathe seiner Minister nach und beschloß nicht geradezu die Aufhebung, aber eine große Veränderung des Parlaments. Selbst der Kanzler Lamoignon, obgleich zu einer der ersten Familien der erblichen Magistratur gehörend, ging auf eine solche Maßregel ein. Der Plan des Ministeriums war, die Eingaben- und Untersuchungskammern (chambres des enquêtes et des requêtes), wo die meisten jungen Räthe saßen und von denen jeder Widerstand ausging, aufzuheben. Außerdem sollten in dem Gerichtsbezirke des

pariser Parlaments sechs Apellhöfe niedergesetzt werden. Der entscheidendste Schritt war aber die Aufhebung der Pairsbank und die Errichtung einer besondern Kammer, Cour plenière genannt, dazu bestimmt, die königlichen Edikte zu sanctioniren, oder, wie man sagte, einzuregistriren. Diese Cour plenière war oder sollte eine Nachahmung der unter den Karolingern bestehenden Versammlungen des geistlichen und weltlichen Herrenstandes, des großen Rathes der Nation, sein. Es war dies die erste phantastische Wiederholung vollkommen verschwundener Zeiten, die später in Frankreich, unter der Republik und dem Kaiserreiche so häufig wurde. In dieser Cour plenière sollten außer dem Kanzler von Frankreich, den geistlichen und weltlichen Pairs, den Großoffizieren der Krone, den Parlamentspräsidenten, zwei Erzbischöfe, zwei Bischöfe, zwei Marschälle von Frankreich, eine Anzahl von Staatsräthen und andern Beamten ihren Sitz haben. Die Absicht bei dieser Maßregel war, dem Parlament, das man, obgleich sehr verringert, bestehen ließ, das Recht zu nehmen, sich um die allgemeinen Maßregeln der Regierung zu bekümmern, denn dieses gründete sich vornehmlich auf die Vorstellung, daß es, durch den Besitz der geistlichen und weltlichen Pairsbank, die alten Barone des Feudalstaates, die gebornen Räthe des Königs, in sich schließe und dadurch eine politische Versammlung und nicht ein bloßer Gerichtshof sei. Die Vorarbeiten zu dieser Veränderung wurden von den Ministern mit dem größten Geheimniß betrieben, indessen gelang es d'Espremenil sich für vieles Geld eine der zu diesem Behufe in der königlichen Druckerei unter der strengsten Beaufsichtigung gedruckten Deklarationen zu verschaffen. Er veranlaßte eine Versammlung aller Kammern und theilte seine Entdeckung mit, die großes Aufsehen erregte. Eine Protestation ward aufgesetzt und der im Parlament lebende Standesgeist bewirkte, daß sie von Allen, auch von denen, welche Hoffnung hatten, in die neue Cour plenière aufgenommen zu werden, unterzeichnet wurde. Nach einer Anklage gegen die Minister kam eine Art von politischem Glaubensbekenntniß, in welchem z. B. das Recht zur Thronfolge in dem königlichen Hause, wie es bestand, nicht nur mit dem der Reichsstände, die Abgaben zu bewilligen, sondern mit der Erhaltung der erblichen Magistratur auf dieselbe Linie gestellt und letztere ebenfalls für ein Fundamentalinstitut des Königreiches erklärt wurde. Am Ende dieser Erklärung nahm das Parlament den Ton eines souverainen gesetzgebenden Körpers an und forderte den König und alle bestehenden Autoritäten auf, die von ihm auf-

gestellten Principien zu erhalten und zu vertheidigen, verbot seinen Mitgliedern in irgend eine Körperschaft einzutreten, die den Anspruch machen sollte, die geistliche und weltliche Pairschaft zu repräsentiren, und erklärte eine solche, außerhalb seiner eigenen Mitte, nie anerkennen zu wollen. — Diese Protestation einiger Hundert, sonst unter einander an Alter, Stellung, Interesse so verschiedener Personen war das Vorspiel und Muster, das im folgenden Jahre von den Reichsständen bei der allgemeinen Eidesleistung der Deputirten, sich vor Errichtung einer allgemeinen Verfassung nicht trennen zu wollen, nachgeahmt wurde. Das Ministerium war über die zu frühe Bekanntmachung seines Planes und die Protestation des Parlaments bestürzt, konnte aber, ohne sich zu erniedrigen, seinen Plan nicht sogleich aufgeben. Es ließ zwei der thätigsten Häupter der Opposition, unter ihnen d'Espremenil, mitten in der Versammlung des Parlaments verhaften. Gleich darauf hielt der König in Versailles ein Lit de Justice (7. Mai 1788), in welchem die Edikte, gegen welche der Herzog von Orleans und das Parlament im November des vorigen Jahres protestirt hatten, sanctionirt wurden. Sobald der König die Versammlung verlassen, legten sämmtliche Mitglieder des Parlaments und einige der anwesenden Pairs gegen das Geschehene Verwahrung ein. Um die beschlossenen Veränderungen in Bezug auf das Parlament von Paris ins Werk zu setzen und namentlich die Apellhöfe (grands baillages) in seinem Gerichtsbezirke einzurichten, bedurfte es einer Menge von Personen, welche diese Stellen zu übernehmen geneigt und fähig waren, aber selbst die subalterne Magistratur und Administration schlug großentheils die Anerbietungen der Minister aus, die nur mit Mühe und nicht in hinreichender Zahl Candidaten zu diesen Plätzen fanden.

Während dieser Bewegungen in der politischen Sphäre des öffentlichen Lebens handelte die Verwaltung im Einzelnen, als hätte sie es sich zur Aufgabe gemacht, den Zustand der Finanzen immer tiefer zu verwirren und die Aufregung des Publikums durch eine Menge theils ungewohnter, theils unkluger Operationen zu vermehren. Der erste Minister, Brienne, war, wie mit seltnen Ausnahmen, jeder im damaligen Frankreich, zu seiner Stellung durch die Gunst des Hofes, besonders durch die hochgestellter und einflußreicher Frauen gekommen und sein geselliges Talent für eine Bürgschaft seiner politischen Fähigkeiten gehalten worden. Dieser Erzbischof von Sens, unter allen Ministern Ludwig's XVI. der unbedeutendste und schwächste, war der Ruf großer Einsichten vorangegangen und er hatte die höchsten Erwartungen erregt, blos weil

er eine ungewöhnliche Gewandtheit des Ausdruckes und große Leichtigkeit der Unterhaltung besaß und diese angenehmen, aber untergeordneten und gewöhnlich eher eine Oberflächlichkeit als eine Ueberlegenheit des Geistes beweisenden Talente mit Erfolg geltend zu machen wußte. Er griff sogar die Gelder an, die der Regierung von Privatpersonen, zum Theil zu gemeinnützigen Zwecken, übergeben waren, zeigte aber dabei, wenn er über den Stand der öffentlichen Angelegenheiten befragt wurde, beständig das heiterste Gesicht und eine unerschütterliche Zuversicht. Sein Betragen schien denen, welche ihn viele Jahre lang als einen fähigen und erfahrnen Mann gekannt hatten, so unerklärbar, daß sie glaubten, daß eine geheime Krankheit seine natürlichen Kräfte geschwächt haben müßte.

Gleich nachdem der Plan der Errichtung einer Cour plenière gefaßt worden, hatten die Minister sämmtliche Parlamente, um von ihren Vorstellungen nicht behelligt zu werden, suspendirt. Der Lauf der Justiz war demnach unterbrochen, was selbst in stillen Zeiten Unordnungen hervorbringen kann, aber jetzt, bei der herrschenden Aufregung, im höchsten Grade gefährlich werden mußte. In der Bretagne bewaffnete sich ein Theil der Jugend zum Schutze des Parlaments von Rennes. Der Adel verband sich mit der Magistratur und erklärte die für ehrlos, welche bei den neu zu errichtenden Gerichten Stellen annehmen würden. Selbst unter den Offizieren verbreitete sich in dieser Provinz ein Geist des Widerstandes, der in dem Heere sonst unerhört gewesen. Es mußte unter dem Marschall von Stainville ein Truppencorps in die Provinz gesandt werden, um einer offenen Empörung zuvorzukommen. In der Dauphiné herrschte dieselbe Unzufriedenheit mit der gegenwärtigen Verwaltung, aber es kam bei dem gemäßigten Charakter der Einwohner zu keinen Unruhen. Der Adel verband sich hier mit dem Tiers-etat und verlangte von der Regierung die Wiederherstellung der alten Stände der Dauphiné.

Eine besonders auffallende Erscheinung in dieser Zeit und welche die Lage der königlichen Autorität fast rettungslos machte, war das Verhalten der bevorrechteten Stände der Nation, des Adels, der Geistlichkeit, der Parlamente, welche sich alle gegen die Minister und ihre Maßregeln vereinigt hatten und der Nation gewissermaßen das Signal zum Angriff auf die bisherige Verfassung des Staates gaben. Eine allgemeine, tief gefühlte und hoffnungslose Unzufriedenheit und Unbehaglichkeit verbreitete sich in den höhern Klassen und schien den Umsturz des Bestehenden unvermeidlich zu machen. Die privilegirten Stände wollten einen in sich unvereinbaren und

widerspruchsvollen Zustand, die Erhaltung des Alten, so weit es ihnen nützlich war, und dessen Zerstörung, wo es ihnen Schranken stellte. Sie wollten die Beschränkung der absoluten Gewalt des Königs, aber keine Ausdehnung der Volksrechte, sie bestanden auf der Erhaltung ihrer Privilegien, trugen aber zugleich gewisse Ideen der Gleichheit zur Schau. So hatte sich unter Anderm die Geistlichkeit gegen die Errichtung der Cour plenière und für eine baldige Zusammenberufung der Reichsstände, zugleich aber gegen die Wiedereinsetzung der Protestanten in ihre bürgerlichen Rechte, die ihnen Ludwig XVI. zurückgab, erklärt. Es herrschte eine solche Ungewißheit und Verwirrung in der Regierung, ein solcher Geist der Unruhe und der Neuerungssucht im Volke, daß nur eine seltene Kraft und Weisheit aus diesem Labyrinth einen Ausweg zu finden vermocht hätte. Innerhalb vierzehn Tagen erließ der König drei Verordnungen, die mit Allem, was er früher beschlossen, im Widerspruche standen: die Berufung der Reichsstände für den 1. Mai (1789); die Auflösung der Cour plenière und das Recht der verschiedenen Stände, Korporationen und gelehrten Gesellschaften, der Regierung über die Zusammensetzung der Reichsstände ihre Ansichten mitzutheilen.

Brienne, der alle seine Plane vereitelt und alle Klassen gegen sich verbunden sah, glaubte sich retten zu können, wenn er die bevorrechteten Stände und den Tiers-etat gegen einander in Streit verwickelte. Zu dem Ende hatte er die Gelehrten und Literatoren seiner Partei zu einer Darlegung ihrer Ansichten über die Composition des Reichstages aufgefordert. Er suchte die Frage in Anregung zu bringen, ob der Tiers-etat, der fast die ganze Nation repräsentirte, nicht eine zahlreichere Vertretung als die beiden ersten Stände in Anspruch zu nehmen ein Recht habe. Dieser Punkt sollte sehr bald ein Gegenstand des Kampfes werden, aber die unter diesem Minister auf das Höchste gestiegene Verwirrung der Finanzen erlaubte ihm nicht, diesen Moment abzuwarten und aus ihm Vortheile zu ziehen. Er war genöthigt in einer Deklaration (27. August 1788) die Unmöglichkeit des Schatzes, seine Verpflichtungen zu erfüllen, einzugestehen und den Staatsgläubigern für drei Fünftheile ihrer Forderungen Assignaten anzubieten. Diese Procedur erfüllte das Maß der herrschenden Unzufriedenheit. Eine allgemeine Bestürzung verbreitete sich bis in die Nähe des Hofes und Brienne ward vom Könige aufgegeben. Da er kurz vorher zum Cardinal erhoben war, so zog er sich nach Rom zurück. Der Siegelbewahrer Lamoignon reichte ebenfalls seine Entlassung ein. Necker ward

wiederum mit sehr ausgedehnten Vollmachten an die Spitze der Finanzen gestellt. Ohne wie Brienne den Titel eines Premierministers zu führen, ging jetzt die oberste Leitung aller Regierungsmaßregeln von ihm aus. Er schien einen Augenblick lang der letzte Anker der sinkenden Monarchie zu sein und zugleich betrachtete das Publikum seine Ernennung als einen Sieg über die Autorität des Königs.

Achtes Kapitel.

Das Vertrauen, das Necker den Kapitalisten von jeher eingeflößt, ward für ihn ein Mittel, durch neue Anleihen den dringendsten Bedürfnissen abzuhelfen und die nothwendigsten Ausgaben zu decken. Er selbst suchte, was seinem Charakter Ehre macht und einen großen Eindruck hervorbrachte, durch seinen persönlichen Credit den des Staates zu unterstützen. Das Parlament von Paris ward wieder, so wie es gewesen, hergestellt, die schon eingerichteten Apellhöfe aufgehoben und die Finanzmaßregeln, gegen welche die Magistratur protestirt, wurden aufgehoben. Der Sturz Brienne's ward von dem Volke und besonders dem Theile der Jugend, der mit der so weit verzweigten Magistratur auf irgend eine Art in Verbindung stand, mit rauschender Freude aufgenommen, gab aber zugleich zu einem jener großen Tumulte Veranlassung, die das Signal der Auflösung der zwar schwachen, aber noch immer bestehenden Ordnung wurden und dem Ausbruche der Revolution vorangingen. Die Bildnisse Brienne's und Lamoignon's wurden öffentlich verbrannt und es erhob sich zwischen dem Volke und der Polizei ein Kampf, bei dem eine nicht unbedeutende Zahl von Personen umkam. Unter Turgot hatten sich, man glaubt auf Veranlassung der Feinde dieses Ministers, in mehren Theilen Frankreichs ganze Haufen von Bettlern und Vagabonden erhoben und große Unordnungen begangen. Seit einiger Zeit, besonders seitdem der Herzog von Orleans sich mit dem Hofe überworfen, hatte man von Zeit zu Zeit eine Menge Gesindel in Paris einziehen und daselbst ohne Arbeit in den verborgensten Theilen der Stadt leben sehen. Diese Klasse, die mit

der steigenden Verwirrung der öffentlichen Verhältnisse zuzunehmen schien und auf den Gang der Revolution einen so großen Einfluß haben sollte, theilte dem niedern Volke der Hauptstadt, mit dem sie lebte und in dem sie gewissermaßen aufging, einen Geist der Unruhe und Wildheit mit, der später die Veranlassung so vieler Gräuel wurde. Eine Revolution wie die französische würde ohne einen zahlreichen Pöbel, der sich in einer ohnedies schon unermeßlichen Stadt concentrirte, gar nicht möglich gewesen sein. Der Grund eines so zahlreichen Gesindels in ganz Frankreich, wie es bei jener Umwälzung zum Vorschein kam, lag in der Disproportion, die zwischen der Bevölkerung und dem Ackerbau und der Industrie bestand, die, in ihrer Entwickelung zurückgeblieben, den Armen keine hinreichende Beschäftigung gewährten. Zugleich hatte Frankreich im achtzehnten Jahrhundert weder große und blutige Kriege geführt, noch Kolonien gegründet, so daß für die zunehmende Population kein Abfluß gewesen. Die müßigen und nothleidenden Arbeiter strömten, besonders gegen den Ausbruch der Revolution hin, wie man glaubt, häufig durch die verborgene Freigebigkeit der Feinde der Regierung, besonders des Herzogs von Orleans, veranlaßt, nach der Hauptstadt, vermischten sich mit dem ohnedies sehr zahlreichen Pöbel, denn es gab in Paris ein ganzes Heer öffentlicher Bettler und geheimer Diebe, und wurden durch die Schwäche der Autoritäten und die zunehmende Anarchie des ganzen Zustandes zur Begehung zahlreicher Frevel ermuntert. Bei innern Bewegungen vereinigt sich überhaupt der letzte und ärmste Theil einer Bevölkerung, der in ruhigen Zeiten immer noch bedeutend vom eigentlichen Pöbel verschieden ist, mit demselben und wird von ihm verdorben und fortgerissen. In Paris bestand während der Revolution eine Art von organisirten Gesindels, wie es weder vorher noch nachher sich gezeigt, das der Arm der Demagogen war, ohne den diese nichts vermocht hätten.

Necker, der früher nur für einzelne Verbesserungen in der Verwaltung gestimmt, aber an keine großen Veränderungen in den politischen Institutionen des Landes selbst gedacht hatte, nicht als ob er dieselben nicht gewünscht, aber weil er ihre Einführung unter den obwaltenden Umständen für zu schwierig gehalten hatte, war jetzt, wo die Berufung der Reichsstände einmal beschlossen, geneigt, ihrer Wirksamkeit keine Hindernisse in den Weg zu stellen. Ein so fähiger und erfahrener Mann, der, wie seine hinterlassenen Werke beweisen, mit dem Zustande Frankreichs so vertraut war, konnte es sich jedoch nicht verbergen, daß bei der damaligen Lage des Staates

und Stimmung der Nation eine so große Maßregel, wie das Zusammentreten der Reichsstände, ganz andere Folgen als in frühern Zeiten haben müsse. Indessen scheint er für diesen Fall keinen festen Plan entworfen und sich zu sehr auf seinen persönlichen Einfluß verlassen zu haben. Er hatte die Hoffnung, zwischen den kämpfenden Parteien den Vermittler zu spielen, den Thron zu erhalten und der Nation zugleich zu ihren Rechten zu verhelfen. Die Folge bewies, wie sehr er sich, in dieser Beziehung sowohl über seine Bedeutung als über sein Talent getäuscht hatte. So weit er sich mit dem Gedanken einer politischen Reorganisation des Staates, die ihm, die Reichsstände einmal zusammenberufen, unvermeidlich schien, beschäftigen mochte, so glaubte er, daß Frankreich nur durch eine Nachahmung der englischen Verfassung Freiheit und Ordnung erwerben könne. Hier aber verkannte er, wie dies selbst den fähigsten Staatsmännern, die ihre Ideen für Realitäten nehmen und, über der Kraft und Thätigkeit in den Details, den allgemeinen Charakter der Zeiten und Verhältnisse übersehen, so oft geht, den Geist, von dem das französische Volk belebt war, der die Bildung eines großen aristokratischen Elements, durch das die englische Verfassung besteht, ausstieß und eher zu einer Zerstörung seiner letzten Ueberreste, als zu deren Wiederbelebung geneigt war. Necker besaß weder einen tiefen noch umfassenden Blick und war überhaupt für eine so verdorbene und anarchische Zeit ein zu edler und reiner Charakter. Er konnte es nicht über sich gewinnen, sich mit dem Bösen zu verbinden, um es später unter seine Gewalt zu bringen, was gleichwohl in revolutionairen Zeiten die einzige Möglichkeit ist, das Gute zu vollbringen. Er trug etwas von dem moralischen, aber unpolitischen Sinne eines Pädagogen in sich, der das französische Volk wie eine Klasse von Schülern ansah und zu sich selbst sagte: „Dies werde ich erlauben und dieses verbieten — so weit wird man gehen dürfen, aber weiter nicht u. s. w."

Der Plan, durch den sich Brienne in seiner letzten Zeit zu retten gesucht, nämlich den Tiers-etat mit den beiden ersten Klassen in Streit zu verwickeln und die Opposition gegen die königliche Autorität auf diese Art zu schwächen, zog die Aufmerksamkeit seines Nachfolgers auf sich. Auch er ließ durch die Schriftsteller, die ihm zu Gebote standen, die Meinung verbreiten, daß es angemessen sei, dem dritten Stande, der die Nation repräsentirte, eine größere Bedeutung, als er früher gehabt, zu verleihen, und Adel und Geistlichkeit fingen sich hierüber zu beunruhigen an. Das Parlament, das durch seine Berufung auf die zu versammelnden Reichsstände

den ersten Anstoß zu dieser ganzen Bewegung gegeben, begann die Gefahr seiner eigenen Stellung zu fühlen und sich den Ideen der Vergangenheit zu nähern. D'Espremenil, der früher die königliche Gewalt bekämpft, neigte sich ihr jetzt wieder zu und erschrak vor den Folgen dessen, was er früher gethan. Die Frage ward schon überall besprochen, dem Tiers-etat eine ebenso starke Anzahl Repräsentanten als den beiden andern Ständen zusammen zu geben und ihn diesen dadurch faktisch gleichzustellen. Bei der Einregistrirung des die Einberufung der Reichsstände betreffenden königlichen Edikts setzte das Parlament auf d'Espremenil's Antrag ausdrücklich fest, daß diese Versammlung nach den Grundsätzen der letzten von 1614 zusammengesetzt werden sollte. Von diesem Augenblicke an trat das Parlament den Neuerern entgegen, die es eine Zeit lang begünstigt hatte und bereitete seinen Untergang vor. — Diese Frage theilte die Nation wie in zwei feindliche Lager und bewaffnete nicht nur die privilegirten Stände gegen den Tiers-etat, sondern gegen einander selbst, denn in dem Adel, der Geistlichkeit und den Parlamenten befand sich eine, je nach den Provinzen und Lokalitäten mehr oder weniger zahlreiche Partei, welche die Erhebung des dritten Standes wünschte. Eine große Anzahl von Edelleuten, welche in Amerika gekämpft oder den Grundsätzen der englischen Verfassung anhingen, wollte, wenn auch nicht eine Vernichtung, doch eine Veränderung der Aristokratie, und in der Geistlichkeit waren die Pfarrer meist ihren Bischöfen entgegengesetzt, denn diese gingen seit längerer Zeit ausschließend aus dem Adel hervor und hatten sich durch ihren Standesgeist von der niedern Geistlichkeit getrennt. In dem Heere wurden die Offiziere von nicht adeliger Geburt ebenfalls zurückgesetzt und waren natürlich Freunde einer andern Ordnung der Dinge. Der Hof selbst theilte sich bei dieser Frage über die Repräsentation des Tiers-etat. Der Graf von Artois stand an der Spitze derer, welche auf der Beobachtung der herkömmlichen Formen bestanden, während der Graf von Provence und der Herzog von Orleans, obwohl in verschiedenem Grade, sich den Interessen des dritten Standes günstig zeigten. Die Stellung des Adels und Bürgerstandes hatte in Frankreich, wie überall auf dem Continent, nur daß dies in diesem Lande mehr als anderswo gefühlt wurde, einen verworrenen und widersprechenden Charakter angenommen. Niemand bestritt den alten historischen oder im Laufe der Zeit groß gewordenen Geschlechtern eine Ueberlegenheit des Ranges und der Würde, aber die höhern Klassen des Tiers-etat konnten sich nicht ohne Erröthen den Anmaßungen eines zahlreichen kleinen

Adels unterwerfen, der ihnen weder an Bildung noch Vermögen überlegen, sondern oft untergeordnet, auf eine Trennung von ihnen und eine höhere sociale und politische Bedeutung Ansprüche machte. Dieser kleine Adel war in Frankreich, wie in allen absoluten Monarchien, von der Regierung als eine Schranke gegen das Volk sorgfältig genährt und unterstützt worden, denn er gab, da er weder durch sich selbst bestehen konnte, noch in dem Tiers-etat aufgehen wollte, das taugliche Werkzeug für den Despotismus ab. Der Haß der Menge, der in der französischen Revolution gegen den Adel so gewaltsam hervorbrach, war anfangs nur gegen dessen geringern Theil gerichtet, der, dem Tiers-etat in allem Wesentlichen gleich, oft nachstehend, sich durch die Gunst des Hofes und den Geist altherkömmlicher Vorurtheile über ihn zu erheben suchte. Die, so zu sagen, phantastische, theatralische Existenz dieses kleinen sehr zahlreichen Adels, dessen Ansprüche mit seiner wirklichen Bedeutung in keinem Verhältnisse standen, und die Art, wie ihn die Regierung in der Kirche und dem Heere begünstigte, wurde dem Königthume in der Meinung des Volkes ungemein nachtheilig und trug viel zu den Angriffen auf dasselbe bei. Der König von Frankreich schien in den Augen der Mehrheit seiner Unterthanen noch immer vorzugsweise das Haupt dieser zahlreichen kleinen Aristokratie zu sein, die zu den höhern Klassen des Tiers-etat meist überall im Verhältnisse offener Feindschaft und gegenseitiger Verachtung stand. So nothwendig einer großen und alten Monarchie ein hoher und mächtiger Adel ist, so unnütz und oft hemmend wird für sie ein zahlreicher kleiner Adel, der sich zwischen sie und das Volk stellt, nicht reich und gebildet genug ist, um sich Achtung zu erzwingen, durch seine Ansprüche in der Nation eine beständige Spannung und geheime Unzufriedenheit unterhält und den demoralisirenden Fehlern des Neides, des Hasses und der Eitelkeit eine besondere Gelegenheit, sich zu üben, giebt. — Der französische Tiers-etat, der sich im zwölften und dreizehnten Jahrhundert von der Feudalwelt mit Hülfe des Königthums emancipirt, der im vierzehnten und funfzehnten zu einer Macht im Staate geworden, war in seiner politischen Entwickelung seitdem, besonders durch die Erhebung des Hauses Bourbon, aufgehalten worden, und als Stand, ungeachtet alles individuellen Fortschrittes, mehr zurück als vorwärts gekommen. Der Adel hatte, mit dem, was er früher gewesen, verglichen, allerdings noch mehr verloren, aber durch den fast ausschließenden Besitz aller großen Hof-, Kriegs- und Kirchenämter sich auf eine indirekte Art zu entschädigen gewußt. Er hatte im Grunde mehr an Würde als an Einfluß verloren,

denn die Könige regierten fast ausschließend durch ihn. Obgleich an Rang und Bedeutung in sich sehr verschieden, bildete der französische Adel durch seine Privilegien dennoch eine geschlossene Körperschaft und war auf allen Stufen, von den größten Herren, die an der Spitze von Provinzen standen, bis zu den ärmsten Individuen dieser Klasse herab, die in der Bretagne hinter dem Pfluge hergingen oder in der Normandie in gewissen Glasfabriken arbeiteten, eine Beschäftigung, die erblich war und wo Eigenthümer und Arbeiter sämmtlich zum Adel gehörten, von ein und demselben Standesgeiste beseelt. Der Tiers-etat dagegen war nicht nur in eine Menge von Klassen getheilt, die unter sich durch Vermögen, Erziehung, Stellung vollkommen getrennt waren, sondern hatte seinen früher wichtigsten Bestandtheil, die höhere Magistratur verloren, die als ein eigener Stand ausgeschieden, und sah alljährlich eine Anzahl seiner ausgezeichnetsten Glieder in den Adel übergehen. Er war indessen, ungeachtet ihm die Verfassung des alten Staates eine so untergeordnete Stelle anwies, in dem nationalen Leben selbst der mächtigste Stand geworden, der über kurz oder lang die bevorrechteten Klassen absorbiren mußte. Einmal war die gesammte Bildung der Nation von ihm ausgegangen und die ausgezeichneten Schriftsteller des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts hatten durch die Verbreitung der französischen Sprache und Literatur für die innere Entwickelung und den äußern Ruhm des Volkes mehr als die Großen zusammen gethan. Die Literatur war durch sie eine Macht und der vornehmste Hebel der nationalen Größe geworden. Dieser Umstand mußte dem französischen Tiers-etat ein hohes Gefühl seines Werthes und Einflusses geben. Dann war der Landmann, der, mit Ausnahme einiger wenigen Gegenden, seit Jahrhunderten persönlich frei war, dem Bürger viel näher als z. B. in Deutschland gekommen und hatte seine Interessen und Neigungen allmälig mit denen des letztern verschmolzen. Der Tiers-etat besaß demnach um diese Zeit in seinen höhern Klassen fast die gesammte Intelligenz der Nation, in den niedern deren materielle Kraft. In der absoluten Monarchie, bei der Abwesenheit alles öffentlichen Lebens, hatte diese Ueberlegenheit sich nie vollkommen zeigen können und der gewöhnliche Haufe der beiden privilegirten Stände glaubte nicht einmal an ihr Dasein. Sobald aber die Nation in einer politischen freien Form, wie die Reichsstände, zusammentrat, mußte die moralische und materielle Kraft des Tiers-etat sehr bald zum Vorschein kommen und bei einem Kampfe mit seinen Gegnern der Sieg sich auf seine Seite neigen. Nur ein geringer Theil der Großen hatte

die Gefahr der Berufung der nationalen Repräsentation in einem so kritischen Moment zu würdigen verstanden und war ihr entgegen gewesen. Denn daß der Tiers-etat am Ende des achtzehnten Jahrhunderts sich mit der Stellung, die er im sechszehnten und siebzehnten im Staate gehabt, begnügen würde, war unmöglich und ebenso gewiß, daß die beiden privilegirten Klassen sich seiner Erhebung widersetzen würden. Daß am Vorabende so entscheidender Ereignisse kein tieferes Gefühl der drohenden Gefahr für alles Bestehende die Seele derer durchdrang, die von ihr getroffen und großentheils vernichtet werden sollten, kann eine Vorstellung von der Oberflächlichkeit und Beschränktheit geben, welche ein so formelles rein äußerliches Dasein, wie es die höhern Stände damals in Frankreich führten, hervorbringen mußte. — Necker selbst schien von der Größe und besonders von der Gefahr dieses Moments nicht durchdrungen zu sein. So überlegen er in mancher Beziehung den übrigen Ministern Ludwig's XVI. gewesen, so vermochte er dennoch nicht die Umstände vollkommen zu würdigen, und ein Blick in die Zukunft war ihm, der sonst ein denkender und ernster Mann war, ebenso sehr wie den leichtsinnigsten und unfähigsten unter seinen Vorgängern und Kollegen versagt. Er besaß mehr Gründlichkeit als Freiheit des Geistes, mehr Routine als Methode, und mehr Ernst des Charakters als Tiefe des Urtheils. Er beschäftigte sich damals fast ausschließend mit der Frage, ob der Tiers-etat ebenso zahlreich wie die beiden übrigen Stände zusammen repräsentirt werden sollte und ob die Verhandlungen gemeinschaftlich oder, wie früher, von jedem Stande besonders geführt werden sollten. Das Parlament hatte in der Sanction des königlichen Edikts, das die Abgeordneten der Nation zusammenzuberufen versprach, ausdrücklich die Beibehaltung aller frühern Formen ausgesprochen, dadurch aber eine so allgemeine Unzufriedenheit im Publikum erregt, daß die Popularität, die ihm seine Opposition gegen den Hof so lange gegeben, in einem Augenblicke vernichtet war. Necker erklärte sich für die eine der Forderungen des Tiers-etat, die doppelte Repräsentation, und gegen die andere, die gemeinsame Berathung, ohne zu begreifen, daß beide unzertrennlich waren und daß sie zusammen gewährt oder verweigert werden mußten. Dieser Mißgriff kann mit Recht Verwunderung erregen, denn es war, bei der Schwäche der Regierung und der im Volke herrschenden Stimmung, leicht vorauszusehen, daß der Tiers-etat, einmal mit einer doppelten Repräsentation versehen, die gemeinsamen Berathungen erzwingen oder sich von den übrigen Ständen trennen und einen eigenen Weg ein-

schlagen würde. Denn es war kein Geheimniß mehr, daß das Volk sein Heil von den Reichsständen und namentlich seiner eigenen Repräsentation, dem Tiers-etat, erwartete und denselben überall begleiten und unterstützen würde. Zwei Werke erschienen damals: „l'Essai sur les privilèges" und „Qu'est ce que le tiers-état" von dem Abbé Sieyès. Die Grundsätze, die in ihnen ausgesprochen und die Art, wie sie von der Nation aufgenommen wurden, ließ voraussehen, wie unmöglich ein langer Widerstand gegen die Forderungen des Tiers-etat sein würde, und wie tief die alten Institutionen in der Meinung gesunken waren. Necker wollte die Entscheidung einer so wichtigen Frage nicht allein auf sich nehmen und veranlaßte Ludwig XVI. zu einer zweiten Versammlung der Notabeln, die im November 1788 eröffnet wurde. Der Minister erklärte sich in der Rede, die er vor dieser Versammlung hielt, für eine doppelte Repräsentation des dritten Standes, äußerte sich aber über die Berathung nach Ständen oder nach Köpfen auf eine dunkle und unbestimmte Weise, aus der jedoch seine Mißbilligung dieser letztern Form der Deliberation hervorging. Die Notabeln sprachen sich, wie leicht vorauszusehen gewesen, gegen die doppelte Repräsentation des dritten Standes und natürlich gegen die Abstimmung nach Köpfen aus. Der Tiers-etat ließ sich aber durch diese Entscheidung um so weniger einschüchtern, da selbst in dieser rein aristokratischen Versammlung eines der Bureaus, von dem Grafen von Provence präsidirt, sich für die doppelte Repräsentation erklärt hatte und in den übrigen die Verwerfung dieser Forderung nur mit einer geringen Majorität durchgegangen war. Die Führer des dritten Standes konnten demnach selbst in dem Adel und Klerus auf eine Menge ihnen günstiger Stimmen zählen. Sie stellten übrigens die Forderung der doppelten Repräsentation voran und erklärten sich weniger eifrig für die gemeinsame Berathung der drei Stände, wohl wissend, daß letztere, wenn erstere einmal gewährt war, von selbst folgen mußte. Den 27. December (1788) erließ Ludwig XVI. eine Deklaration, der ein Bericht Necker's voranging, in welcher dem dritten Stande, ungeachtet des Gutachtens der Notabeln, eine ebenso starke Repräsentation, wie die beiden ersten Stände zusammen hatten, bewilligt, aber sonst nichts an den übrigen Einrichtungen des Reichstages, namentlich der getrennten Berathung und Abstimmung der drei Stände, geändert wurde. Dieses Zugeständniß einer Verdoppelung der Deputirten des Tiers-etat war ein großes und folgenreiches Ereigniß. Sie machte es dem Tiers-etat möglich, als eine eigene unabhängige Macht aufzutreten und die beiden privilegirten

Stände an sich zu ziehen, was ihm, so lange er ihnen an Zahl so untergeordnet geblieben, unmöglich gewesen wäre. In dieser Concession lag, so zu sagen, der Embryo der Revolution verborgen, der sich so rasch zu einer riesenhaften Größe ausbilden sollte. Necker's Schwäche oder sein Mangel an Voraussicht geht aus dieser Veränderung allerdings hervor, denn er hätte einsehen müssen, daß eine solche Vermehrung des Tiers-etat im Reichstage die gemeinsame Berathung und Abstimmung hervorbringen mußte, ohne die sie keinen Sinn und Zweck hatte. Diese aber einmal durchgesetzt, mußte der Tiers-etat, da ein Theil des Adels und der Geistlichkeit seinen Gesinnungen und Ansprüchen geneigt war, die vorherrschende Macht in den Reichsständen werden und die Berathungen nach seinem Gefallen lenken. Mit einer solchen Präponderanz des dritten Standes konnte aber die alte Verfassung nicht bestehen, die ausdrücklich auf seine Inferiorität basirt war. Daß aber Necker den Sturz des alten Staates und das Unglück Ludwig's XVI. gewollt, wie man aus Haß gegen ihn, den Fremden und Protestanten, so oft ausgesprochen, ist eine Behauptung, die keine Widerlegung verdient und nur aus der dem religiösen und politischen Fanatismus eigenthümlichen Sophistik und Verdrehung der Wahrheit erklärt werden kann.

In mehren Provinzen suchten sich die beiden privilegirten Stände der doppelten Repräsentation des Tiers-etat zu widersetzen, gaben aber bald nach, nur in der Bretagne zogen der Adel und die Prälaten es vor, sich von dem Reichstage ganz auszuschließen und lieber keine Deputirten zu demselben zu ernennen, als die Verdoppelung des dritten Standes anzuerkennen. Die bretagnischen Pfarrer aber, die von ihren Bischöfen, die sämmtlich dem Adel angehörten, sich getrennt fühlten, kehrten sich an die Opposition ihrer Vorgesetzten nicht, sondern schickten ihre Abgeordneten zu den Reichsständen, die, als der Kampf zwischen den beiden Parteien endlich ausbrach, sich fast alle zum Tiers-etat schlugen und die Losung zu der großen Defektion des Klerus gaben. Es bildeten sich während der Wahlen zuerst in den größern Orten Comités, um mit den Deputirten in Versailles zu correspondiren und über die Verhandlungen des Reichstages in Kenntniß gesetzt zu werden. Diese Comités waren die Cadres oder Rahmen der nachmaligen revolutionairen Clubs. — Die erste Einrichtung dieser Art, die sich in Paris bildete, war der Club Breton, in welchem die dem Adel und der Prälatur feindlichen Deputirten dieser Provinz sich versammelten und die Besuche und Glückwünsche Gleichgesinnter aus den übrigen Theilen des Landes erhielten. In diesen Versammlungen kündigte

sich der Geist und die Sprache der Revolution zuerst an. Hier wurde den Bezeichnungen „der Aristokraten und Demokraten" ihre besondere Anwendung auf die damaligen Verhältnisse gegeben.

Während der Wahlen zu den Reichsständen fand, wie natürlich, in der Nation eine große Bewegung statt, die jedoch keinen der Monarchie durchaus feindlichen Charakter an sich trug. Es lag in der öffentlichen Stimmung in jenem Augenblicke mehr der Wunsch und das Bedürfniß einer Verbesserung als einer Zerstörung des Bestehenden. Aber der auf einmal in ungewöhnlicher Stärke erwachte Trieb zu Neuerungen, der seit hundert Jahren in der Intelligenz der Nation entstandene Bruch mit der Vergangenheit, die Folgen des abstrakten Idealismus des siebzehnten und des materiellen Skepticismus des achtzehnten Jahrhunderts hatten eine große Geringschätzung des Vergang...en hervorgebracht und ließen eine Erweiterung jenes Bruches voraussehen. — Ungeachtet eines Wahlgesetzes, das dem Geiste der Demokratie nicht günstig war — denn die erste Versammlung, aus allen volljährigen Individuen, welche dem Staate eine direkte Steuer irgend einer Art bezahlten, bestehend, ernannte nicht die Deputirten, sondern nur die Wähler, von denen wiederum die Abgeordneten zum Reichstage ernannt wurden — ging dennoch aus den Wahlen eine große Mehrheit im Interesse des Tiers-etat und der demokratischen Ideen hervor. Der Reichstag bestand aus zwölfhundert Mitgliedern, dreihundert für die Geistlichkeit, dreihundert für den Adel, sechshundert für den dritten Stand. Unter letztern gab es nur eine geringe Zahl der Erhaltung der bestehenden Verfassung zugewandter Individuen und eine sehr große, die von einem brennenden Triebe zu Neuerungen und Veränderungen beseelt war. Außerdem zählten der Adel und die Geistlichkeit, in umgekehrtem Verhältnisse, der Adel mehr unter seinen Mitgliedern ersten Ranges, die Geistlichkeit mehr auf ihren untern Stufen, viele den Ideen des Tiers-etat geneigte Deputirte, der auf diese Art, hätte selbst mehr Maß und Begrenzung ursprünglich in seinen Ansichten geherrscht, zu der Meinung kommen mußte, sich für die vorherrschende Macht auf diesem Reichstage anzusehen.

Unter diesen zwölfhundert Repräsentanten der Nation gab es eine bedeutende Anzahl durch ihren Charakter, ihre Talente, ihre Geburt ausgezeichneter Personen, aber nur wenige, die eine allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zogen und im Besitze ungewöhnlicher Fähigkeiten zu einem vorherrschenden Einflusse berufen schienen. Unter diesen ragte vor Allen der Graf von Mirabeau hervor, der, so weit eine in den Einrichtungen und Gesinnungen so lange vor-

bereitete Begebenheit, wie die französische Revolution, auf Rechnung eines einzigen Hauptes gesetzt werden kann, am meisten zu ihrem Ausbruch beigetragen hat. In seinem Geiste und Charakter lagen dieselben tiefen Widersprüche, dieselben unvereinbaren Contraste, wie in jener großen Begebenheit selbst, für deren vornehmsten Repräsentanten er gelten kann. Sein Privatleben war durch Unordnungen und Verirrungen aller Art bezeichnet und in hohem Grade unglücklich gewesen. Er schien um jeden Preis, und wäre es, wie Catilina, auf den Ruinen seines Vaterlandes, zum Besitze von Macht und Größe gelangen zu wollen. Auf der andern Seite begriff er, mehr wie irgend ein Anderer, die Nothwendigkeit einer Erneuerung des gesammten öffentlichen Lebens in Frankreich, ohne welche die Nation zu ersticken und zu vermodern bedroht war, und war in höchstem Grade mit den Mitteln, sich an die Spitze der Bewegung zu stellen und sie zu leiten, ausgerüstet. Sein Herz, das in den individuellen Verhältnissen des Lebens eine selbst das damals gewöhnliche Maß der Zerrüttung und Verdorbenheit übersteigende Zügellosigkeit bewiesen, war, wie man dies bei den Menschen der antiken Welt häufiger als in modernen Zeiten gesehen, bei der Behandlung der großen und allgemeinen Zustände des Lebens des größten Aufschwunges, der größten Begeisterung fähig, und wenn seine bösen Leidenschaften ihn als Menschen zu einer Menge tadelnswerther Handlungen fortgerissen, so that er als Staatsmann eine unerschütterliche Ueberzeugung von der Wahrheit seiner Grundsätze und einen ungewöhnlichen Aufwand von Kraft zu ihrer Bethätigung dar. Dieser außerordentliche Mann vereinigte zwei sonst fast immer getrennte Eigenschaften: einen flammenden stürmischen Ungestüm in der Ausführung seiner Plane und eine tiefe Kenntniß und scharfe Beurtheilung der Individuen und Situationen bei deren Auffassung und ersten Anlegung. Er gehörte dem Adel der Provence an, war aber, von seinen Standesgenossen zurückgewiesen, zu dem Tiers-etat übergegangen und von diesem zu den Reichsständen gewählt worden. Er gab das Signal zu dem großen Bruche, der in dieser Versammlung zwischen dem Alten und Neuen entstand, und wenige Menschen, vielleicht selbst nicht Napoleon, haben einen tiefern Einfluß, in welcher Weise, ob zum Glück oder Verderben, wird erst die Nachwelt vollkommen entscheiden können, auf das Schicksal Europas, wie Mirabeau, ausgeübt. Arm, von seines Gleichen verlassen, den meisten Mitgliedern des Tiers-etat fremd, war ihm zur Ausführung seiner Plane, einer Regeneration des französischen öffentlichen Lebens, eine materielle Unterstützung, ein

äußerer Hebel nöthig, ohne den seine Wirksamkeit eine oberflächliche und rein theoretische geblieben wäre. Er schloß sich deshalb dem Herzoge von Orleans an, der, alle Mängel Mirabeau's ohne einen seiner Vorzüge theilend, sein unermeßliches Vermögen und mit ihm alle Mittel eines geheimen und öffentlichen Einflusses zu seiner Verfügung stellte und von ihm eine Zeit lang ganz unterjocht wurde. Als Mirabeau an das Ziel, das er sich vorgesetzt, die Errichtung eines auf einer demokratischen Grundlage ruhenden großen Gemeinwesens mit einem erblichen Königthume an der Spitze, gekommen, sagte er sich von seinem Genossen los, der nur seinen Haß gegen seine königlichen Verwandten befriedigen wollte, und wandte sich, wie im Anfange der Revolution der Seite der Bewegung, so jetzt der des Widerstandes zu, und war glücklich genug, in einem Moment zu sterben, wo das Gelingen seiner Plane noch möglich schien. Er hat vor Allem das Verdienst gehabt, in die Revolution Verstand und Zweck gebracht zu haben. Ohne ihn hätte sie wahrscheinlich mit der Anarchie angefangen und wäre nie zu irgend einem System und Resultat gekommen und ihre böse Seite noch zügelloser hervorgebrochen.

In den Cahiers oder Instruktionen der Wähler für ihre Repräsentanten bemerkte man allgemein eine gewisse Tendenz zu Veränderungen, die allerdings schon durch die materielle Lage des Staates, der so nicht länger fortdauern konnte, nothwendig geworden waren. Jedoch trat hier bei den einzelnen Ständen ein großer Unterschied der Gesinnung und Meinung vor, aus dem nothwendig bei dem Zusammentreten derselben ein bedenklicher Zwiespalt zu erwarten war. Die Geistlichkeit, sich über die herrschende Richtung der Zeit beklagend, huldigte ihr jedoch insofern, als sie im Namen des Evangeliums eine Toleranz verlangte, die sie früher als ein Verbrechen betrachtet hatte. Sie erklärte sich übrigens, wie der Adel, zum Aufgeben ihrer pecuniairen Privilegien und Exemtionen bereit. Beide schienen der Nation das aufopfern zu wollen, was sie dem Könige so lange mit Hartnäckigkeit verweigert hatten. Adel und Geistlichkeit sprachen viel von ihrer Anhänglichkeit an die bestehende Verfassung, erklärten aber dennoch die periodische Wiederkehr der Reichstage und die Verantwortlichkeit der Minister für nothwendig, Einrichtungen, die mit der Monarchie, wie sie seit so langer Zeit bestand, unvereinbar waren und, wenn sie ins Leben traten, eine vollkommene Umgestaltung derselben hervorbringen mußten. In den Cahiers für die Repräsentanten des dritten Standes sprach sich aber die wirkliche Stimmung der Nation auf eine viel

schärfere Weise aus. Es ging aus ihnen kein eigentlicher Haß gegen das Königthum, noch weniger gegen die Person Ludwig's XVI. hervor, aber eine Gleichgültigkeit für dasselbe, ein Zweifel an seinem Werthe und seiner Nothwendigkeit. Die Einen wandten sich den Principien der englischen Verfassung zu, von Andern ward die der nordamerikanischen Freistaaten als Muster aufgestellt, Manche hatten sich an die Grundsätze Montesquieu's gehalten oder zeigten sich von Rousseau's Contrat social begeistert. In einigen dieser Cahiers ward dem Adel eine, wenn auch sehr beschränkte Existenz zugesichert, in andern dessen vollkommene Aufhebung verlangt. Das religiöse Gefühl, das früher bei Veranlassungen dieser Art sich so lebhaft ausgesprochen, schien fast verschwunden zu sein und man konnte leicht erkennen, daß unter allen großen geistigen Einflüssen der letzten Zeit der Voltaire's am mächtigsten und zerstörendsten gewirkt hatte. Die Vorschläge zur Verbesserung und Verwaltung der Justizpflege griffen der erblichen Magistratur an ihr Dasein. Diese Körperschaft schien sich in der öffentlichen Meinung noch mehr als Klerus und Adel überlebt zu haben. Der Grundmangel in allen diesen Planen und Vorschlägen war der in den Formen und Gewohnheiten des französischen Geistes seit hundert Jahren lebende Hang zu idealen Abstraktionen und der Trieb, sie in die Wirklichkeit, ohne Rücksicht auf deren besondere Bedürfnisse und Rechte, einzuführen, eine Richtung des französischen Genius, die zuerst in der Literatur, den Sitten und dem individuellen Leben erschienen und allgemein geworden war, und sich zuletzt natürlich auf die Politik und den Staat werfen mußte. Der tiefe Bruch mit der Vergangenheit, der unter Ludwig XIV. hervorgetreten und unter Ludwig XV. herrschend geworden, die Neigung, sich von allem Gewordenen, Herkömmlichen, Natürlichen loszusagen und eine Welt von Abstraktionen und Convenienzen an die Stelle der Natur und Geschichte zu setzen, überredete die Franzosen in diesem entscheidenden Augenblicke einen ganz neuen, mit der Vergangenheit in keiner Verbindung stehenden Zustand schaffen und alles Ueberlieferte verwerfen zu müssen. Ein Volk, das in dem ältesten aller modernen Staaten und der so lange der festeste gewesen und unter derselben Dynastie seit acht Jahrhunderten gelebt, geberdete sich, als käme es eben erst auf die Welt und öffnete zum ersten Male die Augen. Diese Stimmung der Nation, verbunden mit der gefährlichen innern Lage des Landes, mußte, bei Abwesenheit tiefer religiöser und sittlicher Ueberzeugungen, eine weit über alle Nothwendigkeit hinausgehende Zerstörung des Bestehenden hervorbringen.

Der Reichstag ward den 5. Mai (1789) eröffnet und die Stände erfuhren aus Necker's Rede, daß die Lage der Finanzen, obgleich weniger beschwert, als man geglaubt, dennoch neue Auflagen nothwendig mache. Gleich in den ersten Sitzungen, die der Eröffnung folgten, that sich die in dieser Versammlung herrschende Disharmonie über die Form kund, unter der die Rechte und Vollmachten der einzelnen Deputirten zu untersuchen seien. Adel und Geistlichkeit verlangten, daß dies, wie früher üblich gewesen, von jedem Stande besonders geschehe. Der Tiers-etat aber bestand darauf, daß die Prüfung der Wahlen und Vollmachten, weil dies ein Gegenstand von gemeinsamer Wichtigkeit sei, von einer aus Mitgliedern der drei Stände zusammengesetzten Kommission vorzunehmen sei. Geistlichkeit und Adel fürchteten, daß dies der Anfang zu einer Vermischung der drei Stände sei und daß der Tiers-etat, sich auf die gemeinschaftliche Verifikation stützend, auch die Gemeinsamkeit der Verhandlungen und Abstimmungen verlangen würde, wodurch er zum Herrn der beiden andern Stände geworden wäre. Dies war in der That der Zweck der Führer des Tiers-etat. Es war dies eine Lebensfrage, weshalb beide Parteien ihre Ueberzeugungen und Ansprüche mit dem größten Nachdruck verfochten. Die Unterhandlungen hierüber dauerten eine Zeit lang ohne Resultat fort und die beiden ersten Stände gaben selbst den Wünschen des Königs kein Gehör, der, von der Unruhe und dem Zeitverluste, den dieser Streit hervorbrachte, betrübt, Geistlichkeit und Adel zur Nachgiebigkeit aufgefordert hatte, als der Tiers-etat endlich (3. Juni) eine Kommission und zu ihrem Präsidenten Bailli, einen berühmten Gelehrten, ernannte, welche sämmtliche Deputirte, ohne Unterschied der Stände, ihre Wahlberechtigung und Ernennung vorzulegen aufforderte. Den 11. Juni begannen einige Pfarrer aus Bretagne und Poitou die Defection der niedern Geistlichkeit, die in den folgenden Tagen mit reißender Schnelligkeit zunahm. Der dritte Stand, seiner Ueberlegenheit jetzt gewiß, beschloß einen entscheidenden Schritt zu thun. Am 16. Juni wurden, gegen Ende der Sitzung, mehre Mittel vorgeschlagen, den Tiers-etat, ohne Rücksicht auf die beiden ersten Stände, als die vollständige Repräsentation der Nation ansehen zu lassen, und den Tag darauf nahm der Tiers-etat, durch mehre Mitglieder des Adels und der Geistlichkeit verstärkt, den Namen „Nationalversammlung" (assemblée nationale) an. Diese Maßregel war von äußerster Wichtigkeit und der erste große Schlag, der gegen die alte Monarchie geführt wurde. Der Tiers-etat konnte, wie man dies mehrmals bei den Berufungen der Reichsstände in frühern Zeiten

gesehen hatte, ein gewisses Uebergewicht erlangen und die alte Verfassung wurde, so lange der Unterschied der Stände blieb, nicht erschüttert. Adel und Geistlichkeit konnten, für den Augenblick im Nachtheil, immer wieder auf eine Wiederherstellung ihrer Suprematie hoffen. Aber sobald der Tiers-etat sich für die vollständige Repräsentation der Nation erklärte und die übrigen Stände sich ihm anzuschließen vorschlug, so stellte er sich nicht nur als den Meister des Staates hin, sondern die Vermischung der Stände in der nationalen Repräsentation mußte auch eine solche im Leben überhaupt zur Folge haben, von dem die Organisation des Reichstages gewissermaßen das große Musterbild und das allgemeine Modell war. Das Verhältniß der Regierung ward zu einer solchen einzigen Versammlung ebenfalls vollkommen verändert. Die Reichsstände waren keine konsultative Behörde, wie Notabeln und Parlamente, sondern theilten die gesetzgebende Gewalt mit der Krone, waren, einmal zusammengetreten, eine wirkliche Macht im Staate. Deshalb hatten die Könige, dieses wohl wissend, sie so selten als möglich berufen und ihren Einfluß durch die Theilungen der verschiedenen Stände, den einen durch den andern hindernd und beaufsichtigend, niederzuhalten verstanden. Diese Taktik ward bei einer einzigen Versammlung schwer oder unmöglich. An demselben Tage, wo der Tiers-etat eine so große Veränderung in der Organisation der nationalen Repräsentation vornahm, erklärte er zugleich: daß die bisherigen Steuern und Abgaben ungesetzlich seien, da sie ohne die Bewilligung der Reichsstände erhoben worden, daß sie aber dennoch in Betracht der Bedürfnisse des öffentlichen Dienstes weiter zu bezahlen seien, aber nur bis zur Trennung der Nationalversammlung, aus welchem Grunde diese auch erfolgen möge, und daß, von dem Tage ihrer Auflösung an, keine andern Steuern, als die von ihr bewilligten, zu entrichten seien. — Durch diesen Beschluß wollte die Assemblée nationale dem Könige ihre Auflösung schwer oder unmöglich machen. Die Haltung, die der Tiers-etat angenommen, sein Anspruch, die Nation allein zu repräsentiren, ward von den Anhängern der Monarchie, wie sie bisher bestanden, natürlich als eine Usurpation betrachtet und der König zum Widerstande gegen jene Beschlüsse vermocht. Die Minister setzten eine königliche Deklaration auf, die Ludwig XVI. den Ständen in einer feierlichen Sitzung mittheilen sollte. Unter dem Vorwande der Vorbereitungen zu dieser Feierlichkeit ward der große Saal, der ursprünglich zu den außerordentlichen Sitzungen bestimmt war, in denen die drei Stände ihre Conferenzen halten sollten, den aber der Tiers-etat für sich allein in

Beschlag genommen, geschlossen. Als die Mitglieder der Nationalversammlung den 20. Juni ihre Sitzungen fortsetzen wollten, fanden sie am Eingange des Saales Wachen, die ihnen den Eingang wehrten. Sie begaben sich hierauf unter Vortritt ihres Präsidenten in ein Lokal, das zu einem öffentlichen Ballspiel (jeu de paume) bestimmt war, und legten hier in Gegenwart vieler Zuschauer einen Eid ab, sich nicht eher zu trennen, als bis sie dem Königreiche eine neue Organisation gegeben und das Werk seiner politischen und socialen Wiedergeburt vollendet hätten. Dieser Auftritt brachte einen außerordentlichen Eindruck hervor. Am andern Tage schlugen sich hundertvierzig Mitglieder des geistlichen Standes zum Tiers-etat. Den 23. Juni geschah der letzte offene Widerstand des alten Königthums gegen die hereinbrechende Bewegung und Veränderung, die dasselbe nicht nur mit einer Beschränkung seiner bisherigen Allgewalt, sondern, wie vorausgesehen werden konnte, mit einer vollkommenen Vernichtung seiner Rechte bedrohten. Ludwig XVI. erschien, von seiner Familie, seinem Hofe umgeben, mit allem Apparat der Majestät, in dem großen Saale der Sitzungen und erklärte die Neuerungen, die der Tiers-etat in der Organisation der Reichsstände vorgenommen, für ungesetzlich und ungültig. Er verbot den Gebrauch des Namens „Nationalversammlung," setzte dem Anspruche, dem Staate eine Verfassung geben zu wollen, die Erklärung entgegen, daß eine solche, dem Recht und dem Herkommen nach, zugleich bestehe und eine Veränderung in derselben nicht von einer deliberirenden Versammlung überhaupt, und noch weniger von einer bloßen Fraktion derselben abhänge. Er befahl den Ständen getrennt, wie früher geschehen, zu berathschlagen, sich nur in gewissen außerordentlichen Fällen, bei Gegenständen, die alle drei zugleich betreffen würden, zu vereinigen und erklärte die politischen Privilegien der beiden ersten Stände zum Bestehen der Monarchie für nothwendig. Ludwig XVI. hob auf diese Art nicht nur, was der Tiers-etat bisher gethan, auf, sondern stellte ihm auch eine bestimmte Grenze, über die er, ohne sich einer offenbaren Empörung schuldig zu machen, nicht hinausgehen konnte. Indessen machte er eine bedeutende Concession, welche die absolute Monarchie dem Wesen nach aufhob und eine mit den Fortschritten der Aufklärung übereinstimmendere Ordnung der Dinge an ihre Stelle setzte. Er versprach fortan keine Abgaben ohne die Bewilligung der Reichsstände zu erheben und während ihrer Abwesenheit in außerordentlichen Fällen nur zu Anleihen bis zum Betrage von hundert Millionen berechtigt zu sein, den Reichstag regelmäßig und zu bestimmten Zeiten zu ver-

sammeln und überhaupt keine Gesetze über die Freiheit der Personen, deren Rechte, die Vertheilung der Abgaben u. s. w. ohne die Zustimmung des großen Rathes der Nation zu erlassen. Auf der andern Seite erklärte er alle Verhandlungen der Stände ohne seine Sanction für ungültig. Am Ende seiner Rede befahl Ludwig XVI. den drei Ständen, jedem sich in den Saal seiner Sitzungen zu begeben und dort die Berathungen fortzusetzen. — Es herrschte während dieser königlichen Sitzung in der Versammlung eine tiefe Stille und innere Bewegung. Diejenigen, welche in der Nationalversammlung durch die Theilnahme an einer Reorganisation des gesammten öffentlichen Lebens zu Ruhm und Macht emporzukommen gehofft hatten, sahen sich plötzlich von diesen hohen Hoffnungen auf die beschränkte Stellung der Mitglieder einer blos berathenden Versammlung herabgebracht. Andere, die ohne persönlichen Ehrgeiz gleichwohl eine partielle Reform des Staates für unzureichend hielten, wurden von dieser unerwarteten Erklärung Ludwig's XVI. bestürzt. Dieser König hatte sich bisher so schwach und unentschlossen gezeigt, daß man keinen ernsten Widerstand von ihm für möglich gehalten hatte. Seine ausdrückliche Erklärung ließ jedoch keinen Zweifel übrig und die meisten Mitglieder des Tiers-etat sahen kein Mittel, die von ihnen usurpirte Stellung zu vertheidigen. Die Meisten von ihnen besaßen, wie dies fast immer bei einer Partei, die eine große Bewegung beginnt, stattfindet, nicht das volle Gefühl ihrer Kraft, es fand sich dies nur bei Einigen unter ihnen vor. An der Spitze dieser stand Mirabeau, der, nachdem Ludwig XVI. sich zurückgezogen, seine Freunde darauf aufmerksam machte, daß unter den Ministern, die den König begleiteten, Necker, bei weitem der fähigste und geachtetste, gefehlt, und daß dies ein Zeichen sei, daß er die Gesinnungen des Königs nicht theile, und demnach in den höchsten Kreisen der Regierung selbst eine Meinungsverschiedenheit stattfinde. Dieser Umstand machte dem Tiers-etat Muth. Er beschloß zu widerstehen und blieb, anstatt sich in sein besonderes Lokal zurückzuziehen, in dem Saale, in dem er schon früher seine Versammlungen gehalten hatte. Der königliche Ceremonienmeister erschien und lud ihn, im Namen des Monarchen ein, sich in den ihm angewiesenen Versammlungsort zu begeben, als Mirabeau ihm erwiederte, daß der Tiers-etat durch die Macht des Volkes versammelt sei, und daß nur die Gewalt der Bajonette ihn zu trennen im Stande wäre. — Dies war das Signal einer offenen Empörung, aber Ludwig XVI., der die moralische Kraft gehabt, in einer wohl durchdachten und zweckmäßigen Rede den Ansprüchen der Neuerer eine Grenze setzen

zu wollen, besaß nicht die materiellen Mittel, seinem Willen Nachdruck zu geben. Ein Fürst von entschiedenerm Charakter würde in diesem Falle wahrscheinlich zu einem gewaltsamen Angriffe auf die Versammlung, die als sein Feind auftrat, geschritten sein, ein solcher aber würde es gar nicht zu der Möglichkeit eines solchen Widerstandes haben kommen lassen. Die Nationalversammlung, denn von dem Augenblicke an, wo der letzten Erklärung des Königs keine Folge geleistet wurde, gab es keine Reichsstände mehr, erließ noch an demselben Tage, bald nachdem der König sich zurückgezogen, auf Mirabeau's Vorschlag, ein Gesetz, das ihre Mitglieder für unverletzlich und die, welche einen Angriff irgend einer Art auf dieselbe begehen würden, des Hochverrathes schuldig erklärte. Ludwig XVI., ohne innere Kraft und äußere Unterstützung, von dem Sturme, der sich um ihn zu erheben anfing, wie betäubt, gab der Versammlung nicht nur nach, sondern befahl den, dem bisherigen Systeme der nationalen Repräsentation treu gebliebenen Mitgliedern der Geistlichkeit und des Adels ausdrücklich, sich mit dem Tiers-etat zu vereinigen. Vergebens stellte ihm in einer merkwürdigen Unterredung der Präsident der Adelskammer, der Herzog von Luxenburg, die Folgen dieser Vereinigung vor, welche den ganzen bisherigen Zustand über den Haufen zu werfen und die Krone ihrer Rechte zu berauben drohte. In den letzten Tagen des Juni hatten sich fast alle Mitglieder der Geistlichkeit und des Adels mit dem Tiers-etat vereinigt. Der Erzbischof von Paris, der am längsten in seiner Opposition gegen die Nationalversammlung beharrt, wurde von dem pariser Pöbel öffentlich angefallen und mit dem Tode bedroht. Der König und die königliche Familie selbst lagen ihm an, dem Strome zu folgen, gegen den fortan jeder Widerstand unmöglich schien. — Von diesem Augenblicke an, wo der König selbst in die Zerstörung der herkömmlichen, tief begründeten Form der Reichsstände und den sich schnell erweiternden Bruch mit dem bis dahin herrschend gewesenen politischen und socialen Zustande der Nation einwilligte, begann die Revolution und nicht erst mit der Einnahme der Bastille oder der Vollendung der ersten Constitution u. s. w., die alle unmittelbare und natürliche Folgen jener ersten Bewegung waren, welche die alte Verfassung in ihren Grundfesten erschüttert hatte.

Die großen Veränderungen, die im Laufe mehrer Jahrhunderte, besonders von der Regierung Philipp des Schönen an, in der Organisation des französischen Staates eingetreten waren, hatten allerdings viel lange Bestandenes verschwinden, viel vorher Unbekanntes sich erheben lassen. Dies aber war langsam und allmälig geschehen,

das Neue war erschienen, bevor das Alte vollkommen erstorben gewesen. Ersteres nahm Letzteres in sich auf und schien unter andern Formen eine Fortsetzung desselben zu sein. Es zieht sich durch das Gewebe der Entwickelung des französischen Volkes von den dunkeln Zeiten der Erhebung der dritten Dynastie in der Person Hugo Capet's bis zu ihrem Culminationspunkte unter Ludwig XIV. ein Faden hindurch, dessen Lauf man, so viel fremder Stoff auch allmälig zu dem Ganzen hinzutritt, immer verfolgen kann. Durch die französische Revolution aber wird dieser Faden zerrissen. Vollkommen neue Elemente werden in das öffentliche Dasein dieses Volkes eingeführt und die, welche sich aus diesem frühern Zustande her erhalten oder in der Folge wiederum geltend machen, erfahren, wenigstens in ihren Formen, eine wesentliche Umwandelung, so daß mit ihr ein durchaus neuer Abschnitt in der Entwickelungsgeschichte der französischen Nation beginnt.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Druckfehler.

Seite	27	Zeile	5	statt: Surennes lies: Suresne
=	—	=	18	st. Primas von Gallien l. Primas von Aquitanien
=	38	=	31	st. Augenblicke l. Antritte
=	103	=	13	st. in den Vorstellungen l. in der Theorie
=	133	=	14	schalte nach hundert Jahre „vorher" ein
=	216	=	7	st. Louvre l. Luxenburg
=	231	im Columnentitel lies statt Richelieu: Mazarin		
=	233	Zeile	2	st. ihn l. ihm
=	249	=	4	st. seine l. ihre
=	264	=	37	st. er l. es
=	270	=	20	st. fordern l. forderten und schalte dann „nach seiner Meinung" ein
=	273	=	29	st. ihn l. ihr
=	277	=	26	st. wie erstere von letzteren l. wie letztere von ersteren
=	282	=	34	st. Druck l. den Druck
=	297	=	30	st. wider l. wieder
=	302	=	10	st. hängten l. hingen
=	314	=	34	st. beschäftigen l. beschränken
=	331	=	40	st. Franzosen l. Spanier
=	332	=	24	st. fühlte l. fürchtete
=	340	=	14	st. Insel Bidassoa l. Insel in der Bidassoa
=	347	=	16	st. ihren Zögling l. seinen Zögling
=	356	=	33	st. später l. durchaus
=	368	=	38	st. sich selbst angehörte l. sich nicht selbst angehörte
=	377	=	8	st. einer seiner unbeschränkten Macht l. einer unbeschränkten Macht
=	429	=	26	st. vermehrten l. erschwerten
=	444	=	16	st. wie l. nur
=	452	=	5	nach „der ganz zu seinen Gunsten war" schalte die Worte: „zu Grunde gelegt und" — ein
=	475	=	11	st. Gesinnung l. Gesittung.
=	503	im Columnentitel l. Marlborough		
=	505	Zeile	22	st. Philipp IV. l. Philipp V.
=	508	=	37	st. Befreiung l. Befriedigung
=	509	=	2	st. wie Karl des Großen l. wie Karl der Große
=	519	im Columnentitel st. derselben l. desselben		
=	544	=	7	st. nach l. noch
=	547	=	23	st. totalen l. großen
=	—	=	36	st. Aragonien l. Kastilien
=	578	=	38	nach „viel" schalte „von" ein
=	590	=	15	st. mit der Gegenwart l. mit der Vergangenheit
=	611	=	33	nach gewissermaßen schalte „nie" ein
=	712	=	31	st. viel von seinem l. viel von ihrem

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

Do not
remove
the card
from this
Pocket.

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU

HF
A747g

8702

Author Arnd, Eduard

Title Geschichte des Ursprungs der Entwickelung
des französischen Volkes. Vol. 5.

NAME OF BORROWER.